This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

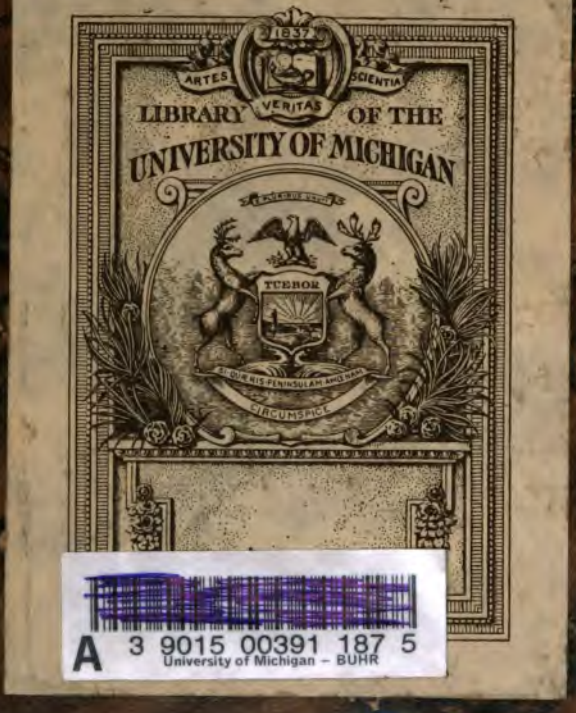
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

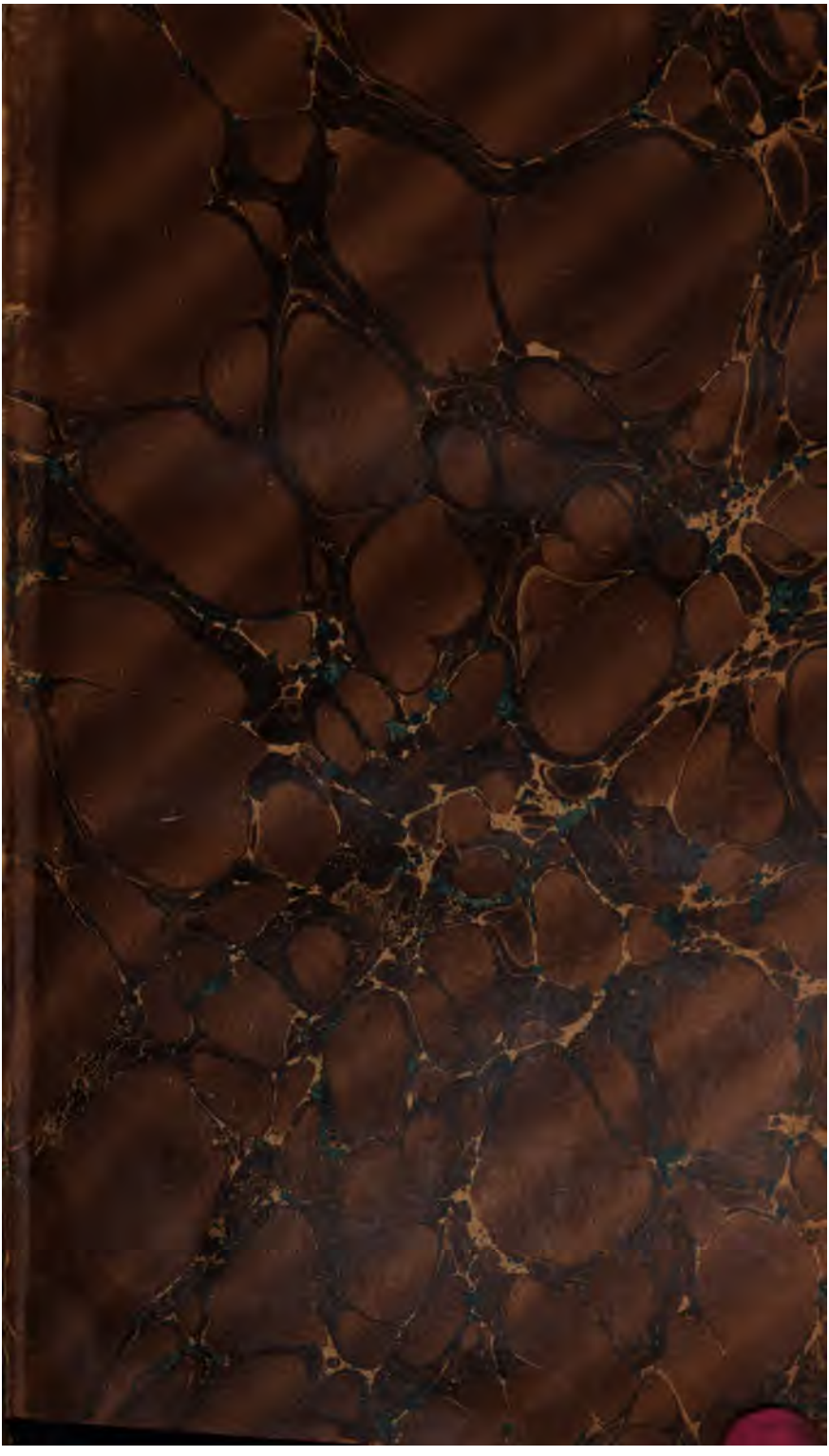
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



A 3 9015 00391 187 5
University of Michigan - BUHR



B
3086
S222

Vorlesungen

über

Akademisches Leben

und

Studium.

Von

Emil August von Schaden,

Doktor und Privatdocent der Philosophie an der Universität Erlangen.

Marburg und **Leipzig.**

Druck und Verlag

der Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung.

1845.

4-29-37 J.A.

Vorrede.

Der nächste Zweck, welcher dieſen Vorleſungen geſteckt worden iſt, hat ſchon zweimal nicht verfehlt, ſein Ziel zu erreichen. Denn erſt nachdem ich ſowohl im Winterſemeſter 18$\frac{4}{5}$ als in dem von 18$\frac{4}{5}$ den Eindruck wahrzunehmen Gelegenheit hatte, welchen der Inhalt dieſes Werkes auf meine Zuhörer hervorbrachte, entſchloß ich mich zu dem Wagniß, mit dem, was ich über akademiſches Leben und Studium ſagen zu können glaube, vor das größere Publikum und namentlich auch vor die geſammte ſtudierende Jugend meines Vaterlandes hinzutreten.

Der Moment nun, in welchem ich dieſe meine Vorleſungen veröffentliche, ſcheint mir (von den ſtaatlichen und politiſchen Beziehungen ganz zu ſchweigen) ſchon an ſich für ein derartiges Unternehmen ebenſo günſtig wie für den Zuſtand der deutſchen Univerſitäten kritiſch. Ich ſage erſtlich günſtig für den Verfaſſer. Denn zu keiner Zeit ſeit dem moderneren Zuſchnitt der Univerſitäten iſt es der Jugend noch ſo aufgegangen, wie das Aeußerliche nicht den Studenten bilde, dieſen vielmehr lächerlich mache, wenn nicht das Innere zur vollkommenſten Entfaltung und Erſcheinung gelange. Woran daher die Jugend ſonſt und ſo eben noch unerſchütterlich feſthielt, das läßt ſie jetzt faſt gleichgültig fahren. Iſt doch z. B. ſelbſt bereits das alte Anſehen des Duelles beinahe mehr als verfallen. Solche Epochen, zu welchen ein Altes zuſammenbricht, ſind aber zu allen Zeiten gefährliche, und deßhalb

ſagte ich auch, daß unſere deutſchen Univerſitäten ſich im Zuſtand einer Kriſis befinden. Denn wenn nicht das Ganze des Inſtitutes darunter leiden ſoll, wenn namentlich unſere Hochſchulen weniger durch äußerlichen Einfluß, ſondern mehr noch durch innere unwahre, unfriſche und altkluge Umgeſtaltung ſich nicht in bloße Lern-Anſtalten verwandeln ſollen, die aller höheren Poeſie des Lebens, Handelns und Denkens entbehren, ſo muß an die Stelle des mehr oder weniger verkommenen Alten ein lebensvolles Neues treten. Das Bewußtſein eines ſolchen Neuen iſt es, was ich in der ſtudierenden Jugend erzeugen möchte, und dies iſt die Abſicht, mit der ich dieſe Vorleſungen ausgearbeitet habe. Was iſt aber dieſes Neue? — wird man fragen. Es iſt, antworte ich, nur das Alte. Denn das, was die Univerſitäten hat entſtehen laſſen, das ſoll und muß ſie auch erhalten. Der Verfaſſer dieſer Arbeit will daher nichts thun, als daß er den Begriff des ſtudierenden Jünglings von der Seite erfaßt, von der ihn uns Geſchichte und Erfahrung darſtellen, nichts als daß er ihn ſodann aller falſchen und eiteln Zuthaten entkleidet und endlich mit allen Conſequenzen als das wohl zu erreichende Muſterbild der ſittlichſten und intelligenteſten Freiheit hinſtellt. Auch hat er deßhalb das ganze Leben vorangehen und erſt dieſem das Studium folgen laſſen, da bei dem Studierenden doch wie überall die Exiſtenz das Erſte, That und Entwicklung derſelben aber durchaus nur das Zweite und Letzte iſt.

So nothwendig aber auch dies Alles geſagt werden mußte, ſo gibt es doch noch eine Seite der Betrachtung für das vorliegende Buch, welche der Verfaſſer deſſelben nicht als die unbedeutendſte daran hervorgehoben ſehen möchte. Obgleich nämlich ſeine Arbeit allerdings eine vorwiegend methodologiſche und hodegetiſche Tendenz hat, ſo iſt doch ihrem ſchon der Maſſe nach entſchieden bedeutenderen zweiten Theile vom akademiſchen Studium das Ganze einer wiſſenſchaftlichen Anſchauung zu Grunde gelegt

worden, die auf einem vom Verfaſſer geſchaffenen Syſteme beruht. Man ſage hier nicht, daß etwas derartiges ſich keineswegs mit der Haupttendenz des Werkes vertrage. Vielmehr würde es geradezu von wiſſenſchaftlicher Schwachheit zeugen, wenn man ſich einbilden wollte, eine Gliederung aller wiſſenſchaftlichen Disciplinen geben zu können, ohne daß derſelben eine Einſicht zu Grunde gelegt würde, die nicht nur in allem Erkennbaren eine Einheit wahrnimmt, ſondern dieſelbe auch mehr oder minder bis in das Detail hinein auszubilden und darzuſtellen ſucht. Verhält ſich nun aber dieſes in ſolcher Weiſe, ſo kann alſobald nur noch vom Werthe des vom Verfaſſer zu Grunde gelegten Syſtemes die Rede ſein. Dieſer hat daſſelbe zu großem Theile ſchon in ſeinen früheren Werken entwickelt, niemals indeß noch, wie er glaubt, ſo einfach und zuſammenfaſſend wie in der vorliegenden Arbeit. Das Centrum aller Exiſtenz iſt ihm der Menſch — der innere ſowohl wie der äußere. Denn beide ſind im Grund nur Einer. Ihn, den Menſchen, glaubte und glaubt er noch überall zu finden, wohin er nur ſein Auge wenden mag. Denn ſelbſt Gott iſt nur der ewige Typus (παράδειγμα), nach welchem ſein Ebenbild (εἰκών) Exiſtenz gewonnen hat. Weder der gründliche Naturkundige, noch der Geſchichts- und Bibelforſcher, ja ſelbſt nicht einmal der Pantheiſt oder Rationaliſt kann im Allgemeinen gegen dieſe Theſis allzu viel einzuwenden haben, da ſie doch alle zuletzt wenigſtens auf Ein Haupt- und Grund-Geſetz der Intention oder des Zufalls zurückgehen, ſowie auch dem Menſchen eine entſchieden primäre Stellung zugeſtehen. Eine andere Frage iſt freilich, ob der Verfaſſer ſeinen Typus richtig, oder auch nur die richtige Seite ſeines Typus ergriffen und durchgeführt habe. Ruhig überläßt er dies einer billigen Kritik, und glaubt ſich allein gegen die verwahren zu müſſen, welche, weil ihnen vielleicht das eine oder andere Detail nicht der Wirklichkeit entſprechend erfaßt zu ſein ſcheint, alſobald gegen das

Princip überhaupt ankämpfen zu dürfen glauben. Dies ist durch so viele Thatsachen und darunter durch so gewaltige und großartige gestützt, daß eine einzelne Ausstellung oder selbst einzelne Ausstellungen so viel wie nichts besagen würden. Die aber, sei es nun mit Recht oder Unrecht, gemacht werden mögen, wird der Verfasser nur dann in billigender und ablehnender Weise berücksichtigen können, wenn sie auf einem zusammenhängenden Studium seines Werkes beruhen, hievon das Zeugniß an der Stirne tragen und demnach nicht nur Abgerissenes, Zerstücktes und Entstelltes in einer Art vorbringen, welche die intellektuale Incompetenz auf das schlagendste dokumentirt. Denn die innerliche Gliederung des vorliegenden Werkes und des ihm zu Grunde gelegten Systems ist eine so mannigfach verschlungene und auf einen speziell modificirten letzten Grund der Dinge bezügliche, daß, wie das Ganze nur durch völlige Erfassung des Einzelnen, so auch umgekehrt jedes, selbst das speziell Einzelnste allein durch die tiefste Aneignung der allgemeinen Grundlagen begriffen werden kann.

Dies wäre es nun ungefähr, was in dieser Vorrede nicht umgangen werden konnte. Da es aber auch Alles ist, so bleibt dem Verfasser nichts übrig, als noch die Nachsicht seiner Leser anzusprechen: — eine Nachsicht, auf die jeder hinzusündigen genöthigt ist, welcher einen Organismus des gesammten Wissens aufzustellen wagt und dadurch nur allzu leicht mit den Männern der speziellen Fächer in Conflikt geräth.

Erlangen, im Januar 1845.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Ueber das akademiſche Leben.

Seite

Erſte Vorleſung.

Ueber den Begriff des akademiſchen Bürgers 3

Zweite Vorleſung.

Hiſtoriſche Beſtätigung des vom akademiſchen Bürger gegebenen Begriffes. Berückſichtigung einiger Einwendungen 18

Dritte Vorleſung.

Ueber die Möglichkeit einer von den Studierenden unter ſich auszuübenden Cenſur 33

Vierte Vorleſung.

Ueber den freundſchaftlichen und geſelligen Verkehr der Studierenden unter einander 49

Fünfte Vorleſung.

Vom Duell. A. 62

Sechſte Vorleſung.

Vom Duell. B. 70

Beilage. C. 78

Siebente Vorleſung.

Vom Verhältniß der Studierenden zu ihren Lehrern 88

Achte Vorleſung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur bürgerlichen Welt, dem Volke und der öffentlichen Sitte. Vom Verhältniß zu den Aeltern 97

Neunte Vorleſung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur ſocialen Welt und deren Mittelpunkt, den Frauen. — Schluß 107

II. Ueber das akademiſche Studium.

Seite

Zehnte Vorleſung.

Von den Vorbedingungen des akademiſchen Studiums. Vom Selbſtſtudium, vom Beſuch der Collegien und vom Nachſchreiben derſelben 121

Elfte Vorleſung.

Von der Claſſifikation der Wiſſenſchaften 135

Zwölfte Vorleſung.

Ueber das Studium der Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen . . 149

Dreizehnte Vorleſung.

Ueber die ſpeziellen Disciplinen der Naturwiſſenſchaften . . . 168

Vierzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Mathematik 192

Fünfzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Medizin 207

Sechzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Geſchichte 232

Siebzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Philologie 251

Achtzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Jurisprudenz 272

Neunzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Philoſophie 302

Zwanzigſte Vorleſung.

Ueber das Studium der Metaphyſik 334

Einundzwanzigſte Vorleſung.

Ueber das Studium der Theologie. A. 360

Zweiundzwanzigſte Vorleſung.

Ueber das Studium der Theologie. B. 394

Dreiundzwanzigſte Vorleſung.

Ueber die Wiſſenſchaft der Kunſt 428

Vierundzwanzigſte Vorleſung.

Ueber den Abgang von der Univerſität. — Schluß 459

I.

Ueber

das akademiſche Leben.

Erste Vorlesung.

Ueber den Begriff des akademiſchen Bürgers.

Seien Sie mir herzlich gegrüßt, meine Herrn, und um ſo herzlicher, da ich Sie in dieſem einleitenden Collegium ſo zahlreich verſammelt ſehe. Denn was kann den Lehrer des, äußerlich nicht, innerlich aber um ſo Nothwendigeren zu herzlicherem, muthigerem Anfang beſeelen, als die durch große Anzahl der Anweſenden ausgeſprochene Allgemein-Stimmung einer Hochſchule, daß es kein Gedeihen des einzelnen Studiums gebe ohne jene höhere Begründung, welche aus der Natur der Sachen und des in ihnen lebenden Geiſtes hervorgeht, und welche deßhalb jeden äußerlichen Beweggrund als einen ebenſo gemeinen wie nichtigen und eiteln verwirft! In ſolcher Ueberzeugung eines auf unſrer Univerſität ſich immer reicher und lebendiger entwickelnden Strebens nach dem einheitlichen Zuſammenhang der Dinge allein wird für mich, den Lehrer der Philoſophie, die beſte Beflügelung liegen, Ihnen in den nun eröffneten Vorleſungen mit kräftigen und ſcharfen Umriſſen vorzuführen, worin der hohe Beruf eines akademiſchen Bürgers beſtehe, und in welchem großartigen Geſammt-Organismus er als eingefügtes und bewußtes Glied mitzuwirken habe. Wie ich von Ihnen, ſo, hoffe ich, werden Sie auch von mir überzeugt ſein, daß ich es mir zum Ziele aller meiner Kräfte geſteckt habe, mich ſelbſt nicht als einen unwürdigen Theil jener Geſammtheit erfinden zu laſſen, deren allſeitige Schilderung der Gegenſtand dieſer Stunden werden ſoll. Denn für den Redenden wie für die Hörenden iſt das wechſelſeitige Zutrauen in die Reinheit und

Lauterkeit des Willens sowohl als der Gesinnung eine durchaus unerläßliche Vorbedingung, wenn nicht die Wirklichkeit des Erfolges den gehegten Erwartungen widersprechen soll. — Wir werden uns jetzt zuerst so rasch wie möglich in die Mitte der uns gestellten Aufgabe zu versetzen suchen.

Eine Methodologie des akademischen Lebens und vor Allem des akademischen Studiums kann auf eine doppelte Weise geliefert werden, indem die Betrachtung entweder den synthetischen oder den analytischen Weg einschlägt. Von diesen beiden ist nun der erstere jener, welcher sich nur mit der Sache zu thun macht. Man braucht nämlich auf der Fährte der Erkenntniß nur einige Schritte gethan zu haben, und es muß sich alsobald auf das Augenscheinlichste herausstellen, daß der Wissenstrieb ein organischer Trieb ist, also ein Centrum seines Begehrens besitzen muß. Er will das Verhältniß alles dessen, was außer ihm liegt, zu seiner Individualität, zu seiner Selbstheit ausfindig machen. Versucht er dies nun, so wird sich ihm alsbald die Erkenntniß aufdringen, daß sein Unternehmen unmöglich von Erfolg gekrönt sein könne, wenn er nicht eine gleiche Einheit, wie er sie in sich findet, auch in dem außer ihm Seienden supponirt. Als objektives sowie individuelles Glied dieses außer ihm Seienden wird sich nun aber der Erkennende bald dahin geführt fühlen, wieder auf eine höhere Einheit zurückzugehen, in welcher er neben und mit den Dingen der Außenwelt selbst nur als ein in vieler Beziehung koordinirtes Glied existirt. Alles Wissen ist daher, so folgert er, nur aus, in und durch Einheit. Ein Keim solcher vollendeter Einheit, wie sie die ganze Existenz umschlingt, muß indeß im Erkennenden als anwesend vorausgesetzt werden. Denn aus was könnte sonst der geschilderte Trieb hervorquellen? Es muß demnach das erkennende Individuum als ein koncentrirtes All des gesammten Daseins angesprochen werden. Ist nun diese seine Fülle recht energisch, so wird sich in ihm eben von wegen der Anwesenheit derselben augenblicklich ein erkennendes wie erkanntes, d. h. von ihm durchdrungenes Schema der allgemeinen Existenz setzen, welches sodann, mit der Wirklichkeit a posteriori zusammengehalten, ein in sich abgeschlossenes und universell zusammenfassendes Gerüst wissenschaftlicher Systematik darzustellen im Stande ist. Aus

ſolchem Baue reſultirt nun auf das natürlichſte die eine Art akademiſcher Methodologie, die alſo, wie die Exiſtenz ein All des Seins, ſo mit ihren verſchiedenartigen Gliedern ein All des Erkennens ausmacht. Schelling hat uns in ſeinen ſo berühmt gewordenen, im Sommer des Jahres 1802 zu Jena abgehaltenen vierzehn Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums ein Beiſpiel derartiger Behandlung geliefert. Denn ſo heißt es dort unter Anderem, wo von dem ſolchen Vorleſungen zu Grunde liegenden Prinzip die Rede iſt: „Es iſt die Idee des an ſich ſelbſt unbedingten Wiſſens, welches ſchlechthin nur Eines und in dem auch alles Wiſſen nur Eines iſt, desjenigen Unwiſſens, welches, nur auf verſchiedenen Stufen der erſcheinenden idealen Welt ſich in Zweige zerſpaltend, in den ganzen unermeßlichen Baum der Erkenntniß ſich ausbreitet. Als das Wiſſen alles Wiſſens muß es dasjenige ſein, was die Forderung oder Vorausſetzung, die in jeder Art deſſelben gemacht wird, aufs vollkommenſte und nicht nur für den beſonderen Fall, ſondern ſchlechthin allgemein erfüllt und enthält“ *).

Eine ſolche ſynthetiſche, d. h. aus ihrem Einheitsbegriff ſich herausentfaltende Methodologie iſt es nicht, die wir beabſichtigen. Jenes tiefe, aus der eigenen Innerlichkeit ſich zur Vielheit zerſpaltende Einheitsgefühl iſt eine ſeltene Gabe der Geiſter. Gewöhnlich offenbart es ſich höchſtens als eine Art Ahnung oder ſelbſt nur Inſtinkt des Rechten, von welchem unzählige Abirrungen die Schwierigkeit der Durchführung beweiſen, und man muß Schelling Glück wünſchen, wenn ihm der ſeltene, der Natur der Sache nach ſeltene Genuß zu Theil ward, ein Auditorium vor ſich zu haben, deſſen Geſammtheit die Geſammtheit ſeines Inhalts zu erfaſſen und zu durchdringen vermochte. Der Weg, welchen Leben und Erfahrung führen, iſt ein anderer als der ſynthetiſche: es iſt der analytiſche, der allmählig ſich enthüllende, welcher vom gegebenen Faktum zu deſſen Verhältniſſen, von dieſen zu Gründen und von ſolchen hinwiederum zu immer höheren bis zum letzten Grunde, bis zur eigentlichen Urſache, zum Erſtbewegenden führt. Der

*) Zweite Auflage. Erſte Vorleſung. S. 11.

Weg zur Erkenntniß geht, ſelbſt bei dem höchſten Genie, — nur daß ſich bei dieſem die Proceſſe oft in unglaublich kurzer Zeit vollziehen, — dieſer Weg geht nicht vom Einen zum Allen, ſondern immer vom Vielen zum Einen. Denn ſo iſt es ja die Veranlaſſung unzähliger Verirrungen des Einzelnen, ſowohl ethiſcher als intellektueller, daß er ſich ſtets von dem Mannigfaltigen verwirren läßt, z. B. in den tauſend Sinnlichkeiten und Genüſſen der Welt immer ein Neues hofft, während die einmalige Erfahrung ihn wohl für alle ähnlichen, wenn auch verſchiedenen Fälle belehren könnte. Ich habe deßhalb auch nicht vermittelſt zufälligen Griffes, ſondern mit Wohlbedacht Vorleſungen unternommen über akademiſches Leben und Studium, nicht etwa über akademiſches Studium und Leben oder auch nur über akademiſches Studium allein. Denn das Leben iſt immer das Praktiſchſte, das Empiriſchſte, das Unmittelbarſte, weil es den Zuſtand des Augenblicks bezeichnet, in dem wir uns mit allen unſeren Wünſchen, Begierden und Fähigkeiten hineingeboren finden. Wir müſſen erſt ſtehen können, ehe wir zu gehen verſuchen; wir müſſen uns erſt in eine Lage wirklich verſetzt haben, ehe wir aus ihr heraus zu handeln vermögen. Dennoch müſſen wir auch dieſe an ſich ganz richtige Stellung des Verhältniſſes mit nicht zu großer Buchſtäblichkeit und Einſeitigkeit auffaſſen. Denn wenn ich ſagte, daß die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Zuſtände und Wiſſenſchaften unſeren Ausgangspunkt vorzuſtellen habe, ſo habe ich damit nicht geſagt, daß dies deßhalb auf Koſten der Einheit und des Organismus geſchehen ſoll. Im Gegentheil, welche Verhältniſſe wir auch in ihrer vollen Unmittelbarkeit erfaſſen mögen, unſer letzter und höchſter Geſichtspunkt wird durchaus immer in Beziehung auf die Einheit ſein, ſo daß dieſe, fortwährend als der äußerſte Geſichtspunkt des Einzelnen erſcheinend, demnach zuletzt Contraktion wie Eduktion aus allen Einzelheiten vorſtellend, ſich als der gefundene Gipfelpunkt akademiſcher Vollendung und Geſammtheit geltend machen wird. Sollte hiebei ſelbſt in unſerer analytiſchen Conſtruktion doch hie und da eine bedeutendere Schwierigkeit nicht ganz zu vermeiden ſein, ſo rechne ich, meine Herrn, an ſolchen Stellen auf den natürlichen Wahrheitsſinn und jene Herzensweite des Jünglings, deren energiſchen Beſtrebungen ſelbſt das Ver-

ſchloſſenere ſelten einen völlig unüberwindlichen Widerſtand entgegenzuſetzen vermag.

Wollen wir aber nun in der bezeichneten Weiſe mit dem Beſonderen beginnen, und aus einem unmittelbar vorgefundenen Zuſtand uns zur Betrachtung des Höheren erheben, — womit könnten wir wohl einen beſſeren Anfang machen, als, um mich ſo auszudrücken, mit dem gegebenen Naturzuſtand des gewordenen Jünglings, welcher, von den Banden des Schulzwanges befreit, einer nun anhebenden Selbſtſtändigkeit für würdig erklärt worden iſt? Denn ſollen die Zuſtände und Verhältniſſe akademiſcher Exiſtenz nur irgend Wahrheit haben, ſo iſt es unumgänglich nöthig, daß ſie dem ihren Stoff bildenden Subjekte, ihren Bürgern homogen ſeien, da jede Einrichtung nur inſoweit eine richtige iſt, als ſie die Bedürfniſſe des ihr zugewieſenen Subſtrates deckt.

Man hat in Beziehung auf die Verhältniſſe, unter welchen der angehende akademiſche Jüngling die Univerſität bezieht, ſchon manchen Tadel laut werden laſſen. „In einem Alter, ſagt man, in welchem alle Leidenſchaften erwachen und, wenn ſie nicht gezügelt werden, einen eben ſo überraſchenden wie reißenden Fortgang nehmen, zu einer Epoche, wo, mit nur ſehr wenigen Ausnahmen, Wißbegierde ſelten viel mehr als Neugierde iſt, und der Zug nach freier Bewegung eine ſpäter oft ſchwer zu überwindende Trägheit erzeugt, in einem Zeitpunkte endlich, zu welchem in einem lebhaften jungen Kopfe alle Begriffe chaotiſch durcheinanderzugehen anfangen, und eine ſchiefe Fixirung derſelben dem ganzen Leben, wenn auch nicht für immer, ſo doch auf lange hinaus eine verkehrte Richtung geben kann, — in einem ſolchen Momente, werfen ſie den akademiſchen Inſtitutionen vor, ſtoßt ihr den Jüngling in die Welt hinaus und verlangt von ihm, daß er, was ihr ſelbſt doch gewiß erſt allmählig gelernt habt, auf eigenen Füßen ſtehe, und aus den vielen unwahren Möglichkeiten, die ihn umgeben, die wenigen zur Verwirklichung und in der Wirklichkeit brauchbaren herausfinden ſoll". Es läßt ſich auf dieſe Einwürfe mancherlei antworten. Unter Anderem, daß diejenigen, welche ſie machen, nicht gerade immer die Edelſten und Beſten ſind und häufig von der menſchlichen Freiheit einen Begriff haben,

der nicht auf den Glauben an die innerliche Würde des Menſchen, ſondern eher auf die Ueberzeugung baſirt iſt, daß wir mehr von der Willkühr des Thieres, als von der erhabenen Selbſtſtändigkeit des Halbgottes an uns tragen. Weiter ſodann, daß die Maſſe der vereinigten Jünglinge, wie ſie zwar einiges Schlimme erzeugt, ſo doch auch wieder das Bändigende aller zu üppigen Tendenzen und Beſtrebungen iſt, daß die Erfahrung gelehrt hat, wie gerade oft der am beſten Beaufſichtigte den ſchlimmſten Uebeln und den heuchleriſchſten Verbrechen anheimgefallen iſt, und daß die unmittelbare Unſchuld der erſten Jünglingsjahre mit der innerlichen Schaam vor ſich ſelbſt die beſte Schutzmauer ſogar gegen heimlich vorhandene Lieblingswünſche abgibt. Endlich, daß ſelbſt die univerſellſte individuelle Verdauungskraft im Ganzen doch nur das der eigenen Natur und Anlage Homogene aufnimmt, und ſomit dem möglichen Chaos innerlicher Verwirrung auf das ausſchließendſte vorbaut. Aber ſo wahr und treffend alle dieſe Gründe ſind, ſo ſind ſie doch nur negativer, den einzelnen Angriff mit einzelner Gegenrede zurückweiſender Art, während es für unſeren Fall am meiſten einer durchgreifend richtigen Grundanſchauung bedarf, von deren Begriffen aus der ſelbſtſtändige Zuſtand des akademiſchen Bürgers als ein an und durch ſich gerechtfertigter auftritt. Wir hoffen, dies in folgender Weiſe erreichen zu können.

Wenn wir nämlich das Leben der Natur in ſeiner ganzen Allgemeinheit in das Auge faſſen, ſo tritt uns eine Thatſache entgegen, deren Weſen zu allgemein iſt, als daß ſelbſt der Ungläubigſte es gänzlich zu leugnen vermöchte. Denn obgleich es zugeſtanden werden muß, daß ein unbeugbares Geſetz des Zwanges und der Nothwendigkeit durch die ganze Natur hindurchgeht, ſo macht ſich dieſes doch nur inſofern geltend, als die Natur durchaus eine in ſich zuſammenhängende Einheit bilden, und deßhalb durch allgemeine Geſetze der Nothwendigkeit beſtimmt werden muß. Ganz anders aber verhält ſich dagegen die Natur, inſofern ihre innerlichen Beziehungen nicht auf die eigene einheitliche Allgemeinheit gerichtet ſind. Denn hier findet ſich ein geheimes Beſtreben vor, den Zug zum Univerſellen zu brechen, und ein ſehr entſchiedener Trieb der Iſolation ſcheint nach allen Seiten hin mit ſanfter Gewalt durchzugreifen. Ueberall nämlich tritt die

offenbare Tendenz auf, die Uebermacht der Maſſen bis ins Unendliche aufzulöſen (man denke z. B. nur an die Univerſalität der Oxydationsproceſſe) und den dadurch entſtandenen Einzelheiten eine individuelle Organiſirung einzuhauchen. So wichtig aber auch dieſe Momente ſind, ſo würden ſie doch noch nicht allein hinreichen, in ihrer Weiſe das zu beſtätigen, was wir beſtätigt wiſſen wollen, wenn nicht zu ihnen noch ein Weiteres und Bedeutſameres hinzuträte. Betrachten wir nämlich den als Faktum gewonnenen Iſolationstrieb des allgemeinen Lebens, ſo nehmen wir alſobald ein Geſetz an ihm wahr, deſſen Allgemeinheit auch nicht der geringſten Beeinträchtigung dahingegeben ſcheint, und das ſich ſo ausſprechen läßt: daß in demſelben Grade, als ſich die Iſolation an einem Theile der allgemeinen Maſſe verwirklicht, in ihr auch die Individualiſation einen geſteigerten Fortſchritt nimmt. Wo aber Individualiſation auftritt, da geſellt ſich ihr auch die Innerlichkeit bei, welche durchgehends überall mit der Perſönlichkeit endigt. Nun aber iſt Bewußtſein und die das All der Exiſtenz von ihrem Standpunkt aus umfaſſende Denkkraft ſtets der erſcheinende Exponent, unter dem ſich Individualiſation, Innerlichkeit und Perſönlichkeit manifeſtirt. Die denkende Perſönlichkeit nennen wir aber Geiſt. Wo aber Geiſt iſt, da iſt Freiheit. Es iſt demnach die Natur ein von der eigenen Nothwendigkeit zu der ſich ſelbſt befaſſenden Freiheit fortſchreitender Prozeß, und dies zwar in der Weiſe, daß nicht, nachdem der Geiſt geworden, ihm die Freiheit als ein beſonderes Prädikat ſodann beigegeben wird, ſondern das ſucceſſive Werden des Geiſtes iſt vielmehr das Werden der Freiheit ſelbſt. Geiſt und Freiheit ſind daher ſimultane Dinge, und ſo ſimultan, wie es überall Leib und Geiſt auch ſind, von denen niemals geſagt werden kann, daß das Eine früher, das Andere ſpäter wird. Denn, was hier freilich nicht erwieſen werden kann, wäre nicht im befruchteten Ei des Menſchen ſchon der Geiſt gegenwärtig und thätig, ſo würde niemals ein Haupt zu Stande kommen können, vermittelſt deſſen dieſer Geiſt zu denken vermag. Oder, um ein ſinnlicheres Beiſpiel zu erwähnen, ſo iſt zwar die Rückenmarkſäule ſcheinbar früher vorhanden, als das Gehirn, aber ſchon das unermeßliche Uebergewicht, mit dem ſich das Haupt der Frucht entwickelt, beweiſt, daß in der oberen

Spitze des Rückenmarks die Tiefe des Hauptes gleich von Anfang an vorhanden war. Wollen wir indeß noch eine entschiedenere Bestätigung des Satzes, daß das Werden der Isolation als solches unmittelbar auch das Werden der Freiheit ist, so brauchen wir unseren Blick nur auf die mächtigen Revolutionen zu fixiren, welche die genetische Entwicklung unseres Erdkörpers begleiteten. Denn da diese offenbar nichts sind, als der anhebende Trieb der Isolation und somit Individualisation, so folgt hieraus mit Nothwendigkeit, daß die in ihnen manifeste und vorherrschende Willkühr ebenfalls weiter nichts ist, als der anhebende Weg zur Freiheit*). Denn wie Willkühr zur Freiheit, so verhält sich eine, so zu sagen, halbwüchsige Isolation zu deren vollendetem Gipfel. Doch ist dies Alles noch nicht genug. Wir werden jetzt sehen, wie auch die Geschichte einen ganz ähnlichen Weg einhält und also auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen ganz dieselben Momente hervorruft, wie dies die Natur gethan hat.

Fassen wir nämlich den Fortschritt der Geschichte so ins Auge, wie ihn die religiösen Urkunden schildern, so begegnet uns auf seinem Wege ein Moment, der in der That mit dem höheren organischen Prozeß der Erde so viel Analogisches hat, daß wir nicht umhinkönnen, ihn hier an die Spitze des Geschichtlichen zu stellen. Ehe nämlich die Massen der Völker und Sprachen in ihrer hohen Mannigfaltigkeit in die Wirklichkeit hervortraten, soll das ganze Menschengeschlecht eine mächtige, kompakte Einheit gebildet haben. Als sich nun in solcher Universalität das Wachsthum einer vorhandenen Freiheit immer mehr und mehr zu manifestiren begann, da konnten die Geschlechter der Menschen weder das rechte Maaß finden noch einhalten, und ihr übereilter Fortschritt zur Willkühr veranlaßte, wie es scheint, den Gott zu einer ziemlich gewaltsamen Explosion, vermittelst deren die eine Menschheit in isolirte Völkergruppen zerrissen wurde. Also auch hier die vollendetsten Effekte der Willkühr vor dem Auftritt einer schrankenvollen

*) Dies beweist denn auch die Art und Weise, nach welcher sich in den tiefsten Tiefen der Erde die Entwicklung der Organismen zu regen beginnt und mit stets gesteigerter Mannigfaltigkeit und Gliederung ihren Fortgang nach oben nimmt.

Freiheit und Selbstständigkeit, deren Anfang allein mit der Thatsache isolirter Nationalitäten gegeben war. Wollten wir aber auch hier, wie so Viele thun, in solchem Urfaktum nur eine inhaltreiche Symbolik annehmen, so läßt doch auch der wirkliche und historische Fortschritt der Geschichte solche Entwicklungen, wie wir sie angedeutet haben, auf das ausgesprochenste erkennen. Denn, um von Thatsachen wie die Völkerwanderung war, zu schweigen, so hat bereits Johannes von Müller auf die eigenthümlichen Urverhältnisse der Babylonier, Assyrer, Meder und Perser aufmerksam gemacht, in ihnen sowohl das Samenkorn zur übergreifenden Willkühr der Weltreiche, als auch den Keimpunkt einer sich wechselseitig bedingenden maaßvollen Freiheit erkennend. Auch brauchen wir nur die Geschichte aller einzelnen Reiche und Völker eines wahrhaft prüfenden Blickes zu würdigen, um in ihren verschiedenartigen Umwälzungen nichts als einen Durchgangspunkt zu gegliederter Freiheit wahrzunehmen, welcher von den Gewaltthätigkeiten der Willkühr nicht frei bleiben konnte. Und gehen wir endlich zu den kleineren Kreisen, zu den Corporationen und Gliedern im Staate fort, so begegnen wir stets einem Parallelismus von ganz gleichen Verhältnissen, bis wir zuletzt bei dem einzelnen Individuum ankommen, und von ihm aussagen müssen, daß es nimmermehr zur Freiheit gelangen kann, wenn es nicht eine Stufe wenigstens möglicher Willkühr durchlaufen hat, da allein hierin die genügende Probe für die Aechtheit seiner freien Selbstbestimmung liegen kann. Nun aber kann die Stufe der Willkühr niemals unter einschränkenden Maaßregeln durchlaufen werden, weil sie ja sonst nicht die einer Willkühr, sondern die eines Zwanges ist. Sollen daher Natur, Völker und Individuen wahrhaft frei werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß sie zur Freiheit entlassen werden, ehe sie noch vollkommen frei, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, für die Freiheit reif sind. Hiermit haben wir denn aber auch auf wahrhaft historische Weise die allgemeine Kategorie gefunden, unter welche der Begriff der akademischen Freiheit fallen muß. Erst von hier aus können wir also auf einen glücklichen Erfolg unserer Bestrebungen nach einer Definition des akademischen Bürgers hoffen. Wir wollen unseren

weiteren Fortſchritt jetzt dadurch einzuleiten ſuchen, daß wir den Gegnern der akademiſchen Freiheit noch einmal das Wort geſtatten. Denn es iſt vorauszuſehen, daß ſich dieſe folgendermaßen werden vernehmen laſſen.

„Wir verlangen ja nicht, werden ſie ſagen, daß der junge Mann, bis er ein Glied der Wirklichkeit wird, der Freiheit beraubt bleibe, ſondern nur, daß er nicht zu früh in ihre Rechte eintrete, da ein Alter von ſechzehn, ſiebzehn und achtzehn Jahren eine Epoche iſt, die man faſt noch mehr als Ende der Knabenzeit, denn als den Anfang des Jünglingsalters bezeichnen muß. Auch begehren wir nicht, daß den angehenden akademiſchen Bürgern alle Freiheit entzogen werde, ſondern fühlen uns mit unſeren geſammten Anſprüchen völlig zufrieden geſtellt, wenn der junge Mann allmählig in die Rechte eines Freien einrückt, ſo daß eben der akademiſche Jüngling der ſpätern und letzten Jahre ſich dadurch von den Neulingen unterſcheide, daß er mit den Rechten des vollendeten Mannes begabt daſtehe, und gerade hiedurch mit einem Anſehen bekleidet werde, welches auf die Anfänger des akademiſchen Lebens nicht anders als einen ſehr guten Einfluß ausüben kann. Die Anmaaßung namentlich, deren ſich die akademiſche Jugend ſo oft ſchuldig macht, und deren Folgen ſogar auf ſpätere Jahre hinaus wirken, wird durch Nichts kräftiger niedergehalten, als dadurch, daß man dem Jüngling zeigt, wie er ſich jedes Recht erſt ſtufenweiſe zu erringen habe. Denn weniger fürchten wir Verirrungen der Leidenſchaft, als dieſe ſchwer zu dämpfende Selbſtüberhebung, welche die Jugend ganz beſonders auf den Univerſitäten aufliegt".

Hierauf antworten wir für's erſte Folgendes. Eine halbe Freiheit iſt nicht nur keine Freiheit, ſondern ſogar noch ſchlimmer als die vollſtändige. Denn das, was man nicht gekoſtet hat, wird viel leidenſchaftlicher begehrt, als jenes, von dem uns die Erfahrung gelehrt hat, daß ſein Werth kein ſo ganz außerordentlicher ſei, wie uns ihn unſere Einbildungskraft vorgeſpiegelt hat. Gilt dies nun aber ſchon von allen Altern, da ſelbſt der Greis kaum die Hoffnung ſogar einer irdiſchen Zukunft noch ablegt, ſo iſt dies von der Epoche des Jünglingszuſtandes noch in ganz beſonderer Weiſe auszuſagen, da ja die Phantaſie die eigentliche

Kraft der höheren Jugend genannt zu werden verdient. So trefflich daher auch ein Präservativmittel für die Epoche des Jünglings eingerichtet sein mag, so wird es doch fast immer seine Wirkung verlieren, indem der Jüngling sich an dasselbe zu glauben weigern wird. Eine Vorkehrung mag aber so zweckmäßig abgemessen sein, wie es ihr nur immer möglich ist, ohne unser Zutrauen ist all ihre Klugheit umsonst. Indeß sind wir weit entfernt, diesen allerdings schon sehr schlagenden Grund auf die Einwürfe der Gegner als den einzigen zu besitzen. Vielmehr ist er nur unser schwächster und wird durch jene überboten, die sich namentlich zufolge unserer bereits gegebenen Entwicklungen herausstellen. Wir haben nämlich gezeigt, daß die gesetzmäßige und schrankenvolle Freiheit als Wahl des Individuums ergriffen werden muß, wenn sie von irgend welchem Werthe sein soll. Ist dem aber so, so ist es offenbar, daß wir in den vollen Gebrauch der Freiheit zu einer Epoche eintreten müssen, zu welcher ihr Mißbrauch noch eine Möglichkeit ist. Nun ist aber das Knabenalter die Zeit des Zwanges, das vollendete Jünglingsalter dagegen bereits die Epoche der anhebenden Mannheit, zu welcher also die Wahl der reinen Freiheit schon vollzogen sein muß. Für die nothwendige Zeit folglich, zu welcher der befreiten Willkühr die Selbstständigkeit gelassen sein muß, bleibt keine andere Epoche übrig, als die Jahre diesseits und jenseits des zwanzigsten Lebensalters. Denn alle individuellen Schwankungen, also Abkürzungen oder Verlängerungen der passenden Zeit müssen hier, wo nur vom Allgemeinen die Rede ist, völlig zur Seite liegen bleiben. Nun ist aber jene Epoche um das zwanzigste Jahr auch gerade die Epoche, während welcher der junge Mann auf der Universität verweilt. Man muß ihm daher die freie und rechte Wahl der Selbstständigkeit ganz nehmen und ihn also um die höchste Entwicklung zur wahren Menschlichkeit bringen, oder mit dem wahren Vertrauen auf den guten Instinkt der Jugend ihm die Möglichkeit bieten, zu der höchsten Vollendung heranzureifen, deren der Mensch überhaupt fähig ist. Auch spricht hierfür mit lautester Stimme der gesammte Kreis gemachter Erfahrungen. Wer nämlich die Jugend nur etwas aufmerksam beobachtet hat, der wird wohl bemerkt haben, daß eine Epoche eintritt, zu welcher der Jüngling alle Verhältnisse

ſeiner bisherigen Stellung zu fliehen, ja oft ſogar bis zu einem gewiſſen Punkte zu haſſen beginnt. Selbſt das Haus ſeiner Eltern, dem er ſo viel ſchuldet, wird ihm da oft, ohne daß er deßhalb auf ſchlechten Wegen zu wandeln braucht, mehr oder weniger zur Laſt. Will man nun hiefür einen genügenden Grund ausfindig machen, ſo hält nur die Annahme Stich, daß der Zeitpunkt gekommen iſt, mit welchem der Jüngling auf ſeine Freiheit eiferſüchtig zu werden anfängt. Wo aber dieſer Moment eingetreten iſt, da hat auch die Stunde der Willkühr geſchlagen, deren Entwicklung zur Freiheit nur auf die Gefahr der Verkümmerung hin beeinträchtigt werden kann. Fragen wir hier nun aber nach dem Augenblick des Eintritts für dies Verhältniß des innerlichen Geiſtes, ſo lehrt die Erfahrung, daß ſich auch dieſe Epoche ungefähr vom achtzehnten bis zum drei und zwanzigſten Lebensjahre erſtreckt. Dies iſt aber nun auch im Durchſchnitt die Zeit, welche der Jüngling auf der Univerſität zuzubringen berufen iſt. Es iſt daher eine Sünde wider den Geiſt der wahren Jugend, die durch die Verhältniſſe herbeigerufene Uebergangsperiode zur Freiheit durch egoiſtiſche Mittel in der Weiſe verſtümmeln zu wollen, daß der zukünftige Mann wohl ewig ein Sklave des Geſetzes bleibt, nie aber zu jener Hohheit der Innerlichkeit ſich emporſchwingen kann, mit der allein dem Staat wie der Kirche gedient iſt. Wäre es aber ſelbſt nur dieſes allein, was für den Vollgenuß der akademiſchen Freiheit ſpricht, ſo würde eine gewiſſe Geſinnung nichtsdeſtoweniger noch genug Beweismittel gegen uns aufzubringen vermögen. Indeß tritt zu allem bisher Behandelten noch ein Letztes und Höchſtes hinzu, was unſerer Anſicht den entſchiedenſten Sieg bereiten muß. Es wird aber dieſer dritte Punkt vollkommen geeignet ſein, die von uns begonnene Definition des akademiſchen Bürgers durchzuführen und damit den Zweck dieſer unſerer erſten Vorleſung zu erfüllen.

Zufolge Kants, Herders, Leſſings und Anderer Bemühungen iſt es zur Evidenz gebracht worden und jetzt wohl auch ſo ziemlich allgemein anerkannt, daß das Menſchengeſchlecht einer abſoluten und unbeſchränkten Vervollkommnung (Perfektibilität) fähig ſei. Denn man braucht nur mit einigem Nachdenken den Umſchwung der letzten drei Jahrhunderte ins Auge zu faſſen, um von der

Möglichkeit eines unendlichen Fortſchrittes, der, ſelbſt wenn er nach manchen Seiten hin ein unwahrer wäre, doch noch immer Fortſchritt bliebe, aufs lebendigſte überzeugt zu werden. Was aber das Eigenthum des geſammten Menſchengeſchlechtes iſt, kommt nicht immer auch dem Einzelnen zu. Ja man darf nur den Menſchen, wie er in der Wirklichkeit auftritt, betrachten, um einzuſehen, daß im Allgemeinen dem Individuum immer nur ein höchſter Punkt geſtattet iſt, über den es nicht hinaus kann, und alſo von ihm an gewöhnlich rückwärts ſchreitet. Iſt dem aber ſo, ſo iſt es klar, daß die jedesmalige Gegenwart und in ihr namentlich ihr höchſter Vertreter, der Staat, darauf bedacht ſein muß, Individuen zu beſitzen, welche auf dem Gipfel (au niveau) der Zeit ſtehen. Dieſes Ziel iſt aber nur dadurch zu erreichen, daß er Menſchen in ſich zu bilden ſucht, welche ſchon in früher Jugend ſo geſteigert werden, daß, wenn die Zeit ihrer höchſten Blüthe, ihres Glanzes heranrückt, die Epoche der erſten Mannheit, ihr innerliches Weſen die nöthige Reife und Vollendung beſitzt, mit Erfolg in das kreiſende Rad der Jahrhunderte eingreifen zu können. Ein ſolcher Zuſtand, deſſen höchſte Entwicklung nach der Erfahrung um das dreißigſte Jahr fallen muß, kann aber nur dadurch herbeigeführt werden, daß das gemeine Weſen in einem Theil ſeiner Glieder die Erkenntnißkraft zur höchſten Entfaltung zu bringen ſucht. Nun aber iſt Erkenntniß ein Etwas, welches nicht auf mechaniſche Weiſe und von Außen an den Menſchen gebracht werden kann. Denn wie es ſich mit der Mathematik verhält, ſo iſt es bei allem Wiſſen und Denken. Derjenige, welcher den pythagoreiſchen Lehrſatz nur vermittelſt des Gedächtniſſes weiß, weiß ihn ſo gut wie gar nicht, da er ſich ſeiner niemals wird bedienen können. Erkenntniß kann alſo niemals durch Zwang hervorgebracht werden. Sie iſt nur in, mit und durch Freiheit möglich. Braucht daher der Staat erkennende Individuen, — und, wer wollte zu behaupten ſo kühn ſein, daß er ſie nicht braucht — ſo kann er dieſelben nur dadurch ſich gewinnen, daß er Jünglingen die nöthige Freiheit gewährt, nach der durch Zwang herbeigeführten erſten Einſicht in die Elemente vermittelſt des Organs der Freiheit die Tiefen der Einſicht und des Wiſſens in ſich aufnehmen zu können. Denn wer des Zieles bedarf, muß

ſich auch die Mittel zu demſelben gefallen laſſen. Es würde ſich demnach der Staat die Spannadern ſeiner Fortbewegung entzweiſchneiden, wenn er die ſtudirende Jugend ihrer Freiheit und Selbſtſtändigkeit berauben wollte, da er überdies der Mittel genug in Händen hat, jeden Auswuchs ſolcher Freiheit zu beſchneiden, wenn ſich dieſelbe auf ein Gebiet werfen ſollte, deſſen Betretung ihr zunächſt weder geſtattet iſt noch geſtattet ſein darf. Der ſtudierende Jüngling iſt die höchſte Hoffnung der Geſchichte. Er iſt dies aber nur dadurch, daß er in den vollkommenen Beſitz ſeines eigenen Begriffes eingeführt wird. Dieſer iſt aber zufolge unſerer ganzen Entwicklung kein anderer als der: daß der akademiſche Bürger ein durch Freiheit erkennendes und ein durch Erkenntniß freies Weſen vorzuſtellen habe. Die Einrichtung unſerer Univerſitäten iſt zu keinem anderen Zwecke, als zu dieſem geſchaffen worden. Wer daher dieſelbe beeinträchtigen will, der kann es, wenn er nicht unwiſſend fehlt, weder mit der Jugend, noch mit dem Vaterland, noch ſelbſt mit dem allgemeinen Fortſchritte der Geſchichte wohlmeinen.

Meine Herrn! Es iſt, wie Sie nach alle dem einſehen werden, ein ſehr wichtiger Schritt, wenn der Jüngling die Schule verläßt und unter die Geſellſchaft der durch Erkenntniß Freien und durch Freiheit Erkennenden tritt. Er muß deßhalb, dieſer Schritt, mit dem höchſten und tiefſten Bewußtſein gethan werden. Der Moment ſeiner Befreiung wird demnach für den akademiſchen Bürger der Moment zur Uebernahme der heiligſten und innerlichſten Verpflichtung ſein. Was dem Jüngling vorher das Geſetz, ein äußerliches, zwingendes Band war, das muß er von nun an ſich ſelbſt als Selbſt-Geſetz zu werden ſuchen. Indem er nur eine Autorität anerkennen kann, nämlich die: durch Erkenntniß auf dem Wege ſeiner Freiheit allein beſtimmt und überwunden werden zu können, wird er zugleich mit der höchſten Ehrerbietung auf begründeten Rath von jedem Unternehmen abſtehen, welches ihm Willkühr und Wahn als ein gerechtfertigtes vorzuſtellen bemüht ſein werden, ſo daß der, welcher innerlich gewiß immer jedem Zwange widerſtreben wird und muß, durch das einfachſte Wort vollendeter Einſicht und Weisheit ſich beſtimmen und überreden laſſen wird. Auch vermag ihm die in ihm als Potenzialität

vorhandene Kraft der Freiheit und Erkenntniß das Zugeſtändniß leicht zu machen, daß die anhebende Befreiung, das beginnende Wiſſen noch keineswegs beider Vollendung ſeien, ſondern daß er auf ſeinem ſchwierigen Weg mit Vorſicht einherzugehen habe, um nicht früher oder ſpäter ſein Ziel verrückt zu ſehen. Sie werden daher, meine Herrn, auch mir jetzt mit prüfender und anerkennender Aufmerkſamkeit folgen, wenn ich Sie zunächſt vor manchen gerade Ihnen drohenden Gefahren zu warnen, dadurch aber geſchickt zu machen ſuchen werde, als erkennende und freie Jünglinge auch äußerlich in einer Gemeinſchaft zu leben, welche dem hohen Zwecke, um deßwillen Sie die Univerſität beziehen, fördernd an die Hand zu gehen vermag.

Zweite Vorlesung.

Historische Bestätigung des vom akademischen Bürger gegebenen Begriffes. — Berücksichtigung einiger Einwendungen.

Meine Herrn! Der Inhalt unserer ersten Vorlesung hat uns den Begriff des akademischen Bürgers geliefert. Vermittelst ebenso allgemeiner wie realer Verhältnisse haben wir erkannt, daß sein Wesen in der Simultaneität der Freiheit und der Erkenntniß bestehe, so daß also von diesen beiden weder das Eine noch das Andere als das primitive bezeichnet werden kann, sondern vielmehr jedes derselben Bedingendes wie Bedingtes vorstellt. Ist nun diese unsre Fixirung für den Zustand des akademischen Bürgers auch keineswegs eine absolut neue zu nennen, da jede richtige Erfassung des Begriffes auf etwas Aehnliches führen muß, so ist doch der von uns gewählte Ausdruck für die Sache, mit Absicht freilich und aus überzeugender Nothwendigkeit, in einer solchen Allgemeinheit aufgestellt worden, daß der Eine oder der Andere sich zu dem Einwurfe berechtigt glauben könnte, daß zwar unsre Idee vom akademischen Bürger und seinem Studium wohl eine solche sei, die sich hören ließe, daß aber der historische Begriff beider dennoch ein völlig verschiedener sei, und demnach die eigentliche reale Definition auf einem ganz anderen Wege herbeigeführt werden müsse, als der von uns betretene ist. Einer solchen Behauptung müssen wir nun aber geradezu widersprechen, indem wir derselben vielmehr die entgegengesetzte als historische Wahrheit

vorhalten müſſen. Denn es wird, wie wir getroſt ausſprechen dürfen, kaum eine zweite Definition des akademiſchen Bürgers aufgebracht werden können, welche ſo genau und ſo ganz und gar mit der Art und Weiſe des Urſprunges zuſammentrifft, den alle deutſchen, ja ſogar alle europäiſchen Univerſitäten genommen haben. Theils nun um den uns entgegengehaltenen Einwand thatſächlich zu entkräften, theils um unſere Definition in noch größerem Umfange zu rechtfertigen, und endlich um Ihnen, meine Herrn, die hiſtoriſche Geneſis des Zuſtandes vor Augen zu bringen, welchen Sie mit ſo großem Rechte für Ihre Luſt und Ihren Stolz halten: — wollen wir einen Theil unſerer heutigen Zuſammenkunft dazu anwenden, die Entſtehungsgeſchichte der Univerſitäten in der Weiſe zu verfolgen, daß wir ſie mit ſteter Bezüglichkeit auf den von uns gegebenen Begriff des akademiſchen Bürgers betrachten werden.

Nachdem ſich der erſte Sturm der Völkerwanderung verzogen hatte, und in den auf dieſelbe folgenden Jahrhunderten das Chaos unſicherer Verhältniſſe in etwas entwirrt worden war, beſtieg ein Mann den fränkiſchen Thron, deſſen energiſche Kraft und umfaſſenden Geiſtesblick das leitende Weltgeſchick beſonders dazu berufen zu haben ſchien, Grundſteine der äußern wie innern Staatsordnung zu legen, deren Tüchtigkeit ſogar noch die Baſis der Gegenwart genannt zu werden verdient. Jener Karl, dem die Geſchichte vielleicht mit mehr Recht, als irgend einem ſeiner Vorgänger und Nachfolger, den Beinamen des Großen gegeben hat, war dieſer Fürſt, und es wird immer der höchſten Anerkennung und Bewunderung werth bleiben, wie der ſcharfe Blick ſeines Auges ihm die richtige Erkenntniß erworben hatte, daß die einzige dauernde Grundlage vorhandener Macht und Stärke allein in dem parallelen Wachsthum der geiſtigen Einſicht und wiſſenſchaftlichen Entwicklung beſtehen könne. Auf das Wort dieſes erhabenen Kaiſers erhoben ſich daher in kurzer Zeit Klöſter und Stifte, deren beigegebene Schulen nicht weniger raſch den vielverſprechenden Boden germaniſcher Nationalität zu bebauen und zu befruchten begannen. Aber wie im fränkiſchen Reiche ſelbſt vom großen Karl neue Geſetze nur vorgeſchlagen wurden, jedoch allein dann zu öffentlicher Geltung gelangen konnten, wenn ſie vor dem Volke verleſen und

von diesem gebilligt worden waren*), so brach sich auch auf anderen Gebieten und namentlich auf den geistigen, sobald einmal durch einen großherzigen Fürsten der erste Anstoß gegeben war, die germanischen Stämmen von Urzeiten her eigenthümliche Freiheit selbstständige Bahn, und bald fing überall da, wo ein an Geist und Gelehrsamkeit gleich großer Mann war, sich ein Kreis von Schülern zu bilden an, welcher sich mehr oder weniger, früher oder später als selbstständige Corporation oder Gilde organisirte. Nach und nach, da alles Menschliche, was bestehen soll, mehrfacher Ordnung bedarf, fixirte sich denn auch die Anwesenheit der bedeutenden Lehrer an bestimmte, hervorragende Orte, denen sie zuzogen, und so geschah es, daß bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts Paris als freie Schule für Philosophie, Rhetorik und Theologie, Salerno und Montpellier für Arzneikunde und Bologna für die Wissenschaft des Rechts weltberühmte Namen waren. Männer, wie Wilhelm von Champeaur, Abälard, Irnerius (Werner) und Aehnliche waren durch die freie That ihrer geistigen Existenz Begründer und Erhalter dieser so wichtigen Verhältnisse geworden. Durch den unglaublichen Zufluß aber der Lernbegierigen nach diesen Orten war für diese letzteren selbst ein neues Leben aufgegangen. Intellektueller wie industrieller Gewinn brachte beschleunigten Umschwung, gesteigerte Sitte und die edleren Künste des Ueberflusses wie der Bildung. Es war natürlich, daß Fürsten und andere Obrigkeiten dergleichen wohlthätige Einflüsse nicht mit gleichgültigem Auge betrachten konnten. Sie priesen sich glücklich, daß gerade ihre Städte die Träger, ja vielleicht sogar die zufälligen Träger solcher ersprießlichen Entfaltung geworden waren. Da nun aber der anhaltende Bestand solchen Glückes allein an die Anwesenheit des Lehrers oder der Lehrer geknüpft war, eine solche jedoch freie Wahl gewesen, und durch keinen Zwang erhalten werden konnte, so hätte irgend einmal höhere Absicht oder Laune die Meister bestimmen können, sich einen anderen und neuen Auf-

*) Vgl. Johannes von Müller's Schweizergeschichte, Buch I. Kap. 10. — Lex consensu populi fit et constitutione regis; Edikt von Pisten 864; capitul. A. 803, 814, 823.

enthalt zu wählen*). Eine ſolche Befürchtung mußte ſich den Magiſtraten nun bald aufdringen, und ſie ſuchten daher der drohenden Gefahr durch die allein geeigneten Mittel der Bevorzugung vorzubeugen. Lehrern und Schülern wurde demnach die höchſtmögliche Freiheit als eigenthümliches und unantaſtbares Recht zugeſtanden. Alle Glieder der freien Schule wurden aller bürgerlichen Gerichtsbarkeit entnommen, keine öffentlichen Leiſtungen von ihnen verlangt, kurz ihr ganzer beſtehender Körper als eine für ſich beſtehende Geſammtheit anerkannt. Auch zögerten ſie ſelbſt keineswegs, ſich der zugeſtandenen Vortheile in ihrer ganzen Ausdehnung zu bemächtigen. Wie jede Maſſe es bedarf, gliederten ſie ſich nach allen Seiten hin als ſelbſtſtändige Corporationen, ertheilten ihre allgemein anerkannten Ehren und Würden der Bakkalaureen, Licentiaten, Magiſter oder Doktoren, und wählten ſich als Rektor ihren eigenen wechſelnden Vorſtand, der ebenſogut ein Schüler wie ein Lehrer ſein konnte**). Mit einem Worte: ſie waren faſt ein völlig ſelbſtſtändiger Staat im Staate, der ſolche ihm entzogene Selbſtſtändigkeit keineswegs fürchtete, da er ſie auf dieſe ächte Grundlage der Einſicht und Erkenntniß aufgeführt ſah. Es war eine ſchöne Zeit, dieſe erſte Blüthe der akademiſchen Selbſtſtändigkeit. Während ringsum noch die Verhältniſſe ſchwankender bürgerlicher Zuſtände unvermeidliche Schickſale bereiteten, und neben vielem Wahren und Schönen ein nicht wegzuleugnender Barbarismus ſein ſchweres Scepter führte, hatte ſich, ſo viel es möglich war, die Erkenntniß eine Freiſtätte geſchaffen, an der ſie, allein auf ſich ſelbſt verwieſen, ungehindert die jungen Schwingen zu entfalten berechtigt war. Auch betrachtete noch Niemand ihre jugendliche Exiſtenz mit Neid, vielmehr galt dieſer allein jenen Orten, welche ein ſolches Heiligthum der höheren

*) Man erinnere ſich z. B. nur der Univerſität Prag und der zahlreichen Auswanderung ihrer Glieder nach Leipzig.

) Von dieſer ſelbſtſtändigen Gliederung der wiſſenſchaftlichen Corporation rührt denn auch der Name der Univerſitäten her. Es waren dieſe nämlich eine geordnete **universitas, der vollſtändige Organismus eines gemeinen Weſens. Die Ableitung des Wortes Univerſität von der **universitas litterarum**, alſo von einem Mikrokosmus des geſammten menſchlichen Wiſſens, iſt daher ein Irrthum und eine unhiſtoriſche Erfindung.

Bestrebungen besaßen, da die frische und so instinktvolle Jugend der Völker in demselben das Samenkorn der allein wahren und richtigen, weil auf den Geist gestützten, Entwicklung ahnete. Nichts war daher naturgemäßer, als daß alle Lenker öffentlicher Zustände dergleichen Pflegerinnen des Höheren innerhalb ihrer Kreise zu besitzen und zu gründen suchten. Unserem deutschen Vaterlande gebührt der unverwelkliche Ruhm, derartige Asyle der Erkenntniß in reichster Fülle geschaffen und, was noch höher zu achten ist, bis auf die Gegenwart herab in unbeschränkter Ausdehnung, ja Erweiterung erhalten zu haben. Auch gewannen solche spätere Pflanzstätten des Wissens einen großen Vorzug vor den ersten. Denn Rechte, welche sich diese Letzteren erst erwerben mußten, wurden den Späteren schon bei ihrer Entstehung zugetheilt. Es konnte demnach nicht fehlen, daß die Unverletzlichkeit solcher ursprünglicher Privilegien fast noch mit größerer Heilighaltung umgeben war.

Dies ist die Entstehung und fortlaufende Geschichte der Universitäten, die zwar im Lauf der Zeiten nothwendig gewordene, bald wesentlichere, bald unwesentlichere, niemals aber ihre innerste Natur aufhebende Modifikationen erlitten haben. Zufolge unseres Zusammenhanges ist es jetzt unsere Aufgabe, diese geschichtliche Auseinandersetzung akademischer Zustände mit der von uns aufgestellten Definition des akademischen Bürgers und somit des akademischen Wesens selbst zusammenzuhalten, und daraus Bestätigung ihrer Richtigkeit oder den Beweis ihrer Unrichtigkeit zu gewinnen.

Fassen wir hier nun die gegebene Geschichte vom Ursprung und der Fortbildung der Universitäten zuvörderst noch einmal in das Auge, um den Kern ihres Wesens so nackt wie möglich vor uns ausgebreitet zu besitzen, so ist das Erste, was sich unserem Auge darbietet, daß die erstandenen Akademieen nur Pflanzschulen der Erkenntniß waren. Es verband sich also nichts weniger als ein Staatszweck mit ihnen, der übrigens, nebenbei gesagt, zwar später, wie billig, hinzutrat, aber selbst nicht einmal dann das Centrum der reinen Wissenschaftspflege erschütterte, noch erschüttern wollte. Auch war an diesen Asylen der freien Wissenschaftspflege weder Damm noch Grenze gesetzt. Vielmehr ward trotz des stets mehr vorwiegenden Lehrzweckes jede neue Steigerung

und Entdeckung das augenblickliche Eigenthum der vollen Geſammtheit. Denn da nur die ausgezeichnetſten Männer in ihrer Art ſich als Lehrer erheben konnten, und zudem allein ihre Stimme die zum Lehrerberuf nothwendigen Grade ertheilen konnte, ſo iſt nicht abzuſehen, wie unter der Herrſchaft ſolcher wiſſenſchaftlicher Könige eine Einengung der freien Erkenntniß innerhalb irgend welcher allein geſtatteter Schranken hätte ſtattfinden können. Es war demnach allein Erkenntniß und nur Erkenntniß, und zwar Erkenntniß im vollen Sinne ihrer unendlichen Perfektibilität, der einzige Angelpunkt, um den ſich das ganze Weſen der wiſſenſchaftlichen Corporation bewegte. So ein beſtimmtes Leben aber auch die Erkenntniß innerhalb ihrer Sphäre auf den Baſen gefundener und unumſtößlicher Geſetze führt, ſo gibt es doch einen Punkt der Unbeſtimmtheit und folglich unmöglicher Begränzung in ihr, den ihr niemals ein für die wahre Kraft des Wiſſens begeiſterter Mann hat entziehen laſſen. Dieſe Unbeſtimmtheit beſteht aber darin, daß das Feld der Zukunft der Erkenntniß immer offen und unbenommen bleibt. Denn die Realität iſt ein unendlicher Abgrund von Möglichkeit für jeden wiſſenshungrigen Gelehrten. Man mag daher noch ſo viele ſichere Geſetze entdeckt haben, immer bleiben deren noch mehr zu finden übrig, als man bereits ſich angeeignet hat. Auch kommt hiezu noch ein Weiteres. Die voranſtrebende Einſicht nämlich in Natur, Geſchichte und göttliche Dinge bedarf, wenn ſie auf günſtige Reſultate hoffen ſoll, der höchſten Stille und Unbefangenheit des Gemüthes. Derjenige wird daher allein zum Pfleger, Erweiterer, ja ſchon allein nur zum Beſitzergreifer wiſſenſchaftlicher Erkenntniß wie ihrer Reſultate befähigt ſein, der durch nichts abgezogen wird, ſich ihrem alleinigen Dienſte mit völliger Ausſchließlichkeit ergeben zu können. Es iſt daher eine unerläßliche Nothwendigkeit, daß die Freiſtätten der Wiſſenſchaft einer völligen Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit genießen. Erkenntniß ohne Zugeſellung der Freiheit muß demnach als eine völlige Unmöglichkeit bezeichnet werden. Auch hat ſich uns dieſes ja als entſchiedenes Reſultat aus der gelieferten Geſchichte der Univerſitäten ergeben. Denn überall, wo ſie erſtanden, wurden ihnen die Rechte durchaus ſelbſtſtändiger Corporationen zugetheilt. Haben nun aber einmal die Pflegeſchulen des

Wiſſens auch dieſe beiden Brennpunkte ihrer Exiſtenz als unbeſtrittenen Beſitz errungen, ſo brauchen ihnen weiter gar keine anderen Zuthaten beigegeben zu werden, da die beiden Worte der Erkenntniß und Freiheit die Natur ihres Weſens vollkommen umſchreiben. Es hat demnach die Definition der Univerſität ihren ganzen Umfang gewonnen, wenn ihr jene beiden Begriffe nach ihrer ganzen Ausdehnung zugeſtanden worden ſind. Wenden wir uns nun aber jetzt der früher aus der unmittelbaren Idee des akademiſchen Bürgers gezogenen Begriffsbeſtimmung zu, ſo werden Sie ſich erinnern, meine Herrn, wie wir dieſelbe dahin abgegeben haben, daß der akademiſche Bürger ein durch Freiheit erkennendes und ein durch Erkenntniß freies Weſen vorzuſtellen habe. Es iſt demnach augenſcheinlich, daß die aus der alleinigen Betrachtung der Idee eines akademiſchen Lehrlings hervorgegangene Definition deſſelben auf dieſelben zwei Begriffe begründet werden mußte, welche auch die Unterſuchung über die geſchichtliche Entſtehung der Akademieen als die beiden einzigen Angelpunkte der hiſtoriſch gegründeten Univerſitäten ergeben hat. Wir ſind folglich auf das entſchiedenſte zu dem Schluſſe berechtigt, daß die ideelle Definition, die wir dem Begriffe des akademiſchen Bürgers entnommen haben, nothwendig die richtige ſei, weil auch die geſchichtliche Geneſis der Univerſitäten auf kein anderes Reſultat zu führen vermochte. Es iſt dies aber für uns ein doppelt erfreuliches Ergebniß, da wir dadurch befähigt werden, uns mit um ſo entſchiedenerem Muthe jetzt noch der Widerlegung einiger Einwürfe zuwenden zu können, die, obwohl ſie eigentlich bereits durch die innerlichen Verhältniſſe unſerer bisherigen Unterſuchungen aufgehoben worden ſind, nichtsdeſtoweniger noch einigen Schein gewinnen könnten, und ſo den Einen oder den Anderen in der richtigen Fixirung ſeiner Begriffe aufzuhalten vermöchten. Der hier noch auch von andern Seiten her beſonders zu widerlegenden Irrthümer ſind aber drei, und wir gehen jetzt ungeſäumt an die Bekämpfung derſelben.

Der erſte Einwand gegen unſere ideellen und hiſtoriſchen Feſtſetzungen könnte ſich nämlich in folgender Weiſe vernehmen laſſen. „Es iſt nicht zu leugnen, werden unſere Gegner ſprechen, daß du mit deinen hiſtoriſchen Entwicklungen und in einiger Beziehung

ſelbſt in deiner ideellen Conſtruktion recht haſt. Aber dennoch laſſen ſich Momente ausfindig machen, welche deine Auseinanderſetzung für die Gegenwart ebenſo entſchieden aufzuheben vermögen, wie deine Expoſition ihre relative Wahrheit beſitzt. Zu jenen Zeiten nämlich, als die Univerſitäten entſtanden, waren die Staaten noch zu ſehr barbariſcher Natur, als daß eine wiſſenſchaftliche Corporation ohne die höchſte Selbſtſtändigkeit nur den geringſten Fortgang hätte haben können. Jetzt dagegen, wo der Staat ſelbſt zum Sitze der Humanität geworden iſt, hat er wahrlich mehr als einen Grund dafür, die Univerſitäten als ein ihm unterworfenes Eigenthum in Anſpruch zu nehmen. Auch iſt das Verhältniß des akademiſchen Bürgers ein völlig anderes geworden. Denn damals waren es großentheils gereifte Männer, welche ſich an den Wohnſitz der großen Lehrer begaben und ſogar Frauen und Kinder mit ſich führten. Nun aber begegnen uns dort lauter unerfahrene Jünglinge, die, ſprüchwörtlich zu reden, weder Rechts noch Links wiſſen. Endlich hat die Oeffentlichkeit dieſes neue Verhältniß dadurch wohl zu würdigen und zu unterſcheiden gewußt, daß ſie wie zu London, Paris, Berlin und anderen Orten den Univerſitäten in den Akademieen großartige Corporationen und Anſtalten zur Seite ſtellte, die allein zur Fortbewegung der wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen berufen ſind. Kurz die Univerſitäten ſind zu Lehranſtalten herabgeſetzt worden, an welchen der männlicher werdenden Jugend nur das Gewiſſe beigebracht werden ſoll, was ſie für ihren zukünftigen Beruf bedarf." Zwar haben wir nun bereits in unſrer erſten Vorleſung ſo Manches angeführt, was dieſen geſammten Einwurf in ſeiner ganzen Bedeutung aufhebt, unter Anderem, daß ohne Freiheit ſelbſt vorhandene wiſſenſchaftliche Reſultate kaum von einem Geiſte, mag er nun alt oder jung ſein, aufgenommen werden können, da ohne ſelbſtſtändige Nachkonſtruktion keine wiſſenſchaftliche Wahrheit verſtanden noch gebraucht werden kann. Indeß wollen wir unſeren Widerſachern noch mit einigen anderen und freieren Bemerkungen entgegnen, um ſie die organiſche Allgemeinheit und Selbſtſtändigkeit unſerer Anſichten noch beſſer fühlen laſſen zu können. Warum denn, ſo fragen wir erſtlich, warum hat der Staat bis jetzt noch niemals gewagt, die Einrichtung der Univerſitäten im Großen zu bloßen

Lehranſtalten, etwa zu Lyceen umzubilden, wenn ihn nicht gewiſſe innere Gründe mit gutem Inſtinkte davon abhielten? Denn geringere Modificationen, wie wir ſchon hervorhoben, können hier nichts beweiſen, da ſie einmal nur den Zeitläufen gebrachte Opfer waren, und dann auch niemals dem urſprünglichen Geiſte der Univerſitäten an das Leben gingen. Der Angreifer gegen die ſelbſtſtändige Freiheit des akademiſchen Lebens waren doch gewiß genug, um dem gemeinen Weſen den Muth zu geben, energiſcher einzugreifen. Aber der Staat — und man ſchuldet ihm hierfür die größte Anerkennung — er hat es immer gefühlt, daß Einſicht ohne begleitende Freiheit ein Schatten und ein Traumbild iſt. Er hat immer auf die weſentliche Natur der Erkenntniß ſelbſt das gute Vertrauen geſetzt, daß ihre ſpirituelle Hoheit den beſten Zügel, die ſicherſte Aufkläruug über alle Intereſſen gewähre, um die Jugend von Thorheit und Wahnſinn zurückzuſchrecken. Auch ſteht er viel zu feſt auf, der ganzen Menſchheit durchaus nothwendigen, Grundlagen, als daß er ſich durch das tolle Unternehmen einiger Unbeſonnenen zu Maaßregeln gegen eine ganze ebenſo unentbehrbare wie hochſtehende Klaſſe hinreißen ließe. So wenig er daher die Verkehrtheit Einzelner zu fürchten hat, ebenſo wenig wird er ſich durch eure engherzigen Rathſchläge zu übereilten Handlungen beſtimmen laſſen. Sodann waren auch in jenen Anfangszeiten der Univerſitäten ihre meiſten Theilnehmer doch nur Jünglinge, die vielleicht zwar um etwas weiter in Jahren vorgerückt waren, als unſre jetzigen akademiſchen Bürger, die aber auch zu Zeiten lebten, welche ſelbſt jugendliche und nach eurer eigenen Ausſage barbariſche waren. Wollt ihr hier ſagen, daß die Aelteren unter den Studirenden hier Hemmungsmittel gegen den Unverſtand der Jüngeren waren, ſo gibt es auch jetzt noch ſolche Gereiftere unter unſerer akademiſchen Jugend, und dann ſtehen ja auch die berufenen Lehrer in einer Stellung da, welche ihnen die Einwirkung auf ihre jugendlichen Genoſſen zu einer leichten machen muß. Uebrigens zeigt noch dazu die ganze Wendung, welche ihr hiemit dieſer Einwendung zu geben ſucht, auf das klarſte, daß ihr ſelbſt von dem wiſſenſchaftlichen Geiſte, als er euch zur Aufnahme dargeboten wurde, wenig oder ſklaviſch genug eingeſogen haben müßt. Denn ſelbſt ein Knabe, ja ein

Kind gehorcht, wie die Erfahrung lehrt, freudiger, wenn ihm ein seiner Fassungskraft zugänglicher Grund als Motiv eines Gebotes oder Verbotes an die Hand gegeben wird. Wie sollte da nicht der Geist des Maaßes und der Gesetzlichkeit in junge Männer übergehen können, denen doch aus der Quelle der Weisheit und Erkenntniß mit vollen Zügen zu trinken gestattet ist! In der That, es scheint, als ob eure Vorstellungen in der menschlichen Natur euch mehr die der Heloten als die des göttlichen Ebenbildes wahrnehmen ließen! Was nun aber zuletzt den von der Schöpfung großer wissenschaftlicher Akademieen hergenommenen Grund gegen die wahre Würde der Universitäten betrifft, so ist derselbe fast noch leichter zu beantworten, als er aufzubringen war. Denn wenn die unendliche Erweiterung und Steigerung der wissenschaftlichen Sphäre die Einsetzung ebenso entfaltender wie zusammenhaltender Kräfte nothwendig gemacht hat, so macht eine solche Anordnung doch keineswegs die freieste Regung scheinbar geringerer Organe überflüssig. Das müßte wenigstens ein unwürdiger Universitätslehrer sein, der wegen seiner Pflicht das bereits Gewonnene zu überliefern, sich von der ungleich höheren, dasselbe zu erweitern, abhalten ließe. Auch kann von ihm keineswegs gefordert werden, daß er das eroberte Neue seinen Schülern verheimliche, da durch jede weitere Entdeckung auch der Schatz der bisherigen bedeutende Modificationen erleiden muß. Endlich hat die Erfahrung der Zeiten zur Genüge gelehrt, daß gerade die bedeutendsten Menschen zur Zeit ihrer ersten Jünglingsjahre bereits zu jenen Einsichten gelangten, welche sie zu Heroen der Wissenschaft erhoben. Es kann demnach die akademische Jugend niemals weit genug gefördert werden, da jede Steigerung ihres Wesens eine sehr bedeutende, ja oft eine quadratische Förderung ihrer zukünftigen Leistungen verspricht. Was ihr folglich als Einwand gegen unsere ächten, und des Menschen allein würdigen Fixirungen vorgebracht habt, scheint somit aufs gründlichste abgethan zu sein. Wir sind jetzt zu vernehmen begierig, was ihr oder eure Freunde noch Weiteres gegen die edlen Berechtigungen der Erkenntniß und Freiheit in Bereitschaft haltet.

Hier ist denn nun der zweite Einwurf, und auch der dritte, welche beide noch specielle Berücksichtigung verdienen, von der Art,

daß ſie alle zwei von dem eigentlichen Gebiete der Innerlichkeit, dem die akademiſchen Zuſtände im Grunde allein angehören, hinweg und jener Seite zufallen, von welcher die Verhältniſſe der Univerſitäten der Realität der Exiſtenz verbunden ſind. Es ſind demnach die hier noch zu Tage kommenden Einwendungen mehr unächte und gemiſchte, als der innerſten Natur der Hochſchulen ſelbſt entnommene, da ſie mehr oder weniger von einem Standpunkte ausgehen, der die akademiſche Welt mit dem übrigen Daſein nicht zu verbinden vermag, und in Folge hievon Uebelſtände ſchafft, die im Grunde nur für ihn, keineswegs aber an ſich Schwierigkeiten erzeugen können. Wir werden daher bei der Behandlung dieſer letzten Gegenſätze unſerer ideellen und hiſtoriſchen Conſtruktion viel raſcher und leichter verfahren können, als dies bei den früheren der Fall geweſen iſt.

Von allen Corporationen und Gilden nämlich, welche die Welt früherer Epochen in geordneter Gliederung, wie die ebenmäßigen Theile eines gothiſchen Baues deſſen Ganzheit, durchdrangen, hat ſich im Allgemeinen keine einzige mit ſo entſchiedener Selbſtſtändigkeit und Unveränderlichkeit zu halten gewußt, als wie dies der Fall bei den Univerſitäten geweſen iſt. Sie verdanken dieſes Glück ihrer innerlichen Hoheit, deren Natur nicht auf bürgerliche Rechte und Vortheile, ſondern auf die Immanenz eines geiſtigen Beſtrebens aufgeführt iſt. Da nun im Lauf der Zeiten ſowohl abſolutiſtiſche als demokratiſche Richtungen alles Gilden-Weſen auf das heftigſte anzugreifen begannen, indem beide in demſelben Hinderniſſe für die Verwirklichung ihrer Ideen zu finden glaubten, ſo war es natürlich, daß, wie jede Corporation, ſo auch die Univerſitäten dieſer doppelte Haß treffen mußte, und zwar in um ſo höherem Grade, weil ſie am längſten Widerſtand leiſten zu wollen ſchienen. „Die Hochſchulen, ſo hörte man und hört noch immer ſprechen, ſind ein Staat im Staate. Nicht ihr Verhalten daher (denn von dieſer Seite brachten auch andere Anſchauungsweiſen ähnliche Einwürfe hervor), ſondern ihre Exiſtenz ſetzt der Verwaltung Schranken entgegen, die oft ſchon den nothwendigſten Beſchlüſſen ihre Kraft zu nehmen drohten. Der Staat kann aber keine andere Autorität neben der ſeinigen dulden. So ſehr er demnach höherer Lehranſtalten bedarf, ſo gut wird er ſie in einer

Weiſe zu begründen wiſſen, deren Anſprüche ihm nicht ſo oft in den Weg treten". Hier kann es denn nun keinem Zweifel unterworfen ſein, daß diejenigen, welche über dem Staate keine anderweitige Autorität dulden wollen, vollkommen Recht haben. Denn Autorität iſt ein nur durch Exiſtenz, nicht durch Gründe, beſtimmendes Weſen, und ein ſolches darf es in jeder Gemeinſchaft nur Eines geben. Nun aber iſt es doch offenbar, daß die Autorität, ſo blinden Gehorſam ſie fordern darf, nicht eine gleiche Blindheit in ihren Befehlen walten laſſen kann. Denn ſie ſelbſt muß, wenn ihre Verhältniſſe gedeihen ſollen, für ihre Willensmeinungen immer wohl motivirte Veranlaſſungen beſitzen, ſo wenig ſie dieſelben oft auch mitzutheilen braucht. Die Kraft der Einſicht aber, die es bedarf, um auf allen Gebieten die wahren Motive erfaſſen und herauskehren zu können, wird niemals als irgendwo in abſoluter Weiſe koncentrirt angeſehen werden können. Es hat demnach jede höchſte und letzte Autorität eine Schaar von Geiſtern nöthig, die ihr dienend und Hülfe leiſtend an die Hand geht. Sollen dieſe aber wahrhaft nützlich ſein, ſo kann dies nur geſchehen, wenn ſie unbefangen ſind. Denn allein dadurch werden ſie ſich gegen die Macht der Autorität freizuhalten wiſſen. Um aber unbefangen zu irgend welcher Einſicht gelangen zu können, muß ein Bildungsort vorhanden ſein, deſſen Erkenntniß und Freiheit eine durchaus völlig unabhängige ſein muß, da ſonſt über Alles, was geſundes Urtheil und durchdringende Vernunft heißt, Schmach und Verwirrung hereinzubrechen vermöchte. Je beſtimmter und reiner daher eine Autorität ihre Willensmeinungen ausgeſprochen und vollführt haben will, um ſo mehr bedarf ſie eines Organismus an ihrer Seite, deſſen äußerlich auch gar nicht beſtimmte Einſicht dem Staate jene Vorurtheilsfreien zu liefern vermag, deren ſtille Oppoſition für ihn ſogar eine Wohlthat iſt. Da es überdies niemals an ſolchen fehlen wird, welche ſich dem Staate gegenüber auf unrechtmäßige Weiſe zu verſelbſtſtändigen ſuchen werden, ſo handelt man gewiß faſt mehr als unbillig, ſolche Leute in den Reihen derjenigen zu ſuchen, deren Freiheit immer in der Erkenntniß einen möglichſt untrüglichen Maaßſtab beſitzt. Von allen korporativen Elementen daher, welche der Staat in ſich enthält — (und ſolche wenigſtens bis zu einem gewiſſen Punkte hegen zu müſſen,

das wird er nie ganz verneinen können) — von allen ſolchen Elementen alſo wird ihm keines weniger Gefahr und größeren Nutzen gewähren können, als die Gilden der Hochſchulen. Gefahr an ſich aber als ſolche ſchon vermeiden zu wollen, wird in einer Welt, wie die unſere, niemals, weder den Einzelnen noch den Staaten, erreichbar ſein. — Wir wenden uns jetzt dem dritten und letzten Einwande zu.

„Unſere Welt — denn dies werden ungefähr die Worte ſein, in die er ſich zu faſſen ſucht — iſt eine Welt von Realitäten, deren Wirklichkeit uns nicht erlaubt, nach unſeren willkührlichen Anſchauungen die exiſtenten Dinge zu beurtheilen. Jedes ſeiende Weſen oder Verhältniß trägt ſein Maaß mit ſich umher, nach dem es gemeſſen ſein will. Wer daher der Erfahrung nicht ſich ſelbſt und ſeine Ideen zum Opfer bringt, der wird zu einem mehr oder weniger unbrauchbaren Glied der menſchlichen Geſellſchaft. Nun aber haben ſich die Univerſitäten zu allen Zeiten dadurch charakteriſirt, daß ſie eine von der Erfahrung abgewendete Richtung verfolgt haben. Namentlich der Umſchwung der neueren Zeit verlangt es alſo, daß dieſe Anſtalten nach einem Zuſchnitte organiſirt werden, der ſie mehr mit dem Leben in Verbindung ſetzt.“ Auf die Seichtigkeit dieſes Angriffes ließe ſich nun ſo ſehr Vieles antworten, daß wir uns ſchon mit einigen Bemerkungen begnügen müſſen, die wir folgendermaſſen einzukleiden verſuchen. Sei es nämlich auch, daß unter der Maſſe von Unwahrheit, die dieſer Satz enthält, allenfalls ein Körnlein Wahrheit verborgen ſein mag, ſo müßten uns im Ganzen ſchon diejenigen gegen ihn argwöhniſch machen, welche ihn gewöhnlich vorzubringen pflegen. Denn theils gehören ſie radikalen Tendenzen zu, eine unter allen Umſtänden ſtets verwerfliche Richtung, oder ſie ſind Solche, mit denen die Wiſſenſchaften nicht mehr Grund zufrieden zu ſein haben, als jene mit ihnen. Wer wahrhaft in die Tiefe des Wiſſens hinabgetaucht iſt, der kann gegen daſſelbe höchſtens die Polemik eines gleichfalls Erkennenden gelten laſſen, wenn eine ſolche anders möglich iſt. Sodann iſt es eine verkehrte Behauptung der ſogenannten Erfahrenen, daß die Erforſchung der Wiſſenſchaft von der Wirklichkeit abführe, da dieſe ja gerade umgekehrt darin beſteht, die Dinge ihres Scheines zu entkleiden, und zu zeigen, wie ſie ihrem Weſen

nach und an ſich ſind. Auch iſt es das Eigenthümliche jedes wahrhaft wiſſenſchaftlichen Mannes, daß er ſich über Dinge, welche außerhalb der Sphäre ſeiner Beurtheilung liegen, entweder ſelten und auch dann nur mit der größten Zurückhaltung, oder gar nicht äußern wird, während gerade der, welcher für ſich die Erfahrung in ganz beſonderem Grade in Anſpruch nimmt, allüberall nach dem bloßen Scheine zu urtheilen bereit iſt. In ſeinem Fache iſt demnach gerade der vom Leben ſcheinbar ſo ſehr abgezogene Gelehrte der Erfahrenſte, und man wird immer finden, daß Alles, wenn es auf dieſem Gebiete eine Entſcheidung gilt, ſich nach ſeinen Augen und nach ſeinem Ausſpruche richtet. Nichts aber iſt ſchrecklicher, als wenn die Gemeinheit und Gewöhnlichkeit des Lebens ſich als das Princip der Erfahrung aufzuwerfen wagt. Ein ſolches Unternehmen verdient nur der Jakobinismus der Philiſteriosität genannt zu werden, und würde nur dahin führen, die Welt in einen ſolchen Abgrund von Proſa zu verſenken, daß zuletzt ſogar der letzteren Schöpfer vor ihr ſich entſetzen würden. Endlich ſucht man nun noch jene behauptete Abgewandtheit der Univerſitäten von der Wirklichkeit in einer Weiſe hervorzuheben, welche unter allen die gefährlichſte iſt, indem man ſagt, die auf Hochſchulen zu bildenden Jünglinge ſeien dem größten Theile nach für das Leben beſtimmt und müßten für dieſes gebildet werden. Ihre Zurückgezogenheit daher in in die Tiefe des akademiſchen Haines ſei ein Verbrechen an der Jugend, der Wirklichkeit und der Zukunft. Es iſt wahr, der Jüngling müßte ein trauriges Weſen ſein, welcher an den Intereſſen der Wirklichkeit, der Oeffentlichkeit und des Vaterlandes ganz theilnahmlos vorüberginge. Aber gewiß eben ſo iſt es zu beklagen, wenn der junge Mann zu früh den Trieb empfindet, ſich in den Wirbel der realen Exiſtenz hinabzuſtürzen. Die Jugend iſt im Allgemeinen ideal geſinnt, ja ſoll, muß es ſein. Verliert ihr erſtes Kinderſpiel mit Eitelkeit, Poeſie und Liebe für ſie die frühere Bedeutung, dann läßt es ihr nur natürlich, wenn ſie ſich auf das Weſen und die Erkenntniß der Dinge wirft, ohne ſich um ihre äußerliche und praktiſche Realität nur im Geringſten zu bekümmern. Die Tendenz nach dieſen letzten Dingen erwacht nach ihrem regelmäßigen Verlaufe erſt mit dem Eintritt der männlichen Jahre, und jede Anticipation hat nur an ihren eigenen Folgen zu büßen.

Dies iſt denn das Hiſtoriſche und Polemiſche, was wir dem Begrifflichen der erſten Vorleſung noch beizufügen hatten, wenn wir mit Sicherheit auf der gegebenen Definition des akademiſchen Bürgers Fuß faſſen wollten. Auch können wir dies jetzt vollkommen, da keine einzige Seite der Betrachtung von uns unberückſichtigt liegen gelaſſen wurde. Wir können uns daher jetzt auch ganz getroſt den Folgerungen hingeben, welche mit Nothwendigkeit aus dem gewonnenen Begriffe hervorzugehen haben werden.

Dritte Vorlesung.

Ueber die Möglichkeit einer von den Studierenden unter sich auszuübenden Censur.

Meine Herrn! Nachdem wir in unseren beiden ersten Vorlesungen Begriff und Natur des akademischen Bürgers nach allen Seiten hin umrissen und bestimmt haben, so möchte es jetzt im Ganzen möglich scheinen, uns dem Detail zuzuwenden, und zuvörderst zu zeigen, wie der Studierende in den Aeußerungen seiner täglichen Existenz beständig der Würde seines Standes zu entsprechen berufen sei, und einer solchen Aufgabe auch überall unter richtigem Exponenten genügen könne. Dennoch sind wir noch nicht so weit vorangeschritten, jetzt schon das Einzelne in Angriff nehmen zu können. Vielmehr gibt es auch jetzt noch ein Allgemeines, dessen Hervorhebung nicht ganz überflüssig sein möchte. Der Studirende nämlich ist ein völlig auf Freiheit und Erkenntniß gegründetes Wesen. Dies ist das Gemeinschaftliche, woran er alle seines Gleichen erkennt, worauf er mit ihnen stolz zu sein so vieles Recht hat. Aber eben weil er ganz auf Selbstständigkeit gestellt ist und trotz mannigfacher äußerlicher Beschränkungen sich es doch ganz allein überlassen sieht und überlassen sehen muß, gut oder bös zu sein, das heißt in diesem Fall: der Würde des akademischen Bürgers in Wahrheit zu entsprechen, oder nur unter dem Schutz ihrer Prärogativen ein zügelloses und übermüthiges Leben zu führen, so kann Niemand ein größeres Interesse dabei haben, als er selbst, daß der Leib, die eigentliche Substanz der Universität, die Existenz des akademischen Bürgers so rein wie

möglich erhalten werde, da bei dem rein Ethiſchen ſeines Begriffes jede von Innen oder Außen kommende Verletzung deſſelben zwar nicht plötzlich und unmittelbar, aber doch, wenn ſie andauert und keine Rüge oder Abänderung erfährt, nur um ſo nachhaltiger und entſchiedener den Angelpunkt ſeiner würdevollen Stellung zu erſchüttern vermag. Das Allgemeine daher, das noch zu behandeln iſt, ehe wir zu den einzelnen Seiten zunächſt des akademiſchen Lebens übergehen, kann nur darin beſtehen, daß bei der gleichſam jungfräulichen und unſichtbaren Zartheit im Begriff des akademiſchen Bürgers (da eben Alles, was auf geiſtiger Hoheit beruht, nur ſehr feiner und verletzbarer Natur ſein kann) der Geſammtheit derſelben wie ein fortwährender Drang und Trieb einwohnen muß, ſowohl jeden äußerlichen Angriff auf das Weſen ihrer Exiſtenz abzuwehren, als auch ganz beſonders jeder innerlichen Corruption, wo ſie ſich zeigen ſollte, einen Damm entgegenzuſetzen, unter deſſen Schutze die erkennende Selbſtſtändigkeit der Studierenden einer ſtets progreſſiven Veredlung genießen kann. Es iſt jetzt nur die Frage, in welcher Weiſe der Studierende für die Allgemeinheit dieſes ihm natürlichen Beſtrebens einen eben ſo allgemeinen wie richtigen Ausdruck und Exponenten zu finden vermag?

Daß die Studierenden zu jeder Zeit mehr oder weniger dunkel die Abſicht hatten, ſich gegen jeden fremden Einfluß wie gegen jede innerliche Verſchlechterung möglichſt kräftig zu wehren, kann nicht geleugnet werden. Denn jene gründliche Verachtung, die ſie ſich immer gegen alles das zu erhalten ſuchten, was nicht Student iſt oder doch wenigſtens war, und ſodann jenes eben ſo ſtarre wie ängſtliche Feſthalten deſſen, was ſie als *ihren* Brauch, als *ihre* Sitte zu bezeichnen das Recht zu haben glaubten, — dieſe beiden Dinge beweiſen zu deutlich, daß ſich die akademiſchen Bürger zu allen Zeiten beſtrebten, nach Außen wie nach Innen hin die Möglichkeit einer unmerklichen Umwandlung des Begriffes abzuhalten. Indeß muß hier geſagt werden, daß die ergriffenen Mittel keineswegs ihrem Zweck entſprechen konnten. Denn einmal kann die Ausſchließung dem Nicht-Studentiſchen gegenüber nur dann allein weſentlichen Sinn haben, wenn ſie zum Centralcharakter der Erkenntniß und Freiheit in Beziehung ſteht, da ſie außerdem nur etwas Pueriles an ſich haben muß.

Sodann aber kann es keinen ſo zu ſagen abſoluten Brauch geben, der für die Anweſenheit innerlichen Adels Gewähr leiſtete. Denn alles Aeußerliche an ſich iſt bedeutungslos und erhält nur durch den ihm einwohnenden Geiſt irgend welches Gewicht, ſo daß ſelbſt eine an ſich unſchöne Handlung Symbol des Höchſten, dagegen aber auch die ſcheinbar würdevollſte Sitte Träger des Gemeinſten zu werden vermag. Man ſieht, die an ſich lobenswerthe Tendenz des akademiſchen Bürgerthums, Mittel gegen jede Entartung zu erzeugen, iſt auf eine falſche Fährte gerathen. Um das Innere zu ſchützen, glaubte es ſich der Fixirung eines Aeußerlichen bedienen zu dürfen. Sollten daher die Studierenden irgend wie Luſt tragen, an die Stelle ſolcher ebenſo veralteter wie ihrem Zwecke nicht entſprechender Mittel eine ſicherndere Garantie ſetzen zu wollen, ſo müßten ſie ſich nach einer Einrichtung umſehen, deren Thätigkeit augenblicklich verkehrt und ſelbſt lächerlich werden müßte, ſobald ſie aus den zwei Fundamentalbegriffen der Erkenntniß und Freiheit hervorzugehen aufhörte. Worin könnte nun allenfalls die eigenthümliche Natur eines ſolchen Inſtituts gefunden werden?

Der Begriff des Studierenden beruht auf dem einer geiſtigen Würde. Seine Höhe iſt eine immanente, und der einzige Ausfluß derſelben iſt ſeine Erſcheinung, die Art, wie er ſich der Oeffentlichkeit darſtellt und dadurch von ihr als ein Solcher anerkannt wird, der einen höheren Beruf zu treiben würdig oder unwürdig iſt. Für den Einzelnen gibt es daher kein Mittel, ſich als das zu erhalten, was er ſein ſoll, als daß er in dem innerlichen Begriffe des akademiſchen Bürgers ſo feſt wie nur immer wurzelt. Anders dagegen verhält es ſich mit der Maſſe oder der Geſammtheit. Zwar iſt auch für ſie kein anderes Heil vorhanden, als nach Kräften auf den Begriffen der Erkenntniß und Freiheit gegründet feſtzuſtehen und aus ihnen alle korrektionellen Unterſtützungen zu empfangen. Aber dieſer Uebergang des Weſens aus dem Begriff in die Exiſtenz iſt an die Einzelnen und ihren Willen oder Nicht-Willen geknüpft. Es kann ſich folglich in die Geſammtheit alles mögliche Unlautere und Schlechte einſchleichen, ohne daß ſie ſelbſt dafür verantwortlich gemacht werden könnte. Hier alſo wäre der Punkt, an dem in ſo fern geholfen werden müßte, daß die Geſammtheit ein Mittel gegen die erſönne, welche die

akademiſchen Bürger von der Urquelle der Erkenntniß und Freiheit, ſei es nun theoretiſch oder praktiſch, abzuleiten trachteten. So ſchwer es nun auch ſcheinen möchte, ein derartiges Mittel ausfindig zu machen, ſo dürfte doch ſeine Möglichkeit näher liegen, als man anfangs glauben möchte, ſobald man nur vor jener kühnen Entſchiedenheit nicht zurückſchreckt, die es überall bedarf, wo an einem ſchwierigen Punkte eine durchgreifende Abhülfe nöthig iſt. Auch brauchen wir nur der Natur oder dem Geiſte in ihre geheimen Werkſtätten zu folgen, um uns von ihnen für den vorliegenden Fall das nothwendige Verfahren der Geſammtheit mittheilen zu laſſen. Bedarf nämlich der Leib eines Saftes, wie die Galle, die auch in einem gewiſſen Sinne als ein Correktiv-Mittel der leiblichen Oekonomie bezeichnet werden kann, ſo bereitet er ſich ein Organ, das dieſer Funktion vorgeſetzt wird. Kann der Geiſt ohne Mittelglied ein Werk nicht zu Stande bringen, an deſſen Produktion ihm doch viel gelegen iſt, ſo ſucht auch er ein ſtellvertretendes Moment zu erzeugen, das ihm zu ſeinem Zwecke verhilft. Organismen wenigſtens, wie z. B. die Differenzial- und Integral-Rechnung, legen hiefür hinlängliche Beweiſe ab. Aehnlich verfahren denn auch vernünftige Geſammtheiten, wie der Staat eine ſolche iſt. Ueberall, wo eine nothwendige Handlung ſeiner Exiſtenz ihm aufgedrungen wird, ſetzt er ein Organ als Mittler ein, deſſen Wirkſamkeit den Umtrieb der Geſammtheit nach ſeinem Theile zu zu erhalten und zu fördern hat. Auch wird eine derartige Stellvertretung da natürlich immer am wichtigſten ſein, wo ihr Beruf gerade auf das Weſen der ganzen Gemeinſchaft und Einheit gerichtet iſt. Will daher das gemeine Weſen der Studierenden durch irgend ein Etwas der Verſchlechterung ſeiner Innerlichkeit vorzubeugen ſuchen (und manche Thatſachen ſprechen für die Nothwendigkeit eines ſolchen Präſervativs) ſo wird auch ihm nichts Anderes übrig bleiben, als ein Organ zu erzeugen, in deſſen Natur es liegt, jede Abweichung von den Begriffen der Erkenntniß und Freiheit, die ſich ein Glied, namentlich in Beziehung auf Oeffentlichkeit, zu Schulden kommen ließe, zu rügen, und im ſchlimmſten Falle ſelbſt auf irgend eine Weiſe zu ahnden. Denn ſo lange der akademiſche Bürger bei ſeiner hohen ſittlichen Stellung, deren höchſtes Tribunal kein äußerliches ſein kann, es nicht unternimmt,

durch die Institution einer vernünftigen Selbst-Censur den Verirrungen der Masse ein Ziel zu setzen, so lange entbehrt er noch einer Erscheinung seines innerlichen Wesens, deren Offenbarung eine Vervollständigung des akademischen Bürgerthums herbeiführen könnte, durch die jeder zu derbe Eingriff in den akademischen Organismus für immer abgeschnitten wäre. Es kommt jetzt natürlich Alles auf die Frage an, wie der Schöppenstuhl solcher Censur zu einer Wirklichkeit gemacht werden könne?

Hier ist denn nun vor Allem gewiß, daß die Errichtung einer solchen Censur sowie die Berufung der Censoren selbst nur von den Studierenden ausgehen könne und auch innerhalb ihres Kreises bleiben müsse. Denn zwar ist es ganz zweifelsohne, daß der Studierende auch unter außer ihm liegenden Autoritäten stehe. Indeß thut er dies namentlich, insoferne er neben seiner Existenz als akademischer Bürger noch mehr oder weniger zu einer anderen bürgerlichen und staatlichen in Beziehung steht. Sollte daher ein sittliches, allein als Ausfluß der Erkenntniß und Freiheit zu betrachtendes Tribunal der Studierenden ernannt werden, so wäre es wider dessen Begriff, wenn nicht Studierende Studierende wählten, oder wenn ein Anderer als Studierende die Befugniß der Creirung besäße. Eine allgemeine Versammlung aller Studierenden als der durch gleichen Begriff gleich Berechtigten hätte demnach aus ihrer eigenen Mitte eine beliebige Anzahl von Censoren zu erwählen. Auch dürfte eine derartige Wahl nicht heimlich durch Stimmzettel oder durch Kugelung vor sich gehen. Denn der Begriff des akademischen Bürgers verlangt es, daß er in Gegenwart Aller öffentlich seine positive oder negative Meinung äußere, um jeder alsobald die unumwundene Darlegung seiner Gründe beifügen zu können. Ein Wechsel der Censoren nach bestimmter Frist wäre natürlich gleichfalls eine Nothwendigkeit. Denn da der Censor nichts als gleichsam die Verkörperung des Begriffs vom akademischen Bürger darzustellen hat, so würde die Verkehrung dieser seiner Natur in eine Art von Amt und Bevorzugung zu leicht übergehen, wenn eine solche Würde zu lange in den gleichen Händen bliebe. An diese Stellung jedoch vom Begriffe des Censors knüpft sich alsobald ein Zweites an, dessen Nothwendigkeit nicht umgangen werden könnte. Auf den Vorschlag nämlich einer ge-

wiſſen Anzahl der Studierenden müßte die Würdigkeit jedes Cenſoren zu ſeinem Berufe augenblicklich in Zweifel gezogen werden können, ſo daß alſo auch hier eine öffentliche Verſammlung mit lauter und beſtimmter Grundangabe von Seite jedes Einzelnen die Entſcheidung herbeizuführen hätte. Solche Verſammlungen aber, ſo wie die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden Sitzungen der Cenſoren müßten einer abſoluten Oeffentlichkeit anheimgegeben ſein, es ſei denn, daß die Ehre eines akademiſchen Bürgers dabei zu tief und möglicher Weiſe letal betheiligt wäre. Denn allein die Oeffentlichkeit könnte anderweitige Beſorgniſſe vor der hohen Selbſtſtändigkeit einer ſolchen Cenſur und den mit ihr verknüpften Verhältniſſen unterdrücken und niederhalten. Auch würde die jedesmalige Anweſenheit eines von den Studierenden ſelbſt gewählten ihrer Lehrer mit dem Ausſpruche eines Veto zu begaben ſein, dem für's Erſte augenblickliche Folge zu leiſten wäre, — wobei denn freilich das Urtheil über die jedesmalige Berechtigung eines ſolchen Veto's einer weiteren Beſprechung unterliegen müßte. Uebrigens behaupte man nicht, daß dieſe Inſtitution gleichſam zu weitſchichtig und großartig angelegt ſei, um vielleicht Kleinigkeiten zu beſeitigen und zu ſchlichten. Je höher der Begriff iſt, der einer Störung unterliegen kann, um ſo weniger iſt die Kleinigkeit, welche dieſe letztere hervorruft, als Kleinigkeit zu bezeichnen. Auch iſt der Begriff des Kleinlichen immer durch den unſerer Schätzung bedingt, und Dinge, welche man als Nichtigkeiten bezeichnen möchte, haben die bedeutſamſten Umgeſtaltungen der Geſchichte hervorgerufen. — Wir gehen jetzt von der Conſtruktion unſerer Cenſur zu der Sphäre ihrer Wirkſamkeit über.

Der erſte Punkt, der ihrer Sorge zu unterwerfen wäre, kann allein als eine Art von höherem Sitten-Regiment bezeichnet werden. Das Geſetz des allgemeinen öffentlichen Zuſammenlebens unter den Menſchen heißt nicht allenfalls nur Nothwendigkeit, es muß geradezu als Zwang bezeichnet werden. Die Anweſenheit ſolchen Zwanges nun bringt es mit ſich, daß im Staate Geſinnung, Würde und zum großen Theile auch die Handlung des Einzelnen von aller Gerichtsbarkeit losgeſprochen ſind. Der Menſch ſei, wie er ſei, wenn er ſich nur keiner Uebergriffe über ſeine Region hinaus ſchuldig macht, ſo hat er Alles erfüllt, was die

Oeffentlichkeit von ihm verlangt. Anders verhält es ſich bei dem Studierenden. Erkenntniß und Freiheit bilden das Centrum ſeines Begriffes. Sein Polizei-Geſetz, ſo zu ſagen, iſt die ethiſche Innerlichkeit ſeines Begriffes. Wer als akademiſcher Bürger ſeine Freiheit zum Tummelplatz der Willkühr entwerthet, wer die zur Eroberung der Erkenntniß geſtattete Zeit zum Spielraum der Trägheit, Träumerei und Neugierde umſetzt, der hat hiemit durch die That aufgehört, akademiſcher Bürger zu ſein, alſo ſeinem eigenen Berufe den Scheidebrief geſchrieben. Man hat ſchon oft geſagt, daß man derartige Jünglinge, die dem Zwecke ihres Aufenthalts an der Univerſität ſo wenig entſprechen, geradezu von dieſer entfernen ſolle. Auch Schelling hat ſich dahin entſchieden. Der Staat iſt indeß auf derartige Vorſchläge nicht eingegangen, und uns dünkt, als hätte er recht gethan. Er ſteht dem akademiſchen Bürger nicht als des letzteren verkörpertes Geſetz entgegen. Der Begriff des Staates iſt ein allgemeinerer, und zugleich äußerlicherer. Er wartet zu, bis der unrecht Handelnde völlig reif geworden iſt. Dann erſt erreicht dieſen ſeine Strafe. Selbſt die Lehrer der Univerſität, wie ſich bei uns die Verhältniſſe allmählig geſtaltet haben, nehmen mehr oder weniger an der beſchriebenen Natur des Staats Theil. Auch ſie ſchreiten erſt zum Eingriff, wenn das Uebel eine gewiſſe Höhe erreicht hat. Anders die Geſammtheit der Studierenden. Sie weiß nur um ihre Fundamentalgeſetze der Erkenntniß und Freiheit. Wenn daher eines ihrer Glieder dieſen widerſpricht, ſo muß ſie ſich gleich in ihren tiefſten Grundlagen erſchüttert fühlen. Denn ſie wird einſehen, daß ihr Boden dadurch zu einem ebenſo gemeinen Tummelplatz gemacht wird, wie es der des täglichen Verkehres iſt. Iſt daher aus dem gemeinen Weſen der Studirenden nicht alles höhere Gefühl ſeiner nothwendigen ideellen Würde entwichen, ſo kann es nicht anders ſein, als daß die allgemeine Entrüſtung über das den hohen Begriff des akademiſchen Bürgers praktiſch entwerthende Individuum ſich Bahn brechen, und durch die Einrichtung der Cenſoren zum Wortekommen werde. Denn dieſe wird das fehlende Glied zuerſt im Geheimen, dann vor der Geſammtheit der Studirenden von ſeiner Unwürdigkeit zu überführen ſuchen, weiter aber, wenn ſolche Rüge keine Wirkung thut, zuerſt vor allen akademiſchen Bürgern, endlich

Abſtellung aller Colliſionen gehofft werden können. Die Ausbildung unſerer Cenſur nach allen möglichen Seiten hin, kann alſo allein die Exiſtenz eines Ehrengerichtes hervorrufen wie in ſich befaſſen, deſſen Anweſenheit nicht blos ein Name, ſondern eine Wirklichkeit ſein wird. So Viele folglich auch in den von uns gegebenen Andeutungen über die Einrichtung einer erfolgreichen Cenſur durch die Studierenden ſelbſt nichts weiter als eine ſonderbare und erfolgloſe Neuerung werden erkennen wollen, ſie werden dennoch einmal das abſolut Brauchbare dieſes Gedankens einſehen lernen, wenn die Realität einer ſolchen Inſtitution ihre ſegensreichen Früchte bringen wird. Denn ſie wird dieſes gewiß thun, da demjenigen, was ein Bedürfniß befriedigt, zuletzt immer doch der Eintritt in die Wirklichkeit geſtattet werden muß.

Mit dieſen Bemerkungen glaube ich das, was hier über die Einrichtung einer allein durch Studierende über ſie ſelbſt auszuübenden Cenſur durchaus erwähnt werden mußte, abſchließen zu können. Nicht als ob ich mir einbildete, daß die entwickelten Gedanken nicht noch einer bedeutenden Erweiterung oder vielleicht ſogar einer völligen Umgeſtaltung bedürften, habe ich dieſelben mitzutheilen für gut befunden. Ich habe es allein deßhalb gethan, meine Herrn, weil ich ſehr tief davon überzeugt bin, daß nur etwas auf gleiche oder ähnliche Anſichten begründetes dem hie und da Zwitterhaften abzuhelfen vermag, was die Einrichtungen unſerer Univerſitäten durchdringt. Namentlich unſer deutſches Vaterland kann dieſe höheren Lehranſtalten nicht miſſen. Ohne Freiheit ſind aber ſolche unmöglich. Da nun die eigenthümliche äußerliche Freiheit der Univerſitäten durch den Verlauf der Geſchichte nicht anders als beſchnitten werden konnte, ſo hat ſich dieſelbe jetzt um ſo koncentrirter nach Innen zurückzuziehen und vor Allem in der Einrichtung unſerer Cenſur nicht ihre geringſte Stütze zu ſuchen. Wir können von ihr und ihrer Auseinanderſetzung indeß jetzt noch nicht Abſchied nehmen, bevor wir nicht noch einige Einwürfe berückſichtigt haben, deren Erhebung ohne unſere vorläufige Berückſichtigung gewiß nicht unterbleiben würde.

Der erſte der uns drohenden Einwürfe wird nämlich in folgender Weiſe gegen uns gerichtet werden. „Du ſtreiteſt, wird er ſich vernehmen laſſen, mit der Einrichtung deiner Cenſur ſo ſehr

gegen die von dir ſelbſt gegebene Definition des akademiſchen Bürgers, daß du uns dieſelbe völlig vergeſſen zu haben ſchieneſt, wenn du nicht ſelbſt ſie immer noch zu erwähnen fortführeſt. Denn haſt du nicht, wenn du dich erinnern willſt, neben der Erkenntniß die Freiheit als den zweiten Brennpunkt aufgeführt, durch den im Verein mit dem erſten der akademiſche Bürger allein gebildet wird? Du willſt, daß der Studierende ſo auf ſich ſelbſt geſtellt ſei, daß ihn nichts als ſeine eigene Selbſtſtändigkeit beſtimmen dürfe, und doch ſetzeſt du jetzt wieder ein Tribunal ein, deſſen innerliche Nöthigung faſt gewaltiger wirken muß, als ein von Außen aufgedrungenes Zwangsgeſetz. Du ſchlägſt daher zur reinen Erhaltung der Freiheit den Umweg einer ſublimen Nöthigung ein, dem eine direkte Aufhebung aller Selbſtſtändigkeit faſt noch vorzuziehen wäre". Dieſe Einwendung muß allerdings ſehr gefährlich ſcheinen, da ſie es in Wirklichkeit ſo ſehr wenig iſt. Denn meinen Gegnern widerfährt hier ein Irrthum, dem bisher auch alle Radikalen und ihre Verwandten unterlegen ſind, daß ihnen nämlich Freiheit und Willkühr auseinanderzuhalten ſo gar nicht gelungen iſt. Auch iſt es mehr als leicht, dieſe Verwechſelung ſelbſt dem Unkundigſten begreiflich zu machen. Je höher und edler nämlich das Innere eines Menſchen geartet iſt, um ſo mehr wird es ihm unmöglich ſein, den Verlockungen einer ſchändlichen That nur im Geringſten nachzugeben, ja dieſe Unmöglichkeit wird bei ihm zu einer ſo gewaltigen Kraft angewachſen ſein, zufolge deren man ſie als eine Nothwendigkeit, gut handeln zu müſſen, wird bezeichnen können. So ſehr es daher eine Thorheit wäre, eine ſolche aus der tiefſten Tiefe innerer Freiheit hervorgegangene Nothwendigkeit als offenbaren Effekt eines Zwanges charakteriſiren zu wollen, als eine gleiche Thorheit muß es angeſehen werden, wenn man ſich Verſuchen hingibt, den Entſchluß einer ganzen Schaar in ſo hohem Sinne Freier, kraft deſſen ſie die innere That ihrer Freiheit zur Erſcheinung eines äußerlichen Geſetzes machen, als ihre Einwilligung in irgend eine Art von Knechtſchaft anſehen zu wollen. Denn für den wahrhaft Erkennenden iſt jene hehre Erklärung, vermittelſt deren die Emanation der höchſten Freiheit ſich zu einem neuen und geſteigerten Geſetz objektivirt, das Großartigſte, wozu die in ſo enge Schranken eingeſchloſſene Selbſt-

dieſelben in dem vorgeſchlagenen Gerichte ſogar die Möglichkeit einer Förderung enthalten ſein können, und dies iſt der dritte Punkt, den wir zu unſerer Rechtfertigung anbringen zu können glauben. Denn davon zu ſchweigen, daß alle die, welche unter einer Cenſur der Sitten geſtanden ſind, viel ſeltener einem polizeilichen oder kriminellen Gerichte verfallen werden, ſo ſind ja Alle, welche auf Hochſchulen leben, zu Dienern des Staates berufen. Nun aber iſt für den Staat nichts vortheilhafter, als wenn ſeine Beamten eine gewiſſe Kraft der Repräſentation beſitzen. Auch lehrt die Erfahrung nur zu ſehr, wie in dieſem Punkte ein Mangel ſich nur allzuhäufig geltend macht, und dahin einſchlagende Klagen können öfter vernommen werden. Es wird folglich für den Staat von dem größten Nutzen ſein, wenn ſeine zukünftigen Diener bereits vor ihrem Eintritt in die Oeffentlichkeit gelernt haben, einer ſolchen in würdiger Weiſe entgegenzutreten.. Ja wenn vielleicht ein ähnlicher Gedanke den Staat zur Autoriſation gewöhnlicher Verbindungen unter den Studierenden beſtimmt hätte, um wie viel mehr möchte er da leicht geneigt ſein, einer Einrichtung die Hand zu bieten, deren Ueberwachung ihm von wegen ihrer Oeffentlichkeit unmöglich Schwierigkeiten machen würde. Endlich möchte vielleicht noch jemand darin eine Gefahr ſehen, daß ein Gericht, wie unſre Cenſur, dem ſchon überdieß im Uebermaaß vorhandenen Hochmuth der Jugend neue Nahrung geben könnte. Indeß ſcheint dieſe Gefahr drohender als ſie es in Wahrheit iſt. Denn einmal beſchneidet ja das vorgeſchlagene Inſtitut ſelbſt jede zu üppige Aeußerung einer in Willkühr umſchlagenden Freiheit, und dann erwarten den jungen Mann nach ſeiner akademiſchen Laufbahn ſo viele Demüthigungen und fehlgehende Hoffnungen, daß er bald von vielen Anmaaßungen abſtehen wird, die ihm früher ganz natürlich erſchienen. Wir können demnach jetzt getroſten Muthes zum dritten und letzten Einwurf übergehen, dem noch einige Bemerkungen entgegenzuhalten ſind.

Wie jedem Vorſchlage nämlich zur Verwirklichung eines mehr oder minder idealen Gedankens wird man uns die Unmöglichkeit glaublich zu machen ſuchen, welche die Ausführung des projektirten Cenſurgerichtes aufhebe. „Man ſehe nur, wird man ſagen, wie die tauſend Leidenſchaften, ja, daß ich das Wort ausſpreche, die

unzähligen Gemeinheiten jeder Maſſe durch ſich ſelbſt ſchon die Realiſirung aller idealen Gedanken geradezu als eine Lächerlichkeit bezeichnen. Die ſtudierende Jugend wird nicht beſſer ſein, als die geſammte Menſchheit, von der ſie ohnedies nur gleichſam ein Auszug iſt. So ſchön daher das Bild jener Cenſur auch ſcheinen möge, es ſtehe ihr nur daſſelbe Schickſal bevor, dem ſchon genug ähnliche Projekte unterlegen ſind.“ Es kann dieſe an ſich richtige Bemerkung indeß keinen Grund abgeben, jeden neuen Verſuch für immer aufzugeben. Warum, können wir fragen, warum denn treibt jeder neue Frühling ſo viele tauſend Blüthen hervor, wenn gleich die große Ueberzahl derſelben unbefruchtet abzufallen beſtimmt iſt? Aus welchem anderen Grunde, als damit den wenigen übrigbleibenden die Möglichkeit des Gedeihens gegeben werde? Ueberdies können wir eurem Glauben einer univerſellen Gemeinheit keineswegs unſeren Beifall geben. Dieſelbe mag leider groß genug ſein. Dennoch bietet die Geſchichte manche Beweiſe gegen ſie dar. Denn warum hat oft eine großartige Begeiſterung ganze Geſchlechter und Völker ergriffen, wenn die Maſſe aller und jeder höheren Regung baar wäre? Weder Rom noch Griechenland, weder Kreuzzüge noch Freiheitskämpfe, ja nicht einmal das Chriſtenthum würde Exiſtenz gewonnen haben, wenn jener erbitterte Tadel, den euch entweder Unglück oder eine enge Erfahrung eingegeben hat, auf eine ganz allgemeine Geltung Anſpruch machen könnte. Am wenigſten aber vermögen wir in eure trüben Weiſſagungen einzuſtimmen, wenn der Gegenſtand derſelben die Jugend iſt. Mit jedem Jünglinge, der unſre Univerſitäten bezieht, begrüßen wir eine neue Hoffnung der Zukunft und des Vaterlands. Wir haben nur zu oft erlebt, wie leicht die Flamme des Edlen und Großen in ihm und ſeinen Genoſſen zu erregen iſt. Gebricht es ihrer Gluth an Ausdauer, ſo liegt es nur zu oft weniger an der Jugend, als an den Erwachſenen und Reifen, die auf ihr fragendes Suchen weder Antwort noch Auskunft gewähren. Auch iſt es ſonderbar, daß jene Weiſen und Klugen, welche jeden höheren Plan, ſobald er nur entſtanden, mit ätzender Kritik zerſetzen, die Perfektibilität unſerer Gattung am meiſten im Munde zu führen pflegen. Es ſcheint faſt, als ob die Unluſt eigener Beſſerung ihnen den Kunſtgriff eingegeben habe, der Zukunft ein unbeſchränktes

Maaß derſelben beizulegen. Eine völlige Unmöglichkeit ſind wir allein dem zuzuſchreiben berechtigt, was ganz jenſeits der Grenze des menſchlichen Willens zu liegen kömmt und durch poſitive Geſetze der Natur unterſagt wird.

Dies ſind die Einwürfe, deren Widerlegung uns nothwendig ſchien, um dem Vorſchlage unſerer Cenſur die Möglichkeit der Verwirklichung erringen zu können. So wenig ſich jetzt auch meinem Geiſte noch andere als aufbringbar vorſtellen wollen, ſo feſt bin ich doch davon überzeugt, meine Herrn, daß uns achtbare Gegengründe nicht entſtehen würden, wenn uns neue und noch feiner erſonnene Einwendungen entgegengehalten würden. Denn wofür das einfache, rückſichtsloſe Gefühl unſrer Bruſt ſeine entſchiedene Stimme erhebt, dafür werden ſich dem redlichen Willen die Beweiſe niemals verſagen. Uebrigens bin ich auch weit entfernt, die entwickelten Grundlagen eines Cenſurgerichtes für die allein richtigen zu halten, und werde ebenſo wenig demjenigen meine Beiſtimmung entziehen, der ein derartiges Inſtitut nicht auf einen Schlag, ſondern allmählig herbeigeführt ſehen will. Nur muß man den Begriff der Sache niemals aus dem Auge verlieren, und eben zu dieſem Behufe ſind durchgeführte, wenn auch ideelle Entwürfe von dem entſchiedenſten Nutzen. So wenig man den Gedanken hegen kann, Plato's Republik zur Wirklichkeit machen zu wollen, von ſo weſentlicher Unterſtützung kann ſie dem Geſetzgeber ſein, auf deſſen Geiſt ihre entzückende Schönheit und logiſche Conſequenz einen bleibenden Eindruck hervorgebracht hat.

Vierte Vorlesung.

Ueber den freundschaftlichen und geselligen Verkehr der Studierenden unter einander.

Meine Herrn! Wir hatten in unserer ersten Vorlesung den Begriff des akademischen Bürgers aus der Unmittelbarkeit seines Berufes entwickelt, dieser in gewissem Sinne aprioristischen Construktion sodann in der zweiten Stunde historische und polemische Rechtfertigungen beigegeben, und glaubten endlich im Anfange unserer dritten Zusammenkunft zu den speciellen Phasen akademischen Lebens übergehen zu dürfen. Dies war uns jedoch, wie wir bald fanden, nicht gestattet. Vielmehr sahen wir ein, das Allgemeine noch nicht verlassen zu dürfen, bevor wir nicht den Exponenten eines auch für die äußerliche Erscheinung unserer ethischen Genossenschaft vortheilhaften Bandes nachgewiesen und entfaltet hätten. Diesen wichtigen und nothwendigen Halt haben wir nun in dem Institute unserer Censur entdeckt, und damit dem Universellen unserer Aufgabe jenen Abschluß gegeben, der überall allein den Geist zu befriedigen im Stande ist. Denn erst aus der gesicherten Basis des Anfangs vermögen die verschiedenartigen Ausbildungen des Einzelnen mit gleich gesicherter Wirklichkeit hervorzugehen. Wenden wir uns nun aber der Behandlung der gesonderten Sphären zunächst im akademischen Leben zu, welche Seite möchte da fürs erste bedeutender sein als die, welche sich mit den mannigfaltigen Weisen des Verkehres unter den Studierenden zu beschäftigen, und uns sonach diese letzteren in dem unmittelbaren Betragen und Behagen ihrer Existenz vorzuführen hat. Es ist aber diese Seite umsomehr einer aufmerksameren Betrachtung werth, da die scheinbaren Kleinigkeiten, die sie enthält,

immer zu ihrer Vernachläſſigung verlockten, während doch gerade oft das bedeutſamſte Leben zum großen Theil aus der ruhigen Aufeinanderfolge oft ſehr nichtiger Momente zuſammengewebt iſt. Wir werden jetzt die Reihe einzelner Gegenſtände, die uns zu verfolgen vorliegt, mit den wichtigeren und allgemeineren Dingen beginnen, und mit den äußerlichſten und nebenausliegendſten beſchließen.

Der Studierende lebt in einem allein auf Erkenntniß und Freiheit begründeten Organismus, ja er muß ſogar als die eigentliche und alleinige Subſtanz dieſer Geſammtgliederung betrachtet werden. Da nun alſo dieſe Natur ſeines Weſens die ſpecifiſche Differenz deſſelben von allen übrigen Individuen und Corporationen ausmacht, ſo iſt es natürlich, daß er im Umgange und Zuſammenleben vor Allem auf ſeines Gleichen angewieſen iſt. Der Student iſt demnach die Geſellſchaft des Studenten, und in ſo fern bilden alle akademiſchen Bürger eine Einheit, die in der That genug Gründe wechſelſeitigen Umganges und näherer Berührung beſitzt. Wie nun aber im allgemeinen Verkehr menſchlicher Coexiſtenz, von der auch die Geſammtheit der Studierenden einen Mikrokosmus bildet, wie namentlich in jeder ſpeciellen Corporation die ausgeprägteſten Sympathieen und Antipathieen wirken, ſo kann es auch unter den akademiſchen Bürgern nicht anders ſein, ja es ſcheint daſſelbe Verhältniß ſogar in geſteigertem Maaße ſtattfinden zu müſſen. Denn die zwiſchen dem Knaben und Manne ſtehende Jugend iſt ebenſo raſch als wahr, ſie vermag Liebe und Abneigung am wenigſten zu verhüllen und geheim zu halten. Nirgends iſt daher die Erſcheinung deſſen, was Freundſchaft heißt, häufiger, als unter den ſtudierenden Jünglingen. Auch iſt dies recht und natürlich. Denn abgeſehen davon, daß wenige Dinge ſo ſehr für das Leben erziehen, wie dies offenbar die Freundſchaft thut, ſo iſt im Allgemeinen ihr idealer Schwung der kräftigſte Beförderer wahrer Menſchenliebe, und vermag von den mannigfachſten Verirrungen abzuhalten. Auch bedarf der lebhafte Drang nach Aeußerung der innerſten Empfindungen, wie er dem Jünglingsalter eigen iſt, einen freundlich empfangenden Ort, wo er ſich ausſprechen und ſeine Gedanken niederlegen kann. Aber dies wird dem Jüngling niemals genug ſein. Sein Streben geht

vielmehr auch immer nach dem Zuſammenſtoß lebhafter Oppoſition. Eine ſolche kann ſich jedoch nur in einem weiteren und mannigfaltigeren Kreiſe entfalten. Es muß demnach zwiſchen der allgemeinen großen Einheit und der engen Grenze der Freundſchaft eine Mittelſphäre geben, welche in kleineren Verbindungen den Conflikt der Wünſche und Meinungen hervorruft. Es iſt dies gleichſam ein durchaus nothwendiger Zwiſchenzuſtand der Genoſſenſchaft und Vertraulichkeit, und etwas durchaus Verſchiedenes von dem, was man gewöhnlich Studentenverbindungen zu nennen pflegt, da dieſe eine nicht immer vortheilhafte Vermiſchung der allgemeinen Einheit und des hier gemeinten Wechſelverkehres vorſtellen. Die engeren Kreiſe, die wir vielmehr im Sinne haben, beſitzen nichts Gildenmäßiges, und können nach Belieben eben ſo ſchnell zuſammentreten, wie ſich auflöſen. Sie mögen aus vier, acht, zwölf Individuen beſtehen, und werden ſelten eine Zahl von zwanzig erreichen oder überſteigen. Es iſt eine freie, ganz unbeengte Einheit, wie ſie ja auch im Leben unter Gleichgeſinnten der verſchiedenſten Stände ſich zu bilden pflegt. Auch kann der Einzelne mit Leichtigkeit aus dem einen Kreis in den andern übertreten, ohne daß es nur eine Notifikation oder etwas ihr Aehnliches bedürfte. Denn es ſollen dieſe natürlichen Fluktuationen des Umganges gleichſam nichts als ein ideales Bild des Lebens darſtellen, um für daſſelbe wie für ſich ſelbſt Gewandtheit des Geiſtes und freundliche Duldung jeglicher Selbſtſtändigkeit zu lehren. Es fragt ſich jetzt nur, was den eigentlichen Kern ſolchen geſelligen Verkehres zu bilden haben wird?

Hier iſt denn die erſte Antwort, welche gegeben werden muß, eine ſehr leichte. Neben der Freiheit iſt es ja die Erkenntniß, deren Natur den zweiten Brennpunkt des akademiſchen Lebens ausmacht. Der Hauptkern daher, um den ſich der Verkehr unſerer freieren Verbindungen bewegen muß, kann nichts Anderes ſein, als die Wiſſenſchaft, und wieder die Wiſſenſchaft. Zwar wollen wir hier nicht in abſoluter Weiſe dem das Wort reden, was unter dem Namen wiſſenſchaftlicher Kränzchen unter den Studierenden im Schwange zu ſein pflegt. Denn obgleich auch eine ſolche Einrichtung manches Gute haben mag, ſo liegt doch die Gefahr einer zu großen Häufung ſehr nahe, und kann in Folge

hievon ziemlich nachtheilig auf den ernsten Fleiß des Einzelnen einwirken. Auch können in solcher Weise nur zu leicht Schwätzer herangebildet werden. Aber zu allen Zeiten wird das menschliche Geschlecht von sehr wichtigen und zwar principiellen Fragen bewegt. Ihrer Berücksichtigung kann sich kein strebender junger Mann entziehen, um so mehr, da Derartiges gerade für den Jüngling den entschiedensten Reiz besitzt. Ueberdies entstehen für den angehenden Jünger höherer Wissenschaft noch eine große Anzahl anderer principieller Fragen, welche die Geschichte oft schon lange überwunden hat. Denn wie das Kind im Mutterleibe eine ganze Reihe von Thierstufen zu durchlaufen hat, so muß jeder Jüngling in kurzen gewaltigen Zügen die ganze ideelle Seite der Weltgeschichte durchlaufen, bis er endlich auf dem Höhenpunkte der Gegenwart anlangt. Für solchen nachholenden Weg haben aber sehr häufig die vollendeteren und abgeschlosseneren Männer den lebendigen Sinn verloren. Dem jungen akademischen Bürger bleibt daher nur die Wahl offen, solch' wichtigen Prozeß innerlicher Entwicklung entweder stillschweigend für sich zu durchkämpfen und dabei den Gefahren der mannigfaltigsten Verirrungen ausgesetzt zu sein, oder denselben in lebendigster Gegenwirkung mit den Genossen seiner eigenen Zustände zu durchlaufen und zu durchsprechen. Das Letztere ist offenbar das Räthlichere und Gesegnetste von diesen beiden Bahnen. Denn der mehr als doppelte, ja unzählige Gegensatz, der sich hiebei entwickeln wird, ist unendlich geeignet, jede keimende Einseitigkeit aus ihren verborgenen und egoistischen Schlupfwinkeln aufzujagen. Ziehen wir hiebei noch die natürliche Eigenschaft des Jünglings in Betracht, vermittelst deren sein innerlicher Drang immer nach Außen ringt, und den dialektischen Streit mit einer gewissen Wollust auffucht, so ist es offenbar, wie die lebendigen jungen Geister der akademischen Bürger an ihren Wissenschaften einen wahrhaft unversiegbaren Stoff des regsten Wechselverkehres besitzen.

Aber so unergründlich diese Gegenstände auch sein mögen, dennoch sind sie nicht hinreichend, den intellektuellen Trieb des Jünglings allein zu beschäftigen. Der jugendliche Geist liebt die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, und kann es sich nicht versagen, das Vielheitliche und Verschiedenartige zum Vorwurf seiner Be-

trachtungen und Beſchäftigungen zu machen. Auch iſt die letzte Höhe der Wiſſenſchaft und ihrer prinzipiellen Momente zu ernſt und ſtreng, als daß derjenige, welcher noch ſo ſehr auf die Heiterkeit des Lebens angewieſen iſt, immer mit Luſt auf jenen äußerſten Höhen verweilen ſollte, deren eben ſo ſcharfe wie reine Luft nur zu leicht den Athem zu verſetzen weiß. Es iſt daher natürlich, daß der junge Mann während ſeines Aufenthaltes auf der Hochſchule neben dem Wahren des Ideellen auch deſſen Schönes zu gewinnen ſtrebt. Das zarte Leben der Kunſt, und namentlich in ihr edlerer Lektüre, feſſelt demnach in dieſen Jahren vor Allem den ſtrebenden Geiſt, und derjenige würde es mit der ſtudierenden Jugend nicht wohl meinen, welcher ihr das, was unter dem allerdings zweideutig gewordenen Namen der Belletriſtik bekannt iſt, verweigern wollte. Um ſo beſſer und lebendiger fühlt und denkt da freilich der für ſie, welcher ihr die Beſchäftigung mit ſolchen Dingen mit einer gewiſſen beſorgten und ängſtlichen Miene anräth. Denn gerade die größten und hervorragendſten Dichter aller Zeiten müſſen mit Strenge und Urtheil genoſſen werden. So reizend und leicht die Lektüre ſchöngeiſtiger Werke auch eingenommen werden zu können ſcheint, ſo bedarf gerade ſie beim Genuſſe des höchſten Ernſtes, da in ihr eine Eſſentifikation des ganzen Lebens geboten wird. Wenn Shakeſpeare, Göthe, Byron den Geiſt nicht wirklich ſtärken, ſo werden ſie ihn unfehlbar ſchwächen. Unter allen Dingen, welche die Welt bietet, iſt die Kunſt ihre höchſte Blüthe. Sie iſt daher ein Wein, und ein Wein der edelſten und älteſten Gattung. Jeder geſteht es zu, daß ein ſolcher ebenſo eine Organiſation aufzehren und vernichten, wie er dieſelbe ſteigern und auferbauen kann. Dennoch haben die nichtsdeſtoweniger Unrecht, welche mit der Gefahr auch den unberechenbaren Nutzen entfernt wiſſen wollen. Denn wäre ſodann nicht auch die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft zu unterſagen? Nein, ein Jüngling, der auf der Univerſität die Kunſt nicht liebt oder ſelbſt verſchmäht, begeht ein Majeſtätsverbrechen an ſich und an ſeinem Beruf. Je höher eine Stellung, von deſto größeren Gefahren wird ſie natürlicher Weiſe umdroht, und ein großer Geiſt, der ſich nicht zum Halbgott entwickelt, wird faſt unfehlbar zum Schurken werden müſſen. Es iſt daher eben ſo ſchwach, wie

lächerlich, der Jugend die Beſchäftigung mit der Kunſt entziehen oder entleiden zu wollen. Ein Solcher ſchilt das Unwetter und in ihm den, der es am Himmel heraufführt, weil es neben dem unendlichen Segen, welchen es der Geſammtheit bringt, auch das Haus und das Kornfeld des Einzelnen vernichtet. Wir kennen daher für die akademiſchen Jünglinge nichts Erſprießlicheres, als wenn ſie, von den ſtrengeren Wettkämpfen ihrer wiſſenſchaftlichen Gegenſtände ermüdet, ſich den leichteren und heiteren künſtleriſchen Genüſſen ergeben, und hier unter Lachen und Scherzen ein Geſchäft betreiben, welches nur die fröhlichere, aber um nichts leichtere Kehrſeite ihres eigentlichen Berufes vorſtellt. Es iſt gut, daß es neben dieſem nur ſcheinbar oberflächlichen und leichtſinnigeren Objekte noch dritte Dinge gibt, deren Natur eine noch harmloſere Bewegung und Erregung in ſich enthält. Dies ſind denn die weiteren Gegenſtände, denen wir uns jetzt zuzuwenden haben.

Iſt nämlich ſelbſt der gereiftere Mann neben ſeiner geiſtigen Exiſtenz noch eine leibliche, ſo daß er ſich dieſer letzteren Anforderungen und Bedürfniſſen kaum oder nur auf eigene Gefahr hin entziehen kann, ſo iſt das Gleiche in noch geſteigerterem Maaße auch bei dem Jüngling der Fall. Denn nicht allein in ſeinem Geiſte findet ein unermüdliches Ebben und Fluthen ſtatt, auch alle ſeine leiblichen Kräfte ſind einem ſteten Drange nach Außen hingegeben. Man erkennt dieſes ja ſchon daran, daß es dem jungen Mann faſt unmöglich iſt, je lebhafter ſeine Natur, längere Zeit in jener bewegungsloſen Ruhe aller Glieder auszuharren, welche höheren Jahren ſo natürlich iſt. Es kann daher nicht anders ſein, als daß der akademiſche Bürger neben dem fortgeſetzten Ernſte ſeiner wiſſenſchaftlichen Hauptbeſchäftigung durch die wechſelſeitige Kampf-Dialektik intellektueller und künſtleriſcher Geſpräche nicht völlig befriedigt und geſättigt werden kann. Vielmehr muß er ſeiner Natur nach auch eine leibliche Erregung und Uebung begehren, die dem ungeſtümen Thatendrange ſeiner jugendlichen Kräfte wenigſtens theilweiſe Ermattung und Genüge gewährt. Auch ſcheint jener alle Bedürfniſſe des Jünglings berückſichtigende Geiſt, welcher über der Errichtung der Hochſchulen gewaltet hat, ſelbſt dieſe Seite der leiblichen Exiſtenz mit Abſicht ſeiner Auf-

merkſamkeit für werth gehalten zu haben, indem es ein alter Brauch iſt, zufolge deſſen an jeder Hochſchule Gelegenheit zur Erlernung der Reit-, Fecht- und Tanzkunſt geboten wird: — ritterliche Uebungen, deren Natur dem Chevaleresken akademiſchen Weſens vollkommen zu entſprechen ſcheint. Ja, wenn wir dieſe drei Künſte (um ſie nur ſo zu nennen) genauer ins Auge faſſen, ſo könnte man faſt an eine verborgene Intention glauben, die gerade zu ihrer Wahl getrieben hat. Wie es nämlich im Geiſtigen der Fall iſt, ſo iſt auch im Leiblichen der Thätigkeitsdrang der Jugend mit einer gewiſſen Unbeholfenheit und Ungelenkigkeit behaftet, die, wenn ſie nicht überwunden werden, dem Manne ſpäter in ſeiner bürgerlichen Exiſtenz manche unangenehme Beſchämung zuziehen können. Denn jede, namentlich bedeutſame Handlung will eine Form der Erſcheinung haben, und ihre höchſte Verwirklichung wird ihr natürlich nur durch das Relief, welches die Perſon des Handelnden ihr zu geben verſteht. Es iſt daher nothwendig, daß der heftige Drang junger Leiblichkeit nach Außen die Kraft der Selbſtbeherrſchung gewinne; doppelt nothwendig bei denen, deren geiſtiger Bildung die höchſten Funktionen des bürgerlichen und ſittlichen Lebens anvertraut werden ſollen. Faſſen wir aber nun unſere drei genannten Künſte unter dieſem Geſichtspunkt ins Auge, ſo ſcheint neben ihnen nichts ausfindig gemacht werden zu können, was außer geſunder Kraft noch ſo viel Gewandtheit und Leichtigkeit erfordert, wie ſie. Leichtigkeit und Gewandtheit ſind aber die direkten Gegenſätze aller formloſen Kraftäußerung. In ihnen drückt ſich daher hauptſächlich der Charakter jener Selbſtbeherrſchung aus, welche dem geiſtig Gebildeten auch für die Erſcheinung ſeiner Leiblichkeit zu wünſchen iſt. Ja ſelbſt dieſes umſchreibt nicht einmal allein die Bedeutung gerade der drei genannten Künſte; vielmehr ſcheint in ihrer Wahl noch eine ganz beſondere Syſtematik zu herrſchen, die gleichfalls der Erwähnung nicht ganz unwerth iſt. Wie nämlich die Fechtkunſt vor Allem den Obertheil des Leibes mit ächter Mäßigung ſeiner Kräfte begabt, ſo daß einige wenige ſichere Bewegungen in Verbindung mit großer Ruhe des Leibes vollkommenen Schutz gegen jeglichen Angriff zu geben vermögen, ſo iſt es offenbar, daß die Kunſt des Reitens das Gleiche für die unteren Theile des

menſchlichen Leibes zu leiſten vermag. Denn auch hier kann die ruhige Handhabung völliger Herrſchaft über die eigenen Glieder das muthigſte Thier ſelbſt ſchwächerem Vermögen unterwerfen. Was aber dieſe beiden Künſte mit ziemlicher Vereinzelung und Einſeitigkeit zu Stande bringen, das verbindet die Tanzkunſt wie zu höherer Syntheſis, da ſie es iſt, welche die Geſammtherrſchaft über die ganze Leiblichkeit in ihrer völligen Einheit hervorbringt, und eine ſchöne Sicherheit der leichteſten Bewegung in Anſpruch nimmt. Es iſt demnach mit dieſen Künſten dem akademiſchen Jüngling nicht nur Befriedigung eines durchaus gültigen Bedürfniſſes geboten, ſondern ſie iſt ihm auch in einer Weiſe geboten, die im ſchönſten und ebenmäßigſten Verhältniß zu ſeinem hohen geiſtigen Berufe ſteht. Nichts wird an ihm vernachläſſigt, überall ſtellt ſich ihm eine Sphäre von, des Freien allein würdigen, Uebungen dar, und es iſt ihm ein Kreis von Thätigkeiten eröffnet, die jetzt bereits faſt mehr als hinreichend ſeine Zeit in Anſpruch nehmen können. Auch ſind gerade die letzten drei Punkte von einer Art, daß ſie entſchiedene Feinde der Vereinzelung genannt werden müſſen, und ihren wahren Werth erſt durch fröhliche Genoſſenſchaft gewinnen.

Hier iſt denn nun auch der Ort, einer Sache Erwähnung zu thun, die gerade in neueſter Zeit wieder in lebhafte Anregung gebracht worden iſt. Wir meinen die Turnkunſt, und ſind keineswegs geneigt, uns ihren entſchiedenen Gegnern zuzugeſellen, obgleich es unter ihnen auch ſolche gibt, die nicht ohne alle Billigkeit zu verfahren ſcheinen. Es iſt wahr, daß derjenige, welcher ſich derartigen Uebungen ergibt, manchen Gefahren nicht ausgeſetzt iſt, welche den allzugroßen Freund des Fechtens, Reitens und des Tanzens bedrohen. Ebenſo kann nicht geläugnet werden, daß der Turner leichter in jener Friſche und kindlichen Unbefangenheit erhalten wird, die gerade zu unſeren Zeiten der Jugend ſo häufig zu mangeln ſcheinen. Endlich muß man auch zugeſtehen, daß durch dieſe Kunſt in den Jünglingen jene Wanderluſt und ein Trieb zum Leben in und mit der Natur erzeugt und erhalten wird, wodurch die im Drucke der bürgerlichen Exiſtenz oft ſo ſehr niedergehaltene Natur von Zeit zu Zeit ein ſo lebendiges Aufathmen, eine ſo kräftige Erneuerung erfahren kann. Indeß darf man auch

nicht jene Nachtheile aus dem Auge verlieren, welche die Geſchichte der Turnplätze noch überall zu Tage gefördert hat. Unter dieſen ſteht nun eine den Turnern ſehr oft eigenthümliche Stimmung des Geiſtes oben an, die wir kaum mit einem anderen Namen als dem eines gewiſſen Bauernſtolzes bezeichnen können. Es iſt ein blinder Trotz der Kraft, der ſich niemals weiſen laſſen will und alle Gründe der Einſicht in der Ueberzeugung eigner Vortrefflichkeit und der rechten Mitte gefliſſentlich überhört. Es ähnelt dieſer Zuſtand des Geiſtes einem gleichfalls nicht ſeltenen einſeitigen Pietismus, den wir wohl von der Kraft ächter Ascetik und dem Tiefſinn eines gründlichen Myſticismus zu unterſcheiden wiſſen. Kurz dieſer geſchilderte Stolz erzeugt Leute, welche für die eindringlichen Motive feinerer Begründung nach und nach völlig unzugänglich werden. Dies führt uns aber alſobald auf den zweiten Hauptnachtheil gewöhnlicher Turner-Leidenſchaftlichkeit, und es beſteht dieſer in nichts als in einem tief verborgenen Vandalismus der erkennenden Natur. Wo es eines ebenſo liebevollen wie zartnervigen Eingehens auf die potenzirteren Wechſelverhältniſſe der Dinge und Zuſtände bedarf, da zerreißt der Turner ſehr häufig das gegliedertſte Gewebe mit der unmotivirteſten Apodiktik, und ohne Zerhauen weiß er keinen Knoten zu löſen. Jede pauſirende Rückſichtnahme ſchilt er Feigheit und Sentimentalität. Vor Allem läßt er ſelten der Kunſt, wenn ſie an Ungeſchlachtheit nicht ihm ſelbſt gleicht, der Philoſophie faſt niemals Gerechtigkeit widerfahren. Es iſt bekannt, was der durch ſeine ganze Naturanlage auf die höchſte Feinheit der Modification geſtellte Göthe unter den Angriffen derartig Geſinnter hat erfahren müſſen. Auch darf nicht überſehen werden, daß wenn ſich einmal des leidenſchaftlichen Turners ein Strom geiſtiger Tiefe bemächtigt, er immer entweder von einer einſeitigen Schwärmerei ergriffen wird, oder auch das höhere Leben der Verhältniſſe in einen trockenen Kategorieenzwang einzuführen geneigt iſt. Aus alle dem geht nun für uns als Schlußreſultat hervor, daß in der Seele des Turners ſich leicht ein fanatiſcher Haß gegen alle höheren Formen einzuniſten pflegt und von ihm nur der natürliche Drang derber Unmittelbarkeit als Wahrheit anerkannt wird. Aber eben weil in dieſer Wendung ſeiner Stimmung auch eine gewiſſe Berechtigung und Begründung

liegt, ſo hat ſich der Studierende, der ſich ſolchen Uebungen geneigt fühlt, doppelt zu hüten, nicht einer Richtung zu verfallen, die ſeinem höheren wiſſenſchaftlichen Beruf feindlich geſinnt iſt, weil Wiſſenſchaft und Form in ſehr vieler Rückſicht als identiſche Begriffe bezeichnet werden müſſen. Es turne daher der akademiſche Jüngling, wenn er will, immerhin, und füge den feineren Aeußerungen von Kraft und Gewandtheit, wie ſie die von uns geſchilderten drei Künſte lehren, auch die derberen Uebungen und Schwünge der Turnkunſt bei. Nur hüte er ſich, durch ſolche Entwicklungsſchule ſelbſt der roheren Leiblichkeit ſeinem ganzen Zuſtand eine Richtung zu geben, welche die Kraft der äußeren Erſcheinung als Zweck an ſich betrachtet und demnach ihre Stellung als kräftige Baſis für das höhere Geiſtesleben völlig zu mißkennen anhebt. Wer mit Feinheit des Geiſtes die gymnaſtiſchen Uebungen der Griechen ins Auge faßt, der wird leicht zu entdecken vermögen, wie bei dieſem merkwürdigen Volke Witz, Erkenntniß und Schönheitsgefühl auf's innigſte mit den Kämpfen und Schwingungen der leiblichen Organismen gepaart waren. Wenigſtens glauben wir kaum, daß unſere Turnkunſt, wie ihre Entwicklung jetzt ſteht, jemals einen Pindar begeiſtern oder hervorrufen werde.

Wir könnten jetzt den Gegenſtand dieſer Vorleſung für völlig erſchöpft und abgeſchloſſen betrachten. Denn wir haben gezeigt, welch' eine unerſchöpfliche Fülle von Objekten exiſtirt, denen gegenüber die ſtudierenden Jünglinge eine hinreichende Entfaltungsſphäre aller ihrer freundſchaftlichen und geſelligen Bedürfniſſe zu finden vermögen; ja es hat ſich für uns ſogar die Thatſache geltend gemacht, daß alle von uns dargelegten Punkte nicht blos in richtiger Coordination nebeneinander ſtehen, ſondern vielmehr einen Rhythmus und eine Syſtematik bilden, welche mit dem von uns gegebenen Begriff des akademiſchen Bürgers ſo ſehr übereinſtimmen, daß ſie beinahe wie aus ihm hervorgegangen zu ſein ſcheinen. Dennoch iſt es uns noch nicht geſtattet, hier abzubrechen. Denn da es neben den von uns geſchilderten Momenten des geſelligen Verkehres unter den Studierenden noch andere gibt, deren Art und Weiſe wir nicht ſo völlig zu billigen vermögen, ſo ſcheint es mir Pflicht zu ſein, auch die weſentlichſten dieſer letzteren hervorzuheben und einer kurzen Beſprechung zu unterwerfen. Es ſind

deren aber zwei: — das Kartenſpiel und eine Gattung des phyſiſchen Genuſſes. Wir beginnen mit dem erſteren.

Hier müſſen wir uns denn vor Allem gegen die Annahme verwahren, als wenn wir als abſolute Gegner aller Unterhaltung mit Karten aufzutreten gedächten. Vielmehr glauben wir, daß dieſelbe auf gewiſſen Standpunkten nicht nur ein erlaubtes, ſondern ſogar nothwendiges Zerſtreuungsmittel abgeben könne. Die größten und geiſtigſten Männer haben geſpielt, und von Kant iſt es allgemein bekannt, daß er ſich nur hiedurch von dem fortwährenden Geſtalten ſeiner geiſtigen Conceptionen abziehen konnte. Indeß müſſen wir gleich hier am Anfang bekennen, wie es unſre Anſicht ſei, daß nur fertige Männer im Allgemeinen ſich ohne Schaden einer derartigen Erholung hingeben können. Denn nur ſie dürfen ſolche Lücken des Daſeins empfinden, welche einen Mann wie Hamann veranlaſſen konnten, ſich einen „Liebhaber der Langenweile“ zu nennen. Wer nämlich einen abgeſchloſſenen Standpunkt innerlicher Anſicht und Erkenntniß erreicht hat, der fühlt am meiſten und allein in wahrer Weiſe die immerhin vorhandene Beſchränkung menſchlicher Denkfähigkeit. Gegen eine ſolche Mauer arbeitet er anfänglich unermüdlich an, bis er endlich unter vielen Kämpfen und ſchweren Empfindungen ſich beſcheiden lernt. Hiedurch aber wird es immer geſchehen, daß ſich über ſeine ganze geiſtige Stellung eine Wolke ſtillen Ernſtes und trüber Melancholie verbreitet, die ihm einen tiefen Eindruck von der Monotonie des Lebens zu ſeiner gewöhnlichen Stimmung erheben wird. Auch brauchen wir nur Männer wie Leſſing, Winkelmann und Lichtenberg zu betrachten, um von unſerem Satze die lebendigſte Ueberzeugung zu gewinnen. Nun aber hat jeder Mann, der dem von uns geſchilderten gleicht, von ſeinen Kämpfen her, einen unauslöſchlichen Trieb zu fortgeſetzten Conſtellationen des Geiſtes. Er kann es ſich daher nicht verſagen, dieſelben bis zur eigenen Erſchöpfung immer von neuem zu beginnen. Auch haben alle anderen Dinge für ihn nothwendig ihre Reize verloren. Folglich wird er allein einer Erholung Reiz abgewinnen können, welche ihm fortwährend neue Conſtellationen neuer Möglichkeiten vorſpielt und ſich dabei doch enthält, die tiefſten Intereſſen ſeines Gemüthes in Aufregung zu verſetzen. Dieſes leiſten aber blos die feineren

und komplicirteren Kartenspiele. Es ist daher ganz natürlich, daß oft gerade die geistigst erregten Männer nach einem solchen Zeitvertreib greifen, welcher ihnen die tiefe Wunde ihres Gemüthes ebenso vorhält wie vergessen macht. So wahr nun dieses ist, so selten wird auch eine derartige Stimmung bei Jünglingen möglich sein, die noch immer im Werden sind, folglich von solch' realem Zustande innerlicher Trübheit keine Ahnung haben. Vielmehr kann für sie der Hauptreiz des Kartenspieles allein in dem wohlthuenden Gefühle leidenschaftlicher Erregung liegen, und zu frühes Kartenspiel kann daher nur zur Folge haben, die Berechtigung zu einem späteren für immer abzuschneiden. Ja daß es überhaupt Leute gibt, welche das Kartenspiel an sich für unrecht halten, hat allein seinen Grünb darin, weil solche vor Allem beständig das Unheil im Auge haben, welches allerdings in der Welt durch das Spiel erzeugt wird. Wir könnten daher nicht mit gutem Gewissen den Satz aussprechen, daß das Kartenspiel eine heilbringende Unterhaltung akademischer Jünglinge sei, obgleich wir uns auch hier gegen allen unverständigen Rigorismus verwahren müssen, der ja doch nur überall das Gegentheil von dem hervorruft, was er beabsichtigt hat. — Wir gehen jetzt zu unserem letzten Punkte über, der uns eines Wortes nicht unwerth zu sein scheint. Er bezieht sich auf den Genuß spiritueller Getränke, sowie aller geistigen Reizmittel.

Auch hier würde es ein unnützes Bestreben sein, absolut gegen ihren Gebrauch auftreten zu wollen. Vielmehr scheint der studierende Jüngling so viele geistige Kräfte zu verzehren, daß ein mäßiger Genuß spiritueller Flüssigkeit nach manchen Erfahrungen sogar komplementarisch zu wirken vermag. Eben so wenig gedenken wir auch jenes rohe Uebermaaß einer Berücksichtigung zu würdigen, dessen nothwendige Folgen seine natürlichen Richter sind. Allein auf jenen raffinirten Mißbrauch wollen wir unseren Blick richten, welcher eine mangelnde oder versagende Geistigkeit durch spirituellen Zuschuß zu steigern sucht. Es ist wahr, wer sich Derartiges erlaubt, verfehlt, wenigstens für einige Zeit, seine Absicht niemals. Aber selbst wenn er sie auch in späterer Zukunft nicht verfehlen würde, so sollte er doch bedenken, daß alle Produktion des Geistes eine durchaus gesunde sein muß, wenn sie von Dauer und Wirkung sein soll.

Geſundheit aber und Reiz widerſprechen ſich kontradiktoriſch. Bis auf einen gewiſſen Punkt ſündigt daher ein ſo Geſinnter beſtändig gegen ſeine eigenen Zwecke, beſonders aber im Falle er ein Jüngling iſt, da bei einem ſolchen doch ſtets ein gewiſſes Uebermaaß von Kräften vorausgeſetzt werden muß. Denn wenn eine derartige künſtliche Steigerung überhaupt einmal geſtattet ſein könnte, ſo dürfte dies allein bei einem alternden Manne ſein, der ſich bewußt wäre, ſeiner Gegenwart noch vieles bieten zu können, ſich aber daran durch eine ſteigende Abnahme ſeiner Kräfte verhindert ſähe. Jedoch wäre ſelbſt bei einem Solchen ein Verſuch dieſer Art noch immer etwas ſehr Problematiſches, und vermöchte allein durch den Erfolg in etwas gerechtfertigt zu werden.

Dies wäre es denn, was wir über den freundſchaftlichen und geſelligen Verkehr der Studierenden untereinander zu ſagen gehabt hätten. Wir werden jetzt durch die Anordnung unſeres Zuſammenhanges auf die Art und Weiſe der Löſung geführt, welche akademiſche Jünglinge den bei ihrem Wechſelverkehr hervortretenden Conflikten und Störungen angedeihen zu laſſen pflegen.

Fünfte Vorlesung.

Vom Duell.

A.

Meine Herrn! Wir haben in unſrer letzten Stunde die freundlichen Verhältniſſe betrachtet, in welchen die auf die gleiche Würde begründeten, um denſelben Begriff geſchaarten akademiſchen Jünglinge zu einander ſtehen und ſtehen ſollen. Wir haben die innerlichen wie die äußerlichen Erholungen und Freuden geſchildert, deren Weſen dem Charakter des Studierenden zu entſprechen, und jene anderen, deren Natur ſolchen Charakter aufzuheben ſcheint. Heute liegt es uns nun ob, die Verfahrungsweiſe anzudeuten, welche zu beobachten iſt, wenn durch irgend welche Veranlaſſungen ſich unter den akademiſchen Bürgern Conflikte geltend gemacht haben, und die Möglichkeit eines guten Vernehmens völlig aufzuheben drohen. Hier iſt es mir denn nun ſehr erwünſcht, ſchon durch den Inhalt unſerer dritten Vorleſung auf den allgemeinen Charakter jenes aus den Studierenden gewählten Ausſchuſſes von Cenſoren geführt worden zu ſein, deſſen ſpecielle Thätigkeit ſich in Beziehung auf etwaige Conflikte ganz beſonders zu entwickeln haben wird. Daß nämlich der akademiſche Bürger nur eine moraliſche Stellung habe, — dieſer uns ſchon ſo oft wichtig gewordene Satz, iſt auch hier unſer nothwendiger Ausgangspunkt. In der Gliederung der Wirklichkeit demnach ohne alle Stellung, hat der ſtudierende Jüngling Nichts eifriger zu betreiben, als das: ſich immer als ein Individuum zu betragen, deſſen Selbſtſtändigkeit eine nur durch Erkenntniß autoriſirte iſt. Was aber da für den Einzelnen von Wichtigkeit iſt, das iſt dieſes noch viel mehr für

die Geſammtheit der akademiſchen Corporation. Denn wie würdig auch der Einzelne ſich zu geſtalten beſtrebt iſt, was vermag er gegen die Maſſe, wenn dieſe aus der Stellung weicht, welche allein die Studierenden auch nach Außen hin zu Etwas zu machen, alſo mit der Würde einer erſcheinenden Haltung zu bekleiden im Stande iſt! Jener Ausſchuß von Cenſoren hat demnach die Aufgabe, durch ſeine anerkannte Autorität die geſammten Jünglinge einer Univerſität auf der Höhe ihrer geiſtigen Stellung und ſomit ihres Berufes zu erhalten. Seine nur durch moraliſche Energie unterſtützten Ausſprüche werden im Stande ſein, Folgen zu erwirken, deren ſich weder polizeiliches noch kriminelles Einſchreiten zu rühmen vermag.

Könnte nun ein derartiges Cenſorat (sit venia verbo!) ſchon im Allgemeinen die geſegnetſte Wirkſamkeit ausüben, wie vermöchte es ſich erſt in jenen Fällen zu bethätigen, in welchen bedenkliche Conflikte zu den betrübendſten Criſen führen können? Dies iſt der Punkt, der hier einer ganz ſpeciellen Berückſichtigung unterliegt und unterliegen muß.

Wenn nämlich ſchon da, wo die Würde eines Amtes das Ungenügende des Individuums deckt und mehr als einmal decken zu müſſen Urſache genug hat, Verletzungen der Perſönlichkeit entſchiedene Kataſtrophen nöthig zu machen ſcheinen, wie ſehr müſſen da erſt Ausbrüche drohen, wo die Ehre allein an der Meinung hängt, die über das Individuum gehegt wird? Nun iſt überdies die Jugend an ſich ſchon der entzündlichſte Stoff. Es iſt daher mehr als natürlich, daß der nach Außen durch gar kein Verhältniß der bürgerlichen Dignität geſchützte akademiſche Jüngling Alles überall auf einen letzten Wurf zu ſetzen faſt genöthigt iſt. Denn ſeine Würde iſt ja, wie wir wiſſen, eine tief innerliche, und folglich im höchſten Sinne unantaſtbare. Für jede kleine Befleckung dieſer ſeiner Würde kann ihm daher allein die vollſtändigſte Genugthuung Befriedigung gewähren.

Zwiſchen Individuen wirkt ein unſichtbares Geſetz von Anziehung und Abſtoßung. Von dem ganz auf Erkenntniß geſtellten Studierenden muß gefordert werden, daß er ſich ſeinem akademiſchen Mitbürger gegenüber alſogleich bewußt werde, daß (wenn es nämlich der Fall iſt) eine vorhandene Abneigung gegen denſelben

in ihm ſchlummere. In dieſem Falle iſt es ſeinem erkennenden Charakter gemäß, ein derartiges Individuum zu meiden, ja, wenn es nöthig iſt, ſelbſt zu fliehen. Denn jede im Bewußtſein ſolcher Abneigung verlebte Stunde iſt geeignet, nicht allenfalls nur den Gegenſatz zum Ausbruche zu bringen, ſondern ſelbſt die Gemüther bis dahin zu verleiten, den Gegenſatz muthwillig hervorzulocken. Es iſt ein nur zu eigenthümlicher Charakterzug der menſchlichen Natur, gerade ihr Tiefſt-Verborgenes oft am unvermitteltſten plötzlich herauszukehren.

Immer indeß wird auch die größte Vorſicht nicht jedes Zuſammentreffen verhüten können. Schon die beſtändig auf's lebendigſte nach Außen wirkende Kraft der Jugend muß zu Colliſionen führen. Hier iſt es denn die Aufgabe unſeres öffentlich anerkannten Cenſorates, einen Ausſpruch zur allgemeinen Kenntniß und Geltung zu bringen, der über die bei demſelben anhängige Sache in der Art entſcheide, daß der Beleidiger ſo lange an einer Suſpenſion ſeiner akademiſchen Rechte leidet, bis er durch irgend eine öffentliche Erklärung auch ſelbſt die von ihm ausgegangene Beeinträchtigung ſeines akademiſchen Mitbürgers von dieſem weggenommen erklärt. Je öffentlicher, feierlicher und ſittlich unangefochtener die Stellung des Cenſorates iſt, um ſo erſtaunlichere Wirkungen werden ſeine Ausſprüche hervorzubringen vermögen. Die Form iſt auch hier ein Gleichgültiges. Das in richtiger Weiſe gewahrte Weſen verſteht ſich mit jeder, ſelbſt der ſchlechteſten Fixirung des Aeußerlichen zu finden.

Aber leider ſind wir von ſolch' edlem Auskunftsmittel noch weit entfernt. Da bisher alle Ehrengerichte nur von außen her aufgedrungenes Weſen, oder geheime Winkelwirthſchaft waren, ſo hat es bis jetzt der akademiſche Bürger noch immer vorgezogen, ſich mit der blanken Waffe Recht zu verſchaffen. Denn ſelbſt unter dem roheſten Aeußern hat jeder Studierende noch immer ſo viel moraliſchen Inſtinkt für ſeine auf Erkenntniß baſirte Freiheit, daß ihm nie ein Ehrengericht oder dieſem Aehnliches genügen wird, ſo lange noch irgend etwas Zweideutiges oder Zweifelhaftes an deſſen Conſtitution haftet. — Was iſt nun von dieſer Waffe der Selbſthülfe zu halten? —

Hier werden nun Jene am wenigſten zum Ziel zu kommen

vermögen, welche dem Studierenden alsogleich mit den Schlagwörtern der Dummheit, der Rohheit und des Verbrechens begegnen. Zwar ist nicht zu leugnen, daß im Duelle etwas von Absurdität und plumper Kraft zu finden ist. Auch mag sich Leichtsinn oder Rachsucht hie und da bis zu solcher Höhe steigern, daß die denselben verbundene Unsittlichkeit ein Vergehen höherer Ordnung genannt zu werden verdient. Es ist aber ebensowenig zu läugnen, daß in dieser Institution etwas von geheimem Verstande und von gesunder Energie enthalten ist, und sich daher in einer Weise Bahn zu brechen versteht, gegen welche alles das auch nicht das geringste vermag, was nur von Ferne einer leeren Deklamation zu gleichen scheint. Wir wollen diese anwesende Antinomie vom Begriffe des akademischen Bürgers aus zu lösen suchen.

Freiheit und Erkenntniß bilden die Grundlagen im Begriff des studierenden Jünglings. Derartige Kräfte sollen aber nothwendiger Weise ihren Besitzer auf eine Stufe versetzen, auf welcher er ebensowenig zu beleidigen, wie beleidigt zu werden im Stande ist. Da nun Ehre und Würde durch solche immaterielle Mächte getragen werden, in deren Wesen eine hohe Unverletzlichkeit gewissermaßen den Grundstoff ihrer Existenz bildet, so scheint es allerdings absurd, wie ein gegen äußerliche Rohheit durchaus Unverletzlicher diese Rohheit auf so gewaltsame Weise von sich zurückweisen könne? Aber solche immaterielle Mächte wie Freiheit und Erkenntniß sind eben auch unsichtbare. Ihr Besitzer weiß wohl, daß sein einsichtsvollerer Mitbesitzer ihn allenfalls für nicht befleckt ansieht. Aber dem Nicht-Besitzer oder unverständigen Besitzer gegenüber hat er nicht die gleiche, ja fast gar keine Garantie. Es scheint ihm daher fast nothwendig, durch eine forcirte Gewaltthat den Schatz seiner geistigen Immanenz zu offenbaren wie zu rächen. Dieß ist indeß noch nicht genug. Freiheit und Erkenntniß, wie Ehre und Würde sind zugleich auch so ätherische Güter, daß nicht immer zu wissen, wenigstens nicht zu messen ist, ob nur ihr Aeußeres oder ob nicht auch etwa ihr Inneres angegriffen wurde. Und dies ist denn auch der Grund, warum der durch Erkenntniß Freie so ungezügelt rachedurstig sein kann. In einer für ihn so hochwichtigen Sache will er lieber zu viel gethan haben, als nur den geringsten Anschein einer ihn befleckenden Gleichgültigkeit

gegen seine tiefsten moralischen Interessen tragen. Steigen wir aber nur noch eine Stufe höher, und auch dieser Widerspruch wird sich lösen. Wie Freiheit und Erkenntniß, wie Ehre und Würde, so ist auch der Geist ein ätherisches Wesen. Aber vermag er nicht auch ein Stahlhartes zu sein? Entwickelt sich nicht oft gerade aus der höchsten Güte und Milde heraus die Hartnäckigkeit eines Widerstandes, welche leichter vernichtet als gebrochen werden kann? Hat nicht Brutus befohlen, daß sich der Nacken seiner Söhne unter das Beil des Henkers beuge? Ja, vermag nicht selbst die Liebe als Liebe hart zu sein! Kann demnach der zarte luftige Geist wie von Stein erscheinen, wie sollte dies der Ehre des durch Erkenntniß Freien unmöglich werden? Wer die wahre letzte Würde des erkennenden Selbstständigen besitzt, dessen Werth vermag zwar verfinstert, er vermag aber nicht ausgelöscht zu werden. Vielmehr wird er sich nach der kürzesten Beeinträchtigung nur um so glänzender wieder herstellen müssen. Auch sage Niemand, daß sich hinter eine scheinbar so großartige Passivität leicht eine niedrige Gesinnung verbergen werde. Denn das muß ein elender Jüngling sein, bei dem es nicht augenblicklich zu unterscheiden ist, ob seine Feigheit flieht, oder ob seine Größe verachtet.

Aber leider ist es nicht die zärtliche Sorgfalt für Ehre und Würde allein, was dem Zweikampf seine Nahrung gibt. Es ist ein mehrfach starrer Egoismus, der sich nicht brechen lassen will. Es liegt eine Lockspeise für den Hochmuth darin, sich etwas zuzusprechen, was scheinbar an das Außerordentliche grenzt. Es kitzelt, auf jener Messerschneide hinzuwandeln, welche Adel und Frevel trennt. Auch ist es eine Wollust des Stolzes, trotz dem daß eine Sache an den Aberwitz streift, auf ihrer Güte wie auf ihrer Folgerichtigkeit beharren zu wollen. Es scheint fast, als ob die Festigkeit, mit der der Egoismus für den Zweikampf ficht, Virtuosität in der Sophistik des Eigensinnes genannt werden müsse.

Doch wenn es nur dies allein wäre! Es knüpft sich aber etwas an den Zweikampf, was noch höher auf der Leiter raffinirter moralischer Verirrungen steht. Es liegt in jeder menschlichen Brust ein unbeugsamer Zug tief versteckter Tyrannei. Je

mehr wir lächeln, je mehr der bleiche Ernſt der Ruhe von der Stirne weicht, je mehr wir für Andere dazuſein heucheln, während wir nur von einigen unſerer Anſprüche laſſen, um andere deſto hartnäckiger behaupten zu können, — deſto unauflöslicher iſt unſer eigenſtes Weſen an eine ſtarrſinnige Herrſchſucht geknüpft, die mit liebloſer Ruhe den Bruder ſich zu Füßen winden ſehen könnte, wenn Solches nur unbemerkt möglich wäre.

Es mag ſonderbar klingen, aber es gibt eine Folgerichtigkeit, die entſetzlich iſt, und dieſe Folgerichtigkeit iſt die der Tyrannei. Iſt dem aber ſo, wie könnte es da auffallen, daß ſolche Tyrannei in enger Beziehung zu dem Blutdurſte ſteht? Denn da ſie entſchloſſen iſt, ſich ſelbſt bis auf das Aeußerſte durchzuſetzen, ſo iſt es natürlich, daß ſie vor Nichts zurückbeben und daher Alles zu fällen ſtreben werde, was ſich auf ihrem Wege ihr entgegenzuſtellen geneigt ſcheint. Im Gegentheile, es verräth ſogar die edlere Natur, wenn die Tyrannei des innerſten Gemüthes ſich ohne viele Mittelglieder unmittelbar zur unbewußten Blutluſt ſteigert, ſo ſonderbar dies auch klingen möge. Denn allzu viele Bedenklichkeit charakteriſirt nur zu oft das Weſen des Schurken. Es mögen ebenſoviel Verbrechen kraft überdachter Büberei unterblieben, als kraft einer gewiſſen leichtſinnigen Güte begangen worden ſein. Wenn aber die ungezügelte, jedoch noch immer naive Tyrannei ſo überſtürzt zum Aeußerſten führt, wie bis in das innerſte Mark der Seele eingreifend muß auch der Schmerz plötzlich geheilter Verblendung ſein? So heftig die Leidenſchaft des Blut ſuchenden Triebes iſt, ſo kalt beſonnen macht der Anblick des vergoſſenen Blutes. „Wie ſein fließendes Blut, ſagt Beaumarchais von Clavigo, all die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! — wie mit ſeinem wegfliehenden Leben meine Wuth verſchwindet"! — Mit welch' herzzerreißendem Klange mögen von den Lippen des faſt unfreiwilligen Mörders die Worte tönen: „Stirb, ich vergebe dir!" —

Wenn ich, meine Herrn, zufolge dieſer Entwicklungen, den ſich zum Zweikampf Stellenden mit ironiſchem, ich möchte ſagen, mit begrifflich kaltem Blute betrachten wollte, ſo ſcheint er mir etwas vom Seiltänzer an ſich zu haben. Wie dieſer gewöhnlich faſt mehr um eines unbeſtimmten Gelüſtens, als um des Gewinnes

willen, sein Seil von Haus zu Haus spannt und mit unheimlicher Lust es empfindet, wie er gleichsam auf den Augen der Menge seine Sprünge vollführt, so scheint es mir, als wenn jenes stille Begehren gegen den ruhigen Verlauf eines vernünftigen Gesetzes und Daseins — ein Begehren, das in uns Allen schlummert — im Zweikampf und namentlich im Zweikampf akademischer Jünglinge sich bis auf die Spitze frevelhafter Widersinnigkeit fortgesetzt habe. Es möchte daher die Behauptung nicht allzu parador klingen, daß jene höchste Spannung aller Lebenskräfte um eines Nichts willen, wohl geeignet sein möchte, nicht etwa einen Schwachsinnigen, sondern gerade den die Widersinnigkeit solchen Verhältnisses bis auf den Boden Fühlenden in den Abgrund des Wahnsinns zu stürzen. Wenigstens gehört der ganze Leichtsinn der Jugend dazu, das Excentrische des Zweikampfs nicht nur tagtäglich erneuern, sondern eine solche Erneuerung noch überdieß ganz in der Ordnung finden zu wollen.

Ich weiß kaum mehr, akademische Jünglinge, wie ich es nach alle dem anfangen sollte, Euch noch energischer aufzufordern, daß Ihr doch endlich eine Sitte verlassen möget, die nothwendiger Weise im direkten Gegensatze stehen muß mit der gesunden Natürlichkeit Eures Urtheils wie Eurer Gefühle. Ich will Euch deßhalb nicht aufrufen, daß Ihr doch nicht Eure Vernunft gefangen nehmen lassen möget unter die Sklaverei überkommener Gebräuche. Nur Muth möchte ich Euch einflößen, damit Ihr kühn aller Beredtsamkeit die Spitze bieten könnt, mit der viele Eurer akademischen Mitbürger Euch die offenbare Widersinnigkeit aufbürden werden, die nur auf jener Seite gefunden werden kann, welche den Edelsinn Eures ungestümen Andringens unwiderruflich zurückweist. Denn wenn dies Letztere auch da noch mit einigem Rechte geschehen könnte, wo untergeordnete und äußerliche Beweggründe gegen eine Sitte, wie die des Zweikampfes ist, zum Wesen und Kern der Polemik erhoben werden, so muß die Möglichkeit eines solchen Verfahrens doch unseren Angriffen gegenüber völlig verstummen, die wir alle jene Beweise haben fallen lassen, welche von nur rein moralischen oder bürgerlichen Gesichtspunkten abgeleitet werden können, allein auf jene uns stützend, die dem nun zur Genüge entwickelten Begriffe des akademischen Bürgers und dem in Folge

hievon dieſem letzteren ſo eigenthümlichen Adel einer wahrhaft freien Exiſtenz entquellen. Iſt dem aber ſo, iſt in dieſer Weiſe dem Studierenden von ſeinem eignen Standpunkt aus das Unakademiſche eines ſeiner Gebräuche entwickelt und dargelegt worden, ſo müßte er in der That ſelbſt auf ſeinen Charakter als eines akademiſchen Bürgers verzichtet haben, wenn er auch dann noch auf dem, nun erkannten, Irrthum zu beharren fortführe.

Sechste Vorlesung.

Vom Duell.

B.

Meine Herrn! Obgleich wir in unſrer vorigen Stunde ſehr viel Weſentliches, ja das Weſentlichſte von dem, was den Studierenden zum Duell beſtimmen und von ihm abhalten kann, über daſſelbe vorgebracht haben, ſo ſind uns doch noch einige Punkte zur Seite liegen geblieben, welche geeignet ſind, den Zweikampf theils ſittlich, wie rationell noch näher zu umſchreiben, theils über einige Seiten näheren Aufſchluß zu geben, von denen aus die Fortdauer des Zweikampfes ſogar in Schutz genommen werden könnte, und wirklich in Schutz genommen worden iſt. Mit den dieſen letzten Punkt betreffenden Betrachtungen wollen wir heute unſeren Anfang machen.

Es haben ſich nämlich manche Männer, deren Name ebenſo bedeutend wie ihr Geiſt iſt, mehr oder weniger zu Gunſten des Zweikampfes ausgeſprochen. Unter ihnen ſteht, wie man hört, Jakob Grimm oben an. Wenn die hiſtoriſche Schule bedeutende Geiſteskräfte zu ihren Anhängern zählt, ſo mag Grimm wohl als der Fürſt der Hiſtoriſchen betrachtet werden. Es iſt daher kaum zu verwundern, daß ein Mann, der ſo tief im Mark der Geſchichte gewühlt hat, die Geſchichte als das Rechtfertigende des Zweikampfes herbeigeholt hat. Es leben, denkt er, in unſerer Gegenwart, mehr oder minder verändert, noch manche Gebräuche urgermaniſcher Zeit fort, welche, wie auf unſre Zeit gebrachte alte Denkmäler, verehrt zu werden verdienen. Denn alte Sitten wirken

wie Stützpunkte der Nationen gegen das hereinbrechende Schlechte. Unter ſolchen über die Fluth der Zeiten herübergeretteten Gebräuchen ſteht nun der Zweikampf oben an.

Hingegen iſt nun vor Allem Folgendes zu bemerken. Alles, was Hiſtoriſches über das Duell vorgebracht werden kann, iſt gut und nütze, wenn es ſich allein um Würdigung und Beurtheilung des Zweikampfes an ſich handelt. Augenblicklich aber müſſen die Prämiſſen anders geſtellt werden, wenn es ſich um Beibehaltung des Duelles dreht. Ohne Zweifel iſt das Hiſtoriſche eine große Macht. Nimmer kann ich aber das Hiſtoriſche hochſchätzen, nur weil es Hiſtoriſches iſt. Vielmehr hat für mich der Werth des Geſchichtlichen darin ſeinen Grund, daß ich in ihm ehrwürdige Reſte eines Urverſtandes erkenne, daß ich den großartigen Inſtinkt meiner Vordern höher anſchlage, als die winzige Klügelei einer mit Spitzfindigkeit überfruchteten Gegenwart, ja, daß ich in Einrichtungen der Vergangenheit Grundlagen finde, welche, weniger durch ihre Kinder, als durch die Natur der Verhältniſſe ſelbſt gelegt ſind. Aber eben weil dies Alles einen, wenn auch noch ſo hochſtehenden, Zufall nicht aus-, ſondern vielmehr einſchließt, ſo glaube ich nicht zu irren, daß die Kühnheit der erſten germaniſchen Geſchlechter, ja des geſammten Menſchengeſchlechtes von einer Keckheit der Barbarei keineswegs freizuſprechen iſt. Auch wird kaum geläugnet werden können, daß gerade alles das, was ſich auf Gottesurtheil und Blutrache bezieht, am entſchiedenſten an ſolch' übermüthiger Keckheit und einem ihr eng verbundenen Aberglauben Theil genommen habe. Da mag es denn ſein, daß in einer ſittlich völlig verkleinlichten Zeit ſolch ein barbariſcher Brauch, wie das Duell, völlige Zerſplitterung des moraliſchen Gefühles noch aufzuhalten vermag, — ſolch eine Zeit müßte indeſſen an ſittlicher Niedrigkeit und geiſtiger Zerbröckelung der Zeit der ſpäteren römiſchen Kaiſer gleichen. Es wäre aber Verrath an unſrer germaniſchen Gegenwart, ſie bereits ſo über alles Maaß niedrig geſtellt zu erklären. Denn das wird doch Niemand glauben wollen, daß ein Zug, wie das Duell iſt, als mögliches Schutzmittel für ſpätere Zeiten gleichſam gehegt und gepflegt werden müſſe. Führt doch unſer Deutſchland in Friede und Ordnung lieber auf altgermaniſche Selbſtſtändigkeit zurück. In ihr liegt der beſte Lebenstrank nie alternder Jugend

verborgen, denn ſie allein iſt das Princip der Evolution, in deſſen Weſen es liegt, das Erſtorbene abzuſtoßen und durch einen neuen Keim des Lebens zu erſetzen. In einem jener Briefe an Jakobi, in welchen Hamann des erſteren Woldemar beurtheilt, meint der letztere: „Das Höchſte ſei zwar, feinſte Cultur mit der ungebrochenen Freiheit des Wilden zu gepaaren, nur möchte eine ſolche Vergeſellſchaftung auf Schwierigkeiten ſtoßen, welche ihre Möglichkeit faſt nothwendiger Weiſe wieder aufheben müßte". Der Zweikampf im Bunde mit unſrer Cultur reimt ſich wie unſre Tracht zur altgermaniſchen Keule.

Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß es Fälle geben möge, in welchen der Ausbruch eines Zweikampfes faſt zur phyſiſchen Nothwendigkeit geworden iſt. Wo jahrelange Liebe ſich plötzlich in Haß verkehrt hat, wo ein faſt unglaublicher Treuebruch alle Gefühle des Verletzten zu dem wildeſten Strudel entfeſſelter Leidenſchaftlichkeit aufgewirbelt hat, kurz wo eine kräftige aber in Harmloſigkeit hinlebende Natur plötzlich einen Abgrund in ſich aufgedeckt findet, von deſſen Anweſenheit ſie früher ſelbſt gar keine Ahnung beſeſſen hat, — da mag die Seele von einem Sturme ergriffen werden, der ſie wie eine Windsbraut einem nichtgewollten Ziele zuſchleudert, da mag ſie von einem Rachegefühl durchdrungen werden, das, wie man von Verbrechern oder Wahnſinnigen gehört hat, alle Gegenſtände, auf welche das Auge fällt, mit Blut umrändert. Was aber einen, ſeiner Natur nach ſeltenen Fall, ohne ihn deßhalb zu rechtfertigen, entſchuldigt, das vermag doch in keiner Weiſe als normgebend aufgeſtellt zu werden, ja dies vermöchte ſogar eher gegen als für das Duell zu ſprechen. Denn faſt ſcheint in einem ſo äußerſten Falle Erdolchung natürlicher als Zweikampf zu ſein. Der Zweikampf wirkt Unrecht verhüllend: ſelbſt dies möchte nicht einen der geringſten Gründe gegen die Unſitte des Duelles abgeben.

Was aber auch Grimm für den Zweikampf aufbringen mag, dies gilt überhaupt nur von der Gattung deſſelben. Die Art, wie das Duell unter Studenten auftritt, ſteht damit in gar keiner Beziehung. Denn abgeſehen davon, daß die Bruſt eines Jünglings am ſeltenſten Veranlaſſung zu ſolch einem Leidenſchaftsſturme empfinden mag, wie wir oben geſchildert haben, ſo würde,

ſelbſt wenn einmal ſolch ein Fall einträte, ein derartiger Zweikampf nicht als ein ſolcher angeſehen werden können, welchen dieſer Jüngling als akademiſcher Bürger auszufechten hätte. Mächtige Leidenſchaftsentwickelung vernichtet alle Grade der Stellung und des Alters. Sie tritt allein zu dem nur Menſchlichen in Beziehung. Sollte es daher Männer gegeben haben, welche dem Zweikampf als einem Inſtitut für Studierende das Wort geſprochen, ſo müßten ſie ſich auf andere Gründe ſtützen, als die, deren ſich Jakob Grimm bedient hat. Dies iſt denn allerdings auch geſchehen. Henrich Steffens hat das Duell der Studierenden für eine nicht zu vermeidende Nothwendigkeit erklärt, weil ohne daſſelbe rohere Schläge den Verkehr der Studierenden zu ſehr entwerthen würden. Es iſt dies allerdings ein Grund, dem der Schein der Bedeutſamkeit nicht abgeſprochen werden kann. Dagegen möchte denn fürs Erſte eingewendet werden, daß alſo die Möglichkeit einer unverhältnißmäßig größeren Gefahr gegen eine geringere Möglichkeit ſchützen ſolle. Es iſt zwar wahr, daß allerdings oft ein Menſch ſterben müſſe, damit nicht das ganze Volk verderbe. Dies geſchieht aber in jedem Falle ein Mal. Es iſt die Frage, ob fortlaufend immer Einer und Einer und Einer ſterben müſſe, damit Was abgewendet werde? — nicht der Untergang eines Volkes, ſondern nur eine mögliche Entartung der Studierenden. Und hält denn überdies der Zweikampf die Schläge in Wahrheit von den Studierenden fern? Es iſt Thatſache, daß dem nicht ſo iſt. Indeß iſt dieſes noch nicht einmal genug. Denn es iſt ebenfalls Thatſache, daß das Duell nur zu etwas ſublimeren Schlägen geworden iſt. Soll demnach das Duell zu einem wahren Schutzmittel gegen gemeinere Reaktionen werden, ſo müßte ſein Ziel immer der Tod der einen Partei ſein. Oder, frage ich, haben dies die Studierenden nicht zu allen Zeiten gefühlt, wenn ſie ſich gegen mildere Weiſen des Duelles ſträubten? Wird aber auf dieſe Weiſe jedes mildere Duell nur zu einer etwas verfeinerten Gemeinheit, wenn es nicht völlig als eine kindiſche Spiegelfechterei auftreten ſoll, ſo muß um ſo lauter die Stimme gegen daſſelbe erhoben werden. Denn alsdann liegt noch geſteigertere Täuſchung in ihm. Der Studierende glaubt, beſſer zu ſein, als er iſt. Und welch größeren Feind wahrer Verbeſſerung gibt es, als den Glauben,

daß bereits eine gewiſſe Höhe erreicht ſei. Nein, tretet zu den Studierenden, bietet ihnen die Hand, macht ſie zu Männern, welche, durch euch zur wahren Erkenntniß geſteigert, im Duell eine tiefe Entwürdigung akademiſcher Jünglinge erblicken, ſo wird das von uns geſchilderte öffentliche Cenſorat bald Platz greifen, und die beſte Garantie gegen jede Möglichkeit von anderer Seite herein brechender Gemeinheit gewähren.

Was wir hier nun Steffens gegenüber geäußert haben, das gilt auch jenen (namentlich unter den Studierenden ſelbſt), welche das Duell im Allgemeinen als einen Halt des Studentenlebens und namentlich exiſtirender Verbindungen betrachtet wiſſen wollen. Denn, von allem Uebrigen abgeſehen, ſo kann dieſe Meinung nur dann einen wahrhaften Sinn beſitzen, wenn unter denjenigen, welchen das Duell eben dieſen Halt bieten ſoll, nur die Schwächeren, Geringeren, Roheren aller Studierenden, wie einzelner Verbindungen verſtanden werden. Welch ein Eingeſtändniß iſt dies aber von Seite der Beſſeren! Erklären ſie damit nicht ſich ſelbſt für unfähig, den Sauerteig der niedereren Maſſe zu bilden? Sie, deren Kraft den Haltpunkt, das Steigerungsmittel der Schwächeren abgeben ſollte, ſie wollen einen anders woher als aus ihrer Kraft genommenen Zaum anwenden, das ihren höheren Abſichten Widerſtrebende in die nothwendigen Schranken zurückzudämmen? Auch hier muß noch einmal auf jenes univerſelle Cenſorat der Studierenden hingewieſen werden. Seine Kraft kann allein das Bändigungsmittel der Gemeinheit werden. Was kann es nützen, ſelbſt verſchaffte Gerechtigkeit zu geben und zu nehmen? Wenn aber wie eine Eſſenz aller und ſonderlich der beſten Studierenden die feierliche öffentliche Erklärung abgibt, daß Dieſem durch ſeinen akademiſchen Mitbürger die Ehre nicht genommen, Jenem aber durch feierliche Uebereinſtimmung aller ſeiner Genoſſen entzogen ſei, — ich frage, ob es irgend ein anderes Vernichtungsmittel des Gemeinen geben kann, wenn dieſes nicht wirkt? Sonderlich aber müßte diejenige engere Studentenverbindung geradezu verachtet werden, welche durch nichts Anderes als durch den Zweikampf ihre Maſſe zu zügeln vermöchte. Wer da weiß, welche feine Mittel der Zucht einem engeren Kreiſe von Studierenden zu Gebote ſtehen, der wird alle moraliſche Kraft aus einem ſolchen Kreiſe

verſchwunden glauben, wenn dieſer jene ideelleren Mittel nicht mehr in Wirkſamkeit zu ſetzen vermag. Ueberhaupt iſt ja die ganze Würde des Studierenden eine ideelle, und wird daher zu einer fiktiven, wenn ſie ihre Idealität nicht durch homogene Mittel ſchützen kann.

Nach alle dem wäre von der Wirklichkeit nur noch ein Grund herzunehmen, der zwar nicht für den Zweikampf, aber doch gegen die Möglichkeit ſeiner Abſchaffung ſpräche. Es ließe ſich nämlich ſagen: „Mit Allem, was man unternimmt, muß ein Anfang gemacht werden. Nun läßt ſich nicht erwarten, daß auf irgend einer Univerſität die geſammte Maſſe der Studierenden der neuen Ordnung ſogleich beifallen wird. Folglich wird ſich ein Zwieſpalt ergeben, und die geringe Zahl der gegen das Duell Geſtimmten wird ſo wenig durchdringen können, daß vielmehr die entgegengeſetzte Partei nur um ſo hartnäckiger den alten Mißbrauch durchzuſetzen ſuchen wird". Aber fürs Erſte: wer gibt Brief und Siegel darauf, daß die das Aechte wollende Minorität nicht durchdringen werde? Nicht nur der Geiſt, ſelbſt das Organiſche iſt das der Maſſe nach Schwächere, als die bruta tellus. Dennoch iſt ein Proceß vorhanden, welcher unausgeſetzt das Anorganiſche zu organiſiren ſucht; dennoch gelingen dieſe Beſtrebungen, und dem Todten entwinden ſich tauſend Keime des Lebens. So auch in der Geſchichte. Von wem iſt immer der Enthuſiasmus ausgegangen, welcher dann und wann die Maſſen zu erregen begann, — von wem, wenn nicht von der überraſchendſten Minderzahl, von einer Kraft des Geiſtes, die häufig nur durch zwei oder drei Männer vertreten war? Wir dürfen nur wollen. Im Willen, im ſtillen, unausgeſetzten Willen, liegt eine überraſchende Allmacht verborgen. Könnte ich zwölf wahrhaft Wollende unter den Studierenden finden, ich wollte ſo gewiß die Maſſe der Nichtwollenden bewegen, als dieß den Apoſteln des Herrn möglich war. Der iſt ein Feiger, welcher gegen die Realiſirung des Guten keinen anderen Grund als die Kraft der Trägheit aufzubringen vermag. Und überdieß iſt in dem vorliegenden Falle die Maſſe nicht einmal ſo übelwollend und widerſtrebend. Gegen die ſonſtige Mehrheit der Menſchen gehalten iſt ſelbſt der ſchlechte Student noch gut. Es liegt in ihm ein nur verſchütteter, nicht ausgerotteter Keim des

Rechten. Für die Guten iſt es demnach beinahe Schande, daß ſie als Studenten den Studenten nicht zu faſſen verſtehen.

Da nun dem aber ſo iſt, ſo würde es leicht ſein, das Duell zu vernichten, wenn nicht noch etwas Anderes in den Studierenden läge, was der Abſchaffung des Duelles widerſtrebte. So unglaublich es ſcheinen mag, dieſes Etwas iſt ſelbſt bei denen unter den Studierenden vorhanden, welche ſonſt gegen das Duell aufzutreten pflegen. Auch ſie würden einen geheimen Schmerz empfinden, wenn wenigſtens Andere nicht mehr den Zweikampf übten. Was iſt nun dieſes Etwas? Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß es eine Selbſtüberhebung der Beſſeren ſei, oder gar die Furcht, ſich nicht mehr genug gegen die Anderen hervorzuheben, wenn dieſe vom Zweikampf abließen. Es iſt vielmehr eine geheime Freude an der Einzigkeit des Duelles, wie es unter den Studierenden gebräuchlich iſt, oder, was im Ganzen daſſelbe iſt, eine Bewunderung des Chevalereſken am Duell.

In irgend etwas chevaleresk ſein zu wollen, iſt ächt germaniſche Natur. Schon die Art, wie die alten Germanen weiſſagende Frauen, wie zum Beiſpiel eine Velleda, verehrten, war Chevalierie. Worin beſteht nun der Geiſt des Ritterlichen? In einem Mißverhältniß zwiſchen Mittel und Zweck. Darin, daß man aus einer gewiſſen angebornen Urbanität dem Geringeren eine höhere Würdigung angedeihen läßt, als es verdient, da ja die Möglichkeit wäre, daß es dennoch einer höheren Werthſchätzung würdig wäre. Es liegt demnach etwas Religiöſes in der Ritterlichkeit. Treibt man nun die Verehrung gegen ein religiöſes Moment über alle Schranken hinaus, ſo kann daraus etwas an das Abſurde Streifendes, ja ſelbſt ein Burleskes werden, — wie es denn burlesk war, wenn ſich die alten Ritter von ihren Damen an einem Bande leiten ließen. So ſehr aber eine Sache auch abſurd oder burlesk ſein mag, es liegt noch immer etwas Großes in ihr, wenn ihre Wurzel groß war. Dies iſt der Fall mit dem Duell. Dies iſt der Grund, warum Alles, was Student heißt, mit einer geheimen Liebe am Zweikampfe hängt. Um eines Nichts willen Alles zu wagen, — dies iſt der Stolz, mit welchem der Studierende auf den Zweikampf blickt. Das Duell des deutſchen Studenten iſt der Schwertertanz der nackten ſpartaniſchen Jünglinge. Und in der That, es wäre

ſchwer dieſem Wagniß des Höchſten um einer Nichtigkeit willen beizukommen, wenn es eben nicht ein Wagniß des Höchſten um eines Nichts willen wäre. Das Leben iſt die höchſte Sinnlichkeit, die wir beſitzen. Es iſt allerdings wahr, daß das kleinſte geiſtige Gut höher ſteht, als dieſe Sinnlichkeit. Nur muß dieſes geiſtige Gut in der That ein ſolches ſein. Aber es gibt auch Afterbilder, ja Fratzengebilde des Geiſtigen. Ein ſolches iſt alle nur auf Schein gegründete Ehre. Frevel aber iſt es, das Höchſte der Sinnlichkeit an ein Geiſtiges zu ſetzen, das nur Schein, alſo kein Geiſtiges, ſondern nur ein Geſpenſt iſt. Und dies allein iſt noch nicht genug. Wenn wir unſer Leben an irgend eine Sache ſetzen, ſo iſt das keine geringe Erregung unſeres Gemüthes. Alle Leidenſchaften, alle Kräfte werden aus der Tiefe unſrer Bruſt heraufbeſchworen; denn der Menſch liebt ſein Leben. Jegliche leidenſchaftliche Erregung iſt aber eine Abnützung geiſtiger Energie. Nun iſt aber uns für dies Leben nur ein gewiſſer Stoff geiſtiger Subſtanzialität gegeben. Folglich müſſen wir ſparſam mit dieſem Vorrathe umgehen, und ihn nur da auf's Spiel ſetzen, wo es eine Sache verlangt, die des Aufwandes werth iſt. Nun aber bietet das Leben des Mannes tauſend würdige Gelegenheiten zur Erregung der tiefſten Leidenſchaften. Demnach hat der Jüngling Urſache genug, ſeinen, anfangs unerſchöpflich ſcheinenden, Schatz an Kräften zu ſchonen. Er kann demnach einen Frevel, ja ein Verbrechen begehen, wenn er dieſen Abgrund ſittlicher Fähigkeiten verſchleudert. „Jedes Geſchöpf, ſagt Ariſtoteles, iſt nach dem Genuſſe traurig.“ Leidenſchaftliche Erregung aber iſt der höchſte Genuß. Welche Traurigkeit muß dieſem folgen, wenn ſogar vielleicht der Schmerz um ein gemordetes Leben ihn bis zum Ingrimm gegen die eigene Perſönlichkeit zu ſteigern bereit iſt! Wenigſtens wird jeder Offene, der einmal Spitze gegen Spitze ſeinem Bruder gegenübergeſtanden iſt, gerne zugeſtehen, daß Mattigkeit und Wehmuth, welche nach dem erregenden Momente folgten, gleich groß geweſen ſeien.

Meine Herrn! Ich habe Alles aufgeboten, was in meinen Geiſteskräften ſtand, in möglichſter Kürze Gründe gegen den Zweikampf wie Möglichkeiten für ſeine Abſchaffung Ihnen aufzuzeigen. Auch wird mir dafür in dieſem Augenblick das beruhigende Gefühl

daß mein Gewiſſen jeder etwa drohenden Criſis gegenüber frei geworden iſt. Wird Jeder von Ihnen das Gleiche zur Befreiung ſeiner geiſtigen Innerlichkeit thun, dann bin ich überzeugt, daß die letzte Stunde des Zweikampfes geſchlagen habe.

C.

Beilage.

Hier möge denn als etwaige Ergänzung des über den Zweikampf Geäußerten eine Anſprache folgen, welche der Verfaſſer vor nun zwei Jahren an die Studierenden Erlangens ausgehen ließ, als ſich der betrübende Fall ereignet hatte, daß ein hoffnungsvoller junger Mann im Zweikampf gefallen war. Vielleicht vermag der eine oder der andere in den beiden Vorleſungen geäußerte Gedanke durch die Wendungen dieſer Rede eine noch feinere Modifikation zu gewinnen.

Jeder, der über einen Gegenſtand des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Geſchichte zu ſchreiben unternimmt, wird mit Recht von dieſer Oeffentlichkeit gefragt, welche Berechtigung ihn zu ſeinen Worten treibe, und ob es überhaupt in ſeinem Berufe liege, den Vorkämpfer irgend einer Ueberzeugung zu machen.

Auch dem, welcher jetzt an Euch, ihr akademiſchen Jünglinge, das Wort richtet über einen Vorfall, deſſen Schrecklichkeit in ſo kurzer Pauſe wiedergekehrt iſt, — auch dieſem kann eine ſolche Frage vorgelegt werden. Was treibt dich, wird man ſprechen, was treibt dich zur Rede, da ſo viele Männer ſchweigen? Iſt es nicht genug, daß der Prediger ſeine Klage ertönen läßt? Muß zu ſeiner Rede, welche heilige Rechte vertritt, auch noch ein Wort von anderen Standpunkten hinzugefügt werden, von Standpunkten, welche noch niemals ein befriedigendes Wort über das entſetzliche

Problem des Zweikampfes zu ſagen wußten? Was vermagſt du, ſo tönen hundert Stimmen, was vermagſt du auf alle dieſe Fragen zu antworten?

Ich ſage: Weniges, aber doch Genügendes. — Es gibt überhaupt einen doppelten Beruf: den einen, welcher von Außen ſeine Forderungen an den Geiſt ſtellt; den anderen, welcher von Innen drängt und nicht ſchweigen läßt. Wenn ich ſage, daß ich als Lehrer nicht theilnehmen mag an der Verantwortlichkeit einer Handlungsweiſe, welche die dringende Noth des Augenblicks nicht frühe genug überſtanden wiſſen kann, um deſto ſicherer in den alten Schlaf der Behaglichkeit zurückſinken zu dürfen, — wer wird mir dann noch in bedeutungsvoller Sache den Beruf der Sprache ſtreitig zu machen wagen?

Meine akademiſchen Freunde! — Wir ſtehen an einem Grabe! — Es mag ſchmerzlich ſein, wenn ein Mann unter der Laſt und Bürde ſeines Berufes und im Kampfe mit den widerſtreitendſten Elementen dem Tode unterliegt. Betrübender noch mag es ſein, wenn ein höherer Geiſt, indem es ihn drängt, den Umfang ſeiner eingeborenen Begabung zu überbieten, der Erſchöpfung anheimfällt und mit ihr wie durch ſie vom Leben ſcheidet. Ein Schauder mag uns erbeben machen, wenn am Tage der Schlacht Tauſende von Leichen das Wahlfeld decken und eine ganze Fülle unendlicher Leben wie in einem Nu vernichtet uns entgegentritt. Aber ſo ſchmerzlich, ſo betrübend, ſo ſchaudererregend das Alles auch ſein mag, — Eines tröſtet nicht nur, Eines erhebt nicht nur über alle Schrecken des Todes: dies Eine reicht ſogar hin, uns im Tode aller dieſer Leben einen wahren Triumph erkennen zu laſſen. Was iſt dies Eine? — Ich will es Euch ſagen, akademiſche Freunde! Dies Eine iſt, daß ſie Alle um einer Sache willen geſtorben ſind! — Die Laſt des Berufs oder die dringende Pflicht des Augenblickes hat ſie dahingeriſſen in der Fülle ihrer Jahre.

Das Leben iſt kein Spiel! — Wir ſind zu einem Zwecke geboren. Der Selbſtmord wäre kein Verbrechen, wenn das Leben ziellos wäre. Schmerz begrüßt uns, ſobald wir geworden. So wie wir heranwachſen und fortſchreiten, ſteigert ſich die Laſt der Widerſprüche, die uns entgegenwirken. Da entbrennt unſre Kraft. Bis wir mit Stumpf und Stiel aufgebraucht ſind, währt

unſer Widerſtand. Das hat der Schöpfer bei allen Hinderniſſen, die uns in den Weg treten, als ſeine Abſicht gewollt, daß wir durch ſie zur völligen Entwicklung unſeres Vermögens heranreifen und als volle Garben in die Grube fahren. Nur wer in der That ſeines Berufes ſtirbt, nur der iſt wohl geſtorben.

Was aber hat den in die Grube gebracht, um den alle unſere Gemüther trauern? War auch er eine volle Frucht geworden, die vom Baume des Lebens unſer aller Mutter, der Erde, in den Schoos fiel? — Ein erhabenes Loos iſt ihm wahrlich geworden, wenn er eines ſolchen Todes geſtorben iſt.

Die Ehre iſt ein großes Gut. Es muß ſich allerdings lohnen, für ſie den herben Wermuthbecher des Todes zu leeren. Was aber iſt Ehre? Es iſt des freien Mannes würdig, beſtimmt zu wiſſen, wofür er ſein Leben in die Schanze ſchlägt. Keine Wirkſamkeit iſt ohne Ehre möglich: — das ſcheint der erſte Begriff zu ſein, welchen alle mit der Ehre verbinden. Tod iſt beſſer als Thatloſigkeit. Ehrloſigkeit aber iſt Thatloſigkeit. Folglich ſcheinen die nicht wenig Gründe für ſich zu haben, welche den Tod ſolcher Thatloſigkeit vorziehen. Werfen wir aber nur einen Blick auf die Erfahrung des Lebens, ſo finden wir Wenige, welche ganz ohne Ehre leben. Es muß daher außerordentlich Viel dazu gehören, ſich um alle und jede Ehre wie Wirkung zu bringen. Es hat Menſchen gegeben, welche Schandthaten begingen, und von welchen nichts deſto weniger Tüchtige behauptet haben, daß ſie nicht ohne Ehre gelebt. Bei anerkannten Verbrechern war es dann und wann leichter, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, als alle Ehre von ihrer Perſönlichkeit. Es ſcheint daher ein tiefer ſittlicher Schimpf nöthig zu ſein, welcher allein uns unſre Ehre zu rauben im Stande iſt; ein Schimpf, der uns eben ſo nichtig wie niederträchtig machen muß; ein Schimpf, der uns um alle Spannkraft zu bringen hat, welche der Perſönlichkeit ſo innig verbunden iſt. Er, der Beſchimpfte, muß ihn ſelbſt anerkennen, dieſen Schimpf, ohne deſſen Rache er ſich alſobald ſelbſt aufgegeben zu haben erklären wird. — — Aber ſelbſt dann, ſelbſt in ſolchem Falle gibt es ein noch Höheres. Dies Höhere, meine akademiſchen Freunde, wäre: — Sich ſelbſt zu überwinden und durch That und Betragen zu zeigen, daß nicht nur Könige unverletzlich

sind, sondern daß Jeder, welcher ein menschlich Angesicht trägt, ein Tiefstes, Letztes, Innerstes besitzt, an das kein Fluch und kein Schlag hinzureichen vermag. Ich kann mit Koth geworfen werden und kann doch rein einhergehen. Mein Name kann am Schandpfahl prangen, und selbst dies kann große Ehre bringen. Ich vermag sogar voll Hohn und Selbstverachtung gegen mich selbst zu wüthen, und kann dadurch nur um so reicher an Ehre werden! — Was folgt aus alle dem, meine Freunde? Was Anderes, als daß die tiefste Selbsterniedrigung, die höchste Verachtung aller Menschen und die unglücklichsten Umstände in Einem Punkte zusammentreffen müßten, wenn wirklich ein Mann für immer, und zwar hoffnungslos für immer, ehrlos werden sollte.

Was aber, meine Freunde, folgt erst für jenen Fall hieraus, welcher mich veranlaßt hat, das Wort an Euch zu richten? —

Glaubt Ihr, daß Euer getödteter Bruder wirklich hoffnungslos beschimpft gewesen sei? Denkt Ihr wirklich so gering von ihm, daß es seiner Natur unmöglich gewesen wäre, durch die ihm eingeborne Würde dieser Würde scheinbare Verletzung und Erniedrigung zu bekämpfen und glorreich zu überwinden? Solltet Ihr denn in der That in dem Wahne leben, daß Jünglinge bereits so hassen könnten, daß dieser Haß nur mit Blut zu löschen wäre?

Ich liebe es, dieses Feuer der Jugend, welches bei der geringsten Befleckung seines bewußten Werthes gleich in hellen Flammen lodert. Ich bewundere jene ächte Kühnheit der Jünglinge, welche zum Spaße einer überflüssigen Stunde mit der Gefahr spielt und über das Ziel hinaus gleich nach dem Aeußersten greift. Ja selbst in jenem Uebermuthe gefällt mir Etwas, welcher sich öfter seines inneren Triebes nur dadurch entledigen kann, daß er die öffentliche Sitte bricht. Aber was liebe ich, was bewundere ich, was gefällt mir in allen diesen Erscheinungen? — Etwa die Thaten, die aus ihnen entspringen? Nein, sondern das mögliche Edle und Stoffhaltige, was ihnen zu Grunde liegt, — und daß der Jüngling, wie er kühn, so auch mild und bescheiden, wie er übermüthig, so auch gern zu jedem Eingeständnisse bereit, ja wie er frech, auch schüchtern und selbst jungfräulichen Gemüthes ist. Der Mann, welcher in der Gesellschaft lebt und seinen mühevollen Lauf läuft, geht niemals so weit, wie der Jüngling; aber er macht auch nie-

mals ſo viel gut. Er haßt ſelten ſo grimmig; aber er neidet und zürnt auch mehr. Alle ſeine Tugend iſt nur zu oft ein verhaltener Groll und eine kleinliche Furcht vor dem Urtheil der Menge.

Weil Ihr nun aber ſo ſeid, wie Ihr ſeid, Ihr Jünglinge, und wie ich Euch geſchildert habe, wie bricht mir da mein Herz vor Wehmuth und Mitgefühl, wenn ich ſehe, wie Einer dem Anderen das Schwerdt durch das Herz bohrt, während das ſeinige bereits wieder von Liebe zu ſeinem Gegner überquillt und über die eigne That von Schmerz zerriſſen wird! Wie muß ich ſtaunen, daß Ihr, die Ihr noch zarte Stämme ſeid, deren Möglichkeit zur Einſicht noch nicht verknöchert iſt, daß Ihr, die Ihr ſo begierig nach Neuem ſtrebt, noch nicht den barbariſchen Brauch kräftiger, doch wilder, — zwar nicht unſittlicher, aber doch unchriſtlicher Vorfahren gebrochen habt; — daß Ihr den kräftigen, ſo Herrliches verſprechenden Drang Eurer jugendlichen Natur noch nicht in Bahnen gelenkt habt, durch deren Einhaltung Ihr Wiſſenſchaft und Leben ganzer Generationen zur Wiedergeburt nöthigen könntet! Wie muß ich ſtaunen, daß die Größe Eures Muthes und Eurer Kühnheit ſelbſt noch nicht erſchrocken iſt über die Kleinheit der Ziele, die Ihr Euch vorzuſtecken nicht unterlaſſen könnt! Oder antwortet ſelbſt: gehört nicht mehr Größe des Geiſtes dazu, alte Vorurtheile zu ſtürzen, als ihre Gräßlichkeit tagtäglich zu erneuern? Bedarf es nicht größeren Löwenmuthes, ſich ſelbſt zu bezwingen, als den, der mehr mein Feind ſcheint, als iſt, in den Staub zu werfen? In der That, Ihr Jünglinge, es iſt nicht edel von Euch, wenn Ihr Euch gar nicht belehren laſſen wollt! —

Oder wollt Ihr, daß ich Geiſter beſchwöre, um Euch zum Eingeſtändniſſe des Unrechts und zum Dienſte der Wahrheit zu zwingen? Wohlan, ſteigt empor, ihr zwei bleichen, blutigen Geſtalten, die ihr in ſo kurzer Zeit als Opfer eines ſchrecklichen Gebrauches — nein! eines entſetzlichen Fanatismus fallen mußtet! Steigt empor, ihr, die ihr nicht die Wahrheitsliebe, aber wohl die falſche Leidenſchaftlichkeit der Jugend abgelegt haben werdet, und zeugt, ob ich falſch geredet habe! — Sagt, ob ihr auf dem Felde der Ehre gefallen ſeid? Bejahet es, daß es der Beruf geweſen, der euch getödtet habe, — ruft es mir zu, daß ihr einem würdigen Gegenſtande euer Leben geopfert, daß ihr euern letzten Seufzer

für eine große heilige Sache ausgehaucht habt! — Dann will ich ſchweigen, wenn auch noch nicht glauben. — Wie? — Ihr werdet noch bleicher, als Euch der Tod ſchon gemacht hat? Ihr ſchüttelt Eure Häupter und geht blutig davon? —

Ja wohl, ich weiß es: da, wo ihr weilt, kann man nicht einmal ſich ſelbſt mehr belügen.

Doch Ihr, meine akademiſchen Freunde, Ihr könntet noch immer Etwas thun, was jenem unglücklichen Paare (wenn anders in den Reichen, wo ſie jetzt leben, den irdiſchen Dingen noch irgend welche Aufmerkſamkeit geſchenkt wird!) was ihnen den großen Troſt gewähren könnte, dennoch nicht umſonſt geſtorben zu ſein, — dennoch nicht das Leben an eine ſchlechte Sache geſetzt, ſondern zu jenem nothwendigen Opfer gemacht zu haben, deſſen es immer bedarf, wenn unſer träges Geſchlecht aufgerüttelt und auf neue Bahnen hingelenkt werden ſoll. Wenn alſo auch nicht um Eurer ſelbſt willen, ſo thut es mindeſtens denen zu Liebe, welche unter Eueren überkommenen Gebräuchen gefallen ſind, und bedenket, was zu Euerem Frieden dienet! — Gehet hin, und rafft Eure größeren oder kleineren Jugendkräfte zuſammen! Haltet es der Mühe für werth, einer großen Sache zu Liebe Euch zu ſchämen und zu bekennen, daß Ihr bisher auf den Wegen des Irrthums gewandelt ſeid! Macht Eure Wiſſenſchaft, dieſes Feld des ſchönſten Triebes, der uns Menſchen verliehen iſt, des Erkenntnißtriebes, zum Tummelplatze Eurer jugendlichen Kühnheit! Lebt dann, wenn Euch die Arbeit ermüdet hat, in einer großen Einheit und Gemeinſchaft den Uebungen freier Ritterlichkeit und edler Künſte! Straft den unter Euch mit brüderlichem Geiſte, der ſich hinüber verirrt in den wüſten Wald ungezügelten Uebermuthes und Ehrgeizes! Stellt Ringkämpfe der Tugend an, in welchen der den Preis am eheſten gewinnt, der ſich am meiſten ſelbſt bezwingt! Wollet nur wahrhaft, und es werden leicht ſolche Gerichte entſtehen, welche bisher immer (geſteht es nur!) am Mangel Eures Willens ſcheiterten. Das Ehrengericht führt gewiß immer zum Ziel, in welchem der Schänder fremder Ehre auf ſo lange mit dem Verluſt der ſeinigen beſtraft wird, bis er ſolche Interdikte durch würdige Thaten eines edeln Verhaltens überwindet! Sollte dieſer Weg Euch allein zu ſchwer werden, wohlan, ſo ruft Eure Lehrer

Nicht daß Euch dieſe den Weg der Selbſtſtändigkeit vertreten ſollten, ſage ich dies; — ſondern ſie werden Euch als Männer empfangen, wenn Ihr ihnen wie Männer, Eures Berufes würdig, entgegentretet! Beginnt mit ihnen männlich-ruhige, auf wahre Begriffe gegründete Unterhandlungen. Ein erfreuliches Reſultat kann Euch dann nicht entgehen. Bald, wenn Ihr nur dieſen Weg betreten habt, werdet Ihr finden, welche ungleich größere Wonne darin liegt, mit feinen Gedanken, klugen Rathſchlägen und gründlichem Wollen der Ueberwindung irgend einer entgegenſtehenden Wirklichkeit zu leben, als den blinden Trotz ſolcher Wirklichkeit bis aufs Aeußerſte durchzuführen.

Zwar wird es nicht fehlen können, daß bei ſolchem Verhalten Euch mancher Schmerz überkommen muß, wenn Ihr bei allmähligem Fortſchritte der Unterſuchung und Eures eigenen Wachsthums finden werdet, wie ſehr Ihr Euch ſo lange Zeit und auf ſo unbegreifliche Weiſe dem Irrthume ergeben hattet, in welchem Ihr ein Gut zu finden und zu beſitzen glaubtet! — Aber ſo tief ſolch ein Schmerz Euch auch oft gehen wird, aus ihm werdet Ihr doch immer gerade die beſte Kraft ſaugen, deren es bedarf, um lang eingeroſtetem Mißbrauche gründlich entgegenzuarbeiten. Denn einen Nutzen hat es doch immer, dem Irrthume oder dem weniger Guten verfallen geweſen zu ſein, einen Nutzen zwar, mit dem der, welcher geirrt hat, ſich wohl tröſten, den aber niemals jener zum Deckmantel nehmen darf, welcher den Kitzel empfindet, ſich in die Gefahr des Irrthums hinein zu begeben. Wenn uns nämlich das Falſche und Unwahre in die betäubende Tiefe ſeines Strudels mit hinabgeriſſen hat, dann gehen wir, wenn wir aus ihm hervorgehen, als die Erfahrenen aus ihm hervor. Alle Erfahrung aber bringt Geduld ein für den neuen Weg, ſchützt gegen weitere Scheinwahrheit, und theilt der Seele die höchſte Unnachſichtlichkeit gegen ſich ſelbſt mit.

Meine akademiſchen Freunde! Es iſt allerdings ein ſchwerer Weg, den ich Euch anrathe. Seine Schwierigkeit liegt aber weniger, als es Euch vielleicht ſcheinen möchte, in ſeinem Beginne. Die große Laſt der auf ihm zu übernehmenden Verbindlichkeiten wird ſich Euch vielmehr erſt an hundert Punkten ſeines Verlaufes entgegenſtellen. Aber wozu hätte ich denn Eure eingeborene Jugend-

kühnheit geprieſen und aufgerufen, hätte ich mir nicht vorgeſetzt, dieſer ein würdiges Ziel ihrer Entfaltung anzuweiſen. Wie ein großer Philoſoph ſich die Güte Gottes ohne ſeine Majeſtät gar nicht zu denken vermochte, ſo erſcheint mir Kühnheit ohne Nachhaltigkeit mehr als Tolldreiſtigkeit, denn als Kühnheit. Der tolldreiſte Krieger iſt nicht der, in welchen der Feldherr ſein größtes Vertrauen ſetzt; der ebenſo ruhige als muthige, der mehr beſonnene als kühne — der iſt es, der ihm den Sieg verſpricht. Eines Tollen iſt es, planlos zu zerſtören; denn dazu bedarf es freilich nur kurzer Zeit. Das Werk aber des ebenſo milden als ſtarken, des eben ſo losbrechenden, als zurückhaltenden Mannes iſt es, einen Bau aufzuführen, deſſen Abſicht allein ſchon ſeine Lobrede iſt.

Nicht zu einem eitelen Zwecke iſt es, zu dem Ihr, akademiſche Jünglinge, nach der Univerſität wandert. Ihr habt die Schuhe des Zwanges abgeſtreift, damit Ihr durch Freiheit Euch vorbereitet, die zukünftigen Lenker und Pfleger Eurer Mitmenſchen an Gut, Blut und Geiſt zu werden! — Frei ſeid Ihr, damit Ihr durch Freiheit Freiheit lernet, und durch reichliche Bewegung in ihrer Fülle zu jener Bildung und Stoffſammlung hindurchdringet, deren Ihr zu Eurem zukünftigen Berufe bedürft.

Welch' eine ſchönere Vorſchule tüchtiger, zukünftiger Berufserfüllung könnte Euch da angewieſen werden, als die iſt, auf deren Spur ich Euch zu leiten ſuche! Das Leben und Daſein des Menſchengeſchlechtes enthält einen wüſt aufgeſpeicherten Stoff unendlicher Irrthümer, Vorurtheile und verkehrter Einrichtungen. Damit von unten herauf nicht die erſchütternden Erdſtöße der Volksumwälzung wirken, ſind die Beamteten und Würdenträger eingeſetzt, das Alte nach ſeinem Werthe theils zu erhalten, theils umzubilden. Wie könntet Ihr, meine akademiſchen Freunde, Euch zu Eurem zukünftigen Berufe würdiger machen, als wenn Ihr jetzt ſchon anfinget, die unter Euch im Schwange gehenden langjährigen Irrthümer, Vorurtheile und verkehrten Einrichtungen auszurotten, und einen eben ſo edeln wie großartigen Bund der Einheit zu begründen, welcher geeignet wäre, ein würdiges Modell zu allen jenen Verbeſſerungen abzugeben, deren Einführung dem größeren Bunde des Staates erſprießlich ſein könnte! —

Ach, es iſt ein großer Schmerz, der mich um Euretwill-

verzehrt, meine jungen Brüder! Wenn Einige auch unter Euch sein sollten, wie ich gewiß bin, daß sie es sind, welche sich bereit zeigen möchten, den Rath der Weisheit anzunehmen, welchen Thatsachen und Männer ihnen zurufen, so weiß ich leider auch, daß viele Stimmen das Wort scheinbar besserer Vernunft erheben und sprechen werden: „Alle Umbildung sei doch nur Traum, Schaum und Ideal.“ Und wenn es dies wäre, so sagt mir doch, Ihr, die Ihr also sprecht, aus wessen Schuld ist es denn so, wenn nicht aus Eurer?! Brecht Ihr nicht immer durch Eure so klugen und spitzfindigen Reden alle frisch aufkeimenden Knospen des Entschlusses und des Willens in den Gemüthern? Ist es nicht die Gemeinheit Eurer Gesinnung, welche nicht mehr ihre Rechnung dabei fände, wenn die Menge der Studierenden in hellen Schaaren sich zum Besseren kehrte?! Ist es nicht Eure widerlich alltägliche Zweifelsucht, welche, nur um recht klug und gewichtig erscheinen zu können, auch das leichteste auszuführende Gute immer von Neuem zu bekritteln die unheimliche Lust trägt?! Ihr aber, Ihr wenigen oder vielen Besseren, weß Namens oder Strebens Ihr sein möget, glaubet denen nicht, welche also sprechen. Glaubt überhaupt dem nie, was dem vielleicht oft dunklen aber fast immer richtigen Trieb Eurer Vernunft und Eures Gefühls mit recht augenscheinlicher Klarheit, aber auch Plattheit entgegengehalten wird! Vieles von dem, was mit viel Schein bewiesen werden kann, ist nicht nur falsch, sondern auch abscheulich; aber unendlich mehr noch von dem, was nicht oder nur mit Mühe zu beweisen ist, ist nicht nur wahr, sondern auch göttlich schön! — „Ihr sollt heilig sein; denn Ich bin heilig!“ — donnert der Gott des alten Testamentes. Und in jener die Würde des vergangenen Gesetzes bestätigenden Rede vom Berge spricht der heilige Sohn des Vaters: „Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Wer wird es wagen, wie die Heiligkeit und Vollkommenheit der ewigen Gottheit, so auch die von ihr an uns gestellten Anforderungen als unrealisirbare Träume und Ideale zu bezeichnen!

Ein weich und gläubig gestimmtes Gemüth könnte vielleicht nicht umhin, Etwas von Fügung darin zu finden, daß jene zwei schrecklichen Fälle und namentlich dieser letzte, welcher einen Jüng-

ling traf, von dem mir nicht unbekannt ist, daß er eher ein friedfertiges, als streitsuchendes Gemüth besaß, daß jene Fälle, sage ich, so nahe an das Ende des ersten Jahrhunderts fallen, welches seit der Gründung unsrer Universität verflossen ist. Es ist in neuerer Zeit gewöhnlich geworden, derartige Feste weniger durch Steigerung des innerlichen Geistes zu feiern, als vielmehr nur durch äußerliches Gepränge und leibliche Genüsse. Ja oft hat man nichts dabei gethan, als einen Leichenschmaus für einen Todten gehalten, welcher seine Phönixartige Wiedergeburt hätte begehen sollen! Es wäre eine nicht gemeine Palme, welche die Studierenden Erlangens wohl zu gewinnen sich anstrengen könnten, wenn jener gesegnete Jahrestag von ihnen durch einen Umsturz aller jener Verhältnisse und Zustände gefeiert würde, welche die höhere und innere Würde einer Akademie entstellen und ihr edleres, gesteigertes Wachsthum untergraben! — Welch' eine Wonne müßte es sein, wenn sich von jenem Tage an alle Studierende eine einzige große Innung zu bilden überwänden, deren Gesetze Nichts wären, als das große wechselseitige Versprechen: der Höhe des Berufes allein zu leben und die von ihm freigelassene Zeit gemeinschaftlichen Uebungen und Ergötzlichkeiten zu widmen, welche dem Charakter eines akademischen Bürgers nicht widersprächen und geeignet wären, zur höheren und gedeihlicheren Steigerung des wissenschaftlichen Berufes das ihrige beizutragen! Welch' ein Stolz würde mit Recht alsdann die Studierenden Erlangens durchdringen, wenn sie die Ersten gewesen wären, deren muthiger Geist es gewagt hätte, alte und unwahre Ketten zu zerreißen und mit der dadurch gewonnenen Freiheit allen deutschen Universitäten als leuchtendes Musterbild voran zu gehen! — Jene beiden Tage aber, an welchen die beiden letzten — o seliges Wort: die letzten! — unglücklichen Jünglinge im Zweikampfe gefallen sind, — Tage, welche wir jetzt zu den traurigsten wiederkehrenden Festtagen des Jahres zu zählen so viel Ursache haben, — sie würden als die Grundpfeiler der neuen Aera zu betrachten sein, von der sich die Wiedergeburt unserer, vielleicht der gesammten deutschen Universitäten herleiten würde! — Aus dem gesäeten Tode wäre das edelste Leben aufgegangen! —

Siebente Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zu ihren Lehrern.

Meine Herrn! Nachdem wir in unſeren letzten Stunden das Verhältniß der Studierenden zu einander, wie ich glaube, nach allen Seiten hin einer gründlichen Betrachtung unterworfen haben, wird es nun unſre Aufgabe ſein, die Art und Weiſe ausfindig zu machen, nach welcher ſich der Studierende allen Ständen, Individuen und Lebensſtellungen gegenüber zu betragen habe. Unter allen dieſen Verhältniſſen ſteht nun das des Studierenden zu ſeinen Lehrern oben an; denn welche Beziehung eines jungen Mannes kann für ihn bedeutender ſein, als diejenige, auf welche die Förderung ſeines Fortſchrittes geſetzt iſt. Worin daher das Bedeutende im Verhältniß des Studierenden zu ſeinem Lehrer beſtehe, und in welcher Weiſe ſich der Student innerhalb dieſer Sphäre zu betragen habe, dieß iſt der wichtige Gegenſtand unſrer heutigen Verſammlung. Ehe wir indeß demſelben näher rücken können, wird es zuvor nöthig ſein, die Frage zu beantworten, worin der Beruf des akademiſchen Lehrers beſtehe. Denn ehe von einem Verhältniſſe gehandelt werden kann, müſſen erſt ſeine Faktoren bekannt ſein.

Im Ganzen ſind nun eigentlich freilich viele Irrthümer und Mißverſtändniſſe wegzuräumen, wenn es ſich um die Definition des akademiſchen Lehrers handelt. Indeſſen laufen dieſe alle mehr oder weniger nur in eine Unwahrheit zuſammen, mit deren Beiſeitſchaffung wir denn nun auch beginnen wollen. Man pflegt nämlich den akademiſchen Lehrer als einen Oberen, als einen Vorgeſetzten der ſtudierenden Jünglinge zu betrachten, und ihm irgend etwas Polizeiliches als zu ſeinem Begriffe gehörend unter-

zulegen. Seitdem ſich nach dem Verluſte der höchſten korporativen Rechte, welche die Univerſitäten beſaßen, die Verhältniſſe mit ſo ungeheuerem Umſchwunge geändert haben, mag im Allgemeinen der Staat ſeine guten Gründe gehabt haben, warum er den Lehrern auch einen Charakter als Beamteten zu geben ſuchte. Schon daß früher die Univerſitäten, wenn auch nicht gerade die Lehrer, völlig freie Verwaltung und Jurisdiktion beſaßen, — ſchon dies mag den Staat bewogen haben, unter veränderten Formen der Univerſitäten mehr oder weniger ihre alten Rechte zu belaſſen. Dem ſei indeß, wie ihm wolle, ſo viel ſcheint gewiß: wenn der Lehrer einer Univerſität einen polizeilichen oder irgend einen andern Beamtencharakter trägt, er kann ihn nicht als Lehrer tragen. Es mag dies ein möglicher Weiſe Hinzukommendes ſein, mit ſeiner höheren Stellung ſteht ſolch ein zweites Amt auch nicht in der geringſten Verbindung. Höchſtens vermag ihn dieſe ſeine doppelte Bedeutung dann und wann zu einem natürlichen Vermittler befähigen. Ein Lehrer, der dieſe Wechſelbeziehung ſeines doppelten Amtes mißkennt, ſcheint mir wenigſtens falſche Begriffe von ſeiner Würde zu hegen.

Welches mag denn nun das eigentliche Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler ſein, wodurch der Beruf des erſteren hinlänglich bezeichnet wird? Es kann kein anderes ſein, als das zwiſchen Geſelle und Meiſter. Es gibt keinen anderen Unterſchied zwiſchen Profeſſor und Student, als den Unterſchied der Erkenntniß. Der Lehrer iſt das Muſterbild, das dem Studierenden, ſeinem erlangten Weſen wie den errungenen Reſultaten nach, auf der Bahn des Fortſchrittes vorzuleuchten hat. Der Lehrer iſt demnach der erſte Student. Denn wenn der Studierende mit Recht von uns ein emanzipirter Lehrling genannt wurde, der auf ſeine eigenen Füße geſtellt, alſo frei gemacht, vor Allem nach der gründlichſten Durchbildung durch die gewürfeltſte Erkenntniß zu ringen habe, ſo iſt eben der Lehrer nichts als ein vollendeter Geſelle, welcher die Stufe relativer Meiſterſchaft gewonnen hat. Sollte ihm der Glaube wachſen, untadeliger Meiſter geworden zu ſein, ſo ſtößt er ſich mit eigner Hand von der hohen Stufe ſeiner Würde herab. Niemand mehr, als der, welcher lehrt, hat ja die Aufgabe, immer lebendig, immer flüſſig, immer auf neue Reſultate erpicht …

bleiben. Schlägt ſich bei ihm daher das lebendige Wort zum erſtorbenen nieder, dann iſt ſeine ganze Erkenntniß, ſeine ganze Weisheit aus einem Lebensſafte zu einer morſchen Ablagerung geworden, wie denn auch die phyſiſche Welt ſolche Prozeſſe aufweiſt. Ein bis zu ſolchem Punkt herabgekommener Lehrer ſollte verzichten, ja verzagen, von nun an noch den Lenker eines aufblühenden Geſchlechtes vorſtellen zu wollen.

Iſt nun aber auf dieſe Weiſe die Bedeutung, die Würde des akademiſchen Lehrers ein rein Innerliches, iſt ſie eine kräftige Hoheit der Gedanken und eine großartige Weitherzigkeit, ſo kann, da Inneres von außen einzuimpfen unmöglich iſt, der Lehrer nicht gemacht werden. Er macht ſich ſelbſt. Er iſt ein Mann, der die Höhe des Berufes, welche die Würde des Menſchen fordert, vermittelſt der feinſten ſittlichen Gefühle erkannt und thatſächlich gemacht hat. Er ſtellt demnach einen Virtuoſen der Menſchheit vor, deſſen mitfolgende Fertigkeit in irgend einer Disciplin nur die mitfolgende Conſequenz ſeiner allgemeinen Tüchtigkeit iſt. Daß aber der akademiſche Lehrer nicht gemacht werden könne, dies hat eine Sitte entſchieden, welche ſeit Langem auf allen Univerſitäten einheimiſch iſt. Es iſt jenes Inſtitut, zufolge deſſen jedem, der ſich für fähig dazu hält, die Möglichkeit geboten wird, ſich ſelbſt zum akademiſchen Lehrer zu deſigniren. Wer in anderer Weiſe Profeſſoren gewinnen will, wird nie zu ſeinem Ziele kommen. Er muß, wie jene Sängerin zum ruſſiſchen Monarchen ſagte, ſeine Generale ſingen laſſen. Uebrigens braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Ausnahmen vorhanden ſein können. Vielmehr beſtätigt auch hier nur die Ausnahme die Regel: denn wird auch dann und wann ein Anderer zum Lehrer berufen, ſo trifft es ſich doch ſtets, daß dies die Folge ausgezeichneter intellektueller Verdienſte ſein wird.

Allerdings gibt es aber noch ein Anderes, was, wenn auch nicht den Lehrer macht, doch ihn zu machen beiträgt. Dieſes Andere iſt der Student. Wie die Alten glaubten, daß Schullehrer ein hohes, ein ungewöhnliches Lebensalter zu erreichen vermöchten, weil ſie der Anhauch der Jugend gleichſam immer friſch erhalte, ſo ſind es die Studierenden, deren beſtändige Umgebung es nicht geſtattet, daß das ewige Geſellenthum des Lehrers zu einer

unfruchtbaren Meiſterſchaft verdorre. Die Schüler, hat Niebuhr geſagt, ſeien die Flügel des Lehrers. Und in der That, jener Lehrer muß ein Schwächling oder noch etwas Schlimmeres ſein, der nicht adlerartige Regungen verſpürt, wenn er vor die nach dem Worte ſeines Mundes begierigen Jünglinge tritt. Es iſt eine Ehre für den Lehrer, der ſich ſelbſt gemacht hat, ſich durch ſeine Zuhörer vollenden zu laſſen. Einen ſolchen durch doppelte Feuertaufe Berufenen wird, ja muß der Staat anerkennen, wenn er ſich anders ſeiner hohen Stellung würdig zeigen will.

Wir können nicht umhin, noch einige feinere Bemerkungen über Stellung und Würde des Lehrers folgen zu laſſen. Unter den vielen ſchwierigen Aufgaben deſſelben befindet ſich eine, welche nicht ſeine geringſte iſt. Er muß in jeder Beziehung abſichtslos ſein. Nicht meinen wir hier eine Verirrung in niedrige und ſchlechte Tendenzen, ſondern in jeder Beziehung muß der Lehrer frei gegen alle, auch die ideellſten Intentionen ſein und bleiben. Wo der Studierende Abſicht bemerkt, weicht er jedes Mal zurück. Er will immer haben, daß ihm der Lehrer ein freies, in ſeine Wahl geſtelltes Objekt anbiete. Wie er aus freiem Antriebe anweſend iſt, ſo verlangt er vom Lehrer, daß er mit freier Luſt ſeine ſelbſtſtändige Erkenntniß vor ihm ausſtröme, das Urtheil ihm überlaſſend. Selbſt zum Guten darf der Menſch nicht gezwungen, noch weniger überredet werden. Ein Lehrer, welcher Abſicht hat, wird dadurch nothwendig zum Sophiſten. „Aber wie, ſoll denn der Lehrer nicht vom Wunſche durchdrungen ſein, ſeinen Schülern das, was ihm ſelbſt Wahrheit iſt, auch zur Wahrheit zu machen?“ — ſo wird vielleicht Mancher fragen. Nein, und abermals nein, ſage ich. Der Lehrer ſoll wünſchen, daß der Schüler Wahrheit erkenne. Sein tiefſtes, innerſtes Beſtreben muß ſein, daß er das Werkzeug werde, vermittelſt deſſen der Schüler mehr Wahrheit erringe, als er, der Lehrer, ſelbſt beſitzt. Er iſt dazu da, daß er in ſeinem Schüler jenen Born unendlicher Steigerung eröffne, der in jedem Menſchen verſiegelt liegt. Nicht ſeine eigene, individuelle, beſchränkte Weisheit bringe er dem Jüngling bei, der vermöge einiger Charakterzüge jugendlicher Natur jede auf Unfreiheit baſirte, nicht Erkenntniß, ſondern nur beliebige Annahme nur mit um ſo unbeugſamerer Hartnäckigkeit ausbauen wird, je einſeitiger die ihm

eingegoſſene Ueberlieferung war. **Nichts Höheres vermag der Lehrer dem Schüler beizubringen, als die Methode der Wahrheit.** Nachdem die durch das Weib am Brunnen von der Anweſenheit des Meſſias unterrichteten Samaritaner dieſen mehrere Tage in ihren Mauern beſeſſen hatten, da ſagten ſie zu dem ſich vielleicht brüſtenden Weibe: „Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen; wir haben ſelbſt **gehöret** und **erkannt**, daß dieſer iſt wahrlich Chriſtus, der Welt Heiland". — Und als dieſer Chriſtus ſelbſt, ehe er das Letzte ſeines mühſeligen Berufes erfüllte, ſich noch einmal in feierlicher Rede an ſeinen ewigen Vater wandte, da ſprach er die unſterblichen Worte: „Das iſt aber das ewige Leben, daß ſie dich, daß du allein wahrer Gott biſt, und, den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum **erkennen**."

Aus dieſer Abſichtsloſigkeit blühen die ſchönſten Tugenden und Eigenſchaften des Lehrers hervor, welche ihn zum Liebling ſeiner Zuhörer zu machen vermögen. Er beſitzt die höchſte, einzig wahre Beredtſamkeit, jene göttliche, platoniſche Beredtſamkeit, welche ſich die Alten an dieſem ewigen Muſter aller Lehrer nicht anders zu erklären vermochten, als daß die Bienen auf den Lippen des ſchlafenden Kindes geniſtet hätten. Nur der vom Intereſſe Freie iſt wahrhaft beredt. Er feiert ja allein die Sache, deren alleinigen oder nur vollkommenen Beſitz er ſich anzumaßen weit entfernt iſt. Nur der vom Intereſſe Freie vermag daher das wahre Intereſſe zu haben. Denn jeden Augenblick iſt er bereit, ſich und ſeine Lehre der beſſeren, tiefer dringenden zu opfern. Der Abſichtsloſe beſitzt allein den wahren Witz, der, wenn er ſich der enthuſiaſtiſchen Beredtſamkeit vermählt, das Säuſeln der wahren Urbanität erzeugt. Der Abſichtsloſe iſt jeden Augenblick bereit, ſich ſelbſt in den Kauf zu geben. Wie der loſe Wind über der gekräuſelten Fluth, ſo ſchwebt das Lächeln der Selbſtverſpottung um ſeine Augen und auf ſeinen Lippen. Er iſt allein der Harmloſe, der Gütige, der Duldſame, der Anerkennende und fremde Fehler Bedeckende. Sieht er doch in jedem unſchuldigeren Vergehen nichts als Irrthum, von dem er ja jede Stunde ſich ſelbſt befreien muß. Der abſichtsvolle Lehrer dagegen iſt entweder der die Schande ſeiner Abhängigkeit mit bewunderswürdiger Naivetät frei bekennende Sklave, oder er iſt der heuchleriſche Lächler, welcher den Mangel des wahren

Gehaltes durch die Form äußerlicher Humanität zu decken sucht: — es müßte denn sein, daß er auch dann und wann jenen affektirten Ernst hervorsuchte, von dem Yorick gesagt hat: „daß er ein geheimnißvolles Bestreben des Körpers sei, die Gebrechen der Seele zu verbergen". Die Brust, in welcher die Ader der Freiheit quillt, werden Solche niemals begeistern, geschweige denn betrügen können.

Jetzt erst, nachdem es uns gelungen ist, Wesen und Beruf des wahrhaftigen Lehrers zu charakterisiren, wird die Frage beantwortet werden können, welches das wahre Verhältniß des Schülers zu seinem Lehrer sei. Und wie leicht ist uns jetzt diese Frage zu beantworten. Denn quillt sie nicht aus der gegebenen Schilderung des Lehrers wie von selbst hervor? Der vom wahren Adel der Seele durchdrungene Schüler kann zu seinem Lehrer nur in einem der Gottesfurcht analogen Verhältnisse stehen: eine Furcht, die weit entfernt ist, eine sklavische Scheu zu sein. Zwei einander scheinbar widersprechende, aber sich nicht ausschließende Gefühle werden den wahren akademischen Jüngling dem wahren Lehrer gegenüber immer durchdringen: eine Mischung der höchsten Hochhaltung, ja nach Umständen selbst der höchsten Verehrung, und der Zuthulichkeit des innigsten Vertrauens. Besitzt hiebei der Lehrer nur in Etwas die Gabe des milden Scherzes, so wird er das Spannende dieses Verhältnisses zu der Atmosphäre einer rücksichtsvollen Wechselseitigkeit aufzulösen verstehen. Was man vielleicht umsonst durch polizeiliche Stellung der Lehrer herbeiführen möchte, daß diese nämlich zu den beaufsichtigenden Richtern der Studierenden werden, dies wird bei solch richtigem Verhältniß der wahre Lehrer als Schiedsrichter selbst vorstellen. Bei allen Zweifelfällen wird der Studierende zuerst zu ihm eilen, er wird seine Handlungen erst dann für autorisirt ansehen, wenn sie der Lehrer gebilligt hat, und würde selbst in Gefahr gerathen, dem Lehrer gegenüber in eine bedenkliche Abhängigkeit zu verfallen, wenn dieser nicht als Meister in Freiheit und Erkenntniß den nach ihm hinaufschauenden Jüngling auf die Stufe selbstständiger Mannheit zu erheben verstünde. Was überhaupt der Lehrer seinem Schüler zu sein vermöge, das hat uns Plato in seinem Dialoge Theages (pag. 130, A—E) mit anschaulicher Herrlichkeit vorgeführt.

Dort tritt nämlich ein Jüngling auf, welcher durch Umstände von Athen fern gehalten, und also auch von Sokrates geschieden war. Dieser klagt denn, wie er augenblicklich nach seiner Trennung von Sokrates eine Abnahme aller seiner errungenen Geistessteigerung empfunden habe. Und dem hätte auch nicht anders sein können! Denn so oft er nicht mit Sokrates in demselben Hause verweilt habe, sei ihm unmittelbar ein Gefühl geistiger Schwächung bemerklich geworden. Die Stärkung aber, welche er, im gleichen Hause mit seinem Lehrer sich aufhaltend, empfunden habe, sei eine ungleich größere geworden, wenn er in dem gleichen Zimmer mit ihm gewesen: noch größer, wenn er ihn angeblickt: am bedeutendsten, wenn er ihn zugleich berührt habe. So groß also ist die Einwirkung des wahrhaftigen Lehrers, daß sie, die gewöhnliche Erscheinungsweise geistiger Mittheilung überfliegend, zu einer Stärke anwächst, welche man nur magnetischen oder galvanischen Einflüssen vergleichen kann.

Aber freilich wird dieses wahre Verhältniß der wahre Schüler nur dem wahren Lehrer gegenüber anerkennen. Je weniger der Lehrer der ihm von uns gestellten Aufgabe entspricht, und je mehr daneben der akademische Jüngling auf der Höhe seines Berufs steht, als um so größer wird sich auch da der augenblicklich zwischen Lehrer und Schüler eintretende Spalt ausweisen. Ja selbst die Unwürdigkeit anderer akademischer Jünglinge wird diese nicht abhalten, den gleichfalls unwürdigen Lehrer als jene lächerliche Nullität zu bezeichnen, die er wirklich ist. Denn der Instinkt der Jugend ist sehr fein. Wie der Jüngling leicht bereit ist, sich selbst als schuldig anzuerkennen, so läßt er es sich auch niemals beigehen, der Unwürdigkeit auch nur das Geringste zu schenken.

Es ist eine natürliche, aber doch merkwürdige Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, daß er da, wo er gern hochschätzen möchte, um so gründlicher verachtet, wenn ihm die Möglichkeit der Hochhaltung genommen wird. Dies zeigt sich instinktartig bei der Sprache. Die Worte, welche im Ganzen die höchsten Prärogative bezeichnen, drücken mit einigen Modifikationen zugleich das Verächtlichste aus, sei es nun, daß diese Doppelbedeutungen gleichzeitig oder durch Epochen geschieden sind. Welches Wort steht höher als das Wort Mensch, und was wird aus ihm durch

Veränderung des Artikels! Das Wort Magd, wie Weib, drücken beide ein Hohes oder ſehr Geringes aus: in noch geſteigerterem Maaße findet daſſelbe bei dem Worte Dirne ſtatt. Kerl, welches einſt faſt gleichbedeutend mit Recke war, iſt bis zur tiefſten Niedrigkeit herabgeſunken. Wie die Sprache, ſo wir ſelbſt. Während wir einen Phidias, Raphael, Beethoven, Göthe, Garrick als die höchſten Möglichkeiten anſtaunen, zu denen ſich die menſchliche Natur erheben kann, treibt uns ein innerlicher, unabweisbarer Inſtinkt an, den ſchlechten Plaſtiker, den entſtellenden Maler, den bedeutungsloſen Dichter, den verwerflichen Schauſpieler als eine ebenſo lächerliche Entartung wie hochmüthige Ueberſpannung menſchlicher Fähigkeit und Unfähigkeit zu empfinden. Daſſelbe iſt denn nun nothwendiger Weiſe mit dem akademiſchen Lehrer der Fall. In demſelben Grade, als er ſeiner Beſtimmung nicht entſpricht, wird ihm die Mißachtung des Schülers. Ja, um eben ſo viel, als ihm die Durchſetzung ſeiner Würde verſagt, trifft ihn ſogar quadratiſch geſteigerte Zurückſetzung von Seite des akademiſchen Jünglings. An die Stelle der Hochhaltung und Verehrung tritt eine ſich mehr und mehr entfaltende Verachtung, das innige Zutrauen weicht der kälteſten Entfremdung, und was noch von Anerkennung etwa übergeblieben iſt, zermalmt der Hohn der Maſſen zum vollendetſten Nichts. Wenn aber irgend ein Etwas geeignet iſt, Prüfſtein der Perſönlichkeit zu werden, ſo iſt es der Spott der Jugend, deſſen eingreifender Schärfe zu entgehen ſich nichts Unwahres und Nichtiges träumen laſſen darf.

Meine Herrn! Ich habe mich nicht geſcheut, die hier zu berührenden Gegenſtände und Verhältniſſe in ihrer ganzen Nacktheit und Wirklichkeit hinzuſtellen. Was vermöchte es auch zu nützen, über Zuſtände zu ſchweigen, deren Exiſtenz ſich mit unabweisbarer Nothwendigkeit aufdrängt? Was nützt es insbeſondere von dergleichen Dingen Jünglingen gegenüber zu ſchweigen, welchen die Erfahrung mit größerer oder geringerer Vollſtändigkeit unausgeſetzt und aller Orten ähnliche Gedanken und Bemerkungen aufbringen muß? Es mag groß ſein, eine Wunde zu verheimlichen, deren Aufdeckung Ausſicht in rettungsloſen Untergang gewährt. Eine Wunde aber zu verbergen, deren ſchonungsloſe Enthüllung

nur Heilung verſprechen kann, iſt zum mindeſten Feigheit. Die Exiſtenz iſt überhaupt das ſich rückſichtslos Aufdringende. Nur wer ſie vertrauungsvoll, ſelbſt auf eigne Gefahr hin bejaht, kann auf ihre Losſprechung hoffen. Möge es mir gelingen, nur von ferne dem von mir ſelbſt entworfenen Ideal eines Lehrers zu entſprechen! Dann zweifle ich nicht, die von mir poſtulirten Schüler anzutreffen.

Achte Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur bürgerlichen Welt, dem Volke und der öffentlichen Sitte. Vom Verhältniß zu den Aeltern.

Meine Herrn! Bis jetzt haben wir lauter Verhältniſſe behandelt, welche nur in Beziehung ſtehen zu dem eigenſten Kreis, auf den der Studierende angewieſen iſt. Aber obgleich dieſe Sphäre als die eigentliche Welt des akademiſchen Bürgers betrachtet werden muß, ſo gibt es doch noch eine andre Welt außer dieſer, welche der Studierende ſo wenig überſehen kann, daß vielmehr in der Beziehung zu dieſer ein wichtiger Beruf deſſelben zu ſuchen iſt. Denn er, welcher namentlich einſtens auf dieſe zweite, für's erſte noch außer ihm liegende Welt zu wirken beſtimmt iſt, kann ſich zu ihr nicht früh genug in ein Verhältniß ſetzen, welches ihm ſeine zukünftige Stellung zu erleichtern vermag. Die Wirklichkeit iſt ja eine ſo wenig abzuweiſende Realität, daß ſie jede ihr widerfahrene Vernachläſſigung niemals zu rächen verfehlt.

Wenn wir uns nun aber anſchicken, den Exponenten ausfindig zu machen, in welchen ſich der Studierende dieſer Wirklichkeit gegenüber zu ſetzen hat, ſo tritt uns dieſe ſeiende Maſſe der Geſchichte, wie wir die Wirklichkeit mit vollem Rechte bezeichnen können, als eine ſo vielgeſtaltige entgegen, daß wir die Beziehung des Studierenden zu ihr erſt dann erfaſſen und regeln können, wenn ſie ſelbſt erſt in gewiſſe Haupt-Maſſen zerfällt worden iſt. Solcher Maſſen aber gibt es drei; ihre Ausſcheidung liegt uns alſo vor Allem ob.

Jedes ganzheitliche Weſen, wie der Organismus der Men-

schen-Gesellschaft ohne Zweifel genannt zu werden verdient, zerfällt zuvörderst in zwei nothwendig vorhandene Theile. Einmal ist es der Stoff, die Substanz, die seiende Grundlage, die wir an ihm wahrnehmen. Sodann aber tritt hinzu die formende Kraft, der Geist, wodurch erst der Stoff zur Höhe seiner Würde erhoben wird. Zu diesen beiden kommt sodann noch ein Drittes: der Ausdruck, die Ineinsbildung, die durchschnittliche Erscheinung der beiden ersten vereinigten Glieder. Es ist eben in vollkommener Gleichzeitigkeit dasselbe, was wir bei dem Studierenden in aufeinander folgender Entwicklung als die Nothwendigkeit der Lehrlingszeit, die Befreiung des Gesellenthums, die Selbstgelassenheit der Meisterschaft erkannt haben, und was sich uns hinwiederum später, nur wiederum als Gleichzeitigkeit, als die dreiheitliche Gliederung der Wissenschaften herausstellen wird. In der bürgerlichen Welt nun stellt sich als der formende, gliedernde Geist der Körper der leitenden Würdenträger, die verschiedenen Kategorieen der in einander eingreifenden Gesellschaftsstufen heraus. Die Substanz, das zu Leitende und zu Gestaltende ist die Masse der die Ziele der Gesammtheit kaum Ahnenden, das Volk. Das diese beiden Gegensätze Verbindende, das ihnen ihre Aufgabe erleichternde, die Ehe ihrer Widersprüche, ist die öffentliche Sitte, der Anstand. Zu diesen drei nicht genug anzuerkennenden Momenten der Wirklichkeit steht der Studierende offenbar in einem gar nicht zu beseitigenden Verhältniß. Denn er lebt unter und mit ihnen. Alles Gleichzeitige aber berührt sich, reibt oder bestätigt sich. Demnach muß auch hier dem Studierenden, so zu sagen, seine Berührungsfläche bestimmt und umschrieben werden.

Der akademische Jüngling ist die innere Bezüglichkeit einer hohen ideellen Würde zu sich selbst. Als solcher unterliegt er so wenig einem Maaßstabe, daß er vielmehr jedem Höchsten gleichgestellt werden kann. Diesen Standpunkt kann er überhaupt nur als ein Innerliches behaupten. Sobald er daher mit einem Aeußeren in Berührung tritt, so erbleicht seine Würde in etwas. Denn auf unsrer Welt, wie sie nun einmal ist, kann das nur Innerlich-Hohe in keiner Weise dem gegenüber absolute Ansprüche machen, welches, wenn auch nicht einmal mit sehr hohem Glücke, bereits den Kampf mit den entgegenwirkenden Hindernissen der

roheren Wirklichkeit eingegangen hat. Dies ist nun aber der Fall bei jedem Würdenträger, so hoch oder niedrig er auch gestellt sein mag. Es wird nicht geläugnet werden können, daß mancher Student manchem Hochgestellten der Wirklichkeit gegenüber an Inhalt und geistigem Maaße weit überlegen sein wird. Aber wer kann rückwärts bestimmen, wie hoch ein solcher Würdenträger gestanden haben mag, ehe ihn der Kampf mit der roheren Substantialität der Welt tief, vielleicht sehr tief in den Staub hinabgebeugt hat. Gerade oft die hochfliegendsten jungen Geister können dem thätigen oder passiven Widerstand der Masse auf die Dauer am wenigsten die Spitze bieten. Folglich verfallen häufig die das Lastthier der Wirklichkeit am meisten verschmähenden Geister in der kürzesten Zeit einem noch viel tieferen, handgreiflicheren Realismus als der Gegenstand ihres frevelnden Spottes. Es ist daher die sogar durch seinen eigenen Idealismus dem Studierenden gesteckte Aufgabe, dem Würdenträger mit der höchsten Bescheidenheit und Anerkennung zu begegnen: — eine Bescheidenheit, die um so mehr gewürdigt werden wird, je mehr sich in ihr ein selbstbewußter Stolz als Träger erkennen läßt. Der Realist verspottet gewöhnlich allen Idealismus. Auch der Studierende wird durch solchen Hohn häufig in der Tiefe seines Selbstgefühles verletzt und aufgeregt werden. Ich sage nicht, daß er solchem Hohn gegenüber zu verstummen habe. Nur soll seine Entgegnung den Stempel der Haltung und vor allem der Erkenntniß tragen. Mit einem ruhig ausgesprochenen Grunde läßt sich die Ironie selbst eines Fürsten bezwingen. Gegen Leidenschaftlichkeit behält selbst Schwachheit Recht. Kaum da verzeihe ich ein wetterleuchtendes Auffahren, wo die Jugend des Jünglings als Beweis für die Knabenhaftigkeit seines Idealismus gebraucht wird. Denn hat er nicht gerade hier vor Allem sich zu hüten, daß seine Hitze nicht die Möglichkeit abgebe, zur Rechtfertigung jenes Vorwurfes zu dienen? Die Jünglinge, welche die eifrigsten Schüler und Verehrer eines Sokrates waren, zeichneten sie sich nicht eben gerade dadurch aus, daß die kalte Dialektik ihres Meisters das Feuer ihrer jugendlichen Kraft zum reinen Lichte der selbstleuchtenden Gestirne abgekühlt hätte!

Ist es aber den Würdeträgern gegenüber nothwendig, daß der Jüngling den Becher seiner hohen Innerlichkeit mit den Rosen

der Beſcheidenheit kränze, ſo ſcheint es von noch viel höherer Wichtigkeit, daß er der weit unter ihm ſtehenden Maſſe des Volkes gegenüber im Gewande höherer Natur erſcheine. So ſehr ſich nämlich das Volk der Sitte wie der Religion beugt, eben ſo ſehr iſt dies nur Zwang der Gewohnheit und Ausdruck nichts denkender, nur wenig fühlender Schläfrigkeit. Der Charakter der Gottebenbildlichkeit, den ihm ſeine Seelſorger predigen, erſcheint der im Ganzen unergründlich proſaiſchen Denkweiſe des gemeinen Mannes gegenüber entweder nur wie eine poetiſche Floskel, oder dieſer erkennt darin, wenn er allenfalls etwas weiter fortgeſchritten iſt, nur neue Anmaaßungen, kraft deren ihn ſeine Lenker zur Uebernahme neuer Laſten zu bereden ſuchen. Denn überall, wo der ächte Verſtand ſeine Entfaltung nicht empfangen hat, entwickelt ſich auf ſeine Koſten eine liſtige Klugheit. Hier kann nun der ganz auf Idealität geſtellte Jüngling bereits den Anfang zu dem Verſuche machen, die errungene Kraft ſeines Innern auf die Auswüchſe der Wirklichkeit einwirken zu laſſen. Nicht meine ich damit, daß er ſich zum Reformator des gemeinen Mannes aufwerfe, mit dem er in Berührung kommt, und dieſem mit überfließender Beredtſamkeit Dinge predige, welche er doch nicht verſteht. Aber ſo oft er mit dem Volke in Berührung kommt, entwickele er eine Hohheit der Geſinnung, einen Adel des Betragens, und eine Freiheit gegen Gemeinheit, für welche ja ſelbſt der Wilde nicht ohne Inſtinkt iſt. Er zeige, daß die Anforderungen, welche der Würdenträger machen muß, und die vom Volke nur zu häufig für einen Ausdruck der Stellung und nicht der Ueberzeugung angeſehen werden, von ihm, dem Jünglinge, aus freiem Antriebe an ſich ſelbſt geſtellt werden und ihm ſo natürlich laſſen, als wenn ſie eingeborene Tugenden wären. Und ſolche mögliche Einwirkung iſt kein Traum. Denn wenn es die Erfahrung ſchon gelehrt hat, daß Unſitten und Schlechtigkeiten höherer Stände und Organismen ganze Städte, ja Provinzen verwüſtet haben, wie ſollte es da unmöglich ſein, daß nicht umgekehrt eine Univerſität zum Sauerteige aller jener Volkskreiſe würde, mit welchen ihre Jünglinge in Berührung kämen. Es wäre dieſes um ſo eher möglich, da wenigſtens jede kleinere Univerſitätsſtadt mit Stolz auf ihre Jünglinge blickt, und ſchon durch den äußeren Adel ihres Betragens ſo ſehr

in Aufregung verſetzt zu werden im Stande iſt, daß der innere ſchwerlich ohne Folgen bleiben könnte.

Würdenträger und Volk ſtehen zu einander in mannigfaltiger enger Beziehung, indem die Nothwendigkeit des Momentes immer wichtige Conſtellationen hervorruft, deren Löſung den höchſten Ernſt erfordert. Die Freiheit und Selbſtgelaſſenheit in der Verbindung dieſer beiden Gegenſätze drückt ſich auch hier als Anſtand und öffentliche Sitte aus. Es leuchtet daher ein, daß der Studierende dieſen letzteren Punkt noch viel mehr als etwas zu ihm in Beziehung Stehendes zu betrachten hat, als ein Verhältniß zu Höheren und Geringeren. Wir faſſen zuerſt die Sache ſelbſt etwas näher ins Auge.

Es möchte vielleicht den Einen oder den Anderen geben, welcher die Verdienſte der öffentlichen Sitte geringer anzuſchlagen geneigt iſt, als er wohl ſollte. Er erkennt in ihnen nur ein formelles Band an, eine Schranke, welche ſogar häufig die Entwicklung einer höheren Sittlichkeit aufhält, ein Ding, das weit entfernt, wahre Vernunft in ſich zu haben, vielmehr in einer bewußtloſen Anerkennung willkürlicher, ja zufälliger Zuſtandsfixirungen dahinlebt. Dem mag denn auch in manchen Beziehungen wirklich ſo ſein. Aber abgeſehen davon, daß das ſcheinbar Vernunftloſe dennoch einen geheimen Keim der Vernunft in ſich trägt, wie dies zum Beiſpiel bei unſerer Bekleidung und Begrüßung der Fall iſt, ſo verdient der öffentliche Anſtand doch ſchon deßhalb die höchſte Achtung, weil er ein Allgemeines iſt, und deßhalb Grenzen abſteckt, welche abſurde Möglichkeiten abhalten. Es liegt in der menſchlichen Seele neben der Eitelkeit nach auszeichnender Hervorragung noch ein tiefer Wucherkeim des Subjektiv-Barocken. Dieſer allein hat ſchon den Einen oder den Anderen an die Grenze der Narrheit gebracht. Dennoch wäre ſelbſt das Vernunftloſe ein Entſchuldbares, ſelbſt wenn es nur die einzige Möglichkeit irgend einer Verhütung vorſtellen ſollte. Es liegt aber im öffentlichen Anſtande noch ein Weiteres. Die Maſſe iſt nicht für eine Sittlichkeit gemacht, welche den alleinigen Beſtimmungsgrund in ſich ſelbſt trägt. Man kann daher ihre Sittlichkeit nur eine durchſchnittliche nennen, und es würde manche ungeſchickte oder gar ſchlechte That nicht unterlaſſen werden, wenn es keine Furcht vor

dem Auffallenden und Lächerlichen gäbe. Es muß demnach, von dieſer Seite angeſehen, der öffentliche Anſtand als eine Ergänzung der Religion wie der Geſetze bezeichnet werden. Er greift dem Edleren mit einer gewiſſen Nöthigung unter den Arm, und gleicht in ſo fern einer bitteren oder ſelbſt auch faden Schale um einen wohlſchmeckenden Kern. Denen, welche mit Schärfe der Gedanken die Abſurdität des Anſtandes angreifen, kann man zuletzt nur noch mit ſeiner Sittlichkeit begegnen. Es iſt klar, daß hier auch der Hauptpunkt liegen muß, von dem aus der Student die Bedeutung der öffentlichen Sitte zu erfaſſen hat.

Der akademiſche Jüngling iſt ein auf Freiheit und Erkenntniß geſtelltes Individuum. Als ſolches muß er die ächte Sittlichkeit als ein unmittelbar aus ſeinem eigenen Begriff Reſultirendes annehmen. Er ſtellt demnach ein ſittliches Weſen vor, das die Bedingung und den Grund ſeiner Sittlichkeit als ein wie Eingeborenes in ſich ſelbſt trägt. In Folge dieſer ſeiner Stellung muß er es als ein Unglück betrachten, daß in der Allgemeinheit menſchlicher Zuſtände Sittlichkeit nur etwas an die Leute Gebrachtes, nicht ein in ihnen Wurzelndes iſt; es iſt demnach ſeine Pflicht, die anweſende Sittlichkeit, wo er ſie mehr oder weniger und unter welcher Bedingung auch immer er ſie vorfindet, zu hegen und zu pflegen. Iſt daher, wie er von uns bezeichnet wurde, der öffentliche Anſtand ein Aufhaltendes des Widerſittlichen, ſo iſt es von Seiten des ſtudierenden Jünglings eine Unſittlichkeit, wenn er willkürlicher Weiſe die öffentliche Sitte hintanſetzt oder ſelbſt verletzt. Zum Mindeſten muß es ihm als unbegründeter Uebermuth ausgelegt werden, wenn er vermittelſt des Widerſpruches ſeiner Selbſtſtändigkeit in exiſtirende Verhältniſſe eine Verwirrung bringt, die zuletzt doch nur ihm ſelbſt gefährlich werden muß.

Indeß iſt dies doch nur ein Theil von der Stellung, welche der Studierende dem Anſtand gegenüber zu beobachten hat. Denn wenn dieſer zwar der Sittlichkeit Vorſchub, aber doch oft nur einen vernunftloſen Vorſchub leiſtet, ſo kann man von dem raſchblütigen, nur auf Erkenntniß geſtellten Jüngling nicht verlangen, daß er auch dieſe Vernunftloſigkeit ohne irgend eine Reaktion anerkenne. Alles Vernunftloſe iſt ein Tyranniſches. Jedes Tyranniſche geht aber über das Ziel ei[illegible]s in ihm liegenden Begründung

hinaus. Folglich endet auch nur zu häufig der öffentliche Anſtand in lächerlicher Sprödheit, unnatürlicher Uebertreibung und geſchmackloſer Künſtelei. Weit entfernt, daß man hier von dem Studenten Anerkennung eines derartigen Anſtandes fordern könne, muß man vielmehr, wenn er ſich ſolch öffentlicher Sitte blindlings unterwirft, befürchten, daß er ebenſo die Kraft des Urtheils wie der Jugend verloren habe. Dem Manne mag es allerdings ziemen, ſelbſt zu dem Abſurderen zu ſchweigen, oder ſich dieſem ſogar zu übergeben, wenn er im Bewußtſein eines hohen Zieles und in Anerkennung der Kurzſichtigkeit menſchlicher Schwäche eine lächerliche Conſtellation duldet, deren Exiſtenz er nicht alle Berechtigung abſprechen kann noch darf. Der Jüngling dagegen hat vielleicht ſogar die Pflicht, hie und da zu verſtehen zu geben, wie wahre Sittlichkeit weit die Sphäre bloßer Aeußerlichkeit überrage. Es iſt daher thöricht, wenn die Erwachſenen von Studierenden Anerkennung für jede Erſcheinungsform öffentlicher Zuſtände fordern. Es hat ſein Gutes, wenn der Jüngling zum Beiſpiel manche Seiten des öffentlichen Verkehres verſpottet, ja man muß ihn ſelbſt verachten, ſobald er ſich jeder Lüge der Convenienz widerſtandslos zu unterwerfen bereit iſt. Er kann nicht immer einſehen, wie eine ſolche Lüge durch die Stellung zu der Geſammtheit des Verkehres doch wieder keine Lüge iſt. Denn ſo ſehr der Studierende auch ein auf Erkenntniß geſtelltes Individuum iſt, ſo pflegt ihm doch immer nur die unmittelbare Wahrheit einleuchtend zu ſein: die Verkettungen der mittelbaren ſind oft im Stande ihn ſo zu verwirren, daß er ſolche mittelbare Wahrheit auf's Entſchiedenſte für gar keine erklärt. So hoch der Anſtand auch ſtehen mag, er iſt doch nur eine Form. Der ganze Werth der Form kann keinem Jüngling in ſeiner völligen Ausdehnung klar ſein, ohne ſeine nothwendige Idealität zu verkümmern. Es iſt die nur von Wenigen erreichte Aufgabe des Mannes, eine Stellung zu behaupten, die weder die Anſprüche des Gedankens noch die der Wirklichkeit beeinträchtigt.

Die tiefſte Seite, mit welcher der Studierende in der Wirklichkeit wurzelt, iſt das Verhältniß zu ſeinen Aeltern. Mit Recht findet dieſes daher noch ſeinen Platz an dieſer Stelle. Denn wenn die bisher behandelten Verhältniſſe die nicht abzuwehrende eiſerne Macht der Exiſtenz an geiſtige Berechtigung nachwieſen, ſo iſt di-

Beziehung der Studierenden zu ihren Aeltern gleichsam ihr Natur-Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Dieser Naturzusammenhang mit der Wirklichkeit ist es, um dessen willen überhaupt dieses ganze Verhältniß hier hereingezogen wird. Denn, meine Herrn! ich achte viel zu sehr dasjenige an Ihnen, was den Studierenden vorstellt, als daß ich glauben sollte, ich müßte ihnen erst die Pietät bemerklich machen, welche jeder Mensch, geschweige denn jeder Höhergebildete seinen Aeltern schuldet.

Die Aeltern eines Studierenden sind Glieder der Wirklichkeit. So sehr sie daher auch das frische Jugend-Leben ihres Sohnes zu erfreuen vermag, ihr Blick ist dennoch immer der Zukunft zugerichtet. Wenigstens ist es ein seltner Fall, wenn die wahrhaft kräftige Tüchtigkeit des Sohnes allein, namentlich den Vater befriedigt. Je energischer oft ein Jüngling dem Ziele selbstständiger Freiheit entgegenringt, um so besorglicher werden die Gedanken der Aeltern. Sie haben nicht immer die Kraft, an des Sohnes Idealität glauben zu können. Sie fürchten, daß der Urtheilsspruch der Welt, welcher Jeden verurtheilt, der nicht sogleich in ihre Fugen paßt, sich auch über dem Haupt ihres Sohnes entladen möchte. Hier ist Schweigen und ein ruhiges Beharren auf dem Wege das Einzige, was ein Jüngling thun kann, wenn er anders durch Erkenntniß ein immer waches Bewußtsein seines höheren Berufes bei sich trägt. Das Wort des eben so durch sociale wie psychologische Einsichten ausgezeichneten Dichters: „Daß es allein die Zeit sei, welche den Propheten vom Narren unterscheide" — wird ihm zur alleinigen Richtschnur dienen. Die höchste Zartheit und Feinheit des Betragens wie der Aeußerungen wird noch überdies dazu beitragen, den Aeltern die Nachhaltigkeit seiner Bestrebungen glaublich zu machen. Denn in der Brust eines jeden Menschen wohnt immer die geheime Ueberzeugung, daß der Adel der Seele die Gewähr für die Höhe des Geistes sei. „Aus dem Herzen kommen die großen Gedanken" — sagt La Rochefoucauld.

Aber nicht alle akademischen Jünglinge kommen ihren Aeltern gegenüber in eine ähnliche Stellung, wie die geschilderte. Vielmehr droht manchen gerade die Gefahr des Gegentheils, — vornehmlich wenn die Aeltern nicht die gleiche Bildung mit ihren Söhnen genossen haben und dann mehr oder minder an ihnen

hinaufſtaunen. Auch dies iſt eine von den feineren Klippen, die ich nicht unberückſichtigt laſſen kann. In dieſem Falle nämlich geſchieht es leicht, daß der Sohn den Aeltern zum Orakel wird, ſie bauen ungemeſſene Hoffnungen auf ihn und unterliegen traurigen Enttäuſchungen, welche ſie ſodann, plötzlich umſchlagend, der Schuld des Sohnes beimeſſen. Ein in ſolcher Lage lebender Jüngling hat beſonders zwei Punkte ins Auge zu faſſen: — einmal, daß er nicht in den Irrthum der Aeltern mit Bewußtſein eingehe, dann daß er ſich durch den Glauben der Aeltern nicht ſelbſt überreden laſſe. Dies Letztere namentlich iſt der noch bedeutſamere Punkt. Denn es geſchieht da leicht, daß jene ungemeſſenen Hoffnungen der Selbſtüberſchätzung der Bruſt entkeimen, welche, ſelbſt trotz alles Gelingens, die Seele nicht mehr glücklich laſſen werden. Es iſt dies um ſo mehr an dieſer Stelle mit Bedeutſamkeit zu erwähnen, da die Beziehungen, welche die Stellung des Studierenden auf Erkenntniß und Freiheit überhaupt hat, an ſich ſchon leicht in ein Gebiet des Selbſtgefühles führen, aus welchem der Rückweg ſchwer iſt. Der Geiſt, in welchem der Trieb des Ruhmes erwacht iſt, gleicht dem Gemsjäger, der, von Fels zu Fels das Wild verfolgend, zuletzt wider ſeinen Willen ſich in den Abgrund ſtürzen muß, weil das Verderben, das ihm droht, ſeine einzige Rettung iſt.

Noch kann ich zum Schluſſe nicht umhin, einen Punkt beizufügen, welcher namentlich den ſtudierenden Jüngling ſeinen Aeltern gegenüber oft in eine falſche Stellung bringt. Ganz freiheitsluſtern fühlt der Studierende nicht ſelten eine Abneigung gegen die Bande, welche ihn an die Vergangenheit feſſeln. Dies erzeugt denn häufig den Schein, als ob der akademiſche Jüngling das Haus ſeiner Jugend nicht liebe, und, hierdurch gekränkt, zieht ſich das Herz der Aeltern, namentlich der Mutter, in ſich ſelbſt zurück. Es iſt wahr, es gibt eine Deſpotie der Familie, gegen welche der Jüngling ſich mit Recht ſträubt. So ſehr ſie das Gewand der Liebe borgt, iſt ihre Wurzel doch nichts Anderes als Egoismus. Indeß iſt in ſolchem herrſchſüchtigen Geiſte doch immer noch eine tiefere Wurzel der Liebe verborgen, welche nicht um des Falſchen willen verkannt, ſondern um ihres Wahren willen anerkannt werden ſoll. Der Jüngling ſcheint freilich keiner Liebe mehr zu bedürfen, welche den

Charakter eines Ruheportes und Zufluchtsortes an ſich trägt. Dennoch iſt die Exiſtenz einer ſolchen Heimath es allein, welche es uns in dieſem Leben wohl werden läßt. Oft erſt wenn der Mann mit kräftigem Arme ſich den eigenen Heerd erkämpft hat und der Wonne von Weib und Kind genießt, wacht plötzlich eine längſt verſchüttete, längſt todt geglaubte Sehnſucht der Jugend wieder auf. Gewaltſam wird ſie zurückgedrängt, und der thränenberaubte ſtahlharte Muth will nichts von ſolcher Weichlichkeit wiſſen. Da umhüllt endlich die trübende Wolke des Alters den Greis, und, zum Kinde geworden, glaubt er, von Vater und Mutter umgeben zu ſein. Was wir im Morgentraume der zweiten Geburtsſtunde nicht entbehren können, darf auch ſchon früher nicht mißachtet werden.

Dies wären denn die Punkte, welche ich in Beziehung auf das Verhältniß des Studierenden zur Wirklichkeit der Exiſtenz nicht übergehen zu können glaubte.

Neunte Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur socialen Welt und deren Mittelpunkt, den Frauen.

Meine Herrn! Wir haben in unsrer letzten Stunde, wo es sich von dem Verhältnisse der in sich abgeschlossenen Welt der Studierenden zur existenten Wirklichkeit handelte, mancherlei nicht unwichtige Bemerkungen über die öffentliche Sitte und die Stellung, welche der Studierende ihr gegenüber einnimmt, zu machen Gelegenheit gehabt. Wie es aber oft geht, daß aus einem Seitenzweige heraus sich ein ganz neuer, fast selbstständiger Stamm entwickelt (so hat die klassische Philologie das selbstständige Gebiet der Archäologie, die Anatomie das der Physiologie und vergleichenden Zoologie erzeugt), so hat das, was wir als die Sphäre des allgemeinen Anstandes charakterisirten, gleichsam eine gesteigerte Spitze geboren, welche wir alsobald als eine eigenthümliche Region bezeichnen müssen und von so ausgedehntem Umfange finden werden, daß bei der Wichtigkeit des Gegenstandes eine unabhängige Behandlung nothwendig ist. Auf's Innigste nämlich hängt mit der öffentlichen Sitte das Gebiet des socialen Verkehres zusammen, wie es sich unter den Höhergebildeten, zu denen natürlicher Weise auch der Student gehört, selbstständig gesetzt hat. Denn wenn der Anstand auf der nothwendigen Gliederung menschlicher Berührung beruht, so leuchtet von selbst ein, daß unter höheren Formen diese Nothwendigkeit zur Freiheit mannigfaltiger Wechselbeziehungen werden muß. Es kommt jetzt darauf an, diese Freiheit in den Formen ihrer Entwicklung etwas näher zu bestimmen.

Der Menſch iſt durchweg auf Thätigkeit angewieſen, und zwar auf eine Thätigkeit, deren Anſtrengung ſeine Kräfte zu ermüden und zu erſchöpfen beſtimmt iſt. Gegen ſolche Ermüdung ſucht er ſich nun durch allerlei das Gleichgewicht wiederherſtellende Erholungen zu wehren. Aber Erholung und Luſt iſt ſelbſt wieder ein Verbrauch der Kräfte, ja faſt noch ein angreifenderer Verbrauch derſelben, als ſtrenge Arbeit, da das Heftige, mit dem wir uns der Erholung zu ergeben pflegen, den Inhalt unſres Weſens in eine noch viel leidenſchaftlichere Erregung verſetzt. Es iſt folglich natürlich, daß ſich hinwiederum der Trieb erzeugt, uns von der Erholung zu erholen. Thut dies nun auch in ſeiner Weiſe zum Theile der Schlaf, ſo iſt dies für den Geiſt doch noch nicht völlig genug. Denn wenn der Schlaf auch nicht eine völlige Pauſe unſrer inneren Thätigkeit iſt, ſo beſchäftigt er unſre innerliche Fähigkeit doch höchſt wahrſcheinlich wieder in ſo beſondrer Art, daß er gewiß zu ganz andern Dingen beſtimmt iſt, als dazu, Erholung der Erholung zu ſein. Dieſe wird uns vielmehr durch eine Art wachen Schlafes, durch eine Paſſivität der Seele, welche eine Sammlung unſeres ganzen Weſens hervorruft. In ſolchen Momenten ſind alſo nicht einzelne Energieen unſeres Geiſtes in beſonderer Anſtrengung und Thätigkeit begriffen, ſondern vielmehr der ganze Geiſt in einer ruhigen Gelaſſenheit in ſich ſelbſt. Dies kann denn nothwendig nicht ohne einen entſchiedenen Einfluß auf die Geſammtheit unſeres ganzen Gedankenſyſtemes ſein. Mitten aus der geſammelten Paſſivität unſeres Weſens heraus werden ſich Fulgurationen der Einſicht erzeugen, gleichſam Funken der Erkenntniß; — mit einem Worte: die Paſſivität der Sammlung erzeugt die Einfälle des Witzes, welcher die ganze Kraft des Scharfſinns und Tiefſinns in einer gewiſſen zufälligen Richtung in ſich darſtellt. Die Ader des Witzes liebt aber nicht die Einſamkeit. Je paſſiver daher ſich unſer ganzes Weſen empfindet, deſto mehr fühlt es ſich zu Anderen hingezogen, welche ſich gleichfalls in den Momenten ihres paſſiven Zuſtandes befinden. Es iſt die eigenthümlichſte Erſchlaffung, welche doch wiederum nicht Erſchlaffung iſt. Es iſt mehr oder weniger eine Erſchlaffung der Ueberreizung, welche ſich an Anderen ſteigern, ſowie dieſen hinwiederum eine gleiche Erhebung verſchaffen will. Dieſe Zuſammenführung der Menſchen

unter dem Exponenten wechſelſeitiger Beruhigung und Erregung bringt die eigentliche Geſelligkeit, den Verkehr der Kultur hervor.

Das Weſen der Geſelligkeit iſt aus dieſen Gründen ſeiner Entſtehung ganz eigenthümlicher Art. Wir erkennen in ihm ſo zu ſagen eine holde Beſchäftigung mit dem Nichts, die weit entfernt iſt, eine reine Nichtigkeit zu ſein. Denn Nichtigkeit kann ſich dabei nur dann herausſtellen, wenn die Grundlage energiſcher Luſt und Thätigkeit mangelt. Wo dieſe vorhanden iſt, da iſt die Geſelligkeit nur wieder eine Bethätigung der geſammten Perſönlichkeit. Die ihr zu Grunde liegenden Modifikationen erkannter Wirklichkeit hauchen ihr die Fähigkeit ein, an dem kleinſten Gegenſtande Conſtellationen wahrzunehmen, die für den gewöhnlichen Standpunkt der Betrachtung nur die großen Verhältniſſe haben zu können ſcheinen. Niemand hat dieſes Weſen ächter Geſelligkeit beſſer zu ſchildern gewußt, als Shakeſpeare, deſſen ganze Natur faſt immer in jenem Zuſtande ruhender und geſammelter Kraft geweſen ſein muß. Namentlich hat er uns in ſeinem Sommernachtstraum, im Sturm, in den beiden herrlichen Luſtſpielen: Was ihr wollt, und: So wie es euch gefällt, das Nichts der Geſelligkeit in ſeinen ſchillernden Farben gemahlt. Denn eben darin zeigt ſich der Große, nicht daß er das Große zu etwas mache (denn dieſes bedarf ſeiner hiezu nicht), ſondern daß er das Unbedeutende zur Höhe des Großen heranſteigere. Dies aber vermag Niemand beſſer, als Witz, Laune, Humor, dieſe Ausdrücke übermüthiger Paſſivität.

Je mehr ein Mann innerliche Freiheit beſitzt, deſto leichter vermag er in den Zuſtand ſolcher geſammelter Paſſivität des Geiſtes einzutreten. Je tiefer ſeine Erkenntniß iſt, um ſo reicher wird die Vergleichungsſucht ſeines Witzes ſein. Die Erkenntniß fühlt nur allzuleicht, wie beſchränkt ihre Allumſpannungskraft iſt. Denn je mehr ſie Probleme erſchließt, um ſo mehr Probleme erſtehen ihr. Läßt ſie ſich daher einmal gehen und hört für kurze Zeit auf, ihren hohen Zielen nachzujagen, ſo wird ſie, gleichſam krampfhaft in ihrer Thätigkeit beharrend, überall die Illuſion ihres eigenen Weſens hervorzuzaubern ſuchen und überall eine burleske Syſtematiſirung des Zufälligen anſtreben. Ebenſo beſchränkt aber wie die Erkenntniß des zumeiſt Erkennenden wird ſich die Freiheit des innerlich Freieſten empfinden. Sie wird gleichſam überall mit dem

Scheitel anstoßen. Niemals aber wird sie dessen so sehr gewahr werden, als in den Momenten der Selbstsammlung geistiger Passivität. Es wird demnach in diesen Momenten der innerlich Freie leicht seinen eigenen Trieb nach Selbstständigkeit parodiren und mit gutmüthiger Ironie sich selbst zum Besten geben. Nur wer sich selbst verlacht, ist wahrhaft frei. Denn er erkennt seine Freiheit so sehr in sich begründet, daß er sich angetrieben fühlt, mit ihrer Unerschütterlichkeit gleichsam Versuche anzustellen. Die der menschlichen Natur durchaus nothwendige Geselligkeit steigert sich zum Ideal der herrlichsten Wechsel-Beweglichkeit, wenn sie von Freien und Erkennenden ausgeübt wird. Wo demnach die höchste Bildung, da ist die höchste Geselligkeit. Wie verhält sich nun der Studierende zu solcher Geselligkeit?

Der höchste Ausdruck der Geselligkeit ist die feinste und freiste Urbanität, man könnte sie eine fortgesetzte Verbindlichkeit gegen das Nichts nennen. Wie weit dies gehe, haben einige Virtuosen des socialen Verkehrs, namentlich unter den Franzosen gezeigt, indem sie selbst allein auf ihrem Zimmer und im Zustande völliger Behaglichkeit niemals aus der Stimmnng der raffinirtesten Formen heraustraten. Ja ein Mann wie Büffon ließ sich immer von seinem Kammerdiener auf das Feinste ankleiden, wenn er an die Ausarbeitung seiner Werke ging, behauptend, daß dann allein die Blüthe des Styles zu gewinnen sei. Ist dem aber so, so kann und muß ein Studierender in geselligen Kreisen immer nur mit der äußersten Zurückhaltung auftreten, da er als ein auf Freiheit und Erkenntniß gestelltes Individuum zwar die höchste Empfänglichkeit für gesellige Höhe empfinden muß, sich zugleich aber auch die Schwierigkeit, sie zu erklimmen, nicht verhehlen kann. In nichts wird er sich daher mehr als Schüler bekennen müssen, als in der freien Bewegung wahrer Unterhaltung. Nichts wird er aber eben zugleich mehr anstreben, als diese letzte Bethätigung freier Entwickelung zu gewinnen. Ist er daher von einem solchen Streben wahrhaft durchdrungen, so wird er nichts angelegentlicher betreiben, als diese wahre Ritterlichkeit menschlicher Wechselbeziehung in den Verkehr seiner Zeitgenossen einzuführen. Und in der That hat hiezu die akademische Jugend mehr Fähigkeit, als man anfangs glauben sollte. Denn schon, daß sich akademische Jünglinge fortwährend

an einander zu reiben ſuchen und ſich fortwährend mit gröberem oder feinerem Spotte verfolgen, beweiſt, daß der oben beſchriebene Vorwitz menſchlicher Paſſivität in hohem Grade im kräftigen Jünglingsalter des Studierenden vorhanden iſt. Wie ſollte er dies auch nicht? Schon die mächtige Leidenſchaft des Jünglings deutet darauf hin, daß ein großer Stoff jener übermüthigen Paſſivität im Jüngling vorhanden ſein muß. Nur hat er ſich auch mehr wie irgend Jemand vor der Nichtigkeit des Nichts zu hüten. Denn die Ueberfülle ſeiner Jugendkraft verbirgt ihm zwar länger die drohende Gefahr des Nihilismus, die aber eben deßhalb, wenn ſie ſich einmal geltend macht, deſto erſchütternder in das Jugendleben des Jünglings einzugreifen vermag. Denn es wären Fälle aufzuweiſen, in welchen die Subſtanzloſigkeit eines überſpannten Witzes entweder zum Wahnſinn oder zu einer Blödheit der Natur oder zur gewöhnlichſten Gewöhnlichkeit geführt hat. Es hat daher der Studierende nichts mehr zu fliehen, als die Verſammlungen geiſtiger Mittelmäßigkeit, in welchen ſchaler Scherz die Maske des Witzes vornimmt. Solche Verſammlungen ſind Vampyren zu vergleichen, welche den Lebensſaft wahrer Elaſticität und Spannkraft ausſaugen. Statt daß die von uns geſchilderte hohe Paſſivität durch ihr Auftreten alle Kräfte in ein geſundes Gleichgewicht zurückführt, dehnt ſich der durch gewöhnliche Geſellſchaft geſchwächte Seelenzuſtand zur Nullität andauernder Entleerung und Abſpannung aus. Ja das Ende einer in dieſer Weiſe verſchütteten Seele vermag ſogar die That des Selbſtmordes zu ſein. Denn wie die Ehe ſtärkt, Ausſchweifung aber ſchwächt und vernichtet, ſo erhöht auf Inhalt gegründeter Witz die Lebensthätigkeit der Seele, jener Witz aber, welcher nicht die Ueberfruchtung, ſondern die Grundſäulen der Exiſtenz zu ſeinen Entladungen zerſplittert, muß mit einem Einſturz der Perſönlichkeit enden.

Hier bin ich denn endlich bei einem Punkte angelangt, deſſen Behandlung ich gerne unterlaſſen möchte, würde mich nicht die Wichtigkeit des Gegenſtandes und jene Gewiſſenhaftigkeit des Lehrers, kraft deren ihm nichts zur Sache Gehörendes zu übergehen geſtattet iſt, zu ſeiner Berührung nöthigen. Ich meine das Verhältniß des Studierenden zu den Frauen, deſſen einzige richtige Erwähnung nur an dieſer Stelle geſchehen kann.

Das Weib iſt der Mittelpunkt der ſocialen Beweglichkeit. „Was Licht und Luft für die Blumen ſeien, das ſei dem Weibe geſelliges Vergnügen“ — ſagt La Bruyère mit richtiger Beobachtungsgabe. Auch iſt es ganz natürlich, daß dem ſo ſein muß. Denn da die witzige Stimmung des Mannes ein Ausfluß von der Paſſivität ſeiner ganzen Natur, ja ein Effekt ſeines geſammten Weſens iſt, ſo wird jene zweite Natur, das Weib, welches ſeinen Genuß, ſeine Ergänzung eben in der geſammtheitlichen, einheitlichen Tiefe und Allheit des Mannes findet und finden muß, nothwendiger Weiſe da das Centrum ſeines Lebens fühlen, wo die freudige Erregung der Geiſter zum Spielball des Wechſelverkehres geworden iſt. Der Geiſt des Weibes iſt nicht zur ernſthaften Thätigkeit des Lebens und ſeines Kampfes geſchaffen. Denn ſeine meiſten Thaten höherer Lebensbeſtimmung ruhen in einer anderen Kraft ihres Weſens, in einer Kraft, deren bedeutſame Stellung wir bald genauer werden kennen lernen müſſen. Was daher Zuſtand des männlichen Geiſtes in einzelnen Momenten ſeines Daſeins iſt, das iſt eigentlich der andauernde Zuſtand des weiblichen Hauptes: ein fortwährendes Ruhen in ſich, eine beſtändige Verfügung und Freiheit zu irgend einem anderen Zwecke. Der Geſelle des Witzes und der Laune iſt das Lachen. Schon darin zeigt ſich die geſellige Natur des Weibes, dieſer „Gefährtin des Mannes“, daß ſie in jedem Augenblicke um vieles geneigter iſt, in ein harmloſes Lachen auszubrechen als der Mann, deſſen Lachen faſt immer mehr den Charakter des Gewaltſamen oder des Bittern oder ſelbſt der Verachtung an ſich trägt.

Iſt demnach der tiefe Ernſt auf ein entſchiedenes Ziel gerichteter Beſchäftigung niemals das, was der Mann zur Geſelligkeit mitbringt, ſondern nur immer die ſelbſtgelaſſene Fülle ſeiner Ganzheit, deren Größe den Maaßſtab ſeiner geſelligen Thätigkeit abgibt, ſo emancipirt ſich umgekehrt das Weib in den Stunden des Verkehrs von der Verflochtenheit mit dem täglichen Leben oder von der ihm eigenen mächtigen Erregung ſeiner Gefühle und führt in dieſer Weiſe die ganze Kraft ſeines weniger ganzen, als für die Ganzheit des Lebens geöffneten Geiſtes in die Spiele bewußtloſer Freiheit ein. Dieſe eigenthümlichen Geiſtesfulgurationen der Frauen gehören nicht allein ihren Männern, obgleich dieſen gegenüber

der ſpringende weibliche Witz noch eine ganz beſondere Färbung anzunehmen pflegt. Gewöhnlich entſteht alle Eiferſucht hitziger männlicher Charaktere allein daraus, daß ſie wähnen, daß auch die allgemeinen Aeußerungen des ihren Frauen natürlichen Betragens nur für ſie vorhanden ſein dürften. Es iſt das jener unverſtändige Egoismus, der viel mehr noch als die Sinnlichkeit die Orientalen dahin geführt hat, die Frauen zu den würdeloſen Gegenſtänden ihrer Tyrannei zu erniedrigen. Man kann in keiner Weiſe behaupten, daß es Unrecht ſei, wenn ein Mann zu den Stunden des geſelligen Verkehres ſich von dem Geiſte eines anderen Weibes als die ſeinige iſt, gefeſſelt fühlt. Dieſer Zug iſt vielmehr die abſolute Nothwendigkeit gemeinſchaftlichen Wechſelverkehres. Es wäre ein thörichter Chriſt, der auf ſolch feines Verhältniß die ſtrengen Worte des Heilandes anwenden wollte. Es iſt kein gutes Zeichen, wenn, wie es jetzt nur allzuhäufig der Fall zu ſein pflegt, die gemiſchte Geſellſchaft wie in zwei Maſſen auseinanderbricht. Gewiß hat Voltaire Recht, wenn er ſagt, daß die Scham, ſobald ſie aus dem Herzen geflohen ſei, immer auf den Lippen ihren Platz zu nehmen pflege.

Durch dieſe jetzt vollkommen entfaltete Stellung der Frauen in der Geſellſchaft iſt nun aber auch das Verhältniß angegeben, welches der Jüngling ihnen gegenüber in der Geſellſchaft einzunehmen hat. Er ſoll allerdings zwar mit Scheu, aber dennoch mit einer gewiſſen Vorliebe den Umgang gebildeter Frauen ſuchen. Denn ihr feiner Blick, das Originelle ihrer Gedanken und das Zarte in ihrer Behandlung wird ihn ſchneller auf eine gewiſſe Höhe geiſtiger Cultur verſetzen, als der im Allgemeinen doch nur immer wie aus Gnade gewährte Umgang der Männer. Auch iſt es dem kräftigen Geiſte ſelbſt gebildeter Jünglinge leicht möglich, eine anfangs ganz innerliche Wendung nach der Rohheit hin zu nehmen. Auch ſolche Verſuchungen bändigt am leichteſten der geiſtreiche Zartſinn der Frauen. Dies Alles zuſammen iſt denn nun auch ſehr geeignet, eine eigenthümliche öfters wahrzunehmende Erſcheinung zu erklären, daß nämlich der Geiſt wohlgearteter, keine Stufe der Entwicklung überſpringender Jünglinge ſich, wenn er überhaupt für ſolche Dinge zugänglich wird, eher älteren als jüngeren Frauen zuzuwenden pflegt. Denn die erſte Erregu

männlicher Natur für die weibliche iſt von beiden Seiten immer nur ein Trieb nach der wechſelſeitigen Eigenthümlichkeit. Es iſt dies eine Freundſchaft ſonderbarer Art, bei welcher, wenigſtens von der jüngeren Seite her, die geſchlechtliche Beziehung immer nur wie eine unendliche Perſpektive unbewußter und verſchwiegener Zukunft thätig iſt. Wer die höchſte Höhe dieſes Zuſtandes kennen lernen will, der möge ſich die erſten feineren Beziehungen Taſſo's zu ſeiner Fürſtin lebendig vergegenwärtigen. Dort hat einmal die Roſe männlichen und weiblichen Umganges in ihren reinſten Farben geblüht: Farben, welche, wenn auch getrübt, ſelbſt in Jakobi's Woldemar noch immer reine Naturfarben ſind. Nur die tiefe und verderbliche Sinnengluth, welche in Friedrich von Schlegel brannte, hat ihn in dieſem Buche ein völlig undenkbares und daher verbrecheriſches Verhältniß wahrnehmen laſſen.

Aber jener Silberblick des geſelligen Verkehrs ſteht allerdings in der weiblichen Natur nicht vereinzelt da. Vielmehr iſt er enge geknüpft an eine andere, in der Geſellſchaft mit tiefem Schweigen bedeckte Seite weiblichen Weſens. Die ſpielende ſanftgekräuſelte Oberfläche weiblicher Natur birgt in den tiefen Abgründen nächtlicher Fluth, gleich gewaltigen See-Ungethümen, die Macht der energiſchſten Empfindungen. So reiches Licht gewöhnlich in dem Geiſte edler Frauen ſtrahlt, ein ebenſo lebendiges Feuer brennt in ihrem Herzen. Nicht meine ich hiemit das Chaos unwürdiger Leidenſchaften. Vielmehr iſt es die höchſte Lauterkeit ächter Seelentiefen, mit welchen jedes Weib von Natur alles Liebenswerthe heftig ergreift. Wie ſollte es auch möglich ſein, daß ein Weib jenen hohen Grad von Rache und Haß entfalten könnte, wie ſie es vermag, wenn nicht gerade eben die Kränkung der lebendigſten und tiefſten Gefühle zu ſolcher Erregung der Reaktion aufſtachelte! Es iſt eine wundervolle Einrichtung der Natur, daß dieſe mögliche Fülle der Empfindung, ſo ſtark ſie iſt, bei dem Weibe immer nur mit der Ehe erwacht, deren mildes Genügen die Anweſenheit der ſtürmiſchen Empfindung immer feuchtet und beſänftigt. Aber dennoch iſt die Tiefe der Gefühle potenziell doch auch ſchon vorher vorhanden. Leichter Scherz und gemäßigte Wehmuth ſind ihre verrathenden Träger. Von der Natürlichkeit des weiblichen Umganges bis zur lebendigeren Erregung ihrer tieferen Seite iſt nur

ein Schritt. Hier erkennen wir denn auch den Punkt, auf welchem die Gefahr des akademiſchen Jünglings liegt.

Es iſt naturgemäß, daß den Studierenden, welchen als Knaben mit Ausnahme der Mutter alles Weibliche abſtieß, ſobald er Jüngling geworden iſt, der Reiz geſelliger Frauen zu bewegen beginnt. Es iſt dies für ihn ein ſo durchaus Neues und mit ſo viel Scheu Verbundenes, daß man berechtigt iſt, von ihm zu verlangen, daß er ſich nun auch durch eine längere Zeit allein mit dieſer Seite der Berührung begnüge. Es deutet immer auf einen gewaltſamen, unmäßigen Charakter oder auf eine Mitleiden erregende Schwäche, wenn ein Jüngling die Anmuth des ihm geſtatteten und geziemenden Verhältniſſes zu raſch zu überſpringen ſucht. Es mag ihm geſtattet ſein, die Erregung der tiefſten Gefühle, welche auf dieſem Wege liegt, leiſe ahnend vorauszufühlen: nie aber werden ſie erquickend für ihn ſein, wenn er zu raſch in ihre Strudel hinabgeriſſen wird.

Wenn auch das ſklaviſche Lernen für den akademiſchen Jüngling mit der Schule ſein Ende erreicht hat, ſo iſt er auf der Akademie trotz aller freieren Geiſtesrichtung, welche ihm hier geboten wird und geboten werden muß, doch immer nur noch und hauptſächlich zum Lernen da. Mehr aber als Denken und Produziren und die Natur ſpäterer gereifterer Receptivität bedarf das Geſchäft des eigentlichen Lernens der entſchiedenſten Ruhe. Denn wer wahrhaft lernen will, der muß von ſich ſelbſt ausgehen können, und dem Objekte gegenüber die unterwürfigſte Selbſtentäußerung üben. Dies iſt die Aufgabe jedes zu irgend einer höheren Thätigkeit berufenen Charakters. Nun aber iſt die Liebe das Egoiſtiſchſte, was es gibt, wenigſtens iſt ſie die erregteſte Beziehung der Selbſtheit. Sie iſt ein Auswanderungstrieb, nicht um den geliebten Gegenſtand in ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit zu durchdringen und zu erkennen, ſondern, um ihn allein ſich zu eigen zu machen und der eigenen Subjektivität zuzubilden. Jener Jüngling, welcher in ſeiner Liebesraſerei ſich mit der geliebten Perſönlichkeit identificirte, war weit entfernt, ſich um ihretwillen aufzugeben: vielmehr befand er ſich in dem wunderlichen Zuſtande ekſtatiſcher Selbſtſucht. Ein Jüngling folglich, welcher zu frühe liebt, greift frevelhaft in die Stellung ſeines geiſtigen Berufes ein. Denn es iſt wahrhaf-

merkwürdig, daß die Arbeit nach der Liebe, eine ſo verſchiedene der vor der Liebe gegenüber iſt. Wenn die Liebe, nachdem der eigentliche Grund zum geiſtigen Selbſtbeſitze gelegt iſt, unſre Arbeit nicht zu ſteigern vermag, ſo iſt es natürlich, daß ſie vorher zu einem gemeinen Beſtreben, Brod zu gewinnen, herabſinkt. Wüßten die allzufrüh liebenden Jünglinge, welchen Verrath ſie auch in dieſer Beziehung an der verehrten Perſönlichkeit begehen, es würde ſich ihrer eine Schäm bemächtigen, die ſie vor viel Thorheit zurückzuhalten vermöchte. Uebrigens darf auch hier der Satz, daß die Ausnahme die Regel beſtätige, nicht übergangen werden. Wenn ein Jakob Böhme bereits mit neunzehn Jahren Ehemann wird, ſo würde Jeder irren, der eine ſolche Thatſache anders erklären wollte, denn als die hier natürliche frühzeitige Beſchleunigung des in ſich gegründetſten Geiſtes. Ein Raphael und Mozart ſtarben deßhalb mit dem ſechsunddreißigſten Jahre, weil ſie zu einer Zeit, wo andere noch nach allen Seiten hin kindiſcher Natur ſind, bereits von Ton, Geſtalt und Farbe entzückt wurden.

Eines möchte ich zum Schluſſe freilich mit Stillſchweigen übergehen, wenn mich nicht höhere Beſtimmungsgründe zum Worte zwängen. Wehe dem Jünglinge, welcher, ſtatt von dem Reize weiblicher Unterhaltung gelockt zu werden, ſtatt, wenn auch mit frühreifer Anticipation, von der Macht weiblicher Seelennatur begeiſtert zu werden, zugleich erfüllt von dem ausgemachteſten Weſen der Proſa, nur von den Stürmen der Begierde ergriffen wird! Solchen ſei nur dies geſagt. So wüthend die Begierde iſt, dennoch ſättigt ſie nie. Den Schlund, den ihr mit ihrer Gewährung auszufüllen ſtrebt, vermögt ihr dadurch nur klaffender zu machen. Selbſt eine ſcheinbar geſegnete Ehe kann, wenn ſie allein oder nur mehr auf Begierde baſirt iſt, als ihr Ende nichts als Abneigung erzielen. Denn nur dies iſt allein die wahre Vereinigung, welche, mit den Jahren an Innigkeit wachſend, zuletzt mit einem Zartſinn wechſelſeitiger Zuneigung endigt, welche allein an dem Verhältniſſe des Schöpfers zum Geſchöpfe eine würdige Analogie findet. Ihr aber, die ihr ohne der Begierde noch verfallen zu ſein, dennoch, ſei es durch Natur oder Erziehung, den Keim ihrer lebenvernichtenden Kraft bereits in Euch wühlen fühlt, hütet Euch vor Allem vor dem Tanz. Er iſt, ſo unſchuldig ſich auch

Viele in ſeinen Verſchlingungen bewegen, dennoch nur eine freie Phantaſie über die Begehrlichkeit.

Mit dieſen Betrachtungen, meine Herrn, haben wir den erſteren und entſchieden kleineren Theil unſerer Aufgabe zu Ende gebracht. Mit dem Begriff des Studierenden und ſeiner hiſtoriſchen Stellung beginnend, ſind wir ſodann zu den Verhältniſſen deſſelben den verſchiedenen Sphären gegenüber, innerhalb deren er ſich zu bewegen hat, übergegangen. Wir haben gezeigt, wie er ſich zu ſeinen akademiſchen Mitbürgern in Scherz und Ernſt, in Freundſchaft und Feindſchaft, wie zu ſeinen Lehrern, wie zur bürgerlichen Welt, zum Volke, zur öffentlichen Sitte und zu ſeinen Aeltern, wie endlich zur ſocialen Welt und deren Mittelpunkte, den Frauen, zu verhalten habe. Schwer, glaube ich, wird es ſein, irgend eine Situation des akademiſchen Jünglings aufzuweiſen, deren Allgemeines nicht in dem Kreiſe dieſer nun beſchloſſenen erſten Vorleſungen abgehandelt iſt. Es iſt ein mannigfaltiges Feld, das uns beſchäftigt hat: es ſind bedeutſame Fragen, die wir behandelt haben. Und zwar habe ich darüber, nicht, wie Zufall und Laune mir eingaben, auch nicht einmal, wie es allein der gegebene Stoff verlangte, geſprochen, — der der Realität abgewonnene Begriff des Studierenden, war es vielmehr, von dem wir uns die jedesmaligen Reſultate aufdringen ließen. Ich kann mir daher auch keine der Wirklichkeit entnommene Proteſtation gegen die von mir entwickelten Exponenten der Verhältniſſe gefallen laſſen. Denn das, was wir gelehrt haben, iſt ja der eigentlich ſubſtanzielle Extrakt der ächten Wirklichkeit. Wenigſtens ſcheinen mir alle diejenigen faſt auf der tiefſten Stufe der geiſtigen Bildung zu ſtehen, welche, wenn ſie vom Wirklichen zu reden anheben, nur das Ungenügende und Schlechte deſſelben im Sinne haben. Wahrlich, allein der iſt befähigt, über derlei Probleme und Definitionen mitzureden, welcher in ſeinem Innerſten die verborgene Herrlichkeit des Wirklichen lebendig erkannt hat.

Aber ſo wichtig die bereits verhandelten Gegenſtände ſind, ſo ſchön und belehrend es ſein mag, mit manchen intereſſanten Seitenentwicklungen aus dem hohen Begriffe des Studierenden

die ganze würdevolle Hoheit deſſelben in ſeinen verſchiedenen Beziehungen dargelegt haben, — ſo iſt es bis jetzt doch, wenn auch eine ſehr edle, aber doch faſt nur die äußere Schale ſeines Weſens. Der Student hat vom Studieren d. h. vom Lernen, vom Denken, vom Erforſchen und mindeſtens auch vom geiſtigen Reproduziren ſeinen Namen. So wichtig es ſein mag, aus ſeinem Begriff ſeine Erſcheinung zu folgern, ſo iſt es doch ohne Verhältniß wichtiger, ſeinen Begriff mit den mannigfaltigen Sphären ſeiner Thätigkeit in eine ſchöne Einheit zuſammenzubilden. Es liegt uns daher von jetzt an ob, nicht mehr nur die Form, ſondern die eigentliche Materie des Studierenden unſeren Betrachtungen zu unterwerfen. Es iſt demnach der *univerſelle Schematismus aller Wiſſenſchaften, ſo wie die Bedeutung der einzelnen Glieder in demſelben* die Aufgabe, auf welche wir von nun an alle unſre Kräfte zu koncentriren haben.

Dies iſt eine wichtige Aufgabe, meine Herrn! Nur wer das Ganze kennt, vermag in würdiger Weiſe deſſen Theil zu handhaben. *Der* iſt wahrhaftig nichts mehr als ein Taglöhner, der ſich bei der Vorſteckung hoher Ziele ſo weit erniedrigen kann, nur die Kunſtgriffe der Sache los bekommen zu wollen. Sollte, was ich bei der Aufmerkſamkeit, die Sie mir bisher geſchenkt haben, kaum vermuthen kann, irgend ein derartig Geſinnter bis jetzt unter uns ausgehalten haben, hier am Eingange des Höheren und Bedeutenderen müßte ich ihn bitten, uns ſeiner Gegenwart zu entheben. Was könnte ihm auch ſeine Anweſenheit nützen? Alles, was ich noch zu ſagen habe, würden ihm doch nur Hieroglyphen ſein.

II.

Ueber

das akademiſche Studium.

Zehnte Vorlesung.

Von den Vorbedingungen des akademiſchen Studiums. Vom Selbſtſtudium, vom Beſuch der Collegien und vom Nachſchreiben derſelben.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt dem Materiellen im Leben des Studierenden zuwenden, haben wir noch, bevor wir die Darlegung vom Schematismus der Wiſſenſchaften beginnen, mehreres Aeußerliche zu behandeln, welches aber in der innigſten Beziehung zum Inneren ſteht, und deßhalb mit größtem Rechte von uns zu dieſem geſchlagen wird. Denn da es natürlich iſt, daß der ſtudierende Jüngling, wenn er nur Einiges von der Größe des ihm nun bevorſtehenden Berufes ahnet, dieſem gegenüber, wenn auch nicht erlahmt, doch wenigſtens erſchrickt, ſo ſcheint es mir, in meiner Aufgabe zu liegen, dem beginnenden Studierenden die Bedeutung ſeiner verlaſſenen Stellung und der mit ihr verknüpften Studien klar vor's Auge zu legen, ihn ſodann mit wenigen Worten in die Sphäre der neu beginnenden einzuführen und hieran noch einige Rückſichtnahme auf ſcheinbar geringere Dinge zu knüpfen, deren Bewältigung nicht nur dem neuen akademiſchen Jünger manche Mühe zu machen im Stande iſt, ſondern ihn ſogar in eine verzichtende Stimmung der Erſchlaffung zu verſetzen vermag: — eine Stimmung, von der aus der Schritt zu eigentlichen Verirrungen gar nicht ſo groß iſt, als es im Anfange ſcheinen möchte.

Derjenige Knabe, welcher ſich zu einem höheren Berufe beſtimmt hat, wird nach alter romaniſcher wie germaniſcher Sitte mit ſtrengem Ernſte in das Studium der alten klaſſiſchen Sprachen und Literaturen eingeführt, und dieſem Studium weiter nichts

verknüpft, als der Unterricht in den Elementen der Mathematik und den allgemeinen Zuſtänden der Geſchichte. Alles Weitere, was zu dieſer Sphäre gar nicht oder auch nur weniger paßt, wird nach Maaßgabe ſeiner größeren Ferne oder Nähe mehr oder minder als Nebenſache betrachtet. Es iſt bekannt, daß ſich gegen dieſen Brauch viele Stimmen erhoben haben, und der daraus hervorgegangene Streit des Realismus und des Humanismus iſt noch weit entfernt, zu ſeinem Ende hindurchgedrungen zu ſein. Die Realiſten mögen den Humaniſten und insbeſondre alſo den klaſſiſchen Philologen manche gegründete Vorwürfe gemacht haben. Es iſt nicht zu läugnen, daß dem philologiſchen Studium die Gefahr eines allgemeinen Pedantismus nahe genug zu liegen ſcheint, obgleich ich von dem Glauben weit entfernt bin, daß ſie nothwendig darin verborgen liege. Vielmehr ſind die genialſten und geiſtig freieſten Männer Deutſchlands, ja Europas durch die Löwenmilch der Griechen und Römer zu jener Größe herangewachſen, deren Anerkennung Pflicht für einen Jeden iſt, welcher wahren Adel des Geiſtes beſitzt. Es mag ein Fehler ferner der Philologen ſein, daß in ihnen der Trieb liegt, ihre Schüler hinwiederum auch nur zu Philologen heranzubilden, obgleich auch hierin wieder ein verborgener Vorzug liegt. Denn nur in dem einige Zeit lang mit Einſeitigkeit Betriebenen vermögen wir es bis zur Virtuoſität zu bringen. Ferner mag es Manchem lächerlich ſcheinen, daß der Gebrauch der lateiniſchen Sprache noch immer als ſich für wiſſenſchaftliche Dinge gebührend von den Philologen ausgegeben wird, und man muß es zugeſtehen, daß mancher Tüchtige dies als ein Suchen des Lebens bei den Todten bezeichnen wird. Aber auch hiefür ließe ſich noch Einiges zur Vertheidigung aufbringen. Wäre es zum Beiſpiel denn nicht gut, wenn der das Gymnaſium beſuchende Knabe wenigſtens einige Jahre den Glauben hegte, daß der Gebrauch der lateiniſchen Sprache eine unerläßliche Bedingung für den wiſſenſchaftlich zu Bildenden wäre? Jeder, der auf den Ruf eines wenn auch noch ſo kleinen Gelehrten Anſpruch machen will, muß die Quellen ſeiner Wiſſenſchaft mit Geläufigkeit leſen können. Alle Quellen laufen aber zuletzt auf Schriften zurück, die in lateiniſcher oder griechiſcher Sprache verfaßt ſind. Iſt dem indeß alſo, ſo kann dieſe noth-

wendige Gewandtheit in der Lektüre alter Sprachen nur dadurch gewonnen werden, daß die Sprachen eine Zeit lang als Selbstzweck betrieben werden. Eine Sprache aber betreibe ich nur dann als Selbstzweck, wenn ich nach ihrem unbeschränkten Gebrauche strebe. Ein junger Mann wird daher nur dann Quellen irgend einer Sprache mit Geläufigkeit lesen, wenn er in der Stylistik derselben es bis zu einer gewissen Höhe gebracht hat. Endlich läßt sich noch ein Einwurf, und zwar der schwerste, gegen das klassische Studium und seine Vertreter, die Philologen, erheben. Davon nämlich zu schweigen, daß sie sich der Wirklichkeit, selbst der wahren, entfremden, so ist es besonders ein gewisser Mangel an Fortschritt in moderne berechtigte Geistesrichtungen hinein, der bei ihnen gefunden werden kann. Das Alterthum tritt ihnen nämlich wie eine überwältigende Größe entgegen. Statt sich nun zu dieser zu erheben, lassen sie sich durch dieselbe vielmehr in einen Zustand passiver Receptivität versetzen. Nun verlangt aber die Neuzeit eine kühne und kecke Produktivität. Es ließe sich demnach hier behaupten, daß das klassische Studium die Gemüther der Jugend verhindere, in die Bestrebungen der Neuzeit lebendig und mit wahrem Glück einzugreifen. Mag dies nun wahr oder nicht wahr sein: so viel ist wenigstens gewiß, daß mit diesem letzten Grunde der Polemik gegen das klassische Studium auch Alles, was dagegen gesagt werden kann, zum Abschlusse gebracht worden ist. Fassen wir aber diese vier Gegengründe ins Auge, so stellt sich alsbald die Thatsache aufs klarste heraus, daß alle diese Einwürfe nur gegen Mißbräuche des klassischen Studiums, nicht aber gegen dasselbe in seiner wahren Gestalt gerichtet sein können. Vielmehr muß dieses Studium von uns als das einzige angesprochen werden, welches im Stande ist, zu einer wahrhaft höheren Stellung des Geistes vorzubereiten. Wir wollen die zwei Hauptgründe dafür zuerst in ein deutliches Licht zu setzen suchen, und ihnen sodann einige gleichfalls nicht unwichtige allgemeinere Bemerkungen beifügen.

Alle diejenigen, welche höhere Bildung und dadurch eine bedeutendere Situation in der Wirklichkeit zu gewinnen streben, haben den Beruf, mit der Zeit mehr oder weniger, in geringeren oder bedeutenderen Sphären auf die Construktion der Gegenwart, also

auch der Zukunft einzuwirken. Nun aber ist jede Gegenwart ein tausendfältiges Produkt der Vergangenheit, und namentlich ist unsre ganze germanische Gegenwart auf romanischen und damit auf griechischen Hintergrund basirt. Es läßt sich demnach mit Glück gar keine Modifikation der Gegenwart oder der Zukunft erwarten, wenn sie nicht aus den Quellen und Anfängen unsrer gegenwärtigen Existenz mehr oder weniger abgeleitet wird. Hiegegen könnte sich nun aber Jemand folgendermaßen vernehmen lassen. Was du hier sagst, ist allerdings wahr. Indeß ist unsre Gegenwart so mannigfaltig durch sich selbst bedingt und der Uebergang aus dem Vergangenen in's Gegenwärtige so allmählig vor sich gegangen, daß von uns gleichsam der beste Lebenssaft der Vergangenheit bereits ganz in unsre laufenden Zustände aufgenommen worden ist. Woraus denn folgen würde, daß die selbstständige Kenntniß des Alterthums für die größere Anzahl der Würdenträger eine überflüssige wäre. Aber dies selbst zugestanden, so muß doch folgendes noch in besondre Ueberlegung genommen werden. Jeder Zustand, in welchen wir unmittelbar versetzt sind (und ein solcher ist doch die Gegenwart), jeder derartige Zustand, sage ich, bietet seine Schwierigkeiten in Beziehung auf die Uebersicht seiner mannigfachen verwickelten Momente, und es ist klar, daß nur ein geübtes Auge hier mit Schnelligkeit den geforderten Ueberblick gewinnen kann. Wie vermag nun die nothwendige Gewandtheit in irgend einer Sache gewonnen zu werden, deren Wesenheit sich nicht mit augenblicklicher Evidenz von selbst ergibt? Offenbar nur dadurch, daß der Geist an einer analogen Sache geübt werde. Folglich kann nur der auf die Gegenwart eines Volkszustandes lebendig einwirken, welcher irgend einen anderen, abgeschlossenen Volkszustand überschauen gelernt hat. Nun aber können wir nur ein Volk wahrhaft verstehen, wenn wir die natürlichen Charaktere seiner Aeußerung uns angeeignet haben. Wir müssen also nothwendiger Weise die Sprache der Völker verstehen, welche wir als Vorbilder für den Ausbau der Gegenwart betrachten wollen. Nun ist aber keine andere Nation jemals zu einer solchen Vollendung aller ihrer Gliederungen hindurchgedrungen, wie dies der Fall bei den Griechen und Römern war. Es ist daher für den wahren Würdenträger unerläßliche Nothwendigkeit, die Sprachen

dieſer erſten Culturvölker der Welt zu verſtehen. Unſere akademiſchen Jünglinge ſind aber inſonderheit dazu beſtimmt, die Würdenträger unſrer Nation zu werden. Es kann demnach kein anderes Bildungsmittel ihrer Knabenjahre gewählt werden, als der Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen des Alterthums. Es iſt dies aber noch nicht genug. Jedermann wird nämlich eingeſtehen, daß die Aufgabe, welche der akademiſche Jüngling auf der Univerſität zu erreichen hat, eine große und ſchwierige iſt. Um ihr daher genügen zu können, muß der junge Mann nothwendiger Weiſe mit einem ſchon ziemlich geübten, namentlich mit Schnelligkeit und Verſatilität begabten Geiſt die hohe Schule beziehen. Wenigſtens hat es die Erfahrung gelehrt, daß es immer mißlich war, wenn ein Jüngling erſt auf der Univerſität die nöthigen Vorübungen der Gewandtheit durchzumachen hatte. Nun aber iſt es die Mutterſprache, an welcher dem Kinde die erſte Bethätigung ſeines Bewußtſeins wird. Es iſt demnach klar, daß einige höchſt rein und fein ausgebildete Sprachen am meiſten werden dazu beitragen können, die Steigerung des geiſtigen Bewußtſeins und ſeine Befreiung zur Selbſtſtändigkeit zu Wege zu bringen. Jede lebende occidentaliſche Sprache beſitzt aber zu dieſem Zwecke zu große Identität mit jeder ihrer Zeitgenoſſinnen. Ueberdies ſind ſie alle zu wenig abgeſchloſſen, zu wenig vollendet in ſich, weil ſie ja alle ſich noch weiter entfaltende Weſen ſind. Jede orientaliſche Sprache dagegen wäre ein zu fremdartiges, zu abgelegenes Sprach-Individuum, um an ihm den noch zu ungelenken Knabengeiſt zur Entwicklung zu bringen. Es wird jedem einleuchtend ſein, welche ſchöne Mitte dieſen beiden Uebelſtänden gegenüber die griechiſche und lateiniſche Sprache einnehmen: ſie, die beide gleichermaßen, jede in ihrer Art, rückwärts und vorwärts weiſen. Nichts vermag daher dem jugendlichen Geiſte eine ſo lebendige und raſche Vorübung zu geben zur Handhabung höherer und ſchwierigerer Probleme wie Materien, als das Studium dieſer beiden Sprachen. Zur Beſtätigung dieſes Reſultates mögen hier noch einige der Erfahrung entnommene Beobachtungen dienen.

Es gibt eine doppelte Menſchenklaſſe Höhergebildeter. Die Einen ſind diejenigen, welche den regelmäßigen Stufengang gründlicher Schulbildung genoſſen haben; die Anderen ſind die kühnen,

ſelbſtſtändigen Autodidakten. Es kann nicht geläugnet werden, daß die letzteren manchen Vorzug vor den erſteren genießen. Der Autodidakt iſt gewöhnlich eine keck anſtürmende, keinen Grund der Unmöglichkeit anerkennende Natur. Jakob Böhme, Peſtalozzi, Napoleon waren ſolche autodidaktiſche Energieen. Der Schulgelehrte dagegen geht ſelten über den glücklichen und receptiven Ausbildner hinaus. Die Laſt des Durchgearbeiteten drückt ſchwer auf ſeine Schultern. Schon daß er ſo viel weiß, hindert ihn an der raſchen Erfindung. Indeß hat er nichts deſto weniger vor dem Autodidakten eine Sicherheit, Beſtimmtheit und ſehr häufig eine gewiſſe Hohheit voraus, welche letztere namentlich dem übermüthigen Cynismus (dies Wort im weiteſten Sinne genommen) des Autodidakten ſehr häufig zu erreichen faſt unmöglich iſt. Dies iſt aber denn auch geeignet, oft die glänzendſte Entdeckung des Autodidakten um Entwicklung wie um Wirkung zu bringen. Denn die Welt will das Stätige, und ſie will es mit Recht. Allein die Ruhe der Entwicklung verhindert es, daß die Evolution zur Revolution wird: allein die Ruhe der Entwicklung bewirkt es, daß die lebendige Kraft der Entdeckung nicht blendend und verwirrend, ſondern erleuchtend und enthüllend in die große Fortbewegung menſchlicher Gedanken eingreife. Zwar iſt keine Unmöglichkeit da, daß auch der kühne autodidaktiſche Geiſt den niederhaltenden Weg der Schule durchlaufe. Auch haben Männer wie Leibnitz, Leſſing und ähnliche den Beweis geliefert, daß das Bedeutende der eingebornen Reformationsgabe durch die Zucht der Schule nur gewinnen könne, und alſo keineswegs, wie man allenfalls glauben möchte, mit dieſer in einem abſoluten Widerſpruch ſtehen muß. Aber es wird immer beſſer ſein, daß die Schule das leichtfertige, mehr wetterleuchtende als erleuchtende Genie abſtumpfe, als daß ſeine überall hervorbrechenden Träger die Verwirrung der Zeiten nur vergrößern. Hiezu kommt noch Folgendes. Nicht blos hohe Geiſter werden zu Autodidakten, auch ächt proſaiſche betreten häufig dieſen Weg. Sie muß man als die Gefährlichſten anerkennen; denn indem ſie die geſchichtlichen Geleiſe verlaſſen, führen ſie auf Irrwege ab, die nicht einmal den Vorzug eines, wenn auch unglücklichen Geiſtesadels an ſich tragen. Der Autodidakt hat immer etwas gegen die wahre Urbanität Anſtrebendes. Wie

gefährlich muß erſt dieſe Feindſchaft gegen Urbanität werden, wenn ſie ſich dem Sumpfe des Proſaismus vermählt. In der That, auch dieſe Bemerkungen ſcheinen es zu beſtätigen, welch einen mächtigen Regulator menſchlicher Natur die großartige, auf tiefer Bildung beruhende Einfalt der gewaltigen griechiſchen und römiſchen Geiſter abzugeben vermag.

Dem Studium der klaſſiſchen Sprachen und Literaturen gehen aber, wie wir ſchon erwähnten, noch zwei andere bedeutſame Gebiete zur Seite: Geſchichte und Mathematik. Auch ſie gehören zu den unerläßlichen Vorbedingungen jener Epoche, mit welcher der junge Mann den Sachen entgegenzutreten berufen wird. Griechiſche und römiſche Volksentwicklung, ſo überraſchend hoch und ſelbſtſtändig ſie in der Geſchichte daſtehen, ſind doch keineswegs völlig iſolirte Geſtalten in der Reihe der Völkerentwicklung. Schon die Kunſt lehrt es ja, wie Griechenland namentlich aus der großen Baſis ägyptiſcher, ſyriſcher und kleinaſiatiſcher Zuſtände hervorgegangen iſt. Es iſt daher durchaus nöthwendig, daß der anhebende Jüngling wenigſtens in allgemeinen Zügen erfahre, wie die unendliche Schraube der Weltgeſchichte ſich bis zu den Momenten unſerer Gegenwart vorwärts bewegt habe. Nicht wie leuchtende Punkte aus dunkler Nacht ſollen ſich ihm Rom und Hellas entgegenheben, ſondern nur als die reinſten, leuchtendſten Farben im prismatiſchen Bilde ſoll er dieſe beiden ewigen Nationen erkennen. Er ſoll es wenigſtens ahnend wahrnehmen, daß erſt dann der menſchliche Geiſt zur wahren göttlichen Innerlichkeit zurückzukehren vermochte, nachdem ſeine Ausſtrahlung in das Aeußerlichere den höchſten Gipfel plaſtiſcher Vollendung erreicht hatte. Kurz, ſich ſelbſt und ſeine trefflichen Muſter als Glieder einer und derſelben Kette wahrnehmen zu können und aus ſolcher Relativität hinwiederum die Anforderungen höherer Möglichkeit zu entnehmen, — dies iſt der Grund, warum mit Recht dem Studium der klaſſiſchen Sprachen das der allgemeinen Geſchichte beigegeben wird. Aber ſo bedeutſam auch das Geſchichtliche ſein mag, doch müſſen wir gegen daſſelbe frei werden. Ja ſogar, wenn wir aus höheren Rückſichten und kraft genügender und ausfüllender Beweiſe zu demſelben zurückkehren müßten, dennoch ſcheint die Losſagung von demſelben einmal durchaus nöthig zu ſein. Der menſchlich

Geiſt muß auch mit ſich allein ſein. Erſt aus ſolcher Einſamkeit heraus wird eine höhere Gemeinſchaft zur ungetrübten Sicherheit. Er muß, mit Kant zu ſprechen, eine aprioriſtiſche Syntheſis geſucht haben. Erſt nach ſolchen Erfahrungen wiſſen wir, was wir uns ſelbſt und was wir dem Objekte zutrauen können. Dieſe Höhe ſelbſtſtändiger Abſtraktion bietet allein die Philoſophie, und in ihr beſonders das Feld reiner Metaphyſik und tiefſinniger Pſychologie. Dieſen höchſten Kräften der Verſelbſtſtändigung iſt aber ſelbſt der gereiftere Knabe noch nicht gewachſen. Seine Abſtraktion reicht nur ſoweit, daß er höchſtens die Verhältniſſe geſtalteter oder reiner Größen an ſich wahrzunehmen vermag. Vom ſogenannten Stoffloſen kann er allein Geometrie und Algebra und höchſtens die Anfänge der höheren Mathematik begreifen. Dies iſt aber auch vollkommen hinreichend, ihn von der abſoluten Sklaverei der bloßen Sachen zu befreien. Sein durch Gedächtniß und Phantaſie mehr oder weniger gebundener Verſtand wird durch dieſe Anſchauungen reiner Conſtellationen gelöſt: er fängt an, den Genuß an der Autonomie des Geiſtes von ferne zu ſchmecken. Dies iſt der Grund, warum lebendige, jugendliche Geiſter oft ſo lebendig von der Mathematik ergriffen werden, warum häufig ein wahrer Seelenrauſch namentlich mit den erſten bedeutenderen Sätzen der Geometrie ſich ihrer zu bemächtigen pflegt; es iſt demnach der mit klaſſiſchem und geſchichtlichem Studium begonnene Kreislauf der Jugendbildung in der Mathematik zum Abſchluſſe gekommen. Dieſem herrlichen Zirkel darf nichts Weiteres beigefügt werden. Alles Andere, ſelbſt neuere Sprachen, Naturſtudium, Techniſches, ſind Allotria, ſind Spiel, ſind gefährliche, von dem Centralen ablenkende Kräfte. In Uebungs-, in Befähigungs-Studien, in Geiſtesſteigerungen ſoll der angehende wiſſenſchaftliche Jüngling allein geſchult werden. Denn nicht um einer Sache willen lernt er. Um ſelbſtſtändig lernen, um Stoffe verdauen zu können, deßhalb lernt er. Nicht in den Strudel eines Etwas ſoll er hinabgeſtürzt werden. Vielmehr ſoll er von allen Exiſtenzen weggelockert und unterrichtet werden, Verhältniſſe an ſich zu ergreifen, zu drehen und zu wenden, um ſo ihnen gegenüber zur ſelbſtſtändigen Emancipation gelangen zu können. Dies iſt der Grund, warum der angehende Jüngling gleichſam mit inhaltsloſen

Gegenſtänden beſchäftigt wird; dies der Grund, warum es ſehr gut iſt, daß es ſich alſo verhält. Wer daher dieſe hochadelige Weiſe des Unterrichtes geändert wiſſen will, der gibt ſich entweder als einen zu erkennen, deſſen niedriger Geiſteszuſtand nicht weiß, was er will, oder er ſetzt ſich mit Recht dem Verdachte aus, daß er nicht ohne Intereſſe dabei ſei, die Region der Höhergebildeten einem geglätteten Barbarismus zuzuführen.

So ſehr aber die jetzt von uns gerechtfertigte Art und Weiſe klaſſiſcher Jugendbildung für die Beſtimmung jener geeignet ſcheint, welche ihrer genießen, ſo ſehr kann es auffallen, wenn wir zuzugeſtehen genöthigt ſind, daß der ſeine bisherige Cultur verlaſſende Studierende weit davon entfernt iſt, mit entſchiedener Sicherheit die Wege ſeiner neuen Aufgabe durchlaufen zu können. Im Gegentheil kann man bemerken, wie die mannigfachſten Schwankungen, ein zögerndes Herumtaſten, kurz eine zu deutliche Ungewißheit, was nun zu beginnen ſei, den Charakter der meiſten Studierenden während ihrer erſten Studienjahre bilden. Denn einzelne wenige Ausnahmen können in keiner Weiſe als maaßgebend betrachtet werden. Dieſe eigenthümliche, auf den erſten Anſchein alle unſre früheren Behauptungen ſchlagende Beobachtung iſt aber ſo weit entfernt, das Frühere zu widerlegen, daß ſie vielmehr, richtig aufgefaßt, zur überzeugendſten Beſtätigung deſſelben werden muß. Die Studienweiſe des Knaben verhält ſich zu der des Jünglings wie Form zu Inhalt. Der Knabe lernt der Entwicklung und der zu erreichenden Gelenkigkeit wegen. Der Jüngling ſoll die Sachen gewinnen und erobern. Die gewonnene Gelenkigkeit ſoll ihm eben die Bewältigungskraft der Gegenſtände verleihen. Die Unſicherheit des Jünglings auf dem neu betretenen Weg rührt folglich eben nur von deſſen Neuheit her. Die völlige Umſtülpung aller ſeiner bisherigen Begreifungsweiſen muß ihn nothwendiger Weiſe verlegen und unſicher machen. Es ſind nicht die glücklichſten Naturen, die auf der Univerſität ebenſo fortfahren, wie ſie auf der Schule begonnen haben, folglich den Schritt von der einen zur anderen gleichſam wie in einem bewußtloſen Traum befangen thaten. Hiezu geſellt ſich aber alſobald noch ein Weiteres. Die Form iſt ein Klares und Verſtändliches; ſie iſt nach Kant ohngefähr an den Dingen daſſelbe, was den Dingen gegenüber die

Vernunft ist. Wegen dieser Natur der Form ist der eben selbstständig gewordene Studierende gewöhnt, Alles, was er lernt, in einer gewissen rationellen Weise anzugreifen. Namentlich hat die Mathematik diese Seite in ihm zu einer entschiedenen Stärke herangezogen. Ist nun der Inhalt (wie er es denn ist) der Form gegenüber das Verstandlose und Unbegreifliche, so ist es natürlich, daß das mit dem Uebertritt an die Universität plötzlich anhebende substanzielle Studium die bisherige Aufnahmsweise des Jünglings erschüttere, weil ja von nun an in einer ganz neuen Weise aufgenommen werden muß. Die Umsetzung der bisherigen Verdauungsweise in eine wesentlich modificirte wird auch daher, namentlich im Anfange, den akademischen Jüngling fremd und sonderbar anlassen. Nehmen wir hiezu nun endlich noch, daß der Studierende, sobald er die Akademie betritt, wie von einer Fluth von neuen Gegenständen überschüttet wird, und so, eingetaucht in eine neue, ihm noch völlig unverständliche Masse, von dieser fast erdrückt zu werden fürchten muß, so wird es nun auf ein Mal klar sein, warum es nicht an den Gegenständen des bisherigen Unterrichtes liegen kann, wenn die innere geistige Bestimmtheit des Studierenden im Anfange wankt, sondern, daß vielmehr die Nothwendigkeit des neuen Verhältnisses so lange jene Erschütterung der Gewohnheit erzeugen wie erhalten müsse, bis die erste allgemeine Bekanntschaft mit dem bisher fremden Stoffe eingeleitet ist. Wie kann nun dem Studierenden über die Schwierigkeiten jenes problematischen Anfangs hinübergeholfen werden?

Hier sind nun vor Allem die zurückzuweisen, welche zu der Behauptung geneigt sind, daß eben vielleicht durch eine frühere Beschäftigung mit den Sachen diese Schwierigkeit ganz entfernt werden müsse. Sie soll und darf aber nicht hinweggeräumt werden. Vielmehr ist sie eben, wie durch einen besonderen Verstand der Verhältnisse, an den Anfang des akademischen Studiums gerückt, damit der nun auf Erkenntniß und Freiheit gesetzte Jüngling aus allem Autoritätsschlafe herausgerüttelt werde und die Sachen durch eigene Kraft bezwingen lerne. Was würde es ihm auch nützen, unbewußt in die Tiefe der Gegenstände hinüberzuschlummern? Entweder würde er nie erwachen (und was hieße dies anderes, als ein mehr oder minder thierisches Leben führen!),

oder ſein Erwachen würde in eine Zeit fallen, wo die Beſchäftigung mit den Dingen weder eine rechte Subjektivirung noch Objektivirung derſelben mehr zuließe. Wo Schwierigkeit iſt, drückt es ja ihre Anweſenheit aus, daß ſie überwunden, nicht abgethan ſein wolle. Vielleicht behauptet man nicht mit Unrecht, daß eine zu leichte, ſchmerzloſe Geburt weder für die Geſundheit des Kindes, noch für die der Mutter ein gutes Zeichen ſei. Es können daher nur ſentimentale oder unwiſſende Thoren ſein, welche durch Entfernung der Schwierigkeit den Jüngling gerade um die Entfaltung ſeiner ſelbſtſtändigſten Kraft bringen wollen. Das iſt eben ſein geſegnetſter Geiſtesmoment, wo ihn die Verlegenheit einer gewiſſen Vereinſamung zur Aufbietung aller ſeiner Kräfte antreibt. So falſch und ſchädlich es aber iſt, alle Schwierigkeiten ebnen zu wollen, eben ſo unverſtändig und grauſam iſt es, den mit einem Hinderniß Ringenden rathlos ſeiner eigenen gefährlichen Entwicklung zu überlaſſen. So wenig ein tüchtiger Arzt die Criſen der Natur wegwünſchen kann, ebenſowenig wird er anſtehen ſie zu unterſtützen und zu erleichtern. Eben weil die Schwierigkeit ſelbſt ſehr groß iſt, müſſen die ſie begleitenden anderweitigen Schwierigkeiten ſo viel wie möglich beſeitigt werden, damit ſie ſelbſt ihren Hauptkampf rein und ungetrübt durchkämpfen kann. Es werden von uns daher jetzt nothwendiger Weiſe drei Punkte beſprochen werden müſſen, welche nicht ohne Einfluß auf die geiſtige Verſelbſtſtändigung des ſtudierenden Jünglings ſeinem Objekte gegenüber bleiben können: drei Punkte, die, wenn ſie in richtiges Verhältniß gerückt werden, faſt den Ausgang der Hauptkriſis zu garantiren vermögen.

Der erſte dieſer Punkte drückt ſich in der Frage aus: Wie hat der akademiſche Jüngling zu ſtudiren? Denn es iſt offenbar, daß die Art und Weiſe in der Behandlung ſeines Gegenſtandes ganz nothwendig deſſen Amalgamation bedingen wird. Die Antwort iſt ſehr einfach. Der Studierende muß ſich ebenſo ſpezialiſiren, wie er ſtudiren. Was heißt dies aber? In allen Fächern iſt das Spezielle, das Detail, beſſer noch die differentia specifica der beſonderen Disciplin dasjenige, worauf es vor allen Dingen ankömmt. Die Beſchäftigung mit dieſem ganz Beſonderen des Faches iſt aber eben auch überall die eigentliche Schwierigk-

Der wird allein der wahre Juriſt werden, welcher ſeine Digeſten ſo handhaben kann, daß er in der kürzeſten Zeit jede beliebige Stelle zu finden im Stande iſt. Nur der erſcheint als der wahre Theologe, welchem der Handgriff der kritiſchen Exegeſe bis in ihre Kleinigkeiten hinein geläufig iſt. Wer den Bau des Leibes nicht bis in ſeine ſcheinbar zufälligſten Fäſerchen hinein kennt, verdient nie den Namen eines Arztes. Aber gerade gegen dieſe Kenntniß des Speziellen ſträubt ſich die Feigheit, wie die Unkenntniß. Gerade hier iſt aber eben auch der Graben, über welchen zu ſetzen iſt. Selbſt falſch in dieſe Probleme hineinzugerathen, iſt beſſer, als gar nicht in ſie hineinzugerathen. Der Angriffspunkt der Sache aber iſt überall, wo eben dem Geiſt ein Detail entgegen tritt. Wer zu lange wählt, kommt am wenigſten zum Ziel. Der gründliche Gebrauch des ſchlechteſten Handbuches iſt fruchtbringender, als ein lauer des beſten. Conſequenz iſt das Räthſelwort im Studium des Beſonderen. So wenig indeß ohne Kenntniß des Details auf ein fruchtbringendes Gelingen zu hoffen iſt, ſo wenig fördert auch das Beſondre allein. Allgemeine, freie, philoſophiſche Studien ſind die ernſte Erholung, welche der von den Einzelheiten gequälte Geiſt bedarf. Jede Frage der innerſten Wißbegierde ſättigt nur ein principielles Studium. Wer ſeine Detailkrämerei nicht in irgend einer Weiſe an die Hohheit des Prinzipiellen anzulehnen verſteht, muß zuletzt nothwendiger Weiſe im Sumpfe der Zerſplitterung ſein Ende finden. Auch erklärt keine Sache allein ſich ſelbſt. Nur ein andersgeartetes Gegengewicht verleiht ihr den Exponenten. Denn dem wahrhaft Denkenden wird immer über dem Einen das Andere, und über dem Anderen das Eine einfallen. Unſer Haupt iſt eine große Einheit, welche in ihrer Ganzheit nur durch eine zuſammengeſetzte Bewegung erregt werden kann. Wir haben daher Recht gethan, wenn wir Extenſion und Spezifikation als die hauptſächlichſte Beihülfe bei der Ueberwindung der großen Schwierigkeit, der Schwierigkeit κατ' ἐξοχήν angegeben haben, welche die Hauptaufgabe des Studierenden iſt.

Die zweite wichtige Beihülfe, mittelſt welcher der ſtudierende Jüngling über die Criſe des Anfangs, ſoviel es gut iſt, hinweggeführt werden kann, iſt ein richtiger Gebrauch ſeiner Vorleſungen.

Es ist ein Irrthum, wenn man wähnt, daß vermittelst der Collegien der Stoff gelernt werden soll: die Vorlesungen haben im Grunde nur das Lernen der Dinge zu lehren, die Methode der Genesis. Einfälle, Gedanken, ja treffliche Ideen hat oft auch der nicht höher Gebildete. Die Kunst des wahrhaft Gelehrten besteht darin, einen wahrhaft intellektualen Bau allmählig vor den Augen seines Zuhörers entstehen zu lassen. Jenes stille Wachsthum des Geistes, dieses wechselseitige Sichanklagen und Entschuldigen der Ideen ist es, was so recht eigentlich vor dem Zuhörer durch das Collegium blosgelegt werden soll. Ist eine Vorlesung irgend so eingerichtet, daß bei ihr dem Schüler nur von ferne der Gedanke kommen kann, daß er alles Gesagte eben so gut zu Hause durch Lektüre hätte gewinnen können, eine solche Vorlesung ist ohne Weiteres als eine verfehlte zu bezeichnen. Sobald aber der Unterricht irgend eines Lehrers diese höhere Steigerung an sich trägt, so erwächst hieraus dem Zuhörer eine doppelte Pflicht, welche alsobald zu einer doppelt befördernden Wohlthat für ihn wird. Einmal nämlich ist es hier seine Aufgabe, receptiv jedem Worte zu lauschen, weil das Verklungene nicht wiederkehrt. Dann aber wird ihm auch die aufmerksamste Receptivität nichts nützen, wenn er nicht unmittelbar dem Vorproduziren des Lehrers gegenüber sich in eine wahrhaft nachproduzirende Stimmung zu versetzen versteht. Denn da nach der Annahme der wahre Vortrag ein Wachsthum ist, so ist er eben gar nicht verständlich, wenn auf diese Kraft eines eingeborenen Wachsthums nicht nachschaffend eingegangen wird. Erfüllt aber auch ein junger Mann diese doppelte Pflicht, so ist hievon die unmittelbare Folge, daß er nicht nur durch solche Nachproduktion die größte Uebung in der inneren Gymnastik des Geistes gewinnen muß, sondern es ist damit die oben bezeichnete Hauptschwierigkeit des Anfängers eigentlich bereits thatsächlich überwunden. Denn wer es so weit gebracht hat, die blosgelegte Architektonik einer Disciplin unmittelbar aus dem Munde des Lehrers sich augenblicklich zu eigen zu machen, für einen Solchen kann es keinerlei Schwierigkeit mehr haben, wohin er auch blicken mag, aufs leichteste den Verstand, die Essenz des Geschauten sich unmittelbar zu eigen zu machen.

Wer sich nun dieses zweiten Mittels richtig bedient hat, der

bedarf eigentlich des dritten noch anzuführenden gar nicht mehr: des dritten, welches die Kunst des wahren Nachschreibens enthält. So hoch der Himmel über der Erde steht, so hoch steht eine unmittelbare Reproduktion des Gehörten über der schriftlichen Auffassung desselben. Indeß hat selbst dieses noch eine Seite in sich, kraft deren man von ihm sagen kann, daß es, richtig angewandt, sogar das unmittelbare Verständniß des Gehörten noch zu steigern vermag. Denn auch abgesehen davon, daß ein gutes zusammenfassendes Nachschreiben die leicht abschweifenden Gedanken des müßig Dasitzenden fesselt und konzentrirt, so ist es sogar dazu geeignet, die Nachproduktion des tüchtigen Schülers zu einer Selbstproduktion zu steigern, welche selbst eine Beurtheilung in sich zu fassen vermag. Aber auch da, wo ein Derartiges nicht geleistet wird, ist schon der zum Nachschreiben unumgänglich nöthige rasche Uebergang vom Aufnehmen zum Handeln ganz geschickt dazu, dem noch unbeholfeneren Zuhörer wenigstens Routine beizubringen. Wer übrigens (was dann und wann geschieht) zu behaupten wagt, er könne durchaus nicht nachschreiben, dem müßte man, wenn diese Unfähigkeit wirklich eine begründete wäre, allein mit der Bitte begegnen, höhere Studien und Pläne lieber ganz aufzugeben.

So trefflich nun aber diese drei Punkte über die Schwierigkeiten eines Anfangs hinwegzuhelfen vermögen, welcher einen entschiedenen Uebergang auf ein völlig Neues verlangt, so gibt es doch noch ein höheres und besseres Mittel, in diesem Falle wahrhaft wirksam unter die Arme zu greifen. Dieses Mittel besteht darin: dem neuen Schüler einen gründlichen Organismus des ganzen unermeßlichen wissenschaftlichen Gebietes vorzuführen, und ihm innerhalb der Grenzen dieser Ganzheit die Stellung der besonderen Glieder mit allen ihren relativen Wechselbeziehungen mit möglichst bestimmten Worten zu zeigen, besonders, weil bei so großer Allgemeinheit des Zusammenhanges am leichtesten die nöthigen Winke einer gesunden Praxis beizufügen sind. Die Verwirklichung dieser vierten hohen Beihülfe wird von nun an unsre Aufgabe sein, und wir werden damit das nächste Mal unmittelbar unsern Anfang machen.

Eilfte Vorlesung.

Von der Classification der Wissenschaften.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt anschicken wollen, nicht nur einen allgemeinen Organismus der Wissenschaften zu entwerfen, sondern auch, so viel es eben die Forderung der Allgemeinheit erlaubt, eine Schilderung jeder einzelnen nur etwas größeren Disciplin mit Einlegung verschiedener leitender Gedanken zu geben, könnte uns eine Besorgniß anwandeln, die schon Manchen von dem schönen Ziele universeller, die Vielheit zusammenschließender Studien abgehalten hat. Es kann sich nämlich leicht in unsrer Brust der Gedanke regen, daß die Vielheit der uns umringenden Wissenschaften mehr nur in unsrer Existenz und in der aggregatischen Einheit unseres Planeten ihre Vereinigung finde, als in einer wirklich vorhandenen, auf Stufengliederung basirten Entfaltung aus einem wahrhaft einheitlichen Samenkorn. So nahe aber auch unserem oberflächlichen Denken diese Befürchtung liegen mag, so ist sie dennoch nur aus einem menschlich unwahren Gefühle der Anerkennung für die Autorität der äußerlichsten Sinnlichkeit hervorgegangen. Denn an sich ist es ein nahezu des Menschen unwürdiger Gedanke, trotz seiner Befähigung, das räumlich und zeitlich Geschiedene in einem Punkte der Betrachtung vereinigen zu können, der Existenz des Einheitsbegriffes die Realität abzusprechen. So sehr uns nämlich auch Leib und Geist als ein Geschiedenes vorkommen mögen, so lehrt uns doch unser eigenes Dasein stündlich, wie innig beide verflochten sind: ja es lehrt uns sogar, daß die Verflechtung nicht eine absolute, sonder

indem hier die Grenze der bruta tellus und der unterſten Organiſationen faſt in eine Identität zuſammenfällt, ſo zeigt ſich uns plötzlich ein merkwürdiges Phänomen, wenn wir von dieſem Punkte nach beiden Seiten hin weggehen. Zwar gerathen wir nach der Naturſeite hin zunächſt in eine geologiſche und planetariſche Verſunkenheit des Starr-Geſetzlichen hinein, ſo wie nach der der Geſchichte in ein Meer des Organiſchen, in welchem eher eine maaßloſe, maſſenhafte Zufälligkeit und Willkühr, als der beginnende Hauch höherer Freiheit zu herrſchen ſcheint. Aber ſobald wir auseinanderweichend weiter fortſchreiten, wird es plötzlich auch ganz anders. Nach der Freiheit hin nämlich wird der Menſch; auf ihn und ſeine pſychologiſche wie intellektuale Entwicklung baut ſich alſobald die Macht einer ganzen äußeren wie inneren Völkergeſchichte auf, und dieſe verliert ſich hinwiederum für den tiefer gehenden Beobachter in eine ſolche Hohheit und Reinheit der Reſultate, daß ihm unſre fernſte Zukunft wie in einer reinen Fluth geſteigerter Freiheit und vollendeter Geiſtigkeit zu ſchweben ſcheint. Ebenſo, unſre Kritiker und Aſtronomen mögen ſagen, was ſie wollen, ringt ſich der ewige Sternenglanz des Himmels in eine ſolche Reinheit und Zartheit hinüber, daß der letzte Lichtſchein, der zu uns dringt und deſſen Helligkeit unſre Teleſkope wegen ihrer nothwendigen Größe kaum mehr zu bezwingen vermögen, gleichfalls in eine Lockerheit des Materiellen eingeht, welche von dem leiſeſten Geiſteshauche zu beben ſcheint. Wie daher in der Tiefe des roheren Subſtanziellen Natur und Geſchichte ſich einander durchgitternd innig berühren, ſo ſcheinen ihre beiden auseinanderlaufenden Enden ſich zuletzt dennoch wieder in eine hohheitsvolle Unermeßlichkeit zu verlieren, die für beide nicht nur von einer ähnlichen, ſondern von ein und derſelben Subſtanzialität zu ſein ſcheint. Wenn dem nun aber ſo iſt, was muß daraus gefolgert werden? Offenbar nichts Anderes, als daß jene beiden, Natur und Geſchichte, aus welchem Grunde ſie auch in eine Doppelleiter auseinandergegangen ſein mögen, dennoch nur aus einem Anderen hervorgegangen ſein können, in deſſen Natur es liegt, in einem, gleichviel welchem, Weſen die beiden diſſonirenden Pole zu beſchließen. Gibt es daher außer der Wiſſenſchaft der Natur und Geſchichte noch eine dritte, ſo kann es keine andere ſein, als

diejenige von der urſprünglichen Einheit der Nothwendigkeit und Freiheit. Dieſe dritte Wiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft der Philoſophie, deren Natur es ja iſt, die letzten Quellen des Subſtanziellen an das Tageslicht heraufzuleiten. Das erſte Grundſchema des geſammten wiſſenſchaftlichen Gebietes iſt demnach ein dreiheitliches. Denn da es außer Natur, Geſchichte und der nothwendigen Suppoſition ihrer urſprünglichen Einheit nichts Anderes geben kann, was gedacht werden mag, ſo folgt mit Nothwendigkeit, daß die Wiſſenſchaften der Natur, der Geſchichte und der Philoſophie die einzigen bedeutſamen Subdiviſionen ſind, welche in dem Geſammt-Organismus der reinen Wiſſenſchaft angenommen werden können.

Gegen die Stellung, welche wir dieſer dreiheitlichen Gruppe alles zu Wiſſenden gegeben haben, könnte nun der Eine oder der Andere Manches einzuwenden haben, indem er namentlich die Juxtapoſition ihrer Glieder anzufechten Luſt tragen möchte. Er würde allenfalls ſo ſprechen: „Schon Nothwendigkeit und Freiheit in ein paralleles Verhältniß zu ſetzen, ſcheint eine Unwahrheit zu enthalten. Denn Freiheit iſt die überwundene, auf eine höhere Stufe geſteigerte Nothwendigkeit. Sie ſteht daher durchaus über, nicht neben der Region des Nothwendigen. Wenn aber auch dies nicht der Fall wäre, ſo müßte doch wenigſtens die beide Gegenſätze in ſich auflöſende Wiſſenſchaft jene beiden anderen juxtaponirten in ſich befaſſen. Würde daher auch die coordinirte Stellung von Nothwendigkeit und Freiheit gleichſam zugeſtanden, ſo kann dies ihnen gegenüber wenigſtens mit der Philoſophie durchaus nicht der Fall ſein". Dieſen Einwürfen kann ganz ruhig mit Folgendem begegnet werden. Die Coordination, welche wir zwiſchen Natur, Geſchichte und Philoſophie eintreten ließen, iſt ja keine Coordination der Dignität, ſondern nur eine der wechſelſeitigen Ausſcheidung. Es handelte ſich ja in unſerem Falle nur darum, wie es gelingen möchte, das geſammte Chaos der unerſchöpflich reichen Exiſtenz in natürliche Glieder auseinander zu theilen, von denen jedes ſeinen eigenen Schwerpunkt in ſich ſelbſt trüge, und in Folge hievon keine anderweitige Einmiſchung Platz greifen ließe. Wird nämlich klaſſificirt, ſo muß es ja das Haupt-Augenmerk einer ſolchen Spaltung ſein, natürlich geſonderte, gleich

wie von selbst auseinanderfallende Gruppen zu gewinnen, weil ohne derartige Sonderung an eine dauernde Auseinanderhaltung der Theile nicht gedacht werden kann. Es ist uns demnach gewissermaßen völlig gleichgültig, wie sich Natur und Geschichte und Philosophie zu einander verhalten. Denn es konnte uns ja nur darum zu thun sein, hinlänglich freie Rubriken zu gewinnen, deren bestimmte Umschreibung einen ebenso bestimmten, sich allein auf sich selbst beziehenden Inhalt besitzt. Sollten wir indeß für unsre erste und allgemeine Classifikation noch irgend einer weiteren Rechtfertigung bedürfen, so brauche ich nur auf jene Zerfällung aufmerksam zu machen, welche die höchsten wissenschaftlichen Anstalten, die Akademieen der Wissenschaften nämlich, in sich selbst eintreten lassen. Es laufen nämlich deren Sonderungen alle auf dieselbe Grund-Dreiheit hinaus, welche wir zum Principe unserer Classifikation gemacht haben. Denn wenn es auch mehrere und anders benannte Classen bei diesen Instituten gibt, so geben sich solche bei näherem Hinblicke nur als praktische Mittel- oder Seitenstufen zu erkennen, welche also für den täglichen Verkehr allein eingerichtet worden zu sein scheinen. Die höchste wissenschaftliche Autorität, die es gibt, stimmt demnach mit dem Wesentlichen unserer Gliederung vollkommen überein.

Es ist aber natürlich, daß wir uns mit dieser einen großen Grund-Eintheilung nicht begnügen können. Auch das Verhältniß der Klassen an sich scheint noch einer näheren Zerspaltung zu bedürfen. Die Frage, die uns folglich jetzt zu beschäftigen hat, ist die, wie sich wohl die Wissenschaften der Natur, Geschichte und Philosophie in sich wieder, vielleicht auch hier in einer gewissen parallelen Weise, in Theile zerfällen lassen. Hier ist es denn für's Erste klar, daß Eintheilungen der Naturwissenschaften in Physik, Chemie, Botanik und Zoologie, oder solche der Geschichte in Ethnographie, Völkergeschichte, pragmatische Geschichte ꝛc., endlich solche der Philosophie in Logik und Metaphysik, Moralphilosophie, Religionsphilosophie ꝛc. auch in keiner Weise vorhalten können. Denn was ist Botanik ohne Zoologie, was Physik ohne Chemie, was selbst Zoologie ohne Zoochemie? Die Wissenschaften sind so sehr bereits fortgeschritten, daß derlei relative Zerfällungen nur als Sache äußerlicher, nicht innerlicher Nothwendigkeit betrachtet

werden können. Wenn es daher ihre eigenen Mittelpunkte besitzende Classifikationen unsrer drei Grundglieder geben soll, so müssen und können diese nur auf einem realen Eintheilungs-Begriffe basirt sein. Dieser die nothwendige Scheidung herbeiführende Begriff ist für uns der der Kunst. Unser Leben spaltet sich nämlich in eine doppelte Aufgabe entzwei: ein Mal kommt es darauf an, die Sachen in ihrem reinen Verhältnisse an sich zu erfassen; sodann handelt es sich darum, die reine objektive Erfassung des Existenten zur Correktion der realen Verhältnisse in Anwendung zu bringen. Das wahre Wort für solche Anwendung, wenn diese nämlich des Rekurses auf Erkenntniß bedarf, ist allein das Wort Kunst, dessen Bedeutung hier zwar eine niedrere ist, als da, wo es sich um eine absolut freie menschliche Produktion handelt, aber dennoch gebraucht werden darf, da es auch in unserem Falle eines höheren, auf bedeutsame Vorbedingungen gestützten Könnens bedarf. Es gibt demnach eine Kunst der Naturwissenschaften, die Heilkunst oder Medizin: sodann eine Kunst der Geschichte, die Kunst vom Bau und von der Erhaltung der Staaten, oder die Jurisprudenz: endlich besteht auch noch eine Kunst der Philosophie. Als solche muß von uns die Theologie bezeichnet werden. Denn so sehr hierüber auch gestaunt werden mag, so wird sich dieses Staunen sehr bald in natürlicher Weise legen. Wenn Sie sich nämlich, meine Herrn, erinnern wollen, daß wir das Wesen der Philosophie darein setzten, daß sie die Supposition einer Einheit von Natur und Geschichte zu einer gegründeten Wirklichkeit machen wolle, so wird sich Ihnen jetzt als entschiedene Ueberzeugung herausstellen, daß die Theologie gar nichts Anderes als Wurzel ihres Wesens besitze, als den Glauben an einen Gott, in dessen unerschöpflicher Potenzialität das, was Geist und Existenz heißt, von Ewigkeit her als ein geeintes Leben von Natur und Geschichte de facto vorhanden sei. Ist es nun, wie niemand läugnen wird, die Aufgabe der Theologie, diesen tiefen ihr selbst unerschütterlichen Glauben, so viel an ihr liegt, zu demjenigen aller Welt zu machen (denn Alles, was die Theologie sonst noch enthält, wird ja so leicht geglaubt, wenn nur dies Erste in Wahrheit und mit allen Con-

ſequenzen zugeſtanden wird), ſo geht hieraus als nothwendige Folge hervor, daß die Theologie die Kunſt jener erreichten und faktiſchen Einheit iſt, deren ſelbſtſtändige ſcientifiſche Begründung eben das Problem der Philoſophie iſt. Es muß daher die Theologie eben ſo als die Kunſt der Philoſophie bezeichnet werden, wie es ſelbſt ohne weitere Auseinanderſetzung Jedermann zugeſtehen wird, daß die Medizin die Kunſt der Naturwiſſenſchaft und die Jurisprudenz die Kunſt der Geſchichte vorſtellt. Es iſt aber noch nicht genug, daß wir von unſerer Dreiheit eine neue Drei-Gliederung als ihre praktiſche Seite losgelöſt haben. Vielmehr gibt es, ebenſo wie ein dreiheitliches Conſequens, gleichſam drei mächtige Propyläen oder Proſcenien, welche als die Eingänge zu den Wiſſenſchaften der Natur, der Geſchichte und der Philoſophie bezeichnet werden können. Das Proſcenium der Naturwiſſenſchaften iſt nämlich die Mathematik: das der Geſchichte die Philologie, oder faſt beſſer noch, die Linguiſtik: das der Philoſophie endlich die reine, ſpekulative Metaphyſik, als die einzig mögliche Grundlage einer ächten Theorie des Erkennens. Es iſt jetzt nöthig, dieſen drei Proſcenien noch eine genauere Entwicklung ihres Zuſammenhanges mit der jedesmaligen Haupt-Disciplin zu widmen.

Wenn die Wiſſenſchaft der Natur die Wiſſenſchaft der Nothwendigkeit genannt werden ſoll, ſo liegt der Hauptgrund hievon in der Materie oder der maſſenhaften Subſtanz, welche da überall als die erſcheinende Baſis zu finden iſt, wo ein natürliches Leben zur Exiſtenz kommt. Suchen wir nun den Charakter der Materie mit Einem Worte kurz zu definiren, ſo iſt es vor Allem der Charakter der Ausſchließlichkeit, welcher ſich in ihr geltend macht. Keiner ihrer Theile läßt nämlich den anderen da ſein, wo er ſelbſt iſt, ſo daß, ſobald ſich eine gewiſſe Maſſe von Materie an einem Orte verſammelt, an dieſem ein wechſelſeitiges Stoßen und Drängen beginnt, deſſen Hauptgrund eben in der wechſelſeitigen Ausſchließlichkeit auch der kleinſten Atome zu ſuchen iſt. Aus ſolchem Gedränge der Ausſchließlichkeit nun und ihrer relativen Wechſelbeſtimmung und Beſchränkung geht die natürlichſte Baſis der Mechanik hervor. Eine mechaniſche Nothwendigkeit herrſcht alſo überall, wo Natur erſcheint. Der Materie aber und

ihrer Ausſchließlichkeit iſt, wenn auch nicht gerade der Begriff der Ausdehnung, o doch der der Ausdehnbarkeit und deſſen Abſtraktion, der Raum, unterbreitet. Die Grade der Möglichkeit abſtrakter Seinskonſtruktionen im Raume, ſowie die relativen Verhältnißſtellungen in ihm ſich aufeinander beziehender Ausſchließlichkeiten bilden denn aber die Sphäre der Mathematik, ſich in die gleichfalls wie Nothwendigkeit und Freiheit ſich verhaltenden Unterabtheilungen der Geometrie und der reinen Analyſis zerlegend. Da nun aber die Wiſſenſchaft der Natur, wie wir fanden, auf den Begriff der Materie, dieſer aber für unſre Vorſtellung allein auf dem Begriffe der abſtrakten Raummöglichkeit beruht, ſo folgt hieraus für uns mit Nothwendigkeit, daß die reine Matheſis wie eine für das menſchliche Erkennen nicht auszuſchließende Vorbedingung für die Exiſtenz einer *realen* und *wirklichen* Natur betrachtet werden müſſe. Auch beſtätigt die Art und Weiſe unſrer Naturwiſſenſchaften auf das Augenfälligſte die hier beobachtete Entwicklung, denn es gibt kaum ein Gebiet der Natur, für welches nicht bereits eine mathematiſche Behandlung in Anwendung gebracht wurde, indem man ſogar die äußerſte Grenze des an dieſer Stelle eigentlich ſchon abſolvirten Natürlichen, die Pſychologie, der Formel zu unterwerfen ſuchte. Sei es, daß man hier auch bereits zu weit ging, — ſchon der Verſuch einer ſolchen innigen Complikation von Mathematik und Natur beweiſt, daß die Wirklichkeit hinreichende Anknüpfungspunkte bietet.

Leichter nun noch, als für die Mathematik der Natur gegenüber, iſt für die Philologie und Linguiſtik der Beweis zu führen, daß ſie als der Eingang zum Penetrale der Geſchichte zu betrachten ſeien. Iſt nämlich, wie doch kaum geläugnet werden kann, der Menſch an ſich der Anfang der Geſchichte, ſo muß das die Natur des Menſchen weſentlich Offenbarende nothwendiger Weiſe als das Thor zur Geſchichte betrachtet werden. Nun aber iſt mit dem Menſchen die Sprache geſetzt. Hätte der Menſch nicht die Sprache, er würde wahrſcheinlich auch keinen Inhalt zu enthüllen haben. Hiezu kommt aber noch, daß kaum etwas gefunden werden mag, bei welchem die Tiefe des Natürlichen und die Höhe des Geiſtigen in eine ſo wunderbare mächtig an's Licht ausbrechende Einheit zuſammengeführt iſt, wie dies bei der Sprache erſcheint. F

ist demnach das die Geschichte im eigentlichsten Sinn einleitende Organon, und daher an keiner Stelle zu behandeln, als da, wo die Natur, gleichsam an ihr Ende gekommen, vermittelst des holden Tones des bewußten Gedankens ihr Scepter in die Hände der Freiheit abliefert. Auch sprechen hiefür die gewichtigsten Thatsachen moderner Wissenschafts-Entwicklung. Denn die ächten Linguisten unserer Zeit, wie zum Beispiel Wilhelm von Humboldt, haben sich als die höchsten Beförderer gründlicher Geschichtskenntniß charakterisirt. Da, wo alle Dokumente schwiegen, und die Verwitterung der Urgeschichte kaum einen Zug deutlicher Erkenntniß mehr zugestehen wollte, da hat die Einsicht in das sprachliche Geschiebe plötzlich Lineamente erkennen lassen, welche über historische und geographische Verhältnisse ganzer Racen und Völker die glücklichste Aussicht eröffnen. Ja selbst die Aeußerungen der ältesten und wahrhaften Urkunden des Menschengeschlechtes scheinen auf diese Betrachtungsweise des Sprachlichen eingehen zu wollen. Denn wie anders wird jener Bericht zu verstehen sein, demzufolge die durch eine große Uebertretung hervorgerufene Sprachenverwirrung die Mutter der Nationen geworden ist?

Schwerer, als von Mathematik und Philologie ihren Hauptwissenschaften gegenüber, möchte für die reine spekulative Metaphysik das Zugeständniß errungen werden können, daß sie als das Proscenium des gesammten philosophischen Gebietes bezeichnet werden müsse. Denn seit Jahrhunderten haben Logik und Psychologie diese Stelle so fest behauptet, daß sie kaum zu weichen Lust tragen werden. Indeß mögen sie schon dadurch in etwas auf dieser ihrer Stelle erschüttert werden, wenn wir bemerklich machen, daß ihnen diese ihre Stellung rein aus pädagogischen Gründen zugewiesen wurde. An sich darf ihnen nichts weniger als solch ein Anspruch gebühren. Denn wie der feinere Beobachter augenblicklich wahrnehmen muß, so stehen sie beide schon viel zu viel innerhalb der Grenzen des im eminentesten Sinne Geistigen, als daß sie blos wie seine Vorläufer betrachtet werden könnten. Vielmehr wenn wir uns in's Gedächtniß zurückrufen, daß die Philosophie die auf die Supposition der Einheit von Natur und Geschichte begründete Wissenschaft ist, so kann allein eine gewissermaßen nur abstrakt-hypothetische Wissenschaft den Eingang zur Höhe philo-

ſophiſcher Conſtruktion bilden. Nur wenn uns ein Erkenntniß-ſyſtem von der Annahme des Nichts zur nothwendigen Realität des Etwas und ſodann von der pantheiſtiſch-allgemeinen Natur dieſes Etwas zu ſeiner perſönlichen Contraktion führt, — nur nach einem ſolchen Proceſſe können wir ſodann mit einiger Sicherheit an eine objektive Conſtruktion von Natur und Geſchichte aus einem dahinterliegenden einheitlichen Principe gehen. Wie ſich da freilich die einzelnen Verhältniſſe einer ſolchen Metaphyſik zur univerſellen Philoſophie geſtalten mögen, dies kann erſt dann nur einigermaßen von uns behandelt werden, wenn wir bis zu jener Vorleſung vorgeſchritten ſein werden, deren alleiniger Gegenſtand die Metaphyſik iſt. Hier muß es uns genügen, einſtweilen die Möglichkeit aufgezeigt zu haben, kraft deren die reine ſpekulative Metaphyſik die von uns bezeichnete Stellung einzunehmen vermag.

Faſſen wir nun unſer neunheitliches Schema in einen univerſellen Gemeinblick zuſammen, ſo ſcheint es ihm weder an einer ſich in ſich ſelbſt beſtimmenden freien Gliederung, noch an der genügenden Vollſtändigkeit zu fehlen. Denn einmal drückt ſich in ihm die allumfaſſende Kraft einer in Beziehung auf die Theile in einander überſpielenden Ganzheit aus, indem zugleich alle Mikrologie vermieden wird, welche von ihrer zu rechtfertigenden Seite allein bei der vereinzelten Behandlung der Disciplinen auftreten kann; — und alsdann ſind die gegebenen Eintheilungen nicht nebeneinander hingeſtellte Wirklichkeiten, ſondern jede der gefundenen Gliederungen hat ihren Punkt der Gravitation ſo ſehr in ſich ſelbſt, daß die Sonderung nicht einmal dann ſich auflöſt, wann die verſchiedenen Claſſen an ihren Grenzen in einander hinüberzuſpielen anfangen. Zugleich aber hebt die nothwendige Trennung und Abſcheidung doch nicht hinwiederum die Zuſammenfaſſung in die organiſche Einheit auf. Vielmehr löſen ſich die Glieder der kleinen Dreiheiten wie die der großen auf das Vollkommenſte unter einander ab, und jede neue Claſſe iſt nur eine geſteigerte Beſtätigung der tieferen, ſo daß Theologie und Philoſophie auf ihrer höchſten Höhe die lebenskräftigſten Eſſenzen einer koncentrirten Einheit vorſtellen. Kurz, unſre ſyſtematiſche Neunheit iſt nur die lebensvollſte Auseinanderbreitung eines realen in der Einheit beſchloſſenen Kreislaufes, wie umgekehrt der koncentrirte

Geiſt der Einheit ſelbſt nichts Anderes vorſtellt, als das Samenkorn eines in neun Stämmen aufſproſſenden Gewächſes. So ſehr aber nun die deduzirte Neunheit in ſich einen abgeſchloſſenen Organismus aufzeigt, ſo macht ſich neben ihr doch noch ein Zehntes geltend, welches wegen ſeiner freien ſelbſtſtändigen Lage außerhalb des Compleres unſerer Neunheit faſt eher noch als ein Zweites, denn als ein Zehntes betrachtet werden muß. Dieſes Zweite oder Zehnte iſt die Wiſſenſchaft der Kunſt: — nicht der Kunſt, wie wir eine ſolche früher als Anhang von Natur, Geſchichte und Philoſophie kennen gelernt haben, ſondern jener Kunſt, welche, als eine völlig freie, wie eingeborene Aufnahme unſerer drei Regionen in den koncentrirten Mikrokosmus des menſchlichen Geiſtes dieſen anſtachelt, in Geſtalt, Farbe, Ton oder Wort eine neue Schöpfung auszuſtrahlen, die, obgleich ein Abbild der vorhandenen Exiſtenz, in ihrer Schönheit doch noch über dieſe vorhandène Exiſtenz nach einem Höheren hinaus zielt.

Die ſeiende Welt findet ihren vollkommenen Abſchluß in der Geſchichte und in den Gedanken des Menſchen. In dieſen produzirt ja der Geiſt ſeine eigene zukünftige Höhe, wie er auch in ihrer Concentration die Schematismen aller Wiſſenſchaften als Erkenntniß ausbaut. Indem er aber dieſes thut, dieſer wunderbare in den Menſchen hineingelegte Geiſt, ſo fühlt er ſich doch nicht in jeder Weiſe befriedigt. Nicht blos ſelbſt etwas zu ſein, befriedigt ihn; auch nur allein die wiſſenſchaftliche Rekapitulation der Exiſtenz in ſich hervorzurufen, widert ihn faſt an. Da er ſelbſt die höchſte Concentration des Seienden in ſich befaßt, will er dieſe als einen lauteren, ſelbſtſtändigen Strom der Produktion aus ſich hervorſtrömen laſſen. Weil aber die menſchliche Natur ſo eingerichtet iſt, daß ſie keine Subſtanz aus ſich entlaſſen kann, ſo kann ſie ihren mikrokosmiſchen Produktions-Trieb nur in der Weiſe ſelbſtſtändig entfalten, daß ſie den Bau einer möglichen Welt in irgend einer Weiſe aufführt und den Mangel der Wirklichkeit durch die Fülle einer hohen Verklärung zu erſetzen ſucht. Die Thaten dieſer menſchlichen Kraft geben den Inhalt für das ab, was mit dem weiteſten Namen als Kunſt bezeichnet wird. Deßhalb aber, weil Alles, was in dieſer Kunſt vorhanden iſt, nur der Ausdruck iſt unſerer in eine Einheit zuſammen vereinten

neunfachen Auseinanderhaltung, deßhalb gibt es auch eine Wiſſenſchaft der Kunſt. Denn weil eben die Kunſt das Seiende nur in höherer Verklärung entfaltet, ſo müſſen auch ihre Geſetze in eine gemeinſchaftliche Gliederung vereint werden können, da Alles, was ein Geſetz in ſich trägt, der Steigerung zur Wiſſenſchaft fähig iſt. Auch iſt jetzt leicht einzuſehen, warum wir die Wiſſenſchaft der Kunſt ebenſogut als ein Zweites, wie als ein Zehntes charakteriſirt haben. Indem nämlich Philoſophie und Theologie nur ein geſteigertes Höchſtes aller früheren Stufen ſind, ſo iſt das noch Höhere als ſie natürlich als ein Höchſtes und ſomit auch als ein Zehntes zu bezeichnen. Weil aber dieſes Letzte, Höchſte ein auf höherer Stufe alle neun Klaſſen in ſich Rekapitulirendes iſt, ſo folgt hieraus, daß es auch ein Zweites genannt werden kann. In ſo ferne dieſes Zweite endlich freilich nur die koncentrirte Einheit aller neun in ſich darſtellt, iſt es natürlicher Weiſe im Grunde dieſe Einheit ſelbſt, weßhalb man wohl die Kunſt die ſelbſtſtändig geſetzte Idee der vollendeten Welt nennen kann. Eine Anſchauung, die Plato in ſeiner Weiſe ſo ausgedrückt hat, daß er im Timäus die Welt als ein göttliches Kunſtwerk, den Gott aber als ihren ewigen Architekten bezeichnet. In der That, die Kunſt iſt die Krone aller Wiſſenſchaften. Wie die feinſte Weinesblume dampft ihre Wiſſenſchaft als eſſentifizirtes Reſultat aller niederen Erkenntniſſe dem geſteigerten und höhergebildeten Geiſte entgegen. Wenn wir zur ſpeciellen Behandlung der Wiſſenſchaft von der Kunſt in der ihr beſonders zu widmenden Vorleſung vorgeſchritten ſein werden, dann wird es uns noch inniger und erſchütternder einleuchten, welche unglaubliche Höhe der Erkenntniß in dieſem höchſten und tiefſten Gegenſtande menſchlichen Wiſſens verborgen liegt.

Meine Herrn! Ich habe Ihnen in dieſer Vorleſung ein Panorama von der Breite, Höhe und Tiefe aller Erkenntniſſe zu entwerfen geſucht. Ich bin erfreut, bei mir die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß mir der Entwurf dieſes Bildes nicht ganz mißlungen iſt. Man kann an ihm mäkeln, man kann Dieſes und Jenes anders wünſchen. Auch möchte vielleicht wirklich Manches noch in eine konſequentere und ſtringentere Stellung gerückt werden können. Trotz dem glaube ich, daß das Allgemeine des Entwurfes

gar nicht anders gegliedert, die Fundamente in keiner viel veränderten Weise gelegt werden dürfen, wenn anders den Weg der Wahrheit und Wirklichkeit einzuhalten als die einzige richtige Lösung jedes, und also auch unseres, wissenschaftlichen Problems bezeichnet werden muß. Sie möchte ich nur bitten, das hier entworfene Bild so fest wie möglich Ihrer Vernunft wie Ihrer Phantasie einzuprägen. Nicht nur für den Verlauf unserer weiteren Darstellungen würde Ihnen dies zuträglich sein: auch auf andre Gebiete Ihrer Bestrebungen vermöchte der gegebene Schematismus wohl dann und wann ein plötzliches, wohlthätig aufhellendes Licht zu werfen!

Zwölfte Vorlesung.

Ueber das Studium der Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt dem Detail unſerer Unterſuchungen zuwenden, iſt es vorher doch nothwendig, einige Bemerkungen über die jedesmalige Behandlung deſſelben voranzuſchicken. Wie nämlich Jeder einzuſehen vermag, iſt es bei der unermeßlichen Ausdehnung des wiſſenſchaftlichen Gebietes unmöglich, jedes Mal den ganzen Inhalt einer Disciplin zur evidenten Anſchauung zu bringen. Ein ſolches Unternehmen würde ja mehr als die Zeit einiger Semeſter ausfüllen. Ebenſo wäre es aber auch durchaus unſtatthaft, eine trockene Rubricirung aller Unterabtheilungen eines Gebietes eine Nichts enthüllende Revüe paſſiren zu laſſen. Es wird daher vor Allem darauf ankommen, ſchlagende Lichter auf die wenigen Grundſäulen jeder Disciplin fallen zu laſſen; und dies wird namentlich dadurch möglich zu machen ſein, daß wir, überall den Standpunkt der Gegenwart erfaſſend, umlaufende, uns wenigſtens als ſolche erſcheinende, Irrthümer mit prägnanten Worten zurückzuweiſen und ihnen gegenüber das nothwendige Princip der Behandlung aufzuzeigen ſuchen. Denn, meine Herrn, es kommt mir hier vor Allem darauf an, einen ſtarken Eindruck über jede einzelne Disciplin bei Ihnen hervorzubringen und zurückzulaſſen, damit Sie in jedem vorkommenden Falle eine Handhabe beſitzen, woran Sie Sich zu halten wiſſen. Uebrigens werde ich bei jeder unſrer drei Abtheilungen mit dem eigentlichen Stock ihres Inhalts beginnen, Proſcenium und praktiſche Kunſt immer nur als Anhang, aber als einen nicht minder

wichtigen Anhang der Hauptmaſſe betrachtend. Wir haben daher jetzt unſeren Anfang mit der Wiſſenſchaft der Nothwendigkeit, alſo der der Natur zu machen: und wollen das, was wir darüber zu ſagen haben, in einem allgemeinen und ſpeciellen Theile behandeln, weil nirgends ſo wie bei dieſer Disciplin eine ſo ausgedehnte Mannigfaltigkeit unter einem Geſichtspunkte vereinigt ſteht. Natürlich beginnen wir mit dem allgemeinen Theile.

Zwar iſt überall, wo es ſich um Behandlung eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes dreht, der Gegenſatz zwiſchen Materie und Form ein vorhandener und wohl zu beachtender. Denn überall wird durch irgend eine einwirkende Kraft ein Etwas, welches auch ein Anderes ſein könnte und ſehr oft ſogar will, zu einer ſpeciellen Erſcheinungsweiſe beſtimmt. Indeß iſt auf jedem anderen Gebiete die Anwendung der Begriffe von Materie und Form mehr eine ſymboliſche oder abſtrakte, als dies bei den Naturwiſſenſchaften der Fall iſt. Denn bei ihnen tritt die Materie als eine wirklich ſinnlich erſcheinende und fühlbare Subſtanz auf, ſo wie im Allgemeinen auch die Form auf dieſen Gebieten unter dem ſinnlichſten Begriff der Geſtalt, einer irgend wie ſymmetriſch oder harmoniſch bedingten Begrenzung auftritt. In der Natur ſteht uns alſo die Materie als ein entſchiedenes Sein gegenüber, das zwar mehr oder weniger immer etwas formlich afficirtes iſt, das aber dennoch überall ſich als eine räthſelhafte dunkle Macht zu erkennen gibt, welche für jedes klar ſehende Auge offen daliegt. Dieſem Sein zur Seite geht im Gewande mehr oder weniger ſtrenger oder reizender Geſtalt ein Princip des Verſtandes und der Einſicht, welches überall der Nacht und dem Dunkel des Stoffes das Licht der Intention aufzuprägen ſucht. Der abenteuerliche Schreck wie die wunderbare Freundlichkeit, wodurch ſich die verſchiedene Beſtimmung dieſer beiden Weſen für einander charakteriſirt, ſind gleichſam als der Inhalt der Naturwiſſenſchaften zu bezeichnen, deren tiefe Gebundenheit an die Nothwendigkeit aus dem erſcheinenden Stoff, deren gegen die Grenze ihres Gebietes aber anhebende Freiheit aus dem Principe der Geſtalten ſtammt. Soll daher über das Weſen der Natur-Erkenntniß etwas Allgemeines geäußert werden, ſo können es nur Anſchauungen und Einſichten ſein, welche ſich auf das univerſelle Weſen der Materie

und der Form beziehen. Zuerſt wollen wir uns mit der erſteren beſchäftigen.

Wenn wir das Materielle mit vorurtheilsfreiem Auge betrachten, ſo ſtellt es ſich uns als eine tiefe Verſchloſſenheit, als ein Haß, als ein Widerwille, ja gleichſam als ein Unwille gegen die Form dar. Alle Urcharaktere, welche die Phyſik als das Weſen des Stofflichen bezeichnet, als da ſind: Schwere, Undurchdringlichkeit u. ſ. w. haben folglich in dieſem Charakterzuge des Subſtanziellen ihren Grund. Denn ſie bezeichnen ja alle eine Weigerung, an irgend eine andringende Kraft etwas abzugeben. Trotz dieſer Verſchloſſenheit der Materie aber, welche ſie uns oft ganz zu einem verſteinerten Weſen zu machen ſcheint, lebt doch eine tiefe unerſchöpfliche Macht der Entwicklung und des Vermögens in ihr. Denn wie könnte ſonſt oft gerade aus den höchſten Gipfeln das reinſte Quellenwaſſer ſprudeln, wie könnte ſonſt gerade das erſtarrteſte Geſtein, dieſes Exkrement des Feuers, die fettlichſte Erde und damit das Fundament der üppigſten Vegetation alſo des höchſten Lebens liefern? Ja, jene ſich kontinuirlich kontrahirende wie expandirende Urbewegung, welche Döllinger ſogar am unendlich fein zerriebenen Granit nachgewieſen hat, und die ſeitdem zu einer allgemeinen Eigenſchaft aller Leiblichkeit erhoben worden iſt, ſelbſt dieſe nur mechaniſche Detrition hat eine tief verborgene Entwicklungskraft, gleichſam einen verhaltenen Zorn aller, ſelbſt der ſtarrſten Materie an das Tageslicht hervorgekehrt. Aber ſo ſehr eine unzählige Menge reichen Stoffes uns in der Natur die Anweſenheit des Materiellen unläugbar nachweiſt, immer tritt uns doch dies Subſtanzielle ſchon in irgend welche Form gebunden entgegen. Wie, dies iſt eine für tiefere Naturforſchung hier unumgänglich nothwendige Frage, wie aber wird und muß dieſe Subſtanz in ihrer reinen Selbſtheit erſcheinen? Wir antworten kurz: als eine für die Sinnlichkeit abſolut nichtſeiende Verſchloſſenheit innerlichen Egoismuſes, welcher aber eine unendliche Fülle von Potenzialität und Möglichkeit mit ſich führt. Denn es muß ja das Alles zu ſein Vermögende ein Nicht-Seiendes ſein, weil es ſonſt ſchon Form, weil Etwas und Specielles, wäre. Es iſt demnach das eigentliche Weſen der Materie gleichſam als ein nichtſeiender Urwind (Ev. Joh. 3, 8.) zu be-

zeichnen, deſſen unermeßliche, ſich immer von Neuem und wieder von Neuem aus ſich ſelbſt producirende Aktivität jede eindringende, ſie irgend wie bezwingen wollende Macht unwiderſtehlich zurückweiſt. Dennoch gibt es eine ſiegende Kraft, welche es über den Heerd dieſes Dunkels zu gewinnen vermag, und welche ſogar nun eine neue vorher noch nicht gekannte Erſcheinung aus dieſem ſonderbaren Weſen hervorzulocken verſteht. Denn die Wirklichkeit lehrt es, daß jener vorher ſo verſchloſſene Heerd, einmal eröffnet, ſich in eine unendliche Fülle von Partikularitäten, beſonderen Stoffen, Formen und Förmchen verliert, gleich als wollte dieſe mehr faſt geiſterhafte, als geiſtige Potenzialität wie zur Rache die Form nun durch Form erſticken, indem ſie durch Unermeßlichkeit ihres Formen-Meeres die verlorene innerliche Unendlichkeit gleichſam äußerlich zu erſetzen ſucht. Dies führt uns aber alſobald auf ein Geſetz, welches im Ganzen als das Hauptcharakteriſtikum der Materie bezeichnet werden kann: die nicht zu bewältigende, in demſelben Grade als ſie angegriffen wird, ſich quadratiſch, ja mehr noch als quadratiſch gegen jeden Einfluß ſträubende Verſchloſſenheit der Materialität ergießt ſich umgekehrt, wenn einmal eröffnet (und daß dies geſchieht, lehrt die Erfahrung), eben ſo quadratiſch, uud auch hier noch mehr als quadratiſch, in eine eben ſo unermeßliche Vielheit der Formen-Geneſis, als ſie vorher eine faſt ſtupide Einerleiheit in ſich ſelbſt feſtzuhalten ſuchte. Maaß iſt daher dem Princip der Subſtanz ferne, und ein kontinuirliches Zuviel oder Zuwenig, eine ſtarre Hartnäckigkeit, oder eine zu überfließende Hingabe, muß als ihr eigenſtes Weſen angeſehen werden. Wer dieſe innerſte Natur der Materie erkannt hat, ſich ihrer aufs Innigſte bewußt iſt, und ſie ſtets zu gebrauchen weiß, der beſitzt den eigentlichen Inſtinkt für die Naturforſchung, ihre conditio sine qua non hat ſich ihm offenbart. Alle großen Naturforſcher, ein Hippokrates, ein Roger Bako, ein Kepler, ein Swammerdam, ein Boerhave, ein Haller, ein Cuvier, haben mehr oder minder bewußt dieſes Gefühl des Subſtanziellen als die Grundlage aller ihrer Entdeckungen mit ſich herumgetragen. Denn warum der mächtige Wettlauf der Planeten niemals ermüde und ſtille ſtehe, warum in dem tiefſten Lichthimmel das ewige Wogen eines bebenden Bildungsgeſetzes, welches ſich durch Unzähliges,

z. B. durch die von Zeit zu Zeit aufflackernden und wieder verſchwindenden neuen Geſtirne zu erkennen gibt, ohne Ende fortdauert, warum die Quellen zu Karlsbad, Baden und Gaſtein immer unter demſelben Exponenten der Wärme, immer in derſelben Zuſammenſetzung aus der Tiefe der Geſteine ſprudeln, warum gerade auf den tiefſten Stufen des Thierlebens eine Unbeſtimmbarkeit der Mannigfaltigkeit vorhanden iſt, welche ſich faſt täglich durch die Entdeckung neuer wunderbarer Formen manifeſtirt, warum endlich plötzlich und unerwartet aus der tiefen Stille der Atmoſphäre, aus den ſcheinbar ewig dauernden Veſten der Erde und aus den Tiefen der gewöhnlich durch gleichmäßigen Pulsſchlag ihre Ruhe verrathenden Organismen eine verheerende Wuth von Stürmen und Krankheiten hervorbrechen kann, — — dies Alles und noch Mehreres hat ſeinen innerſten und tiefſten Sitz in der von uns hier zur Genüge enthüllten Natur des Subſtanziellen. Wer Naturforſcher werden will, der prüfe ſich, ob er dieſes tiefſte, innerſte Senſorium des natürlichen Lebens bei ſich trägt, und wenn ihm die Freude eines ſolchen Bewußtſeins wird, dann hege er ſeine Gegenwart mit ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Denn jede Entdeckung geht allein aus dieſem Punkte der Sympathie mit der baſiſchen Kraft des Alllebens wie der individuellen Exiſtenz hervor.

Aber ebenſo nothwendig wie für den Naturforſcher Gefühl und Erkenntniß des Subſtanziellen oder der Materie iſt, ebenſo nothwendig iſt für ihn Einſicht und Erkenntniß vom Weſen der Formen, und mehr noch ein hohes Gefühl für das Princip aller Formen, aus welchem die Idealität in der Geſtaltung der Dinge hervorgegangen iſt. Was die Kraft des Formenprincipes ſei, wodurch dieſes die Nacht des Materiellen ſo bezwinge, daß dieſe nicht mehr anders kann, als ſich erſchließen, und wie überhaupt das Princip der Formen das Höchſte und von ſich frei ſein müſſe, wenn es die Gewalt eines Anderen brechen wolle, dies zu unterſuchen, kann der Naturforſcher billig von ſich ablehnen und als die Aufgabe des Philoſophen bezeichnen. Nicht ähnlich kann er aber verfahren, wenn es ſich um die Geneſis der allgemeinen Formenkette ſelbſt handelt. Denn hier hat die neuere Forſchung gelehrt, daß ein tiefer Verſtand des Fortſchrittes vorhanden ſei,

deſſen Erkenntniß eben die Aufgabe aller Naturwiſſenſchaften ſein müſſe. Es muß demnach jeder nur etwas tiefer gehende Naturforſcher als Thatſache eine Reihe von Formen annehmen, deren Einwirkung eben dem Subſtanziellen die Verwirklichung abringe, und welche in einer letzten Intention den Verſtand wie Aufhebung und Einheit ihrer Vielheit finde. Daß dieſe Annahme von Formen für die Empirie eine Nothwendigkeit ſei, hat Niemand ſchlagender und mit tieferer Ueberzeugung eingeſehen, als der große Franz Bako von Verulam, wenn er in ſeinem novum organon, Buch II. aphor. 1, 4 und 13 alſo ſpricht: Super datum corpus novam naturam sive novas naturas generare et superinducere, opus et intentio est humanae potentiae. Datae autem naturae formam sive differentiam veram sive naturam naturantem, sive fontem emanationis invenire, opus et inventio humanae scientiae. Und weiter: Forma vera talis est, ut naturam datam ex fonte aliquo essentiae deducat, quae inest pluribus, et notior est naturae, quam ipsa forma. Und endlich: Forma rei est ipsissima res, neque differt res a forma aliter, quam differunt apparens et existens, aut exterius et interius, aut in ordine ad hominem et in ordine ad universum. So ſehr aber nach dieſen Worten einer ächten, auf den Grund gehenden Naturforſchung die hohe, intentionelle Idealität der Formen anerkannt wird, ſo wenig (und hievor hat ſich der angehende Schüler ganz beſonders zu hüten) wird bei der gegenwärtigen Richtung der Wiſſenſchaft dieſe Urbeſtimmungskraft der Formen anerkannt: vielmehr erhebt ſich immer mehr und mehr eine Lehre (und in Beziehung auf Botanik iſt dies erſt kürzlich geſchehen), welche alle erſcheinende Form nur als ein Conſequens einwirkender klimatiſcher, telluriſcher, planetariſcher und anderer Einflüſſe auf das Urphänomen der Materie betrachtet wiſſen will. Bei ſolcher Anſchauung ſchwindet alle Sicherheit und Gewißheit, und jener einfache, von allen nur etwas tiefer Denkenden bisher als ganz natürlich anerkannte Satz des Ariſtoteles: daß in jeder ἀρχή bereits ihr τέλος vorhanden ſei, wird zur Fratze vollendeter Willkühr und Zufälligkeit verdreht. Ich muß mir denken können, daß die edle Form der Roſe, die Schönheit der Lilie, das Feuer des Kaktus, das Aroma der Dibynamiſten um einer Zukunft willen

vorhanden ſei, in welcher das Auflöſungswort für alle Räthſel der Erſcheinung beſchloſſen liegt. Kurz, um einer hohen Vollendung willen bearbeitet das Princip der Formen mit allen ſeinen Möglichkeiten die unerſchöpfliche Nacht der Subſtanz, alle ihre mannigfachen verwirklichten Gliederungen ſind nur um des einen Gewollten willen da, und müſſen zu Grunde gehen, wenn dieſes in ſeiner Herrlichkeit erſcheint. Dies eine Gewollte aber iſt nichts Anderes, als die hohe und letzte Form der menſchlichen Geſtalt. „O mich dünkt immer, ſagt einmal Göthe, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu Allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt", ja was ſich überhaupt von Allem ſagen läßt, was ſich auf Geſtalt und Formung bezieht. Denn es gibt Nichts, deſſen Configuration nicht in irgend einem Verhältniſſe beſchloſſen läge, welches an der menſchlichen Geſtalt ſich vorfindet. Himmel und Erde führen das Gepräge dieſes Siegels, und tragen daher, wenn auch in noch ſo rohen und koloſſalen Umriſſen an ihrem mächtigen Leib die Phyſiognomie der menſchlichen Geſtalt. Es iſt jetzt unſre Aufgabe, in allgemeinen Umriſſen den Beweis dieſer auffallenden Behauptung zu liefern.

Wenn wir, den aufgeſtellten Satz zu beſtätigen, zunächſt die Reihe der Lebendigen ins Auge faſſen, welche in größerer oder geringerer Nähe den Menſchen umſtehen, ſo wird es hier noch eine leichte Sache ſein, den Satz zur Anerkennung zu bringen, daß die ganze Thierwelt in Hinausſicht auf den Menſchen ihre Form gewonnen habe, und, mich eines bibliſchen Ausdruckes zu bedienen, unter dem Bilde des Menſchen verſehen worden ſei *).

*) Wenn alles Exiſtente der Welt unter dem Bilde des Menſchen verſehen, alſo mit Hinausſicht auf ihn, daher auch um ſeinetwillen gemacht wurde, ſo iſt dies nicht im Sinne einer ſchlechten und allerdings unwahren Teleologie zu nehmen. Vielmehr muß eigentlich behauptet werden, daß der Menſch um der Welt, um des Alls willen gemacht worden ſei, damit dieſes in der Erſcheinung deſſelben ſeine Ruhe beſäße und das Ziel eines langen Umweges fände. Die Exiſtenz anderer geiſtiger Geſtalten aber außerhalb unſerer Welt ſchadet dem Menſchen ſo wenig als innerhalb derſelben ſeine eigene Vielheit.

Wenigſtens wird ein einziger Blick auf die Gehirn- oder Skelet-Entwicklung der Thiere einer- und des Menſchen andrerſeits ſelbſt den Zweifler zur Anerkennung der Thatſache bewegen. Enge hieran ſchließt ſich nun die Behauptung, daß auch der Typus der Vegetation nach der Geſtalt des Menſchen hinringe. Denn zu ſchweigen von merkwürdigen äußerlichen Aehnlichkeiten, welche ſchon in den beiden Worten palma und planta angedeutet liegen, indeß aber für äußerliche Spielerei betrachtet werden könnten, ſo iſt es eine anerkannte Thatſache, daß aller animaliſchen Natur ein vegetativer Proceß zu Grunde liege, welcher in Unwillkürlichkeit und im Verfahren ſeiner Aſſimilation wie Sekretion die tiefſte Verwandtſchaft mit der Pflanzenwelt beſitzt. Auch hat die Naturphiloſophie (namentlich Steffens) deßhalb nicht mit Unrecht den ſchon von Bako*) geäußerten Gedanken wieder aufgenommen, daß nämlich das Thier eine umgekehrte Pflanze, die Pflanze ein umgekehrtes Thier wäre, indem die Pflanze ihr Gehirn d. h. die Erde nach Unten, die Geſchlechtsfunktion nach Oben gerichtet habe, während das Verhältniß der Thiere gerade das Gegentheil aufweiſe. Schwer möchte es nun bereits ſchon ſein, in anderen relativ todten Produkten der Erde z. B. in Kryſtallen und ähnlichen Dingen eine Tendenz nach der menſchlichen Geſtalt hin wahrnehmen zu wollen. Indeß dürfte vielleicht auch hier noch der Eine oder der Andere das Zugeſtändniß machen, daß da und dort das Geſetz einer höheren Harmonie die ſtarre Feſſelung des Nur-Symmetriſchen durchbreche und dadurch vermittelſt ſeiner Polarität auf eine Sphäre höherer Geſtaltung hindeute**). Weiter jedoch ſeine Conſequenzen und Folgerungen auszudehnen würde vielleicht faſt jeder für träumeriſche Vermeſſenheit halten. Wir

*) Item non absurda est similitudo et conformitas illa, ut homo sit tanquam planta inversa. Nam radix nervorum et facultatum animalium est caput, partes autem seminales sunt infimae, non computatis extremitatibus tibiarum et brachiorum. At in planta radix, quae instar capitis est, regulariter infimo loco collocatur, semina autem supremo. Novi organi lib. II. aphoris. 27.

**) Vgl. übrigens die Vorleſung über die ſpeziellen Disciplinen der Naturwiſſenſchaften.

müſſen uns indeß leider der Gefahr eines ſolchen Vorwurfs ausſetzen, wenn uns die Wirklichkeit den Satz abzuringen ſcheint, daß ſelbſt Erde, Planetenſyſtem und Fixſternwelt in gewiſſen allgemeinen Grundtypen die Form des Menſchen an ſich verwirklichen. Da von den beiden letzteren bereits, wenn auch falſch, wie wir glauben, ähnliche Behauptungen ausgeſprochen worden ſind, ſo wollen wir unſern Beweis hauptſächlich auf die Menſchenähnlichkeit der Erde beſchränken und, was Planeten und Fixſterne anbetrifft, nur auf meine Theodicee (erſchienen 1842, in Freiburg bei Herder), ſowohl auf den Dialog, wie auf den Anhang, verweiſen. Denn es handelt ſich ja hier um keine Erklärung der Welten, ſondern allein darum, an einem einzigen Beiſpiele zu zeigen, wie alles Seiende unter Formen und zwar hauptſächlich unter der einen idealen des Menſchen beſchloſſen liegt.

Betrachten wir nämlich den Menſchen nach ſeiner Geſtalt, ſo ſtellt ſich uns alsbald die bedeutſame Thatſache heraus, daß ſein Haupt nur ein koncentrirter Rumpf, ſein Rumpf dagegen ein extendirtes, verzerrtes Haupt zu nennen iſt. Denn bei ſchlichter Betrachtung bietet ſich uns ſogleich als erſte Bemerkung die Beobachtung dar, daß Geſicht und Rumpf in zwei Hälften zerfallen, von denen die obern, alſo Bruſt und Stirne, eine lebhafte Entwicklung nach Oben zeigen, während von Herzgrube und Naſenwurzel an Untergeſicht wie Unterleib mächtig nach Unten ſtrebt, auch bei beiden das Zahlenverhältniß von Oben und Unten ohngefähr dem von 2 : 3 gleich kömmt. Hieran ſchließt ſich alſobald als zweite Bemerkung Folgendes. Wenn nämlich die Linie durch Herzgrube und Naſenwurzel oder Augenregion eine ſo merkwürdige Natur gemeinſchaftlicher Scheidung ausdrückt, ſo würde es vielleicht nicht auffallend ſein, wenn ſich an dieſen parallelen Stellen noch andere Aehnlichkeiten hervorthuen würden, welche auf eine tiefere Verwandtſchaft hindeuteten. Und allerdings gibt es hier drei intereſſante Punkte, welche dieſes mit großer Evidenz zu thun ſcheinen. Einmal nämlich pflegen Somnambüle mit der Gegend der Herzgrube zu leſen, alſo mit derſelben Region, welche am Haupte den Augen entſpricht. Ferner muß hier an die Mißgeburt der Cyklopen erinnert werden, welche

ſtatt zwei Augen in der Gegend der Naſenwurzel nur ein einziges beſitzen und gewöhnlich auch naſenlos zu ſein pflegen, ſo daß alſo eine derartige Entwicklung dem Geſicht eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Rumpfe gibt. Endlich iſt noch eine Doppelkrankheit zu erwähnen, welche man gewöhnlich in keinen Zuſammenhang zu bringen pflegt, bei der aber unſre bisherigen Entwicklungen eine merkwürdige Relativität erkennen laſſen. Es iſt nämlich die Roſe des Geſichtes*) nichts als eine Gürtelkrankheit des Hauptes, während die Gürtelkrankheit eine Roſe des Rumpfes vorſtellt. Hieran ſchließt ſich denn nun alſobald die ſchon von Merkel gemachte Beobachtung an, daß zwiſchen den Geſchlechtstheilen und dem Munde eine merkwürdige Analogie zu herrſchen ſcheint: eine Beobachtung, deren mannigfache, auch ideelle Reſultate von uns billiger Weiſe dem Nachdenken des Einzelnen überlaſſen wollen. Indem wir nun aber ſo bis zu der unterſten Region des Geſichtes und des Leibes fortgeſchritten ſind, tritt uns alsbald eine wechſelſeitige Unähnlichkeit entgegen, welche alle gewonnenen Reſultate wieder umzuſtoßen ſcheint. Am Ende des Rumpfes beginnt nämlich die mächtige Entwicklung der Schenkel und Füße, welche am Haupte ohne Analogie zu ſein ſcheinen, ebenſo wie das Wachsthum der Arme gleichſam eine gegliederte Abſchweifung vorſtellt, welche auch das Ihrige dazu beizutragen ſcheint, das Haupt in völlige Unähnlichkeit mit dem Rumpfe einzuführen. Mit dem unteren Theile beider Regionen wollen wir uns zuerſt beſchäftigen. Ich will davon ſchweigen, daß die Gegenden des kleinen Gehirnes und des Nackens bei heftiger geſchlechtlicher Tendenz eines Individuums immer ein beſonderes Ergriffenſein erkennen laſſen, welches von einem ähnlichen der Hüften und des Rückenmarksendes (la croupe) begleitet iſt. Dagegen wollen wir ſchon mehr Bedeutung

*) Wir wiſſen wohl, daß die Roſe (Rothlauf) ſo ziemlich an allen Theilen des Geſichtes und Leibes hervortreten kann. Indeß drängt ſie doch namentlich nach den Extremitäten, und alſo auch beſonders nach dem Haupte hin und erreicht ihre höchſte Ausbildung und Blüthe auf den Höhen der Wangen. — Der Gürtel (zona, zoster) wurde bereits von S. G. Vogel und Richter zur Roſe geſtellt. Indeß identificirten ſie, ſtatt zu parallelliſiren, und unterlagen daher mehr oder weniger gerechtem Tadel.

auf Okens Entdeckung legen, daß die Entwicklung der Zähne auf der linken und rechten Seite der Kiefer jedes Mal den fünf Fingern wie den fünf Zehen entspricht. Denn dieſe Aehnlichkeit einmal angenommen, ſo iſt der Fortſchritt ſehr leicht: namentlich den Unterkiefer für in Eins verwachſene Becken- und Röhrenknochen zu erklären, ſo wie die Becken- und Röhrenknochen-Entwicklung für einen auseinandergebogenen Kiefer zu halten. Auch ſtimmt dies mit unſeren Begriffen von Expanſion des Rumpfes und Concentration des Hauptes vollkommen überein, indem es ja ganz natürlich iſt, daß das Zerdehnte da Oeffnung zeigt, wo das Zuſammengezogene Schluß hält. Indeß würde dieſe Deutung der Verhältniſſe noch immer ſehr wichtigen Zweifeln unterliegen, gäbe es nicht zwei Mißgeſtaltungen, welche alles Geſagte in einer merkwürdigen Weiſe beſtätigen. Die eine derſelben iſt die ſogenannte Haſenſcharte und ihre ſpezielle Modifikation als Wolfsrachen; ſie endigen beide nicht ſelten mit einer faſt völligen Auseinanderhaltung des linken und rechten Seitentheiles der Kiefern. Die andere dagegen iſt jene Entartung, welche mit einer ſo vollkommenen Contraktion des unteren Rumpfes ſchließt, daß die unteren Extremitäten völlig wegfallen, und an ihrer Stelle ſich bloß eine abgerundete Fleiſchmaſſe anſetzt: eine Fleiſchmaſſe, aus welcher ſich auch ſchon, wenn anders die Berichte wahr ſind, Nagel- oder Zahnartiges hervorgeſchoben hat. Iſt nun aber einmal dieſe untere Extenſion konſtatirt, ſo kann die Entwicklung der Arme und Hände weiter nicht mehr ſehr in Verlegenheit ſetzen. Denn dieſe ſind ſodann nichts, als auch eine der Ohrenentwicklung am Haupte entſprechende Extenſion. Wenn es anders wahr iſt, was man dann und wann als Thatſache verſichern hört, daß nämlich einige Somnambüle mit den Fingern wirklich gehört hätten, ſo würde auch dieß eine merkwürdige Beſtätigung unſerer Annahme ſein. Auch ſcheint die Möglichkeit nicht völlig abgeſprochen werden zu können, daß vielleicht Hand- und Fingerknochen noch Manches zur Erklärung der räthſelhaften Gehörgliederungen werden beitragen können. Dieſen gegebenen Grundverhältniſſen würde ſich noch ein unermeßliches Detail beifügen laſſen, wenn dies theils hier am Orte wäre, theils nicht deßhalb von uns vermieden würde, um nicht durch zuviele Einzelheiten den Geſammtüberblick zu ver-

wirren und zu trüben. Wer übrigens Sinn für Kunst hat und schon dann und wann bei der Betrachtung hoher Werke plötzlich über die starren Glieder hin es sich wie ein Physiognomisches hat rühren fühlen, der wird vor Allem die Lösung vielfacher schwieriger Probleme in dem Satze ahnen, daß der Kopf ein concentrirter Rumpf, der Rumpf ein expandirtes Haupt sei: ein Verhältniß, welches dadurch noch besonders bestätigt zu werden scheint, daß der kleine Umfang des Halses wie eine Abschnürung beider Aehnlichkeiten betrachtet werden kann*). Wie läßt sich nun aus den bisherigen Thatsachen eine Aehnlichkeit zwischen der Menschengestalt und dem Erdbaue behaupten?

Einen Schritt hiezu hat schon Karl Ritter in seinem trefflichen geographischen Werk (Bd. I.) gethan. Denn er bereits hat sich gegen jede mathematische Symmetrie des Erdbaues aufgelehnt und in allgemeiner Uebereinstimmung mit der indischen Lehre vom Berg Meru die Erde als ein polarharmonisches Wachsthum erklärt, welches in vieler Beziehung einem Baume verglichen werden könne. Denn nach Süden zu den großen Wassern gleichsam wie mit Wurzeln entstrebend**), bläht sich die Erde in einem ziemlichen Kreis um den Nordpol her zu einem mächtigen Baume auf, der menschlichen Gestalt vergleichbar, welche sich von Unten wie auf „Säulen" erhebt, sich aber, mit jedem Schritte vorwärts zuerst in Massen, dann in Höhlungen sich vergrößernd, zuletzt mit den Domgewölben der Brust und des Hauptes schließt. Trotz alle dem wäre aber die Aehnlichkeit zwischen Mensch und Erde eine sehr vage und allgemeine, wenn nicht auch die

*) Vgl. des Verfassers Werk über das natürliche Prinzip der Sprache 1838 S. 171 — 179. Dann sein System der positiven Logik 1841 S. 310—311. Endlich seine Präliminarien einer Gestaltungslehre des Menschen 1838.

**) Verum his missis etiam in ipsa configuratione Mundi in majoribus non sunt negligendae instantiae conformes: veluti Africa et regio Peruviana cum continente se porrigente usque ad fretum Magellanicum. Utraque enim regio habet similes isthmos et similia promontoria, quod *non temere* accidit. Item novus et vetus orbis in eo, quod utrique orbes versus septentriones lati sunt et exporrecti: versus austrum autem angusti et acuminati. Franc. Baco, Novi organi lib. II. aphorism. 27.

Länder um das mittelländiſche Meer eine merkwürdige Concentration des ganzen Erdbaues, und umgekehrt der ganze Erdbau nur eine Expanſion der Gegenden um das mittelländiſche Meer vorſtellten. Dies beweiſt ſich aber einfach auf folgende Weiſe. Wenn wir nämlich die ganze Erdkugel in Maſſe betrachten, ſo zeigt ſich nach dem Südpole zu bis an dieſen hin ein ganz gleichmäßiges Verlaufen der Waſſer, höchſtens im tiefſten Süden durch die gleichgültig verlaufende Küſte einer mehr oder minder großen Landmaſſe bedingt. Ganz anders iſt dagegen das Verhalten der Gewäſſer gegen Norden hin. Denn da greift die ungeheure Fluth in drei großen Maſſen empor, indem ſie ſich zum Theil faſt in direkter Linie bis gegen den Nordpol hin erſtreckt. Dieſe drei großen Maſſen ſind nun der große oder ſtille Ocean, das atlantiſche Meer und der indiſche Ocean. Vergleicht man dieſe Waſſermaſſen, ſo iſt im Ganzen der ſtille Ocean gerade ſo groß, wie der atlantiſche und indiſche zuſammengenommen, der indiſche aber ungefähr zwei Drittheile vom atlantiſchen. Wendet man ſich nun der Betrachtung dieſer einzelnen Meermaſſen zu, ſo reicht das atlantiſche Meer ſo ziemlich, von Süd-Oſt nach Nord-Weſt verlaufend und mit einer großen Disproportion von Länge und Breite, am höchſten, wie wir ſagen müſſen, faſt bis zum Nordpol hinauf. Seine Geſtalt kann man einem etwas ſchiefgerückten, länglichen Parallelogramm vergleichen. Weniger hoch nach Norden zu zieht ſich der ſtille Ocean, deſſen Geſtalt man einem nach Oben mehr oder weniger abgeſtumpften gleichſchenkeligen Dreieck vergleichen kann. Da iſt an kein paralleles Streichen der aſiatiſchen und amerikaniſchen Küſte zu denken; vielmehr nähern ſie ſich nur nach Norden ziemlich bedeutend, ſind aber von da weg einem kontinuirlichen Auseinanderweichen unterworfen. Auch läßt ſich ein bedeutender Unterſchied der beiden Küſten erkennen. Während nämlich die Weſtküſte Amerikas mit großer Gleichgültigkeit verläuft und keine einzige Bucht von Bedeutung erkennen läßt, iſt dagegen die aſiatiſche Oſtküſte nicht nur von Buchten, ſondern von Meeren zerſchnitten. Es liegt nämlich ihr entlang das Meer von Kamtſchatka, das Ochotskiſche, Japaniſche, gelbe und Chineſiſche Meer. Nur bis zur Höhe des halben ſtillen und nicht ganz halben atlantiſchen Meeres erhebt ſich aber

das dritte und kleinſte Weltmeer, der indiſche Ocean, welcher in die zwei Gegenſätze des perſiſchen und des bengaliſchen Meerbuſens auseinanderfällt. Dieſem großen und mächtigen dreifachen Wechſelverhältniß entſpricht nun das Wechſelverhältniß der drei großen Maſſen des mittelländiſchen Meeres auf das Genaueſte. Denn die Maſſe des tyrrheniſchen Meeres, welche von Spanien, Frankreich, Italien und Afrika umſchloſſen wird, kommt an Größe ſo ziemlich dem vereinigten adriatiſchen und ägeiſchen Meere zuſammen gleich. Auch weicht die ſpaniſche und italiäniſche Küſte gerade ſo wie die amerikaniſche und aſiatiſche auseinander; und während die Weſtküſte Italiens ebenſo gleichgültig verläuft, wie die Amerikas, iſt die andere, öſtliche, in fünf Buſen zerſpalten: den von Genua, den des Löwen, und die von Valencia, Alicante und Gibraltar. Das adriatiſche Meer ferner iſt vollkommen das Bild des atlantiſchen Oceans, indem es, wie dieſer, als längliches Parallelogramm verlaufend, höher als der Buſen von Genua, faſt bis nach Deutſchland hinaufgreift. Das ägeiſche Meer endlich in den Buſen von Salonik und in das vereinigte Meer von Orfano, Thaſus, Samotraki und Saros getheilt, erſtreckt ſich, wie der indiſche Ocean ebenſo ohngefähr bis zur Hälfte des adriatiſchen und tyrrheniſchen Meeres hinauf, und ſteht ungefähr auch an Größe in demſelben Verhältniſſe zu jenen beiden Meeren, wie dies der Fall beim indiſchen Ocean dem ſtillen und atlantiſchen gegenüber iſt. Nach Unten vor alle dieſe Meere zieht ſich im mittelländiſchen die ziemlich wagrechte Küſte Afrikas hin, dem möglichen Südpolarland vergleichbar. Dies iſt aber noch nicht hinreichend: vielmehr gehören hiezu noch einige Thatſachen, welche den ganzen Parallelismus erſt zur rechten Höhe vollenden. Wie nämlich zwiſchen dem ſtillen und dem atlantiſchen Ocean ſich auch mit länglichem Verlauf das nach Unten zu ſpitze und ſchmale Amerika einſchiebt, ſo liegt auch zwiſchen dem tyrrheniſchen und dem adriatiſchen Meere das ganz gleich geſtaltete Italien. Wenn Amerika in ſeiner Cordillerenkette die höchſten Vulkane der Welt beſitzt, ſo beſitzt Italien die einzigen des mittelländiſchen Meeres und Europens, indem des letzteren nördlicher Vulkan, der Hekla, ſich unmittelbar wieder an Amerika anſchließt. Wie an dem Ende Griechenlands und des ägeiſchen Meeres ſich ein mächtiger Archipel

entwickelt, so ist die Region zwischen dem indischen und stillen Ocean von der mächtigen Inselentwicklung Polynesiens durchzogen. Ja, wie Polynesien reich an noch lebenden, aber noch reicher an ausgestorbenen Vulkanen ist, so besteht auch die Inselwelt des ägeischen Meeres fast ganz aus erstorbenen Vulkanen, so daß die Schmiede des Hephästos, welche später unter den Aetna verlegt wurde, früher unter der Insel Lemnos brannte. Dem Allen ist endlich zum Schlusse noch Folgendes beizufügen. Wir haben nämlich gezeigt, daß die enge Region des Halses das Haupt von seinem erpandirten Ebenbilde, dem Rumpfe, abschnürt. Wie merkwürdig ist es da nun, daß von dem Busen von Akaba weg sich, das todte Meer und den Jordan entlang, durch Syrien nach dem kaspischen See und von da durch die Steppen der Kirgisen längs der sumpfigen Ufer des Tobol, Irtysch und Ob bis zum Obischen Busen eine Linie fortsetzt, welche als die tiefste Oberfläche der Erde bezeichnet werden muß, indem nach Schubert das todte Meer etwa 600 Fuß unter dem Spiegel des mittelländischen und nach Parrot und Engelhardt der Kaspische See ungefähr 300 Fuß unter dem des schwarzen Meeres zu liegen kommt*). Es kann demnach die von uns bezeichnete Linie als die Halsregion angenommen werden, unter der sich das Haupt des mittelländischen Meeres an den Gesammt-Rumpf der übrigen Erde anschließt: Thatsachen, welche alle zusammen mit entschiedenster Evidenz den Satz bethätigen, daß selbst dem kolossalen Bau der Erde das allgemeine Gestaltungsprincip des Menschen in großen Grundzügen aufgeprägt ist. Wenigstens erscheint die offenbare Natur dieses Verhältnisses so schlagend, daß es nicht einmal der Beantwortung bedeutsamer Fragen bedarf, welche allein aus solcher Grundanschauung heraus gelöst zu werden vermögen. Denn warum der Zug der Geschichte aus dem tiefsten Osten heraus nach Westen fortschritt und sich um das mittelländische Meer koncentrirte, warum Palästina zum Wohnplatz des jüdischen Volkes ausersehen wurde, warum endlich der Heiland der Welt zu Bethlehem geboren ward und zu Jerusalem am Kreuze starb, — — dies alles

*) Vgl. mein System der positiven Logik. S. 112.

vermag erſt von unſerem Standpunkte aus eine wirklich erklärende Erklärung zu gewinnen.

Wenn nun aber eine ſolche tiefſinnige, gleichſam geiſtende Potenzialität, wie die von uns geſchilderte iſt, als die Mutter, oder wie ſich Plato ausdrückt, als Aufnahmsort und Amme (ὑποδοχὴ καὶ τιθήνη) des Materiellen angenommen werden muß, und dieſem geheimnißvollen Heerde als ein nothwendiges Complement ein intentionvolles Gebiet der Formen zur Seite ſteht, das ſelbſt hinwieder nur in einer einzigen Form den Gegenſtand ſeines Strebens beſitzt, ſo ſcheint es ziemlich klar zu ſein, daß das geſammte Gebiet der Natur-Erkenntniß hiedurch auf einen völlig anderen Standpunkt verſetzt wird, als derjenige iſt, welchen man ihm gemeinhin einzuräumen pflegt. Es ſchwindet nämlich damit einerſeits alſogleich der Unbegriff einer planloſen Gährungsſubſtanz, welche dadurch, daß gleichſam Willkühr auf die Schulter der Willkühr tritt, eine Gliederung der Zufälligkeit gewinnt, der in ſo fern eine nicht anders könnende Nothwendigkeit einwohnt: auf der anderen Seite dagegen haben wir den ebenſo unhaltbaren Unbegriff entfernt, welcher die Welt mehr oder minder nur wie mechaniſches Kunſtſtück Gottes betrachtet, das er in einer müßigen Stunde entweder nur dazu produzirt hat, ſich von einer ihn drückenden Langenweile zu befreien, oder vielleicht deßhalb für nöthig hielt, damit eine Scene vorhanden wäre, auf welcher ſich die Geſchichte der Menſchen, Thiere und anderer Geſchöpfe bewegen könnte. Aus allen dieſen Irrthümern haben wir die Welt des Natürlichen herausgerettet und ihr eine Stellung gegeben, vermittelſt deren die Exiſtenz des Maſſenhaften an die Begriffe einer vernünftigen Endlichkeit des Geiſtes und der Geſchichte angeknüpft wird.

Bei den vagen Grundbegriffen, welche gegenwärtig überall über Geneſis und Exiſtenz des Subſtanziellen herrſchend ſind, war es natürlich, daß, weil man hinter jeder Maſſe eine neue Maſſe denken kann, nicht muß, die mehr oder minder große Oberflächlichkeit der Geiſter ſich die Welt nicht vorzuſtellen wußte, denn als eine nie endende Ausdehnung des Subſtanziellen. Der Gründe, welche bereits Plato und Ariſtoteles für die Unmöglichkeit des Unendlichen vorgebracht haben, entſchlug man ſich, weil man ſie

nicht verſtand; und die Tiefe, welche zufolge Herſchels Unterſuchungen der Himmel gewonnen hatte, mißbrauchte man zu einem Beweis, welcher nicht auf der Tiefe dieſes Himmels, ſondern nur auf den aus derſelben gezogenen Folgerungen auferbaut war. Denn Herſchel ſelbſt hat nur behauptet, daß der Himmel faſt über alle vorſtellbare Grenzen ausgedehnt ſei, niemals aber bei ſeiner außerordentlichen Vorſicht im Schließen, daß dieſe Ausdehnung eine abſolut ſchrankenloſe wäre. Alle dieſe ungethümen Phantaſien fallen aber augenblicklich ſchon vor dem Begriffe intentionvoller Form, geſchweige denn vor dem einer einzigen Idealform aller Exiſtenz. Form und Endlichkeit ſind nämlich identiſche Gedanken. Wird aber überdies noch gezeigt, daß gerade die vollendetſte, ſchönſte, in ſich ſelbſt gefaßteſte Form auch die Geſtalt iſt, welche, ſo ſehr ſich die Kreiſe der Exiſtenz ins Koloſſale erweitern, doch noch immer ihnen ihren Stempel aufzudrücken vermag, ſo geht hieraus die nothwendige Folgerung hervor, daß, ſo unermeßlich auch die Expanſion der Wirklichkeit ſein mag, Form und damit Grenze und folglich auch Endlichkeit doch immer als der letzte Begriff dieſes koloſſalen Gebietes ſich geltend machen wird. Daß dem aber ſo ſei, dies wird für uns noch dadurch zur vollkommenen Gewißheit, daß ſich für uns die Wurzel des Subſtanziellen als eine Exiſtenz zu erkennen gegeben hat, welche zwar voll unendlicher Kraft-Potenzialität iſt, aber ohne alle Bezüglichkeit zum Begriff der Expanſion an ſich ſteht. Es iſt demnach die bloße Extenſion des Exiſtenten begränzt durch die zwei idealen Unerſchöpflichkeiten der ſubſtantiellen und der formellen Wurzel. Wo dieſe ſind, da iſt überall das Unendliche zu einem Innerlichen bedingt, und, ſo weit man nun auch abſtrahirend in der Räumlichkeit fortgehen mag, überall iſt man da kontinuirlich überraſcht durch die ſchrankenloſe Ueberfülle des Potenziellen. Iſt man aber nun bis auf dieſen Punkt fortgeſchritten, ſo gelangt man zu einer engen Bezüglichkeit des Sinnlichen zum Geiſt und zur Geſchichte. Auch dieſem letzten Punkte des Allgemeinen in der Natur-Erkenntniß ſollen hier noch einige Worte gewidmet werden.

Iſt nämlich die Verwirklichung der Formen und der Form κατ' ἐξοχήν, wie wir fanden, eine Intention, ſo geht dara-

hervor, daß dieſe Intention ein Immanentes eines Wollenden ſein müſſe. Jeder Wille ſucht aber nur ſeine *höchſte* Tendenz zu verwirklichen. Die höchſte Tendenz einer jeden namentlich hohen Exiſtenz iſt aber ihr eigenes Sein. Nun iſt aber in höchſter Inſtanz an die menſchliche Form der menſchliche Geiſt geknüpft, folglich iſt auch alles Materielle nothwendiger Weiſe an einen Geiſt geknüpft, deſſen Erſcheinungsformen als eine ihrer höchſten die menſchliche Geſtalt enthalten müſſen. Die Wurzeln des Subſtanziellen und Formellen weiſen demnach unmittelbar auf einen Abgrund von Willen zurück, deſſen Weſen allein mit dem Worte *Geiſt* bezeichnet werden kann. Nun aber muß das, dem mehr oder minder bewußt auf dem Wege ſeines Prozeſſes eine Intention einwohnt, durchaus *Geſchichte* genannt werden, da es für eine Tendenz-Verwirklichung keinen anderen Namen gibt. Nur wenn daher das Allgemeine der Natur-Erkenntniß auf eine Baſis deſſen zurückgeführt iſt, was man in Wahrheit und ohne alle bildliche Uebertragung *Geſchichte* nennen kann, iſt man bis zu einer wahren Einſicht in das Univerſelle der Natur hindurchgedrungen. Denn alle Anwendungen des Wortes Geſchichte auf Natur, welche bisher von Naturforſchern gemacht wurden, als da ſind Naturgeſchichte, Geſchichte der Erde ꝛc., können keine Anſprüche darauf machen, das Wort Geſchichte im realen Sinne des Wortes an ſich verwirklicht zu haben.

Meine Herrn! Nur *Der* von Ihnen, welcher in dieſer von uns entwickelten Weiſe an das Studium der Natur geht, wird ſich Hoffnung machen können, zu einem ihn ſelbſt befriedigenden Reſultate hindurchzudringen. Nur wem die von uns erwieſenen End-Urſachen (causae finales) immer als letztes Ziel aller ſeiner Unterſuchungen vor Augen ſchweben, nur *der* wird nicht in die Gefahr gerathen, daß die jedem Naturforſcher ſo durchaus nothwendige Mikrologie ihn verwirre und auf Irrwege abführe, von denen aus die Rückkehr zum Centralen faſt unmöglich iſt. Denn wir ſind in eine ſinnliche Welt geſetzt und ſind deßhalb ſelbſt in Sinnlichkeit gleichſam eingehüllt. So nothwendig dieſe nun und ihr richtiger Gebrauch für unſre innerliche Exiſtenz iſt, ebenſo wenig dürfen wir uns von ihr ſo weit abführen laſſen, daß uns zuletzt *nur noch ſinnliche* Beweisgründe zugänglich ſind. Denn ſo

falſch es iſt, ganz unvermittelt mit geiſtigen Argumenten hereinzubrechen, ebenſo unwahr iſt es, nachdem man ſucceſſive auf analytiſchem Wege ſich bis an die letzten Grenzen des Sinnlichen hinbewegt hat, jenſeits dieſer Schranke mit Beweismitteln fortfahren zu wollen, welche allein innerhalb der Sinnlichkeit möglich ſind. Ich vermöchte mir keine größere Freude zu denken, als aus dem Kreiſe meiner Zuhörer einen jungen Mann hervorgehen zu ſehen, welcher, mit der höchſten Einſicht in das praktiſche Detail der Naturwiſſenſchaft, und ohne deßhalb Naturphiloſoph zu werden, ein oder mehrere Gebiete der Natur in einem Sinne bebaute, deſſen ſelbſtſtändige Kraft ſich mit der gehörigen Beſcheidung in ihrer Sphäre auf die wahren Prinzipien einer ächten Metaphyſik als einer zwar ausgeſchloſſenen, ihr aber doch nöthigen Grenze ſtützte.

Dreizehnte Vorlesung.

Ueber die speziellen Disciplinen der Naturwissenschaften.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt den einzelnen Zweigen des großen naturwissenschaftlichen Gebietes zuzuwenden haben, könnte es nicht auffallend sein, wenn uns eine gewisse Furcht anzuwandeln schiene. Denn der sich hier darbietende unermeßliche Inhalt muß, auch nur nach seinen Haupttheilen in's Auge gefaßt, sich als eine so überreiche Fülle offenbaren, daß die Meinung wohl zu entschuldigen wäre, es sei derselben nur durch eine weitschichtigere Behandlung beizukommen. Dennoch gibt es hier ein Mittel, welches sowohl aus aller Verlegenheit zu reißen vermag, als auch geeignet ist, die differentia specifica der einzelnen Gebiete wie auch den Uebergang von einem zum anderen ausfindig zu machen. Dieses Hauptmittel ist aber kein anderes als das, aus den in unseren Vorlesungen über die Classifikation der Wissenschaften und über das Studium der Naturwissenschaften im Allgemeinen entwickelten Grundlagen die Genesis der einzelnen Natur-Erkenntniß auf ihrem Entwicklungsgange von der tiefsten und starrsten Nothwendigkeit bis dahin zu verfolgen, wo sich diese strenge Gebundenheit hinüberergießt in das lautere Meer vollendeter Freiheit. Denn dann werden wir allein das Wesentliche eines Gebietes zu verstehen vermögen, wenn wir durch specifische Abmarkung seines Anfanges und seines Endes die Ueberschaulichkeit seiner Ganzheit zur Nothwendigkeit gemacht haben.

Das ganze Gebiet des Erkennens zerfällt, wie wir gefunden, in die Wissenschaften der Nothwendigkeit, Freiheit und jener Seite,

welche Freiheit und Nothwendigkeit als nur aus Einer Quelle gefloſſen betrachtet. Wie ſich aber dieſe letzte Diſciplin als eine höhere zu den beiden vorigen verhält, ebenſo ſteht in dieſen hinwiederum die Geſchichte über der Natur. Dieſe Erhabenheit iſt aber keine abſolute, vielmehr iſt die Grenze der Natur im Uebergang zur Geſchichte eine allmählige Befreiung ihrer ſelbſt aus ihren eigenen Banden, ſo wie umgekehrt die Freiheit der Geſchichte ihre tiefſten Wurzeln in die Natur hinabſenkt. Iſt dem aber ſo, ſo erſcheint hiedurch offenbar die Natur wiederum nicht als ein abſolut Gleiches in ſich, ſondern auch ſie zerlegt ſich nothwendiger Weiſe in ein Gebiet größerer, und in ein anderes geringerer Gebundenheit, oder was daſſelbe iſt: auch die Natur beſteht aus einer Sphäre relativer Nothwendigkeit, und aus einer zweiten ebenſo relativer Freiheit. Wie ſich daher auch die Wiſſenſchaften in ſich ſelbſt zerlegen mögen, ihre Rubriken müſſen immer entweder der einen oder der anderen Hälfte dieſes Dualismus der Natur anheimfallen. Das Gebiet der Nothwendigkeit iſt aber das der anorganiſchen, das der Freiheit das der organiſchen Natur. Nun zerfällt das Anorganiſche in die Glieder der Fixſternwelt, des Planetenſyſtems, der Geologie, Mineralogie, Meteorologie, Phyſik und Chemie, das Organiſche dagegen in das der Botanik und Zoologie. Wie werden wir nun dieſe mannigfachen Glieder genetiſch zu begreifen vermögen? Wir werden dies dadurch zu Stande bringen, daß wir uns ſo raſch und energiſch, wie nur möglich, den Einzelweſen dieſer Gliederung zuzuwenden und dieſe aus ihrer ſelbſtſtändigen Natur zu begreifen ſuchen.

Wenn wir, wie ſchon Benjamin Franklin, Lichtenberg, La Place und Andere verſucht haben, eine reine und ſinnliche Conſtruktion des großen allgemeinen Weltſyſtemes zu geben ſuchen, ſo werden wir, wie alle dieſe Männer, auf eine urſprünglich gleichmäßig durch den unermeßlichen Raum verbreitete zarte und feine Materie zurückgeführt: eine Materie, die man nach Herſchels Entdeckungen allein als eine Lichtmaterie in Anſpruch nehmen kann. Dieſer Lichtſtoff zerriß durch irgend welchen Einfluß in unzählige Wolken, welche einem allgemeinen Bildungsgeſetze unlagen, deſſen lebendige Erregbarkeit, wie die Erfahrung l

keineswegs ſchon zu einem letzten Abſchluſſe ihrer Thätigkeit gekommen iſt. Betrachten wir nun aber die Anordnung dieſer unendlichen Lichtwolken im Raume, ſo ſtellt ſich alſobald das Reſultat heraus, daß ihre Vertheilung keineswegs eine gleichmäßige durch die Leere hin iſt, ſondern daß vielmehr, ſo wie eine Wagſchale ſinkt und die andere ſteigt, nach einer Seite hin eine entſchiedene Anhäufung des Stoffes ſtattgefunden hat, während die andere ſich durch eine ebenſogroße Leerheit an Lichtwolken charakteriſirt. Die Trennungslinie beider Sphären bildet aber ein mächtiger Reif, deſſen teleskopiſche Unergründlichkeit ein Reſultat herſchelſcher Unterſuchungen iſt. Die vorſchlagende Anhäufung von Lichtſtoff fällt in dem Weltſyſtem über den Nordpol deſſelben hinaus gegen das Haupthaar der Berenice zu, der größere Mangel an Lichtmaſſen liegt auf der Seite des Südpols, der die Grenze zwiſchen beiden bezeichnende Reif iſt die Milchſtraße. Indeß iſt dieſes noch nicht genug. Forſcht man nämlich weiter am Himmel, ſo läßt ſich alſobald ein zweiter mächtiger Reif erkennen, welcher die Milchſtraße unter rechtem Winkel ſchneidet und durch den Nordpol und das Haupthaar der Berenice ſtreicht, nur daß, während die Milchſtraße einen einzigen, höchſtens nur wie ſkizzenartig in Gruppen umriſſenen Reif bildet, jener zweite mächtige Ring aus einer ganzen Kette wohl von einander geſchiedener Lichtmaſſen beſteht. Betrachtet man nun die durch dieſen Ring gebildeten zwei Hälften des Himmels, von denen man, wenn man die Scheidung durch die Milchſtraße als ein Oben und Unten anſieht, die eine als eine rechte, die andere als eine linke Seite betrachten kann, ſo gibt ſich hier derſelbe Unterſchied zwiſchen Links und Rechts zu erkennen, welcher zwiſchen Oben und Unten ſteht. Die eine Seite nämlich, welche wir als die linke bezeichnen wollen, und welche die iſt, auf der der Orion, der Stier, der große Hund, der Löwe, Caſtor und Pollux ꝛc. gelegen ſind, dieſe eine linke Seite iſt die vor der rechten durch größeren Lichtreichthum ausgezeichnete. Hieraus geht aber für uns augenblicklich das Reſultat hervor, daß es ein Viertel des Himmels vor Allem iſt, dem wir einen beſonderen Ueberfluß an Lichtreichthum zuzuſchreiben hinlängliche Urſache haben: jenes Viertheil nämlich, welches ſowohl an dem bevorzugten Oben, wie an der bevorzugten linken Seite participirt.

Es lehrt aber die Erfahrung, daß es auf dieſem bevorzugten Viertel wieder die eine Hälfte iſt, welche die lichtſtoffreichere und alſo das bevorzugteſte Achtel der Himmelsſphäre, das Vornen im Linken und Oben vorſtellt. Es iſt dies nämlich jene Stelle des Himmels, welche vom Nordpol, den Hörnern des Stieres und den oberſten Sternen des Orion gegen Löwe und Jungfrau zu fällt. Es entſteht nun die Frage, was wir mit dieſem ſo geformten univerſellen Himmelsinhalte zu beginnen vermögen?

Auf dieſe Frage würden wir nun die Antwort ſehr ſchwer zu finden vermögen, hätten wir nicht bereits in der vorigen Vorleſung jene beiden großen Grund-Anſchauungen der Form und der Materie in einer Weiſe gewonnen, daß ſie uns nicht mehr als allgemeine Kategorieen, ſondern als ſehr ſpezielle Modifikationskräfte entgegentreten. Als ſolche unmittelbare, faſt künſtleriſche Beſtimmungen nämlich müſſen ſie augenblicklich ſich auch als die erklärenden Principien jenes ſonderbaren Lichtmaſſen-Verhältniſſes ausweiſen, wenn ſie anders mit Univerſalität das zu leiſten vermögen, was wir ihnen zugetraut haben. Auch ſind ſie in der That jene erklärenden Momente, ohne deren Anweſenheit wir uns hier nicht weiter fortbewegen könnten. Es kommt alſo jetzt darauf an, die merkwürdige Verhältnißſtellung dieſer beiden zu unſeren Lichtmaſſen ausfindig zu machen; und wir wollen zu dieſem Zweck mit der Form unſeren Anfang machen. Da nun aber nach unſeren früheren Reſultaten alle Lehre von den Formen in die eine von der menſchlichen Geſtalt ausmündet, ſo ſpezialiſirt ſich unſre allgemeine Frage gleich auf dieſe hin: ob in den von uns gegebenen Anordnungsverhältniſſen des Fixſternhimmels auch etwa eine Analogie menſchlicher Geſtalt wahrzunehmen ſei? — Allerdings iſt dem ſo, und zwar vermittelſt folgender zwei Gründe.

Wenn wir nämlich fragen, woran an einer ſeienden Materialität eine Aehnlichkeit mit Licht und Dunkel erkannt werden könne, ſo läßt ſich darauf nur antworten: allein an möglicher Unterſcheidbarkeit oder Ununterſcheidbarkeit. Denn eine Maſſen-Exiſtenz, die ohne alle Gliederung immer nur mit völliger Gleichgültigkeit ſo fortläuft, bietet keine Erkenntniß-Möglichkeit dar, da ihre unendliche Vielheit eine beſtändige Dieſelbigkeit iſt. Wäre

daher eine derartige in ſich ununterſchiedene Materie alleiniger Inhalt des Univerſums, ſo würde dieſes in vieler Beziehung gerade ſo gut, wie gar nicht ſein. Denn alle Einſicht und Wahrnehmung iſt ja allein auf dem Begriff der Verſchiedenheit begründet. Nun aber iſt die Nacht ein Alles in Gleichheit Verſenkendes. Folglich iſt das Dunkel gleich dem Begriff des in ſich Ununterſchiedenen, das Licht aber gleich dem Begriff des in ſich Unterſchiedenen. Faſſen wir jetzt die Geſtalt des Menſchen in ihrer Fortentwicklung von Unten nach Oben in's Auge, ſo tritt uns ganz entſchieden die Thatſache entgegen, daß, je tiefer geſtellt eine Region des menſchlichen Leibes, um ſo mehr an ihr die blinde, in ſich ununterſchiedene Entwicklung des Fleiſches vorherrſchend iſt. Je höher dagegen der Leib emporrückt, um ſo mehr beſtimmt er ſich dahin, Wölbung, Aushöhlung und Gliederung in geſteigertem Maaße anzunehmen. Daß daher nach der einen Seite des Univerſums hin die Nacht, nach der anderen das Licht prävalirt, dies iſt eine mit der Entwicklung des Menſchenleibes in entſchiedener Analogie ſtehende Thatſache; und zwar eine Thatſache, welche in gleicher Weiſe auch die Bildung der Erde wahrnehmen läßt, indem auch hier auf der einen Halbkugel derſelben die Ununterſcheidbarkeit des Waſſers, auf der andern dagegen die mannigfaltige Gliederung des Landes das entſchieden Vorherrſchende iſt. Hiezu kommt aber noch faſt als das bedeutendere Zweite das Folgende. Wenn wir nämlich den Rumpf des Menſchen in's Auge faſſen, ſo tritt er uns ſowohl als eine entſchiedene Doppelheit (des Linken und Rechten), wie auch als eine eben ſo entſchiedene Halbheit entgegen, welche erſt durch das Complement des Geſchlechtes ihre Ergänzung findet. Dies läßt aber alſobald den geſammten, nach Plato erſt durch den höchſten Zeus entzwei getrennten Menſchen in Beziehung auf den Rumpf als eine Vereinheitlichung aus der Vierheit erkennen. Nun iſt aber der Rumpf gegenüber dem Haupte eine ſo mächtige Maſſe, daß dieſes letztere ſelbſt nur wie der in die Mitte gerückte Säulenknopf des einen menſchlichen Viertheiles erſcheint. Es kann folglich unſer Haupt, was ſeine Ausdehnung betrifft, als nur ein Achtel vom ganzheitlichen Menſchen betrachtet werden. Denn daß es mehr iſt, hat ſeinen Grund einzig und allein in ſeiner innerlichen Qualität und

nicht in ſeiner äußerlichen quantitativen Erſcheinung. Nun aber iſt daſſelbe auch der Fall bei jenem oben geſchilderten Achtel des Himmels, welches auch, als Achtel das bedeutend Kleinere, hinwiederum das qualitativ Größte des geſammten Himmels iſt, weil es ja ein Uebermaaß von Lichtunterſcheidung in ſich beſitzt. Folglich hat uns auch hier unſre Lehre von der Form den erſten Ausweg aus dem Räthſel eines merkwürdigen Faktums gezeigt. Dennoch ſind wir dieſem Räthſel bis jetzt erſt zur Hälfte entronnen. Denn warum erſcheint der Abgrund des Himmels als ein unendlicher, menſchlich gegliederter Lichtſame?

Wollen wir uns überhaupt irgend eine Vorſtellung vom Licht oder einer Lichtmaſſe machen, ſo iſt ſie für uns nur denkbar als eine unendliche Fülle kleiner Atome, von denen jedes gleichermaßen eine unendliche Fähigkeit von Expanſion wie Concentration beſitzt. Denn jeder kleine Funke leuchtet ja mit unermeßlicher Schnelligkeit weit, weit in die Ferne und bleibt doch zugleich in beſtändiger Beſchränkung auf dem Raum ſeines Heerdes ſtehen. Betrachtet man jetzt dieſes Faktum nur in Etwas von einem höheren Standpunkte, ſo läßt ſich jeder Lichtheerd als eine unendliche Fülle von Entwicklungspotenz erklären, die vor lauter Drang nach dieſer Entwicklung nicht zu derſelben gelangen kann, ſondern auf dem Standpunkt einer mittleren Entfaltung ſtehen bleibt. Es findet das bei ihr ſtatt, was der Franzoſe als die Verlegenheit des Reichthums zu bezeichnen pflegt. Es iſt folglich das Licht als der erſte Erguß unendlich reicher Potenzialität zur Verwirklichung zu bezeichnen: ein Erguß demnach, der ſo unermeßlich voll iſt, daß er ſich ſelbſt ſtört und hindert. Nun aber haben wir in unſrer letzten Vorleſung das Prinzip der Materie als einen in ſich verſchloſſenen Abgrund von Möglichkeiten kennen gelernt, der, wenn er ſich aber einmal dem Erſchluß hingibt, in unendliche Ueberfülle der Exiſtenz umſpringt. Das Licht unſrer mächtigen Lichtmaſſen iſt demnach der erſte Schritt, welchen das Princip der Materie in die Bande der realen Exiſtenz hinüberthut. Als Einheit einer völlig in das Sein hinübergetretenen Potenz verfällt dieſer mächtige Urſtoff zwar bereits der Macht der Nothwendigkeit. Denn nur da, wo nacktes Sein erſcheint, iſt auch Nothwendigkeit. Aber es iſt hier die Nothwendigkeit, wie ſie eben erſt aus dem Schooße

ſelbſtſtändiger Freiheit hervorkommt. Es iſt demnach hier die Nothwendigkeit wenigſtens ein mit dem goldnen Mantel der Zufälligkeit und Willkühr noch umhülltes Weſen: der Zufälligkeit und Willkühr, welche überall, wo ſie auftritt, entweder als Erinnerung oder als Prophetin der Freiheit erſcheint. Die Aſtronomie des Fixſternhimmels iſt daher das erſte Glied in der Kette der Naturwiſſenſchaften. Denn da auf dem Gebiete der Natur-Erkenntniß die Nothwendigkeit überhaupt ſtets das Frühere (die Priorität Beſitzende) iſt, ſo wird in dieſer Nothwendigkeit das hinwiederum als das Erſte bezeichnet werden müſſen, was mit Recht als der Anfang der Nothwendigkeit, ja erſt wie der Uebergang zu ihr angeſehen werden kann. Auch ſpricht hiefür Nichts mehr, als die Art, in welcher ſich das Lichtmeer des Himmels mit der Form der menſchlichen Geſtalt überkleidet. Denn wenn es bei der Erde doch mehr oder weniger nur eine Skizze der Oberfläche iſt, welche mehr Analogie, als Aehnlichkeit mit dem Menſchen beſitzt, und dieſe Gleichheit beim Planetenſyſtem, wie wir ſehen werden, mehr nur auf parallele, mathematiſche Verhältniſſe hinausläuft, ſo iſt hier am Anfange des Werdens dieſer Parallelismus ein ſich ebenſo, wie als Verhältniß, ſo auch als Exiſtenz bethätigender. Wir haben jetzt den Uebergang zur zweiten ſpeziellen Disciplin der Naturwiſſenſchaften zu machen. Wenn es gleich auch hier noch bedeutende Verhältniſſe zu erwähnen gibt, ſo werden wir uns doch bereits um Vieles kürzer faſſen können, da es natürlicher Weiſe immer der Anfang einer Gliederung iſt, welcher die meiſte Umſtändlichkeit verlangt.

Wenn wir neben der Sinnlichkeit der Exiſtenz noch nach einem weiteren Exponenten fragen, kraft deſſen die Sinnlichkeit ſich ſo recht als das Objekt der Nothwendigkeit ausweiſt, ſo bleibt uns zuletzt hiefür kein einziger Begriff recht ſtichhaltig und ſicher über, als der des Maaßes und der Zahl. Denn ſelbſt die Undurchdringlichkeit iſt etwas, das man im abſtrakteſten Sinne ſogar der Freiheit des Geiſtes beilegen muß. Allein Maaß und Zahl nämlich charakteriſiren eine Gebundenheit, von der ſich loszuſagen dem ihr Unterworfenen Unmöglichkeit iſt. Iſt daher von uns die ewige Welt der Lichtmaſſen als der Uebergang zur Nothwendigkeit nachgewieſen worden, ſo kann es in keiner Weiſe auffallend ſein,

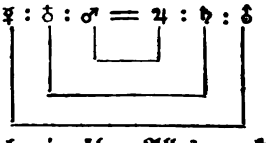
daß die auf die Aſtronomie der Fixſternwelten folgende zweite des Planetenſyſtems, deren Weſen bekanntlich faſt allein als Zahl und Verhältniß erfaßt werden kann, ſo recht als das Centrum der Natur-Nothwendigkeit angeſehen werden muß. Dies unſer Planetenſyſtem liegt in dem merkwürdigen Scheidungspunkte des Oben und Unten des allgemeinen Himmels, in dem Innern der Milchſtraße. Unter und über ihm iſt alles Höhere Zufälligkeit und Willkühr, ſcheint dies wenigſtens in gewiſſem Grade und Sinne zu ſein. Nur je näher man ihm rückt, deſto mehr tritt der Anfang der Zahl hervor. Denn ſeine zum Theil nächſten Befreundeten, die Doppelſterne, ſind bereits an wiederkehrenden Umſchwung gebunden. Auch lehrt das merkwürdige, von unſerem Stellungspunkte aus wahrgenommene Geſetz der Doppelſterne: daß nämlich, je kleiner die Sterne ſelbſt ſind, die Doppelſterne um ſo ſeltner werden, wie ſehr dieſe ſelbſt ſammt ihrer bedeutenden Exiſtenz von der größeren oder geringeren Gebundenheit an den Ort unſeres Planetenſyſtems abhängig ſind. Nehmen wir nun hinzu, daß Herſchel (zum Theil, wie es ſcheint, auch Kepler) die Stellung unſrer Lage für eben ſo ausgezeichnet wie ſternarm angeſehen hat, und daß die an dieſem Orte ſich bewegenden Geſtirne in einer ſo abgezirkelten Relativität zu einander ſtehen, daß faſt alle die mannigfachen Exponenten ihrer Geſetze zuſammengefaßt werden können unter das dritte Keplerſche Geſetz oder unter das Newton'ſche Attraktionsgeſetz, — ſo mag der Ausſpruch nicht ungerechtfertigt erſcheinen, daß die Nothwendigkeit als Nothwendigkeit in unſerem Planetenſyſtem ihren ſtarrſten und einſeitigſten Ausdruck gewonnen hat. Es muß daher dieſes Planetenſyſtem im Gegenſatze zu dem ganzen übrigen Himmel als die Gebundenheit κατ' ἐξοχήν betrachtet werden. Daß dem aber nun wirklich ſo ſei, dieſes beſtätigt ein thatſächlicher eng zuſammengehörender Doppelſatz: daß nämlich erſtens, wie der große Fixſternhimmel, ſo auch das Planetenſyſtem eine tiefe Menſchenähnlichkeit an ſich trage, und daß zweitens dieſe Aehnlichkeit ſich hier, weil unter der Herrſchaft der Nothwendigkeit ſtehend, durch Zahlenverhältniſſe der Maſſen ausdrücke. Wenn Sie, meine Herrn, dieſe beiden Thatſachen mit entſchiedener Allgemeinheit ſich anſchaulich machen

wollen, so muß ich Ihnen hiezu den Anhang des ersten Bandes meiner Theodicee als vollständige Quelle empfehlen. An dieser Stelle ist es nur möglich auf den einen oder den anderen Hauptpunkt aufmerksam zu machen.

Es gibt ein Charakteristikum, durch welches sich die Menschengestalt und das in ihr Lebende vorzüglich auszeichnet, und es ist dies ein Gesetz einer wahrhaft erhabenen Umkehr, die in unzähligen Formen durch unsre gesammte Organisation hin beständig wiederkehrt*). So mannigfach dies Verhältniß aber ist, so reduzirt es sich zuletzt namentlich auf zwei Verhältnisse an uns, von denen das eine ganz körperlich, das andere zum Theil geistiger Art ist. Wir haben nämlich gefunden, daß der Rumpf eine Haupt-Aehnlichkeit an sich trägt. Damit diese aber vollständig werde, müßte das Ende des Rumpfes auch wieder eine Halsentwicklung haben. Und in der That hat es dieselbe auch in den Ansätzen der Schenkel. Da sich aber an diesem Ansatz, wenn die Aehnlichkeit vollständig sein sollte, wieder eine neue Haupt-Aehnlichkeit anschließen müßte, und dies alsdann ohne besonderen Grund des Endes kontinuirlich so fortgehen würde, so hat die Natur, sowohl um diesem Uebelstande abzuhelfen, als auch aus andern Gründen, weiter nach Unten das gesammte Verhältniß umgekehrt, daher das Niedere an den Schenkel angestoßen und die eigentliche Haupt-Aehnlichkeit in den Fuß, wie ebenso auch in die Hand gelegt. Aber wie sich hierin die Ursache aller leiblichen Umkehr-Gegensätze geltend gemacht hat, so beruht auch der höhere Gegensatz von Geist und Seele auf einer solchen Umkehr, die eigentlich auch der Hauptgrund der eben geschilderten leiblichen Umkehr ist. Es läßt sich nämlich aus physiologischen wie spirituellen Thatsachen leicht der Beweis führen, daß die Substanz des Geistes unmittelbar am Gehirn ihre Basis hat, die der Seele aber zum Theil namentlich an jenen Ganglien-Geflechten, welche sich unter dem Zwerchfell, besonders um den plexus coeliacus her koncentriren, ja mit diesem vielmehr fast wie in eine einzige

*) Vgl. mein Werk „über das natürliche Prinzip der Sprache" S. 171 — 179.

Einheit zerfließen*). Nun besteht das Wechselleben von Geist und Seele darin, daß der eine von Oben nach Unten, die andere von Unten nach Oben, vornehmlich vermittelst des Rückenmarkes, des nervus sympathicus und des nervus vagus, wie kraft elektrischer Schläge in einander hinüberzucken. Es ist demnach eine Umkehr der Aktion, durch welche der eine auf die andere und die andere auf den einen wirkt. Und hier ist es denn nun über Alles merkwürdig, daß wir zwei Thatsachen am Planetensystem aufweisen können, von denen die eine ein Umkehr-Verhältniß der todten Massen und in so fern der Parallelismus von der leiblichen Umkehr des Menschen ist, die andere dagegen ein Umkehr-Verhältniß von Zeiten, und in so fern die geistige Umkehr am Menschen vorstellt. Einmal nämlich verhält sich der Durchmesser des Merkur zu dem der Erde zu dem des Mars, wie sich der des Uranus zu dem des Saturnus zu dem (aus gewissen Gründen harmonisch-modifizirten) des Jupiter verhält**).



Zweitens aber läßt sich ein über Alles merkwürdiges Verhältniß zwischen einer dem platonischen Jahre analogen Epoche und den Umlaufszeiten der einzelnen Planeten aufweisen, dessen Ausdruck, wenn man die verschiedenen Revolutionen der einzelnen Planeten während der eben bezeichneten Epoche als Umläufe bezeichnet, also lautet: Umlaufszeiten und Umläufe (oder genauer gesprochen: deren Verhältnisse) stehen in umgekehrtem Verhältniß***).

---

*) So wenig auch der größere Theil unserer Physiologen Lust tragen wird, diesen Satz anzuerkennen, so wenig wird es ihnen gelingen, wahrhaft schlagende Gegengründe uns entgegenzuhalten, da eben die Thatsachen mit großer Entschiedenheit auf unsere Seite treten, anstatt gegen uns Partei zu nehmen. Vgl. übrigens Joh. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen Bd. II. S. 507—508. Das dort Gesagte, richtig verstanden und nicht über Gebühr ausgedehnt, widerspricht uns keineswegs.

**) Vgl. meine Theodicee Bd. I. Anhang. S. 346—348.

***) Vgl. a. a. O. S. 330—331.

Der Satz demnach: daß das Planetensystem eine sehr tiefe, ja die tiefste, aber eben darum eine sehr hehre Stufe der Nothwendigkeit darstelle — dieser Satz scheint nach alle dem über jeden Zweifel erhaben zu sein.

Wenn nun aber durch die hier gegebenen mannigfaltigen Beweise das Planetensystem als eine große kontinuirliche Einheit aufgewiesen worden ist, so scheint es natürlich, daß seine einzelnen Glieder in keiner Weise vereinzelt dastehen können, da ja jedes derselben nur einen Grad der Allgemeinheit und ihrer Stufenentwicklung darstellt. Es ist folglich weder Merkur, noch Venus, weder Jupiter noch Saturn ein Besonderes für sich, sondern jedes dieser Gestirne ist für sich eine Einseitigkeit, die nicht allenfalls durch ein zweites und drittes, sondern allein durch alle übrigen Glieder des ganzen Planetensystems ergänzt wird; und daher kommt es denn, daß die näheren Planeten so schwer, die ferneren so leicht sind, daher kommt es, wenn bei den entfernten die Atmosphäre eine so entschiedene feste Stellung gewonnen hat, daß sie fast an der Stätigkeit des Planetenkörpers Theil nimmt, und wenn dagegen diese Atmosphäre bei den sonnennahen Planeten so fein, so luftig ist, daß sie fast wie nicht seiend betrachtet werden kann. Unter diesem Gestirn-Cyklus nimmt nun unsre Erde eine ganz merkwürdige Mitte ein. Sie ist gleichsam aus allen den Ingredienzien legirt, welche die einseitigen Substanzen der übrigen Planeten ausmachen. Wenn Merkur und Venus wenig, vielleicht gar kein Wasser besitzen, so ist unsre Erde, wie auch ihre Gewichtverhältnisse eine merkwürdige Mitte einnehmen, das merkwürdigste Gemisch von Festem und Flüssigem, und der Reichthum ihrer uns so unbekannten Stoffe würde uns leicht zu durchdringen sein, wenn wir Exemplare von denen unserer Mitplaneten besäßen. Mit einem Wort: die Erde ist, mathematisch ausgedrückt, die mittlere Proportionallinie des gesammten planetarischen Organismus. Diese Stellung klärt uns aber nun auch vollkommen über die Wissenschaften auf, welche sich an der Erde als Erde verwirklichen. Die Stellung nämlich der Erde, als der alle Gegensätze vereinigenden Mitte erzeugt als Resultat ihrer Beziehung nach Außen die Wissenschaften der Meteorologie, der Physik und Chemie. Die Beziehung der Erde zu sich selbst als einer

mikrokosmiſchen Koncentration des ganzen Planetenſyſtems ruft die Zuſtände ihrer geologiſchen und oryktognoſtiſchen Verhältniſſe hervor. Da nämlich, wie wir fanden, das ganze Planetenſyſtem in einem tiefen Austauſch ſeines Wechſellebens ſich bewegt, ſo muß dieſe gegenſeitige Reaktion in der lebhafteſten Beziehung vor Allem auf das Mittelglied der Erde wirken. Wenn ſich daher Merkur und Venus als die ewige Heiterkeit des Himmels, Jupiter, Saturn ꝛc. als ewige Trübung der Atmoſphäre charakteriſiren, ſo iſt es natürlich, daß der Zuſtand ewiger Veränderlichkeit das Weſen unſerer Witterung bezeichnet. Jeder Zufall, jede Aeußerlichkeit kann demnach, mit Göthe zu ſprechen, eine Waſſer-Bejahung oder eine Waſſer-Verneinung, eine Aus- oder Einathmen der Erde hervorrufen. Denn dieſe iſt ja vermöge ihrer Stellung ſo ſenſibel, wie die Korkkügelchen, welche als Elektricitäts-Meſſer gebraucht werden. An daſſelbe Grund-Verhältniß aber nun, wie die Meteorologie, iſt auch die Phyſik und Chemie gebunden. Denn wenn die erſtere die tieferen Bezüge und Erſchließungen kosmiſcher Zuſtände, wie die des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, des Galvanismus ꝛc. zu ihrem Gegenſtande hat, die letztere dagegen die mannigfachen Wechſelwirkungen der gleichſam zu verſchiedenen Stoffen niedergeſchlagenen Kräfte, ſo iſt es offenbar, daß auch ſie, dieſe beiden Wiſſenſchaften, ihre Form einzig und allein durch die Stellung der Erde unter den übrigen Planeten gewinnen. Die Meteorologie iſt demnach nichts, als die univerſelle Einwirkung der geſammten planetariſchen Region auf ihren Mittel-Kern: die Phyſik nichts, als die That der allgemeinen Lebensprincipien des planetariſchen Organismus, bedingt durch die eröffnende Mittelſtellung der Erde: die Chemie nichts, als die gegenſeitige Reaktion der durch die Stellung der Erde auf dieſer hervorgerufenen mannigfachen Stoffverhältniſſe. — Daß nun aber die Erde jener geſchilderte Mittelpunkt iſt, welcher die Spuren aller einzelnen Gegenſätze an ſich verwirklicht, dies iſt eine Thatſache, die durch ein in unſerer letzten Vorleſung bereits entwickeltes Faktum zur entſchiedenen Evidenz erhoben wird. Denn wie die Selbſtſtändigkeit des Fixſternhimmels und die in deſſen Mitte gelegene vollendete Nothwendigkeit des Planetenſyſtems die menſchliche Geſtalt an ſich verwirklicht, ſo thut dieſes ja auch

Mittel-Kern der Erde. Indem er ſich nämlich einmal von Süd nach Nord aus den Meeren emporhebt, produzirt er das Vertikale, wie das Horizontale. Dadurch aber, daß durch die nothwendige Concentration des Erdhauptes die Nordküſten Aſiens von Nord-Oſt nach Süd-Weſt hinabſtürzen, dagegen aber die Küſten Afrikas und Länder wie Italien und Griechenland von Süd-Oſt nach Nord-Weſt emporſtreben *), entſteht das Diagonale. Das Vorkommen dieſer drei Richtungen in den mannigfachſten Verhältniſſen bedingt das Weſen der Erde im großen Allgemeinen und erzeugt die Wiſſenſchaft der Geologie. Denn alle großen Maſſenverhältniſſe ſind an dieſe drei Relationen gebunden. Ebenſo aber auch bedingt dieſe Dreiheit die kleineren Erſcheinungen und erzeugt dadurch die Oryktognoſie. Denn das Auftreten dieſer Dreiheit iſt der Grund, warum z. B. in der mächtigen Verſchlungenheit des Granits der Quarz ſich als die vertikale, der Glimmer als die horizontale, und der Feldſpath als die diagonale Tendenz ausſpricht. Und um nur Eines noch zu erwähnen: der Grund, warum Zinn und Queckſilber hauptſächlich in Oſtindien, Idria, Zweibrücken und England, das Platina aber und die daſſelbe begleitenden Metalle vorzüglich am Ural, im Harz und in Süd-Amerika, das Eiſen gegen Norden, Gold und Silber aber faſt überall auf der Erde (beſonders unter gleichen Breiten, alſo in paralleler Horizontalität) gefunden werden, dieſer Grund liegt auch in unſerer Dreiheit verborgen. Geologie iſt demnach in Beziehung auf die großen Maſſen, Oryktognoſie in Beziehung auf die kleineren überſchaulicheren Geſtaltungen und auf die Mannigfaltigkeit irdiſcher Produkte die Wiſſenſchaft, welche die Modifikationen aufzählt, die durch die Menſchenähnlichkeit der Erde auf die Zuſtände ihrer Mittelſtellung ausgeübt werden **). Geologie

*) Selbſt die Stellung eines Landes, wie der böhmiſche Gebirgskeſſel iſt, beſtätigt die aufgezeigten Verhältniſſe, wie die merkwürdig entgegengeſetzten unter anderen nur z. B. das eigenthümliche Streichen des Innthales und Jurakalks.

**) Was hier in specie die kryſtallographiſche Seite des mineralogiſchen und oryktognoſtiſchen Gebietes betrifft, ſo muß von ihr ausgeſagt werden, daß ſie eine univerſelle Rückbewegung der vegetativen Tendenz des

und Oryktognoſie ſind daher die Wiſſenſchaften, welche die ſtarre Nothwendigkeit des Planetenſyſtems in Beziehung auf ein Glied deſſelben ſpecialiſiren wie individualiſiren, und zwar auf jenes Glied, welches als mikrokosmiſche Sammlung aller übrigen Planeten betrachtet werden muß. Meteorologie, Phyſik und Chemie drücken dagegen die verſchiedenen Seiten jener Wiſſenſchaft aus, welche als lebendige Wechſelwirkung der ſtarren Planetenkörper über dieſe Starrheit ſelbſt hinausragen und ſie flüſſig zu machen beginnen. Geologie und Oryktognoſie ſind demnach die ſich in Einzelheit verlaufende und dadurch faſt bereits ſich ſelbſt wieder aufhebende Starrheit der Nothwendigkeit. Meteorologie, Phyſik und Chemie aber ſind die Fortſetzer deſſen, was Geologie und Oryktognoſie bereits begonnen haben: ſie ſind die zu einer ſolchen Lebendigkeit zuſammenwirkenden Einzelglieder der Nothwendigkeit, daß dieſe dadurch gebrochen und zu neuen Freiheitsäußerungen geweckt wird. Vermittelſt der Meteorologie, Phyſik und Chemie wird demnach die Schranke der Nothwendigkeit in der Natur gebrochen und das Auftreten der anhebenden Freiheit eingeleitet. Die Mittelglieder zwiſchen der Starrheit der Nothwendigkeit und dieſer ihrer Ueberwindung bieten jene Zuſtände, welche eben die Verhältniſſe der Geologie und Oryktognoſie hervorrufen. Es iſt ganz ohne Zweifel, daß auch die übrigen Planeten neben der Erde ihre Geologie, Meteorologie ꝛc. (gerade ſo gut wie auch ihre Lebendigen) beſitzen. Indeß werden alle dieſe Zuſtände und Produkte dort gerade ſo einſeitig und daher abnorm ſein, wie dieſe Zuſtände auf dem Mittelkern der Erde abſolut und regelvoll ſind. Man wird daher nicht unrecht thun, die Erde als die wahre Mutter der Lebendigen und der werdenden Freiheit in der Natur zu bezeichnen. Sie kann als die wahre Verweſungsſtätte, als Golgatha und Grab von Geſetz und Nothwendigkeit angeſehen werden, daher

---

Erdbaues in die Matheſis des Planetariſchen darſtellt und folglich nach einem anderen Grundgeſetz der Entwicklung beurtheilt und gegliedert werden muß. Es iſt daher natürlich, daß ſich auf dieſem Punkt ein geringerer Einfluß der beiden großen Welt-Diagonalen bemerkbar macht. Mehr als eine Aeußerung unſeres großen Kepler zielt hier nach einer gleichen Anſchauungsweiſe hin.

aber auch als der große Auferſtehungsacker für Leben und Freiheit. — Es iſt jetzt unſre Aufgabe, die Morgenröthe dieſer Freiheit, wie ſie in Botanik und Zoologie anhebt, um ſich zuletzt in dem lichten Tag der Geſchichte zu verklären, das erſte ſtille Weben ſolcher herrlichen Selbſtſtändigkeit in Blume und Thier noch in kurzen, beſtimmten Zügen zu charakteriſiren, damit wir ſodann mit einigen allgemeinen Bemerkungen das Gebiet ſpezieller Natur-Erkenntniß als abgeſchloſſen betrachten können.

Indem wir uns jetzt dem Organiſchen und mit ihm der anhebenden Freiheit in der Natur zuwenden, kann es nicht unſre Abſicht ſein, in die eigentliche Tiefe des Gegenſatzes von Botanik und Zoologie einzugehen, und in jedem dieſer Glieder ſeine Bezüglichkeit und ſein Anringen zur Menſchengeſtalt genetiſch zu verfolgen. Denn theilweiſe fällt dieſe Aufgabe in eine empiriſche, theilweiſe in eine ſpekulative Lehre vom Organiſchen. Es kann uns daher nur darauf ankommen, einmal den höheren Anſtoß zur Freiheit ſelbſt etwas näher zu bezeichnen, ſodann die Trennung zwiſchen Botanik und Zoologie in etwas zu begreifen, und auf das Princip in der Geneſis einzelner Arten und Geſchlechter mit einigen charakteriſtiſchen Winken hinzudeuten. Wir werden mit dem zweiten Punkte beginnen, zum dritten fortſchreiten und mit dem erſten unſeren Schluß machen.

Wenn die Erde, wie wir fanden, als der Centralkern der ganzen planetariſchen Kette betrachtet werden muß, und hieraus erkannt wird, daß die Nothwendigkeit in ihr wie an ihrer Spitze angekommen und ſchon dadurch gleichſam geneigt iſt, in ihr Gegentheil umzuſchlagen, ſo wird, wenn nach unſeren Annahmen der Inhalt der Meteorologie, Phyſik und Chemie eröffnende Kräfte beſitzt, als eine natürliche Folge von alledem ausgeſprochen werden müſſen, daß dieſe vereinigten Kräfte einer Steigerung den Abgrund des erſtarrten Subſtanzprincipes in der Erde aus dem Todesſchlaf ſeiner materiellen Befangenheit aufregen und herausführen werden. Da nun aber dieſes Princip der Nacht in der Erde zur rohen Subſtanzialität vermaterialiſirt iſt, ſo iſt ſein erſter Uebergang zur höheren Belebung nur ein halbes Geſetz der Freiheit und daher nach der einen Seite hin eine fortdauernde Gebundenheit. Es kann daher der erſte Schritt zur Freiheit nur eine theilweiſe

Selbſtſtändigkeit zur Folge haben, die ihr lebendiges Centrum nicht in ſich beſitzt, ſondern einer Wechſelbewegung hingegeben iſt, die nur durch zwei Centra erklärt werden kann, welche, außerhalb der werdenden Freiheit liegend, dieſe letztere allein mehr nur zur träumenden Regung, als zum wachen Selbſtbeſitze gelangen laſſen. Erſt nachdem mit ſichtbarem Zuſammenhang aus der Nothwendigkeit der Faden der Freiheit herausgeſponnen worden iſt, kann die Freiheit in den Zuſtand eines völlig ſelbſtgelaſſenen Principes hinübertreten, und jetzt, weil ſie ſelbſt eine in ſich ruhende Ganzheit vorſtellt, abgeſchloſſene Mikrokosmen bilden, die endlich in der Erſcheinung des Menſchen alle einſeitig vorſchlagenden Gegenſätze hinter ſich zurücklaſſen und den erſtrebten Thron der Idealform behaupten. Der Gegenſatz zwiſchen der Starrheit des Maſſenhaften und der Freiheit des Mikrokosmiſchen iſt zu bedeutend, als daß für beide ohne das Mittelglied der Pflanzenwelt, dieſes Neſtes der Thierheit, die Möglichkeit der Coexiſtenz beſtände.

Wenn nun aber die Erde die tragende Vorbedingung dieſer Freiheitsentwicklungen iſt, ſo muß, je nach dem Zuſtande der Erdform an jedem Punkte ihrer Exiſtenz, die überall hervorbrechende Vegetation, das überall ſich geltend machende Thierreich jedes Mal eine andere Entfaltung annehmen. Nicht Clima daher oder telluriſche Verhältniſſe, oder irgend etwas Derartiges produziren die ſpezielle Artung der Thierwelt, ſondern jeder Punkt der Erde muß als Beſitzer ſeiner eigenen Pflanze, ſeines eigenen Thieres betrachtet werden. Nun aber iſt die Erde kein planloſes Produkt. Denn einmal entwickelt ſie ſich ja ſelbſt baumartig von Süd nach Nord, und dann hat ſie ja ſogar die Verwirklichung der Menſchengeſtalt an ſich ſtehen. Es wird demnach ein tiefer, verborgener Plan einer ſpeziellen Pflanzen- und Thierentfaltung, entlang die großen Glieder der telluriſchen Menſchen-Ebenbildlichkeit, angenommen werden müſſen: wobei überdies eine ſich ſtets erneuernde Zerfällung von Nothwendigkeit und Freiheit die Möglichkeit der verſchiedenen Gliederungen in's Unendliche zerdehnen wird. Es kann uns hier nicht zugemuthet werden, in Pflanze und Thier den großen Menſchheitsformalismus über die ganze Erde hin des Weiteren zu verfolgen. Indeß können wir uns einige ſpeziellere

Betrachtungen nicht verſagen, welche wenigſtens geeignet ſein werden, die Art und Weiſe anzudeuten, nach welcher in dieſen Disciplinen gearbeitet werden muß, wenn es zu irgend entſchiedenen Reſultaten kommen ſoll.

Wenn wir von den Acotyledonen abſehen, welche allein als die erſte Staubzerfällung der ſtarren Subſtanz zur Möglichkeit höherer Freiheit betrachtet werden müſſen, ſo zerfällt die übrige Pflanzenwelt in Monokotyledonen und in Dikotyledonen. Von dieſen beiden Gattungen kann man nun ausſagen, daß die erſte ihre mächtigſte Entfaltung in den heißen Zonen beſitze und in dem Grade abnehme, als das Reich der Monokotyledonen ſich den mittleren Zonen und dem Norden nähert. Dagegen wächſt die zweite Claſſe gegen die mittleren und höheren Zonen herauf immer mehr an, und feiert in den mächtigen Entwicklungen der Linde, Eiche und des Apfelbaumes die höchſte ſelbſtſtändige Entfaltung. Wenn man von der Palme ſagen muß, ſie drücke die tiefſte Verſenkung der anhebenden Freiheit noch in die Regionen der Nothwendigkeit aus, ſo läßt ſich dagegen von dem Apfel behaupten, daß er bereits als ein zwar noch ſtarrer Mikrokosmus die Potenzirung auf eine höhere Stufe der Verleiblichung vollendet und thatſächlich an ſich trage. Der Süd iſt das eben beginnende Aufathmen der Erdſelbſtſtändigkeit aus den Tiefen der Waſſer. Der Nord dagegen iſt die gewonnene Selbſtſtändigkeit des Erdleibes. Es iſt daher natürlich, daß ein ſolcher Fortſchritt in der Entwicklung ſich nördlich nothwendiger Weiſe geltend machen müſſe. Es entwickelt ſich aber die Erde nicht nur von Nord nach Süd: im mittelländiſchen Meer und ſeinen Umgebungen ſteigt ſie ja ſogar zur Concentration eines telluriſchen Hauptes empor. Sollten hier nicht vor Allem Pflanzenformen auftreten, welche an höhere Verleiblichungen gemahnten? Und allerdings iſt dem ſo. Denn wenn die gewöhnliche Pflanzen-Erſcheinung eine größere oder geringere Hinneigung zur kryſtalliniſchen Symmetrie nicht verkennen läßt, ſo deuten die ſich namentlich um das Mittelmeer her entwickelnden Labiaten und die in den Ländern oberhalb dieſes Meeres bis an die Küſten der Nord- und Oſtſee hin mächtig hervorbrechenden Cruciferen auf ein bereits durch die Didynamie und Tetradynamie ſich beſonders geltend machendes Geſetz höherer Harmonie

hin: einer Harmonie, welche in der Ungleichheit ihres Oben und Unten an die tiefgeſetzliche Diſſonanz zwiſchen dem Oben und Unten der menſchlichen Geſtalt lebhaft erinnert. Uebrigens ſteht dies hier bezeichnete Verhältniß der Labiaten und Cruciferen keineswegs wie eine verlaſſene und abrupte Erſcheinung am koncentrirten Haupte der Erde, ſondern beſitzt nach allen Seiten hin einen mannigfachen Zuſammenhang, der hier nur nach einer Relation hin mit Folgendem erwähnt ſein ſoll. Da nämlich die Länder um das Mittelmeer die zuſammengezogene Steigerung aller übrigen irdiſchen Länderverhältniſſe darſtellen, ſo iſt es natürlich, daß von Aſien her, nach Europa zu alle Formen des Landes ſtufenweiſe nach Nord-Weſt aufſteigen. Es wäre daher nicht allzu auffallend, wenn von den Labiaten weg ſüd-öſtlich abwärts die Stufen entlang homogene Pflanzengruppen gefunden werden könnten. Auch verhält ſich dies in der That ähnlich. Es ſind nämlich die Labiaten mit beſonderem Aroma begabte Gewächſe. Nun aber drückt ſchon das Aroma in einem gewiſſen Sinne höhere Ungleichheit und unſymmetriſche Harmonie aus. Denn wenn jeder Geruch einer Pflanze eine raſche Entwicklung des jeweiligen Pflanzengeiſtes bezeichnet, die mit Schnelle aus dem Unten ſich nach dem Oben hin zu entwickeln ſtrebt, ſo iſt jene Raſchheit, mit der das Spirituos-Oelige, welches im Aroma liegt, unmittelbar nach dem Geruch in die feinſten Nervenzertheilungen der Riechorgane dringt, gleichſam eine ganze Wolke verklärter Tiefe, welche wie ein ſelbſtſtändiges Höhere (als Haupt) über dem geöffneten Kelche ſchwebt. Iſt nun aber das Aroma der Labiaten ein ſo entſchiedener Exponent ihrer Dignitätsſtellung, ſo kann es jetzt weiter nicht mehr auffallend ſein, wenn im Süden Arabiens die quellenartig fließenden Balſambäume ihren Urſprung nehmen, wenn Vorder- und Hinter-Indien die zum Theil ſo ſehr gewürzhaften Scitamineen beſitzt, und der ſüdliche Theil Neuhollands gerade die harzigen Eucalypten*) hervorbringt. Es iſt demnach auch

*) Daß der Ort der übelriechenden Stapelien namentlich die Region des ſüdlichſten Afrika (um das Vorgebirg der guten Hoffnung) iſt, verdient ſelbſt in ſo kurzer Ueberſicht hervorgehoben zu werden, wenn auch ein tieferes Eingehen an dieſer Stelle unmöglich iſt.

hier wieder die Erſcheinung des Erdhauptes an die tiefe Maſſenentwicklung ſeines Rumpfes angeſchloſſen*). Daß freilich im Lauf der Jahrhunderte der Same aller Gewächſe nach allen Richtungen hin verſchleudert worden iſt, kann zwar hie und da die richtige Erkenntniß erſchweren und trüben; indeß vermag auch aus ſolcher Verſchleuderung kein Beweis hervorgenommen zu werden gegen die großen Central-Vorkommniſſe einer jeden Pflanzengattung an ihrem eigenthümlichen Orte**).

Das Gleiche nun, was von der Vegetation geſagt werden mußte, gilt auch von der Thierwelt. Denn auch hier iſt das Anringen zur Menſchengeſtalt der große Grundbegriff, von dem Alles abhängt; auch hier iſt ſodann der ſucceſſive Stufenbau der Erde das Zweite, deſſen Einfluß auf das erſte Element die ſpeziellere Modifikation hinzubringt. Daß dem in der That ſo ſei, könnte durch eine Kette von Beweiſen bethätigt werden, welche die Thiergeſchlechter als ein überall autochthoniſches Netz über die Erde hin verbreitet ſehen laſſen würde. Hier mag es genügen, eine einzige Thatſache, welche von der Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere hergenommen wird, als Beſtätigung des Geſagten herbeizuziehen. Betrachten wir nämlich die menſchliche Geſtalt, ſo ſtellt ſich an ihr das Faktum heraus, daß die tieferen Regionen des Leibes das Schlechtere und Zurücktretende ſind, während alle höhere Entfaltung nach Oben hinaufdrängt. Wie merkwürdig iſt es da, daß in Neuholland das Schnabelthier ganz in die tiefſte Unentwicklung einer wagerechten Stellung verſetzt iſt; daß das Känguruh die maſſenhafteſte Entwicklung der hinteren Region hat, und ſein Vordertheil faſt nur wie ein Zuſatz zur hinteren Maſſe

*) Daß auch das ſüdliche Amerika an gewürzhaften Gewächſen keineswegs arm iſt, hat ſeinen Hauptgrund gleichfalls mit darin, daß Südamerika den äußerſten und tiefſten Punkt der ſo merkwürdigen Südoſt-Nordweſt-Linie darſtellt: — wobei denn der Einfluß der ſüdlichen Sonne freilich auch überall in Betracht gezogen werden muß.

**) Welch bedeutſame Reſultate von ſolchem Standpunkt der Betrachtung aus errungen werden können, hoffe ich über kurz oder lang durch eine nach der Erden-Region des Vorkommens individualiſirende Claſſifikation des Pflanzenreiches darthun zu können. Vgl. auch über das Studium der Medicin.

tritt, daß ſodann die Pachydermen und Einhufer in Indien folgen, Thiere, welche faſt eine um den ganzen Körper gleichvertheilte Laſt der Schwere beſitzen; daß ſich hieran nördlich namentlich die Wiederkäuer, Katzen-Geſchlechter und Hunde-Arten anſchließen, bei welchen allen die Kraft der Entwicklung weiter und weiter nach Vornen, dem Haupte zurückt, und daß endlich der Norden mit den Bären, Wallfiſchen, Wallroſſen, Seebären, Seewölfen und Seelöwen abſchließt: eine Kette von Geſchöpfen, die dadurch faſt menſchenähnlich werden, daß zum Theil das Hintertheil ganz einſchrumpft, während der Vordertheil ſich bruſt- und kolbenartig entfaltet, daß ferner, namentlich bei dem Bären, die Sohle ganz menſchenähnlich wird, und alle dieſe Thiere, theilweiſe mit brütender Stumpfheit begabt, dennoch einen gewiſſen höheren Inſtinkt des Gefühls und ſelbſt eines poſſierlichen Verſtandes entwickeln. Namentlich zeichnet ſich in letzterer Weiſe der Seelöwe aus, der durch ſeine Thränen, ſeinen merkwürdigen Ton, ſeine Luſt an der Einſamkeit und vor Allem durch ſeinen paniſchen Schreck vor dem Menſchen*) ſeine einſeitige Aehnlichkeit mit demſelben auf das Auffallendſte bethätigt. Auch hier ſcheint es demnach, als wenn die Menſchen-Aehnlichkeit mit kontinuirlicher Aufſteigerung aus dem Abgrund des Südens empor gegen Norden mehr und mehr anwachſe, um ſich ſodann plötzlich in einen ſonderbaren, an dieſer Stelle nicht weiter zu erörternden Rückfall zu verlaufen. Hier iſt es nun merkwürdig, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt ganz ähnlichen Verhältniſſen unterliegt. Denn während nach dem Süden zu das tiefſte Schwarz, Braun und Kupferroth über die ganze Oberfläche hin herrſcht, iſt ſelbſt der ſüdliche Japhetide noch ſchwarz und braun in Haar, Auge und ſelbſt noch zum Theil in der Leibfarbe. Erſt der nördlichere wird weiß, roth und blau; und dadurch, daß bei ihm alle dieſe Zuſtände in gleichſam flammige Helle hinüber ſpielen, gewinnt namentlich der Skandinavier jene ihm eigenthümliche Rieſen- und Helden-Erſcheinung wie eines Engels, welche auf den Südländer oft eine ſo erſtaunliche Wir-

*) Ebenſo merkwürdig iſt, daß auch umgekehrt der Seelöwe (wenigſtens nach einigen Berichten) für eine ziemliche Anzahl von Thieren einen entſchiedenen Gegenſtand eigenthümlichen Schreckens vorſtellt.

kung auszuüben vermag. Aber auch hier bleibt im höchſten Nord der kümmerliche Verfall nicht aus, wie Lappländer und Eskimos zur Genüge bezeugen. Daß übrigens Japhetiden, Bären, Wölfe und einige Gattungen von Wiederkäuern die Ureinwohner des germaniſchen Europas ſind, auch dies ſpricht wieder für die merkwürdige Haupt-Koncentration der Erde. Denn die nordweſtliche Emporbrängung und ſüdweſtliche Niederpreſſung der Länder um das Mittelmeer konnte nur die höchſten Gattungen auf ihrem Boden gedeihen laſſen. Endlich iſt hier noch zum Schluſſe eine Bemerkung zu machen, welche gleicher Weiſe von Vegetation wie Thierwelt gilt, und die ihrer Wichtigkeit wegen nicht übergangen werden durfte. Wie nämlich die Idee des Erdbaues die Entwicklung aller Organismen bedingt, ſo iſt auch der Abrundungs-Begriff*) einer jeden größeren oder kleineren Erdſtrecke von dem bedingendſten Einfluſſe auf die ihr eigenthümlichen Pflanzen und Thiere. Weil Afrika ſo ambosartig nach Norden drängt und plötzlich, ſo zu ſagen, nicht mehr weiter kann, deßhalb nimmt auch ſeine ganze Vegetation einen ſo ballen- und kolbenartigen Charakter an, deßhalb iſt ſeine Thierwelt von einem ſo ganz abſonderlichen, auswuchsartigen Zuſchnitte, deßhalb gehört ihm vor allem auch die eigenthümliche Natur des Negers zu. Weil Amerika ſchlank, ſchmal, dünn und ſchmächtig iſt, deßhalb hat ſeine Vegetation auch einen ſo zerfiederten und zerſchlitzten Charakter und Thier- wie Menſchenwelt fallen einer unverhältnißmäßigen Kleinheit und Schwäche anheim. Aſien allein entfaltet ſich ohne Schranke und Einengung, gleich einem gewaltigen Baume, deſſen Wipfel erſt mit dem Baue der Erde ſelbſt in ausgewachſener Breite abſchließt. Es iſt daher natürlich, daß ihm der höchſte Reichthum wie die regelrechteſte und gemeſſenſte Form aller Geſtaltungen zukommt. Was wir vollendet Schönes und Ebenmäßiges in Europa beſitzen, das iſt uns faſt allein aus dem Centrum des mit dem unſeren ſo innig verwachſenen Welttheiles zugekommen. Trotz unſerer Armuth und der Rauheit unſerer univerſellen Natur iſt

*) Jeder Theil iſt überall doch für ſich auch wieder ein Ganzes, und ſucht demnach ebenfalls, ſo viel es nur die Idee des allgemeinen Ganzen erlaubt, in ſich die Einheit einer geſchloſſenen Totalität zu gewinnen.

aber doch ſo manches Uebertragene bei uns beſſer und feiner geworden*). Woher könnte dies anders abzuleiten ſein, als eben daher, daß das germaniſche Europa das königliche Stirnband des Erdkreiſes vorſtellt?

Die letzte und höchſte aller natürlichen Wiſſenſchaften iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, diejenige des erſcheinenden Menſchen und die in den Bau unſeres Leibes herüberſpielende gleichſam phyſiologiſche Pſychologie. Wenn in der Natur vom Nebelflecken bis zum Thier, das durch die Wüſte brüllt, Alles auf den Menſchen deutet, Alles den Menſchen an ſeiner Stirne trägt, wie reich an Menſchenebenbildlichkeit muß erſt der Menſch ſelbſt ſein! Sein ganzer Leib, jedes Organ deſſelben muß daher ein ſich beſtändig ſteigernder Spiegel ewig modifizirter Gleichheit ſein. Der Menſch iſt, mit dem Dichter des Liedes der Lieder zu ſprechen, wie ein Siegel auf dem Herzen, wie ein Siegel auf dem Arm der Erde. Er iſt auch im natürlichen Sinne das heiligſte Gefäß, welches mit ſeinem Inhalte ganz identiſch geworden iſt. Er iſt das Wort aller Räthſel; und wer in ihm nicht die Löſung aller Geheimniſſe findet, für den muß er ſelbſt das unauflöslichſte Räthſel werden. Unſerer Abſicht zufolge muß es uns genug ſein, die Stellung des göttlichen Ebenbildes in ihrem Verhältniſſe zu allen übrigen Disciplinen der Sinnlichkeit nachgewieſen zu haben.

Noch müſſen wir ſchließlich mit wenigen Worten auf ein Problem hinweiſen, das wir wenigſtens nicht unerwähnt laſſen dürfen. Warum nämlich, kann gefragt werden, warum iſt das Anorganiſche ſo unermeßlich und unbeſchränkt, und warum offenbart ſich an ihm der Anfang des Organiſchen und alſo Höheren in verhältnißmäßig ſo kleiner Maſſe? Wir wiſſen für dieſe Stelle und in der Kürze keine beſſere Antwort, als folgende. Es iſt ja das Princip der Subſtantialität von uns als ein unendlicher Abgrund der Möglichkeit, aber dabei der Verſchloſſenheit erkannt worden. Die Einſeitigkeit eines ſolchen Principes hätte bei ſeinem

*) Nicht blos unſerer Cultur verdanken wir das Edele aller unſerer Produkte. Auch das Gemäßigte unſerer geſammten Zonenverhältniſſe, wie wir dies im eminenteſten und univerſellſten Sinne anſprechen müſſen, trägt hiezu weſentlich das Seinige bei.

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Mathematik.

Meine Herrn! Wenn wir die Wiſſenſchaft der Mathematik als den Vorläufer, gleichſam als das Proſcenium der Naturwiſſenſchaften bezeichnen *), ſo könnte der Eine oder der Andere meinen, daß wir dieſes nur aus propädeutiſcher Rückſicht thun. Indem nämlich die Naturforſchung eines feinen und ſcharfen Sinnes bedarf, und ſich in körperlicher Räumlichkeit manifeſtirt, ſo vermöchte allerdings die Betrachtung der reinen Maſſenverhältniſſe als zur Wiſſenſchaft der verſchiedenen Sinnlichkeiten vorzüglich befähigend angeſehen zu werden. So ſehr ich aber auch dieſen Nutzen der mathematiſchen Wiſſenſchaften anzuerkennen geneigt bin, ſo iſt doch der Grund, warum ich der Mathematik dieſe einleitende Stellung gegeben habe, ein objektiverer. Doch iſt es aber hinwiederum nicht jene Objektivität, auf die hier Mancher zuerſt verfallen möchte. Denn obgleich allerdings in den verſchiedenſten Gebieten des naturhiſtoriſchen Wiſſens die Mathematik von ſo bedeutendem Einfluſſe iſt, daß ohne ſie auch kein Schritt vorwärts gethan werden könnte, ſo war mir doch dieſe ihre Nothwendigkeit für die einzelnen Glieder der Natur-Erkenntniß nicht das Beſtimmende in der Anordnung der Stellung, die ich der Mathematik einräumen zu müſſen glaubte. Vielmehr erkannte ich den bedingenden Grund für die Zuſammengliederung von Mathematik und Naturwiſſenſchaften nicht in der ſinnlichen Beobachtung, daß ſie beide ſo innig verſchwiſtert mit einander gehen, ſondern vielmehr

*) Vgl. die Vorleſung von der Claſſifikation der Wiſſenſchaften.

in dem, zufolge deſſen dieſe Verſchwiſterung überhaupt beſteht. Es iſt aber der Grund derſelben kein anderer, als der: daß die Naturwiſſenſchaften auf's innigſte gebunden ſind an die Einſeitigkeit des ſubſtanziellen Princips, und daß ebenſo die Einſeitigkeit, oder, was daſſelbe iſt, die Vermaterialiſirung dieſes ſubſtanziellen Princips auch das zeugende Moment der mathematiſchen Wiſſenſchaften iſt.

Wenn wir nämlich uns nach jenen Anſchauungen umſehen, ohne welche Mathematik nicht Mathematik wäre, ſo können wir dieſe in nichts Anderem finden, als in den Begriffen des Raumes und der Größe. Nun aber ſind das Reich der Formen wie die Region des Subſtanz-Principes in ihrer urſprünglichen Verſchloſſenheit reine Ideal-Dinge, welche mit ſinnlicher Ausdehnung gar nichts zu thun haben, ebenſo wie in Beziehung auf ſie Größe nur ein dynamiſcher und intellektualer Begriff ſein kann. Wenn es daher zu den Begriffen von Raumausdehnung, Maſſe und Größe kommen ſoll, ſo iſt es nur dann möglich, wenn kraft des einſeitigen Anfanges von Seiten des ſubſtanziellen Principes die rohe materielle Ausdehnung zur Wirklichkeit zu gelangen vermag. Denn ſobald ſie iſt, dieſe maſſige Extenſion, dann wird alſobald die Abſtraktion von ihrer Maſſenhaftigkeit, alſo der Raum, ſo wie die Vergleichung ihrer Theile, alſo die Zahl möglich. Raum und Zahl ſind demnach die Begriffe, unter deren durch Abſtraktion gewonnener Vorbedingung allein Maſſe und Maſſen-Unterſchied gedacht werden kann. Beide Begriffe ſind folglich Begriffe a posteriori. Denn Raum und Zahl laſſen ſich, ſo wie ſie ſind, nicht denken, wenn nicht die Vermaterialiſirung des ſubſtanziellen Principes ſo vor ſich gegangen iſt, wie ſie ſtattgefunden hat. Nun aber iſt Raum- und Zahl- oder Größen-Verhältniß die allgemein anerkannte Grundlage aller Mathematik. Folglich kann den mathematiſchen Disciplinen keine andere Stellung angewieſen werden, als die ihnen von uns gegebene. Es wird jetzt darauf ankommen, nach dem Grundverhältniſſe zu fragen, in welchem Raum zur Zahl und Zahl zum Raume ſteht.

So leer der Raum auch ausſehen mag, und es deßhalb ſcheinen könnte, als ob man beliebig in und mit ihm handthieren dürfte, ſo iſt er doch an eine Grundbedingung gebunden. Dieſe ſeine Grundbe-

bingung iſt die Erſcheinung der drei Dimenſionen, die hier nicht erklärt, ſondern nur als Faktum angenommen werden kann. Da nun die Stellung dieſer Dimenſionen zu einander im Raume nicht umgangen werden darf, ſo iſt es klar, daß der Raum keine ſchrankenloſe Geſtaltungsmöglichkeit geſtattet, ſondern allein eine Sphäre durch beſtimmte Geſetze bedingter Formen zuläßt, indem er Alles zurückweiſt, was der Ausſchließlichkeit der drei Dimenſionen widerſprechen könnte. Der durch den Begriff der drei Dimenſionen demnach eingeſchränkte Raum wird allein einer beſtimmten Kette von Geſtaltungen Exiſtenz zugeſtehen können. Da aber der abſtrakte Begriff des Raumes dieſem letzteren nothwendiger Weiſe Unendlichkeit zuſprechen muß, ſo wird die quantitative Vielheit der beſtimmten Geſtaltungen ebenſo ſchrankenlos ſein, wie die Kette der Geſtaltungen ſelbſt begrenzt. Zwiſchen dieſer Vielheit der Geſtaltung wird aber eine völlig ſchrankenloſe Relation der Situationen ſtattfinden können. Die Sprache dieſer Situationen iſt jedoch die Zahl. Heißt daher die Wiſſenſchaft der beſchränkten Geſtaltungen *Geometrie*, die Wiſſenſchaft der Zahl aber *Analyſis*, ſo wird man jetzt aus allem Vorhergehenden folgendes Geſetz eduziren können: *die Geometrie iſt ebenſo bedingt, wie die Analyſis unbedingt iſt, und die Analyſis ebenſo unbedingt, wie die Geometrie bedingt iſt.* Bedingtheit aber iſt Nothwendigkeit, Unbedingtheit dagegen Freiheit. In der geſammtheitlichen Wiſſenſchaft der Mathematik iſt daher die *Geometrie* die *Wiſſenſchaft der Nothwendigkeit*, die *Analyſis* die *Wiſſenſchaft der Freiheit*. Geometrie und Analyſis verhalten ſich daher wie Natur und Geſchichte, wie Anorganiſches und Organiſches, wie Pflanze und Thier, wie Knabe und Jüngling. Es iſt jetzt zunächſt nöthig, jeder dieſer Wiſſenſchaften die ihr gebührenden ſpeziellen Betrachtungen zu widmen, durch welche beide zwar nicht umſchrieben und ergründet, aber doch in ihrem Weſen erkannt und begründet werden ſollen. Wir werden bei dieſem Beginnen möglichſt genetiſch zu verfahren und namentlich die Punkte hervorzuheben ſuchen, an welchen die mathematiſche Nothwendigkeit in die mathematiſche Freiheit und dieſe in jene gleichſam hinüberzufließen ſcheint.

Die Geometrie iſt die durch die drei Dimenſionen bedingte Wiſſenſchaft von der Möglichkeit reiner Geſtalt-Conſtruktionen im

leeren Raume, deſſen Abſtraktion hinwiederum durch die erſte Verwirklichung des ſubſtanziellen Prinzipes bedingt iſt. Denn, wie wir gefunden haben, iſt ja der Grad erſter Vermaterialiſirung für unſeren Verſtand die Urſache der nothwendigen Vorſtellung, die wir uns von dem Raume zu machen haben, da es eine ſehr natürliche Annahme iſt, daß unſre Denkgeſetze nur auf dem Wege ihre Combinationen ſpielen laſſen können, auf welchem ſie ſelbſt geworden ſind, mithin eine andere Verwirklichung des ſubſtanziellen Prinzipes als die gewordene durchaus eine andere Abſtraktion und folglich eine andere Vorſtellung des Raumes *) erforderte. Die Ausſchließlichkeit der drei Dimenſionen erzeugt nun auf ſehr einfache Weiſe die drei Wiſſenſchaften der Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie. Von ihnen iſt immer die einfachere die begründende der nachfolgenden. Ohne das Dreieck und ſeine Conſequenzen iſt der Beweis des pythagoreiſchen Lehrſatzes eine Unmöglichkeit, ohne den pythagoreiſchen Lehrſatz der des Archimedes. Die Planimetrie iſt nichts, als eine in Beziehungſetzung der geraden Linie zu einem außerhalb ihrer liegenden Punkte. Die Stereometrie iſt hinwiederum nichts, als dieſelbe Bezüglichkeit zu einem außerhalb einer Ebene liegenden Punkte. Alle Steigerung bis zum komplicirteſten ſtereometriſchen Satze iſt daher nichts, als die Bezüglichkeit einer Linie oder ſelbſt nur eines Punktes zur geſammten Dreidimenſionalität. Je mannigfaltiger die Complikationen ſind, in welche ich das Faktum der drei Dimenſionen einzuführen vermag, ein um ſo reicheres Feld bedeutſamer Sätze werde ich zu eröffnen wiſſen. Der Löſeſchlüſſel aller dreidimenſionellen Aufgaben liegt im Dreieck verborgen, da ohne daſſelbe in der geſammten Geometrie und Stereometrie kein Schritt vorwärts zu thun iſt. Die höchſte und immer erneute Aufmerkſamkeit iſt unter allen Dreiecken dem rechtwinklichen zu

*) In dieſem Sinne hat Kant freilich Recht, wenn er den Raum eine Anſchauungsform nennt, ſo ſehr ich auch von anderer Seite gegen dieſen Ausſpruch proteſtiren muß. Ueberhaupt iſt der ſchon durch die Methode des kantiſchen Syſtems poſtulirte Satz deſſelben: daß die Erfaſſung des Gegebenen an den Dingen die Hauptbedingung der Erkenntniß ſei — das beſte Antidoton gegen die Verallgemeinerungsſeuche der Gegenwart.

ſchenken, da auf ihm die Angel aller Einſicht in die Dimenſionen, der pythagoreiſche Lehrſatz, ſich dreht. Bisher ſcheint die Geometrie darin gefehlt zu haben, daß ſie das Dreieck immer als in einer beſtimmten Ebene liegend annahm. Nur wenn man ſich es im Raume frei ſchwebend denken wird, ſo alſo, daß es gleichſam in alle Richtungen hin zu fallen vermag, wird man erſt zur tieferen Erkenntniß gelangen, warum es namentlich zum mindeſten immer dreier Linien bedarf, wenn eine eingeſchloſſene Ebene werden ſoll. Denn vielleicht müſſen die drei Eckpunkte des Dreiecks ſtets als die drei Dimenſionen repräſentirend und doch zugleich in eine Ebene fallend betrachtet werden, wenn es zu einer wahrhaft rationellen Conſtruktion des Dreiecks kommen ſoll. Will man den ſpeziellen Fall des rechtwinklichen Dreiecks mit ſeiner Beziehung zum pythagoreiſchen Lehrſatz verſtehen lernen, ſo wird dies nur dann geſchehen können, wenn man daſſelbe als einen auf dem Durchmeſſer ſtehenden Peripherie-Winkel betrachtet. Die höchſte Höhe der Geometrie und ſomit insbeſondre vollendeter Stereometrie ſtellt die erſt in neuerer Zeit zur Wiſſenſchaft erhobene deſcriptive Geometrie mit ihrer graphiſchen Beſchreibung der Körper vor. Denn es iſt allerdings faſt das Höchſte der Conſtruktion, aus der Projektion eines ſehr komplicirten Körpers neue und bedeutſame Geſetze zu entfalten. Es iſt dies gleichſam eine transſcendente Geometrie, die mehr leiſtet, als von dem menſchlichen Perceptionsvermögen zu erwarten war. Es läßt ſich wohl denken, daß der deſcriptiven Geometrie ſelbſt noch eine mächtige Erweiterung bevorſtehen kann: kaum aber, daß ein neues Princip räumlicher Deduktion gefunden zu werden vermag, das nicht ſchon in dem Gedanken der deſcriptiven Geometrie involviert läge. Wenn nun aber auch dieſe Wiſſenſchaft das Aeußerſte iſt, was der ſinnlich deducirende Geiſt über den Widerſtand der Extenſion vermag, ſo iſt damit die menſchliche Fähigkeit doch noch nicht am Ende ihrer Mittel angekommen, die Ausſchließlichkeit der Geſtaltungen zu brechen und ſich zugänglich zu machen. Indem es ihr nämlich gelingt, ſich gleichbleibende Verhältniſſe an gewiſſen Geſtalten, z. B. am rechtwinkligen Dreiecke ausfindig zu machen, löſt ſie dieſe in ihre Elemente auf und bringt dieſe in das Verhältniß der Vergleichung. Da aber hiedurch dieſe Elemente zu ſelbſtſtändigen

Größen werden, ſo iſt die nothwendig gewordene Vergleichung nur durch die Zahl möglich. Es iſt demnach die Trigonometrie die in die freie Wiſſenſchaft der Zahl ausmündende Nothwendigkeit des Raumes. Iſt daher die deſcriptive Geometrie wie ein Kunſtſtück (ſo zu ſagen die Fiſtel) des über den Raumverhältniſſen ſinnenden Verſtandes zu nennen, ſo iſt vielmehr die Trigonometrie die naturgemäße Auflöſung der geſchloſſenen Geſtalt in Größen-Verhältniſſe. Wir werden daher nicht ganz unrecht thun, wenn wir die Trigonometrie als den anhebenden Verwandlungsproceß der konſtruktiven Geometrie in die analytiſche bezeichnen werden: in die analytiſche, welche nichts Anderes iſt, als die vollſtändige Auflöſung aller und jeder Geſtaltung in Größen-Verhältniſſe und Zahlen-Probleme. Es kann daher nach der Analogie der Claſſifikation, welche wir vom Gebiete der Wiſſenſchaften gegeben haben, die analytiſche Geometrie als die Philoſophie der Mathematik bezeichnet werden, weil in ihr, wenn auch nicht auf ganz abſolute Weiſe, Geſtalt und Zahl in eine Einheit zuſammengefloſſen ſind. Aber es hat der Geiſt nicht gewartet, bis im Lauf der Zeiten durch die Entdeckung der Trigonometrie der natürliche Weg von der Geſtalt zur Zahl gefunden worden war. Vielmehr hat er frühe ſchon ſich an die Zahlenſprache der Größen-Verhältniſſe hingewagt, wenn gleich Euklides die tiefe Abhängigkeit der Zahl von der Geſtalt ächt gründlich noch dadurch anerkennt, daß er im fünften Buche ſeiner Elemente die geſammte Arithmetik an Linear-, alſo Geſtalt-Verhältniſſen entwickelt. Indeß war auch der Sinn, welcher die Zahl von der Geſtalt, alſo Freiheit von der Nothwendigkeit völlig trennte, nicht ohne tiefere Berechtigung. Denn wenn bei dem natürlichen Uebergang der Geſtalt in Zahl, in der Trigonometrie, die Beziehung der Zahl zur Geſtalt keineswegs als erloſchen angeſehen werden darf, ſo kann doch nichts deſtoweniger in einem anderen, abſoluteren Sinne die Zahl als ganz von der Geſtalt losgelöſt betrachtet werden. Denn ſelbſt abgeſehen davon, daß bei Vergleichung der Größe als Größe das Princip der Geſtalt, ſelbſt wenn es noch vorhanden iſt, entweder ganz verſchwindet oder doch nur ſchweigend angenommen wird, ſo fällt, ſobald wir den Begriff der Größe nur etwas höher faſſen, zuletzt von der Größe ſelbſt noch ihr Begriff hinweg, ſo daß o

bei zwei oder mehr zu vergleichenden oder auch nur irgend wie zusammenzustellenden Größen nur noch das Verhältniß in Betracht kommt. Die Entstehung der Algebra hat eben darin ihren Grund, daß man erkannte, wie es bei der Zahl nicht auf die Größe, sondern nur auf das Verhältniß ankömmt. Es ist demnach die Gleichung der eigentliche Begriff der Analysis, und jedes Problem der Zahl, höher aufgefaßt, muß daher, wenn nicht etwa ein Irrationales mit im Spiele ist, zu seinem Resultate Nichts oder Null haben. Denn nicht eine handgreifliche Größe ist es ja worauf es überall in der Analyse ankömmt, sondern vielmehr die Ausgleichung eines Verhältnisses. Ein Verhältniß ist aber nur dann ausgeglichen, wenn ein Identisches daraus geworden ist. Identität ist aber nur da, wo ein a so zum b geworden ist, daß beider Unterschied gleich Null ist. Das wahrhaft Erhabene der Analysis besteht folglich darin, daß es sich bei ihr, so zu sagen, um Nichts handelt, und sie sich daher auf den Gebieten des Raumes und der Zahl als die ganz inhaltlose, aber dadurch eben sehr viel vermögende reine Form darstellt. Da aber dem so ist, so leuchtet jetzt von selbst ein, daß Umwandlung der Erscheinungsmöglichkeit, d. h. Umformung des Verhältnisses, ohne daß dies dadurch selbst verändert wird, die Hauptaufgabe aller Analysis, der höheren wie der niederen, sein muß. Es war daher natürlich, daß das Bestreben der Mathematiker, jedes Verhältniß in so vielen Formen wie möglich ausdrücken zu können, ganz nothwendig zuerst auf die Entdeckung der Logarithmen und endlich auf die der Infinitesimal-Rechnung führen mußte, welche die Engländer so treffend Fluxionen-Rechnung und die Franzosen ebenso bezeichnend théorie des fonctions analytiques zu nennen pflegen. Läßt sich die Behandlung mit Logarithmen als eine Manipulation mit dem Verhältniß des Verhältnisses ansehen, so könnte vielleicht das der Infinitesimal-Rechnung zu Grunde liegende nicht ganz uneben als das Verhältniß des Verhältnisses vom Verhältniß charakterisirt werden. Wenn der Franzose die leichte Möglichkeit mit der bei recht tief gesättigten Farben jede in die andere hinübergeführt werden kann, virer nennt, so ließe sich die Fluxionen-Rechnung als eine (sit venia verbo!) viration des fonctions bezeichnen. Denn es ist eine ganz leichte Hinüber- und

Herüberführung, wodurch auf der höchſten Stufe der Mathematik die bedeutendſten Reſultate durch ganz kleine Wendungen errungen werden. Wenn man alles Schlimme aus dem Begriffe entfernt, ſo ließe ſich die eben erwähnte viration des fonctions vielleicht als das ſchwebende Schielen der Verhältniß-Umgeſtaltungen überſetzen. So ſehr es übrigens unmöglich ſcheinen mag, die bereits errungene Einfachheit ſchwieriger Umformungen noch mehr zu ſteigern, ſo wird doch einſtens der Tag kommen, wo alle, ſelbſt die verwickeltſten Verhältniſſe auf eine Leichtigkeit der Manipulation zurückgeführt ſein werden, die wahrhaft als Unſchuld bezeichnet zu werden vermag. Die freilich, welchen allein die Schwierigkeit der Complikation erſt eine Sache theuer macht, werden dabei ihre Rechnung allerdings nicht finden. Wenn die Mathematik überhaupt nur als die Wiſſenſchaft der Abſtraktion vom ſubſtanziellen Prinzip bezeichnet werden muß, ſo läßt ſich leichtlich erkennen, daß für die höhere Einſicht wenigſtens ihre abſolute Nothwendigkeit dann etwas zu wanken beginnen wird, wann eine tiefere und richtigere Erkenntniß auf die Bahn gebracht ſein wird. Der praktiſche Nutzen der Matheſis wird freilich auch dann in völliger Unangefochtenheit ſtehen bleiben. So viel iſt indeß gewiß, daß, nachdem wir auf der höchſten Stufe in der Hinüber- und Herüberführung der Verhältniſſe angekommen ſind, auch die höchſte Freiheit und damit alſo das Ende der Zahl erreicht ſein muß. Denn wo vermöchte die Freiheit größer zu ſein, als da, wo die Möglichkeit der Hinüber- und Herüberführung faſt bis zur Gleichgültigkeit (dies Wort übrigens im beſten Sinne genommen) geſteigert worden iſt. Wir haben daher unſeren genetiſchen Weg bis zu jenem Ziele verfolgt, wo die vollendete Freiheit der Wiſſenſchaft nothwendiger Weiſe als die Verkündigerin ihrer eigenen Schranke auftreten muß. Indeß ſind wir damit noch keineswegs bis zum Ende deſſen gekommen, was wir in dieſer Vorleſung über das Studium der Mathematik zu ſagen haben. Vielmehr hat uns die richtige Erkenntniß von der Stellung und Bedeutung der Mathematik erſt recht befähigt, noch von Gegenſtänden zu handeln, welche theils den richtig eingeſchlagenen Weg noch weiter aufzuhellen, theils von Labyrinthen abzuhalten vermögen, deren Betretung von dem ſchlimmſten Einfluſſe

eine gesunde Betrachtung der Dinge sein könnte. Wir werden daher über eine ganze Reihe hergehöriger Punkte mehrere wichtige Bemerkungen vorzubringen gerade jetzt am Ende der genetischen Construktion vorzüglich befähigt sein.

Wenn zufolge unsrer Entwicklungen der Raum, so wie er sich unserem Begriffsvermögen darstellt, nicht als eine aprioristische (synthetische) Denknothwendigkeit unseres Geistes aufgefaßt werden kann, sondern unauflöslich an die Weise geknüpft ist, mit welcher sich in unsrer Welt das substanzielle Prinzip als Materie verwirklicht hat, so muß zufolge dieser höchst wahrscheinlichen Annahme die auf die Dreidimensionalität gestellte Gestaltungskonstruktion im Raume nicht als eine absolute Nothwendigkeit der Verhältnisse angesehen werden, sondern nur als eine relative Nothwendigkeit, die nur unter dem einmal vorhandenen Exponenten substanzieller Verwirklichung weder anders sein, noch anders gedacht werden kann. Es sind demnach mathematische Verhältnisse nicht absolute Nothwendigkeit, sie sind keine ewigen Wahrheiten an sich, die durchaus nicht anders gedacht werden dürfen noch können, und daher der Satz z. B., daß die drei Winkel eines Dreiecks immer gleich zwei rechten sind, nur unter der Bedingung unsrer so modifizirten Materie eine zwingende Nothwendigkeit. So sehr sich demnach gegen diesen Ausspruch die Mehrzahl der Menschen erheben möchte, — sie beweisen damit nur, daß sie allein eine sinnliche, keineswegs eine transscendente Kritik besitzen. Denn weil sie als durchweg sinnliche Wesen sich durch die Gestaltkonstruktion unseres Raumes imponiren lassen und dadurch das Höhere des Geistes in die niederere Fessel der Sinnlichkeit mit höchster Bereitwilligkeit legen lassen, nur deßhalb geben sie ihre Freiheit dahin unter die Nothwendigkeit sinnlicher Construktion. Denn den Grund, welchen sie etwa anführen möchten: wir denken so, weil wir nicht anders können, diesen Grund vermag ich aufs Leichteste zu einem Gegengrunde umzuschmieden, indem ich sage: Ihr müßt so denken, weil ihr nicht anders wollt, weil ihr euch völlig dahin begebt unter das Joch der Wahrnehmung, und euch nicht zu dem Satze zu erheben vermöget, daß eine mit qualitativen Kräften vorgestellte Substanz auch die Bedeutung eines

innerlichen Raumes*) gewinnen kann, der in kleiner Extenſion den Inhalt einer nicht geglaubten Vielheit verwirklicht. Um dies zu begreifen, dürfen wir nur nicht unſre Augen für die großartigen Entwicklungen des Organiſchen verſchließen. So wiederholt ſich in der Vegetation je mehr die Pflanze ſich der Blüthe und der Samenerzeugung nähert, daſſelbe Verhältniß, zu welchem es vorher eines größeren Raumes bedurfte, in immer kleinerer Expanſion, bis dieſe zuletzt in einem Null des Räumlichen verſchwindet, ohne deßhalb die Kraft ihres Inhaltes zu verlieren. Das, was aber dieſe Verkleinerung bedingt, — wie iſt es anders zu benennen, als eine ihrer Potenzialität, ſo wie ihres Inhaltes ſich keineswegs begebende Aufhebung des Raumes? Der Raum iſt hier, und iſt doch wieder nicht: er bedingt die Erſcheinung und wird doch wieder umgekehrt von ihr bedingt: kurz, er iſt in eine Eſſentifikation ſeiner ſelbſt eingegangen, daß man ihn als eine Reduplikation ſeiner ſelbſt zu bezeichnen faſt nicht umhin kann. So ferner, wenn man die Muskelſtellungen z. B. der Arme betrachtet, mit einem ſo kleinen Hebelbau, als es hier der Fall iſt, könnten niemals ſolche Laſten bewegt werden, wie es der Arm wirklich thut, wenn nicht auch hier die erwähnte Eſſentifikation und Reduplikation ihre bedeutſame Rolle ſpielten. Warum müſſen wir unſre Sinne, die Schnelligkeit, womit ſich ein Gefühl vom Aeußerſten unſeres Leibes in das Centrum des Hauptes verſetzt, die ungeheuere Elaſticität unſeres Denkvermögens und ſo vieles Andere eine ſich geradezu im Nu vollziehende actio in distans nennen, wenn nicht eine Anhäufung der koncentrirteſten Vielheit in uns auf eine Weiſe vorhanden iſt, daß die Menge trotz des engen ihr gelaſſenen Raumes ſich dennoch wechſelſeitig nicht zu ſtören vermag? Mehr wahrlich, als jene Stierhaut vermochte, welche eine mächtige Ausdehnung umzingelte, und ſo den ganzen Raum zur Gründung einer gewaltigen Stadt bedeckte, unendlich mehr noch vermag jene dem ſubſtanziellen Prinzipe eingeborene Eſſentifikationsfähigkeit der leeren Hülſe einer unermeßlichen Raum-Expanſion gegenüber. Mich wenigſtens ſollte es nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn ein weiter ſchauendes Auge als

*) Vgl. mein Syſtem der poſitiven Logik. S. 101 ff.

das meine, in einem essentificirten Raume vier und sieben und noch mehr Dimensionen zu entdecken vermöchte, während der durch niedere Substanz-Stellung und Abstraktion entleerte Raum für unseren sinnlichen Blick nur drei Dimensionen, nicht mehr noch weniger, aufweisen kann. Wenigstens wird allein Uebelwille oder Mangel an Einsicht unserem Satze: daß der Mathesis keine absolute und ewige Nothwendigkeit einwohne — die Wahrheit einer innerlichen Consequenz und Denkmöglichkeit absprechen können. Ist dem aber so, so wird sich hieraus alsobald die Nothwendigkeit mehrerer Folgerungen und Anschauungs-Modifikationen ergeben müssen. Denn die hiedurch hervorgerufene Umänderung in unserem Denksystem ist so durchgreifend, daß es vielmehr zu verwundern wäre, wenn keine Umgestaltungen auf dem Gebiete der Geometrie wie der Analysis eintreten würden. Aus dem Reichthum der durch diese Erweiterung des Gesichtskreises sich ergebenden Modifikationen wollen wir uns indeß jetzt begnügen, allein drei der bedeutenderen hervorzuheben.

Wenn nämlich die Mathematik nach unseren Resultaten nicht absolute, sondern nur relative Nothwendigkeit, diese aber auch in der ganzen Ausdehnung und Strenge des Begriffes ist, so muß erstens vor Allem jene Meinung als irrthümlich und zu beseitigend bezeichnet werden, zufolge welcher die Mathematik als das Hauptgesetz, wenn nicht als das einzige der Naturwissenschaften bezeichnet zu werden pflegt. Zwar ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie ein für einen großen Theil der Naturwissenschaften höchst-nothwendiges Prinzip der Gesetzlichkeit bietet. Indeß ist ja zum Theil der wirkliche Raum, zum Theil nur der abstrakte allein Vorbedingung der Substanz und der Natur. Folglich erhebt sich die Natur aus und über den Raum. So sehr dieser daher auch die Natur bis hinauf in ihre höchsten Höhen mit seiner Doppelgängerschaft verfolgen mag, sie selbst ist und bleibt dennoch immer über das Prinzip der Leere und seiner Gesetze erhaben. Im Gegentheile, je mehr die Natur Natur wird, um so mehr wird sie den Raum als ihre Wurzel vernichten und seine Symmetrie mit dem Fleische ihrer schönen Harmonie zu überkleiden, seine Leere aber mit der Fülle ihrer lebensschwangeren Kräfte zu verstofflichen suchen. So gewaltig daher auch selbst das [illegible]let den Rhythmus der Zahl an sich offenbaren

mag, immer wird es ſich zuletzt in eine Blüthe oder in ein Haupt verklären, das die ſtarre Geſetzlichkeit nur noch als Folie ſeines ſchönen Scheines gebrauchen wird. Wenn demnach jede Wiſſenſchaft der Natur mit der Starrheit der Zahl beginnen muß, ſo wird ſie doch allein durch einen Ueberſchuß, welcher mehr als Zahl iſt, vollendet werden können. Die dürfen folglich ſich keine Hoffnung auf Erkenntniß der Natur machen, welche ſie ausmeſſen, durchzählen und abwägen zu können glauben. Denn

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben".

Indem wir aber auf dieſe Weiſe die zu große Einmiſchung der Mathematik in der Ergründung der Naturgeſetze zurückgewieſen haben, hat ſich uns alsbald etwas geltend gemacht, deſſen Beachtung uns nothwendig eine neue Seite der Einſicht zu eröffnen geeignet iſt. Es iſt nämlich der Raum nicht nur abſtrakte Vorbedingung von der Erſcheinung der Subſtanz, ſondern mehr oder weniger hat er ſich ſelbſt in die Wirklichkeit derſelben hereingedrängt, und einen ihm nun nicht mehr ſtreitig zu machenden Platz gewonnen. Denn wenn auch das Leere im Weltſyſtem mit noch ſo zarten, von uns kaum mehr wahrnehmbaren Subſtanzialitäten ausgefüllt ſein mag, ſo bleibt es der ſtarren Materialität gegenüber doch noch immer um nichts weniger leer. Nun iſt es uns aber gelungen, in der Vorleſung über die Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen einen nicht unerheblichen Beweis für die räumliche Endlichkeit und der Subſtanz aufbringen zu können. Iſt dem aber ſo, ſo kann nicht geläugnet werden, daß die geſammte Natur mehr oder weniger ein gemeinſchaftliches und abgegränztes Ganze bildet, dem der Name eines Lebendigen (ζῶον) nicht entzogen werden kann. Nun iſt dieſes Lebendige, wie es ſich uns ſo eben ergeben hat, durch ſeine ganze Tiefe hin vom leeren Raume durchzogen, ja es beſteht eben nur durch den Wechſelverkehr mit dieſem Raume ſelbſt, indem deſſen Nichtſein eben die Sphäre für ſeine, des Lebendigen, Verwirklichung abgibt. Nehmen wir dies aber als Thatſache an, und denken wir hiezu noch, daß dieſer geſammten Endlichkeit mehr oder weniger die Form der Menſchenebenbildli-

keit aufgeprägt ist, so wird sich uns folgendes Doppelte als entschiedene Wahrnehmung herausstellen. Einmal nämlich entwickelt sich das werdende Lebendige am und im Raume. Folglich werden sich gewisse nothwendige Gestaltkonstruktionen an seiner Massenentfaltung wahrnehmen lassen. Es sind demnach die speziellen Gestaltungen, welche hier vorkommen und die Genesis der Welt begleiten, die eigentlichen Urgestalten, gegen welche alle übrigen Formen nur mit den Urgestalten schon gegebene oder aus ihnen leicht zu entwickelnde sind. Diese genetischen Urformen sind aber Würfel, Kugel, Cylinder und Kegel*), — Körper, deren Formen auch das Spielzeug des Weltknaben Dionysos hat. Sodann aber — und dies ist das Dritte, worauf wir aufmerksam machen wollen — sind die in dem wirklichen Raum der Welt auftretenden Erscheinungen in jedem Falle Größen. Die Sprache der Größe ist jedoch die Zahl. Nun aber bildet die gesammte Welt ein Ganzes. Folglich läßt sich annehmen, daß namentlich einige Zahlen-Worte als großes Charakteristikum gleichsam durch die ganze Welt hintönen werden, und allerdings gibt es einige Zahlenverhältnisse, welche die ganze Existenz in den merkwürdigsten Durchgliederungen bedingen. Diese Zahlenverhältnisse werden aber mit einigen Zusätzen namentlich von den Primzahlen der ersten Dekade bedingt: also durch 1, 2, 3, 5 und 7. Die Gegenstellung aber, wodurch das Verhältniß erst vollständig bedingt ist, gliedert sich so, daß in Verbindung mit 8 auf die eine Seite immer 2, 5 und 8 tritt, während die andere durch 1, 3 und 7 gebildet wird. Den Mittler beider Ketten bildet mit all ihren Complikationen die Dreiheit. Oft auch durchschlingen sich die beiden Reihen wie tanzende Paare mit bunter Mannigfaltigkeit und scheinen sich bis in's Unermeßliche verlängern zu wollen. Alle übrigen Verhältnisse, die sonst noch auftreten, stehen zu jener königlichen Reihe in entschiedener Unterordnung, etwa so wie den reinen Intervallen gegenüber eingeschobene Halbe-, Viertel- und Achtel-Töne**).

*) Wie innig auch von mathematischer Seite her Kegel, Kugel und Cylinder unter einander verbunden seien, lehrt schon der Lehrsatz des Archimedes.

**) Vgl. meine Theodicee. Bd. I. Anhang.

Dies wäre es denn nun, was wir noch als Hauptfolgerungen unſeren Grundanſchauungen als durchaus nothwendig anzufügen gehabt hätten; und ſo mannigfache Conſequenzen und Erweiterungen dem Allen noch beizugeben wären, ſo würde ſich doch nichts ausfindig machen laſſen, was in dem Gegebenen nicht ſchon involvirt läge. Auch will ich Ihnen, meine Herrn, das viele Auffallende dieſes Abſchnittes nicht durch zu bedeutende Ausführung noch überdies zu ſchwer umſpannbar machen. Das Ueberraſchende ſelbſt, welches namentlich in der Behauptung von der nur relativen Nothwendigkeit der Matheſis liegen mag, bitte ich, ſich dadurch mildern zu laſſen, daß durch die Beſchränkung der mathematiſchen Sphäre an ſich die in ihr doch noch immer, wenn auch nur relativ enthaltene Nothwendigkeit einen nur um ſo beſtimmteren und ſich gleichſam ſelbſtbewußten Ausdruck gewonnen hat. Denn die Nothwendigkeit iſt ja überhaupt ein ſo relativer Begriff, daß ſie nicht als ein Abſolutes angeſehen werden kann. Entweder gibt es neben der Geſetzlichkeit der Mathematik noch eine Freiheit oder keine. Gibt es keine, dann iſt die Nothwendigkeit überhaupt nur noch gleich dem Begriff der Exiſtenz. Gibt es aber eine, dann iſt die Matheſis im Grunde allein ſchon durch dies Zweite neben ihr in die Sphäre der Relativität zurückgewieſen. Auch hat dies Niemand beſſer eingeſehen als Spinoza, welcher die Exiſtenz zum Fatum der Welt erhoben hat. Nachdem er dies aber einmal gethan hatte, war es für ihn nur eine ganz natürliche Folge, daß er dieſen Kronos von Exiſtenz nur nach dem Schematismus des Mathematiſchen gegliedert ſein laſſen mußte. Jene Spinne, deren Webe-Geſchäft er in ſeinen Erholungsſtunden mit einem orientaliſchen far niente belauſchte, war für ihn nichts, als das eſſentialiſche Symbolum der geſammten Exiſtenz. — Jetzt ſind uns nur noch einige Bemerkungen übrig, für jenen, welcher ſich dem mathematiſchen Studium zu widmen geneigt iſt.

Niemand halte ſich zum Dienſte der reinen Formen und Verhältniſſe geſchaffen, wer nicht mit einer gewiſſen Leichtigkeit gleichſam den Sinn jeder ihm entgegentretenden Form zu erfaſſen verſteht, ſelbſt wenn er vorher auch noch gar nichts von geometriſchen Verhältniſſen kennen gelernt hat. Empfindet nun aber

ein Individuum neben ſeiner Luſt zum Gegenſtande noch die Anweſenheit dieſes Sinnes, dann rathen wir ihm, für's Erſte die ganze Seite der Analyſis wie nichtſeiend zu betrachten, und, alle ſeine Kraft der reinen Geometrie zuwendend, in dieſer und ihren reinen Formen-Anſchauungen ſo weit vorzudringen, als es ohne komplicirteren Gebrauch der Zahlen nur irgend möglich iſt. Iſt aber der werdende Schüler auf dieſem Punkte angekommen, und beſitzt er in ſeinem Geiſte eine gerundete Geſammtanſchauung aller Formen und ihrer Uebergänge, ſo daß ihm ihr ganzer Reichthum nur wie die Entfaltung eines Samenkornes zur Pflanze erſcheint, — dann werfe er ſich mit geſammter Kraft auf die reine Analyſis, und ſuche ſie nicht nur zu verſtehen, ſondern, was für den Mann von Fach die Hauptſache iſt, ſich eine ſolche Gewandtheit in der Umwandlung ſelbſt der ſchwierigſten Formen zu gewinnen, daß er, gleichſam wie ein Schlafwandler, im halben Traume nur wie durch mathematiſchen Inſtinkt die ſchwierigſten Entwicklungen zu löſen vermöge. Hat er hier die Meiſterſchaft aber erreicht, dann ſtrebe er mit ſo wenig Nachhülfe als möglich ſich ſelbſt die Bahn durch die analytiſche Geometrie zu brechen. Der auch hier zum Ziele durchgedrungene wird auf der rechten Höhe angekommen ſein, von der aus das Geſchäft des Entdeckers beginnt. Wird ein Solcher auf der in dieſer Vorleſung von uns bezeichneten Bahn wandeln, dann wird ihm die Erreichung der höchſten Reſultate nicht entgehen können. Will er dies indeß nicht, ſo hüte er ſich doch wenigſtens vor jener namentlich den Mathematikern ſo eigenthümlichen Sonderbarkeit, die eigene Wiſſenſchaft zum Tribunal der Univerſalität erheben zu wollen. Denn da die Mathematik eine auf das ſpeziellſte Feld eingeengte Relativität iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß die einſeitigſten Reſultate zu Tage kommen, wenn ſie zum Prinzip der Allheit erhoben wird. Allerdings entbehrt die Mathematik vielleicht nicht aller prophetiſchen Anlage. Aber eben weil bei ihr dieſe Gabe der höchſten Abſtraktion geeint iſt, muß ſie auch ganz allein in ihrer Sphäre geübt werden. — Dies iſt es denn, was über das mathematiſche Studium vorzubringen geweſen wäre. Wir glauben kein weſentliches Moment übergangen zu haben.

Fünfzehnte Vorlesung.

Vom Studium der Medizin.

Meine Herrn! Indem wir uns einem so weitverzweigten und schwierigen Gegenstande, wie die Medizin ist, zuwenden, können wir es nicht als unsre Aufgabe ansehen, für jede sich hier aufdrängende Frage, wie z. B. für die nach einem absoluten Begründungs-Prinzipe der materia medica, das entscheidende Lösungswort ausfindig machen zu sollen. Denn es muß in jeder Beziehung von selbst einleuchten, daß dasjenige, was ganze Menschenleben und Bücher zu füllen vermag, nicht in einer kurzen Vorlesung seinem Abschlusse entgegengeführt werden kann: um so mehr, da ein gründliches System der Medizin seiner Natur nach sich der jedesmal vorliegenden Frage gewöhnlich nur auf einem sehr weiten Umwege zu nähern vermag. Unser Bestreben muß daher einzig und allein darauf gerichtet sein, die Medizin als das letzte Resultat einer genauen Naturforschung darzustellen, und jedem der sich hier ergebenden theoretischen und praktischen Probleme ein Wort zu widmen, dessen Bestimmtheit in irgend einer Weise zur Richtschnur zu dienen vermag, damit der angehende Schüler sich der gesammten Einheit des Gegenstandes gegenüber nicht einer beengenden Rathlosigkeit preisgegeben sehe.

Vor Allem könnte es hier nun auffallen, daß wir allein die Medizin als die Kunst der Naturwissenschaften hinstellen. Jede Erkenntniß hat nämlich ihre Kunst, und jede Kunst ihre Erkenntniß. Da nun das gesammte naturwissenschaftliche Gebiet aus verschiedenen Disciplinen besteht, so liegt die Frage nahe, warum es denn nicht auch für jedes dieser besonderen Glieder eine besondere

Praxis gebe. So könnten z. B. die Optik, die Technik, die Mechanik als die praktiſchen Seiten der Aſtronomie, Phyſik, Chemie oder Mathematik angeſehen werden. Aber theils ſind alle dieſe praktiſchen Momente nur etwas entfernter liegende Conſequenzen der einzelnen Wiſſenſchaft ſelbſt, und ſomit nur analytiſche Erweiterungen und keineswegs ſynthetiſche Neuheiten: theils gehen ſie in ein ſo niederes Gebiet äußerlicher Handthierung herab, daß ſie eher als ein Handwerk, denn als eine Kunſt bezeichnet zu werden verdienen. Bei Allem, was ich Kunſt nennen ſoll, verlange ich, daß ihm noch ganz ſpeziell ein eigenthümliches Prinzip einwohne. Es muß noch ein ganz beſonderer Graben zu überſchreiten ſein; eine Anwendung der Sache muß gefunden werden, welche hinwiederum ein neues Licht auf die Sache ſelbſt zurückzuwerfen geeignet iſt; kurz, nur das iſt Kunſt, was als Steigerung des Wiſſens erſcheint. Iſt nun aber Naturwiſſenſchaft nichts als die Erkenntniß von der ebenſo realen wie idealen Form des erſcheinenden Lebens, ſo iſt es offenbar, daß nur eine Bedingtheit dieſes Lebens durch die Einſicht in daſſelbe ſeine wirkliche Steigerung genannt zu werden verdient. Nun aber kann das regelrechte Leben durch den Einfluß unſerer Erkenntniß nicht gehoben werden. Es ſcheint demnach allein die Rekonſtruktion des geſtörten Lebens als die Kunſt der Naturwiſſenſchaft charakteriſirt werden zu können. Nun müßte es jedoch ein ebenſo unnützes wie frevelhaftes Beginnen genannt werden, wenn wir größere Naturkreiſe in irgend ein Verhältniß, das wir getrübt glaubten, wieder herſtellen wollten. Es kann ſich demnach die Kunſt der Naturwiſſenſchaften allein auf die Correktion der Organismen beziehen. Wenn nun aber Pflanze und Thier einmal wegen ihrer niederen Stellung dem Menſchen gegenüber und dann deßhalb in den Hintergrund treten, weil ſich ihre Natur theils ſelbſt wieder herſtellt, theils mit weit geringeren Mitteln wieder hergeſtellt werden kann, und endlich an der Exiſtenz des Individuums weniger gelegen iſt, ſo wird es jetzt als ganz natürlich erſcheinen, daß die Rekonſtruktion geſtörter menſchlicher Natur allein als die Kunſt der Naturwiſſenſchaften angenommen werden kann. Ueberdies iſt der Menſch ein ſo zartes und doch hinwiederum an unglücksſchwangeren und gewaltſamen Natur-Kräften ſo überreiches Weſen, daß mit jedem Wachsthum

möglich größerer Gefahr die Kunſt ihrer Abwendung eine ſich in demſelben Maaße ſteigernde Kunſt werden muß. In der That habe ich noch nichts mit dem hohen Geiſte des Alterthums ſo wenig übereinſtimmend gefunden, als das, daß von ihm die Kunſt der Medizin eine unfreie Kunſt benannt wurde.

Iſt dem aber ſo, ſo wird das Erſte, das hier in das Auge gefaßt werden muß, die Frage nach der Erkenntniß deſſen ſein, was die Veranlaſſung zur nothwendig gewordenen Rekonſtruktion abgibt. Es iſt demnach der Menſch ſeiner Form und ſeinem Weſen nach auf das Tiefſte zu verſtehen, wenn anders eine ergründende Diagnoſe*) gegeben werden ſoll. Ich werde mich daher zuerſt bemühen, mehr oder weniger umfaſſende und auch mehr oder weniger überſehene Prinzipe einer tüchtigen Diagnoſe aufzuſtellen. Es iſt aber nicht genug, daß die Krankheit gekannt ſei. Worauf es ankommt, iſt, daß das erkannte Uebel beſeitigt werde. Es werden alſo auch hier Blicke nothwendig ſein, welche zu lehren vermögen, wie bei den uns gegebenen Mitteln einem Uebel beizukommen ſei. Der Natur der Sache nach werden unſere Rathſchläge mehr in Cautelen als in poſitiven Angaben beſtehen. Natürlich werden wir hier auch nicht umhinkönnen, einige kritiſche Bemerkungen über die Heilmethoden der Gegenwart miteinfließen zu laſſen. Endlich wird es uns wohl anſtehen, hier ebenfalls zu fragen, ob unſre Haupteintheilung von Nothwendigkeit und Freiheit auch auf die Kunſt der Naturwiſſenſchaften irgend eine Anwendung zu finden vermöge. Den völligen Schluß aber werden wir mit unſeren Anſichten über das Talent zum Arzt und über deſſen allgemeine, namentlich moraliſche, Stellung ſeiner Aufgabe gegenüber machen. Wir wenden uns jetzt zuerſt der Frage nach den Erkenntniß-Verhältniſſen der Krankheiten zu.

Hier iſt es denn nun fürs Erſte natürlich, daß ohne eine vollkommene Einſicht in den Bau des menſchlichen Leibes nicht an die Möglichkeit irgend einer Diagnoſe gedacht werden könne. Der Arzt muß ein vollendetes Bild des innern Menſchen mit ſich

*) Dies Wort nehmen wir hier, wie in der Folge, in dem weiteſten Sinne, ſo daß es Alles umfaßt, was ſich auf Erkennung wie tiefere Erklärung der Krankheitsformen bezieht.

herumtragen, ſo daß ihm daſſelbe immer faſt inſtinktartig vor Augen ſchwebt. Ja ſelbſt dies iſt nicht einmal für ihn genug. Auch eine tüchtige Einſicht in den Bau zum mindeſten der Quadrupeden kann von ihm gefordert werden, da ohne dieſelbe die genetiſche Bedeutung der verſchiedenen Organe in keiner Weiſe erfaßt zu werden vermag. So ſehr es aber indeß klar iſt, daß durch eine ſolche Erkenntniß allein genügende Schlüſſe gezogen werden können, ſo reicht eine ſolche Einſicht gleichſam in das Thieriſche der menſchlichen Leibes-Oekonomie doch nicht vollkommen aus, um für alle Erſcheinungen ein genügendes Erklärungsprinzip abgeben zu können. Vielmehr ſind gerade die ſchwierigſten und unerklärlichſten Thatſachen krankhafter Zuſtände von der Art, daß bis jetzt die gründlichſte Einſicht in den Körperbau noch nicht hingereicht hat, das Räthſelhafte und Problematiſche derſelben zu erklären. Denn es iſt allein die Einſicht in den idealen Begriff von der Form des menſchlichen Leibes, welche hier ſelbſt für die abnormſten Verhältniſſe die befriedigende Deutung verſpricht. Dieſe ideale Form iſt aber, wie wir bisher fanden, an zwei Grund-Thatſachen unſerer Erſcheinung geknüpft, ohne welche uns die menſchliche Geſtalt ein vollkommenes Räthſel bleiben muß. Die eine dieſer Thatſachen iſt jedoch die, daß das menſchliche Haupt ein koncentrirter Rumpf, der Rumpf dagegen ein zerdehntes und erpandirtes Haupt vorſtelle; die andere iſt: daß durch unſre ganze Geſtalt hin ſich überall der Begriff einer merkwürdigen Umkehr verwirkliche, einer Umkehr, welche, obgleich überall und tauſendfach modifizirt in uns vorhanden, ſich dennoch namentlich in den Gegenlagerungen des Cerebral- und gangliöſen Syſtemes*) und dann noch darin ausdrückt, daß namentlich Hände und Füße eine ſchlagende Aehnlichkeit mit dem Haupte beſitzen. Es iſt nöthig, über dieſe beiden Punkte noch einige ſpezielle Betrachtungen beizufügen.

Alle Exiſtenz, alſo auch die menſchliche, iſt an den Gegenſatz des Subſtanziellen und Formellen gebunden. Da, wo die Vollendung den höchſten Grad erreicht hat, hängen beide Gegenſätze ſo ſehr aneinander, daß jeder den andern ſo völlig durchdringt

*) Vgl. die Vorleſungen über das Studium der Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen wie im Beſonderen.

und erkennt, wie er von ihm durchdrungen und erkannt wird. So geiſtig nun aber der Menſch iſt, ſo iſt doch die Expanſion des Materiellen an ihm der Weg, auf welchem er aus der Natur heraus wird. Die tiefere Abhängigkeit ſeiner Leiblichkeit demnach, welche ſich am Rumpfe ausdrückt, wird expandirter, zerſplitterter und maſſenhafter ſein, als dies bei dem koncentrirten Vertreter der Form der Fall iſt. Und hieraus erklärt ſich der Wechſel-Parallelismus zwiſchen Haupt und Rumpf. Aber ſo gegenſätzlich beide auch ſind, ſo ſind ſie doch für einander beſtimmt und berufen, eine Einheit zu bilden. Es drückt ſich folglich dieſe Einheit als ein wechſelſeitiges Tendiren zu einander aus, und dieſe doppelte Gegenbewegung iſt das Prinzip für das Phänomen der Umkehr. Es iſt demnach eine merkwürdige Erſcheinung am menſchlichen Leibe vorhanden, welche ſich ſo ausdrückt, daß der Menſch zwar dualiſtiſch gebildet iſt, aber doch an dieſem Dualismus ein Geſetz der Einheit trägt, welches die Extenſion des Dualismus noch transſcendirt. Dies führt indeß augenblicklich auf eine neue Betrachtung. Da nämlich der Rumpf um ſo ein Bedeutendes größer iſt, als das Haupt, ſich zugleich aber auch maſſenhafter darſtellt, als dieſes, und doch zugleich gegen ſeine Enden hin (wofür ſogar das Verhältniß des Geſchlechtes ſpricht) neue, umgekehrt geſtellte Anſätze zu Kopf-Entwicklungen beſitzt, ſo iſt klar, daß die maſſige Haupt-Aehnlichkeit des Rumpfes die quantitative Mitte, zugleich aber auch die ſchwächſte Region des ganzen Leibes bildet *). Man kann daher unſeren Rumpf als den niedrigen Indifferenz-Punkt für die polariſchen Haupt-Entwicklungen bezeichnen, welche nach Oben und Unten in die Peripherie unſeres Leibes geſtellt ſind. Hieraus geht aber unmittelbar das weitere, praktiſch ſehr wichtige Reſultat hervor, daß unſer Rumpf, obgleich eine ſchwache Mitte und eine maſſige Indifferenz-Region, dennoch wegen ſeiner ſpeziellen, in den Vorleſungen über die Naturwiſſenſchaften bereits erwieſenen, Aehnlichkeit mit dem Haupte mit dieſem einen ausgeprägten Parallelismus, und folglich auch ſein Oben und Unten

*) Dies iſt denn auch der fundamentale Grund, warum namentlich das Blutſyſtem des Unterleibes Urſache ſo vieler Leiden iſt, und deßhalb auch von berühmten Aerzten als „porta malorum“ bezeichnet wurde.

beſitzt. Es tritt demnach hier eine Durchkreuzung der mannigfachſten Verhältniſſe hervor, die, ſo verwirrt und verwickelt ſie auch erſcheinen mag, dennoch das Prinzip einer wohlgegliederten Ordnung und Geſetzmäßigkeit an ſich trägt. Wenigſtens ſcheint es mir über allen Zweifel erhaben, daß bei tauſend ſchwierigen Krankheitsformen das entſcheidende Moment zu ihrer Erkenntniß oder mindeſtens zur Erkenntniß ihrer Verhältniſſe allein in dieſer von uns entwickelten Conſtruktion zu ſuchen iſt. Wir wollen jetzt, ſo viel es unſer Raum und unſre Abſicht erlaubt, einige ſpezielle Fälle erwähnen, und zeigen, von welchem bedeutenden Einfluſſe unſre Entwicklungen auf ſie ſind. Wir wählen hiezu den ſchon früher erwähnten Parallelismus zwiſchen Roſe und Gürtelkrankheit, den namentlich durch oft leichte Quetſchungen veranlaßten Kinnbackenzwang, die Milchverſetzungen, die Gicht und ſelbſt mehrere Erſcheinungen der Fieber*). Indeß vermöchten wir den gewählten Gegenſtänden noch faſt alle Krankheiten beizufügen, da es kaum eine gibt, welche nicht wenigſtens in irgend einer Beziehung zu unſrer Idealform ſtünde.

Wir ſetzen voraus, daß uns der Parallelismus zwiſchen der Gürtelkrankheit und der Roſe aus unſern früheren Expoſitionen noch wohl bekannt iſt. Beide treten nämlich in der Region des Hauptes und Rumpfes zuerſt und hauptſächlich hervor, in welcher ſich das Oben vom Unten ſcheidet, ſo daß alſo ſchon hieraus, nämlich aus dem Parallelismus zwiſchen Haupt und Rumpf, das erſte Licht auf dieſe beiden und namentlich die eine dieſer räthſelhaften Krankheiten fällt. Es iſt dies aber noch nicht genug. Denn aus dem Geſetze der Umkehr ergibt ſich für beide Räthſel ein noch bedeutſameres Licht. Wir fanden nämlich, daß die Umkehr darin baſirt iſt, daß das Subſtanziellere und Formellere aus entgegengeſetzten Regionen zuſammenſtrebe. Dieſe Zuſammenſtrebung vollendet ſich erſt mit dem Tode. Man weiß, wie dieſer von Unten auf, von den Extremitäten nach Oben, ſteigt, und

*) Es iſt keineswegs unſere Meinung, mit den hier zu gebenden Momenten einer Erklärung die Natur der genannten Krankheiten erſchöpft zu haben. Nur das Prinzipielle einer neuen, vielleicht ihrer Haupt-Seite ſoll hier angedeutet werden.

daß, wenn er endlich zum Herzen und höher hinaufstritt, mit einer tiefen Ausathmung das Leben entflieht. Alles Zersplittert-Spirituelle, was der Rumpf als Lebenskraft namentlich in den Ganglien trägt, hat sich nämlich vor Allem wahrscheinlich an dem nervus sympathicus und vagus emporgerungen und vollendet durch seinen Uebertritt in den Geist, den Tod des Rumpfes und die Auswanderung der ganzen pneumatischen Individualität aus dem Haupte*). Nun weiß man aber, daß da, wo die Rose (und in seltenen Fällen auch die Gürtelkrankheit) nicht accidentelle Erscheinung einer speziellen anderen Störung ist, namentlich zarte Frauen und abgearbeitete Männer sie als eine gefährliche und häufig in den Tod umschlagende Krankheit besitzen**). Jene von heftiger Congestion begleitete Efflorescenz, wenn man die Rose anders so nennen kann, ist daher nur eins der vielen Symptome der von Unten nach Oben dringenden Auswanderungsluft des

---

*) Vgl. die dreizehnte Vorlesung: über die speziellen Disciplinen der Naturwissenschaften.

**) Gewöhnlich wird die Rose für viel ungefährlicher angesehen, als wir dies hier thun. Auch *scheinen* wir dies im Ganzen nur. Denn wir sagen blos, daß sie, die Rose, Effekt einer von Unten nach Oben dringenden, also substantiellen und sich an eine gewisse Mittelregion des Ueberganges fixirenden Aktion oder Reaktion sei, welche, eben wegen des Speziellen ihrer Tendenz, die Veranlassung zu jener in gleicher Richtung streichenden Bewegung werden kann, die sich stets im Sterben zu vollziehen pflegt. Eine Bewegung, als deren Haupt-Phänomen jenes eigenthümliche Strecken bezeichnet werden muß, das immer im Momente des Todes bemerkt wird. In anderen letalen und gefährlichen Krankheiten, meinen wir, tritt zuerst allgemeine Erregung und Erschütterung der substantiellen Natur ein, und dann erst geht hieraus die von Unten nach Oben streichende Auswanderungsluft des Lebens als Folge hervor. Anders ist es dagegen bei der Rose, bei welcher der Parallelismus der That diese selbst hervorzurufen vermag oder auch umgekehrt die That selbst die Erscheinung des Parallelismus erzeugt. Mehr läßt sich hier nicht sagen, da wir nicht von der Spezialität der Krankheiten selbst handeln, sondern nur durch einige Beispiele einen Hauptsatz des Textes erläutern wollen. Was übrigens das anderweitige Vorkommen der Rose (als Rothlauf) betrifft, so spricht auch dies nur für uns, da es nur eine Ablenkung derselben nach Gliedern ist, deren Aehnlichkeit mit dem Haupte wir hinlänglich zur Thatsache erhoben zu haben glauben.

Lebens. Auch iſt es merkwürdig, daß die Roſe dann und wann von heftigem Schlucken begleitet wird, welches gleichfalls bei tödtlicher Krankheit nur zu häufig eine gefahrdeutende, von Unten nach Oben dringende Bewegung iſt. — Man weiß, daß ſehr oft ganz unbedeutende Quetſchungen, und zwar dies beſonders an den fleiſchleeren Gelenken, nach einiger Zeit nicht zu hebenden Kinnbackenzwang und damit den Tod zur Folge haben. Auch dies merkwürdige Phänomen findet in unſeren Anſchauungen ſeine Erklärung. Fuß, Hand, Ellenbogen und Kniegegend haben als Quetſchungs-Ort allein oder doch wenigſtens hauptſächlich Gelegenheit zu ſolch gewaltiger Reaktion gegeben. Alſo auch hier um ſo mehr Rückwirkung nach Oben, je entfernter die Quetſchung vom Haupte weg, und alſo in ſeine polariſche Aehnlichkeit hineinfiel. Je mehr aber die Nerven in die polariſchen Extremitäten treten, um ſo mehr entwickeln ſie ſich ſelbſt als Ganglien, oder, wenn man will, als mikrokosmiſche Gehirne. Eine kleine, verſteckte, gleichſam erſtickte oder eingeſchlafene Krampfbewegung im Polargehirne kann daher leicht, allmählig rückwärtsſchreitend, gleichſam in immer größeren Kreiſen einen Krampf im Cerebralſyſteme erzeugen, deſſen Wirkung von der Art iſt, daß er die durch das ganze Leben dauernde Gegenbewegung von Unten nach Oben zu einem ſchnellen Abſchluß, gleichſam zu einem Abſchnurren ihrer Thätigkeit nöthigt. Auch tritt hiezu noch ein Weiteres, was ſelbſt noch für andere Fälle erklärend zu wirken vermag. Da nämlich alle Peripherie-Punkte des Rumpfes und ſelbſt des Hauptes zum Central-Organ des Kopfes im relativen Verhältniß von Extremitäten ſtehen, alſo auch unmittelbar unter der Haut alle Nervenentfaltungen ſich am meiſten ganglienartig expandiren, ſo iſt es natürlich, daß die Peripherie der Polar-Gehirne doppelt empfindlich wird, und daß ſelbſt unbedeutende Quetſchungen, z. B. am Hüftknochen, Kinnbackenzwang und ſomit den Tod hervorrufen können. Uebrigens gewinnen wir durch dieſe letzten Entwicklungen noch den wichtigen Satz, daß Innen und Außen an unſerem Leibe in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen, wie das Haupt zu ſeinen Polar-Ebenbildlichkeiten. Wie bedeutend aber dieſe Bemerkung für die allgemeinen Krankheitsverhältniſſe iſt, mag ſich gleich bei jenem Leiden erklären, zu dem wir jetzt übergehen, bei der Gicht. — Für die

Gicht gibt es mehrere griechiſche Namen, nämlich die Ausdrücke Arthritis, Podagra und Chiragra. Es iſt klar, daß auch dieſe Worte unmittelbar auf die Extremitäten des Leibes hindeuten, und es wird dies dadurch noch um ſo klarer, daß ſich dieſe nach Außen gehenden Sekretionen auch auf das Innere der drei Leibeshöhlungen, namentlich alſo auf Gehirn, Lunge und Magen zu werfen vermögen, und an dieſen Orten dem Leben die höchſte Gefahr drohen. Alles, was hier problematiſch iſt, erklärt ſich aus unſeren Prämiſſen. Was nämlich die drei Leibeshöhlungen betrifft, ſo geht ihre Exiſtenz unmittelbar aus dem Parallelismus zwiſchen Haupt und Rumpf in Vereinigung mit dem Geſetz der Umkehr hervor. Das Haupt hat ſeine Innerlichkeit als die ihm zukommende Region. Der Rumpf iſt an ſeinem unteren Ende vermittelſt der Ganglienverhältniſſe bereits halb zur Umkehr geworden, nur ſein Obertheil iſt überwiegend Mitte. Es iſt natürlich, daß von dieſen beiden Beſtimmungen jede ihre Höhle als Innerlichkeit beſitzt. Da nun von uns gefunden wurde, daß Innen und Außen in einem parellelen Verhältniß zu dem Verhältniſſe der oberen und unteren Polarität ſtehe, ſo iſt es klar, daß jede Leibeshöhlung den Gliedern und ihrer Relativität gegenüber als abſolutes Haupt oder Oben auftreten kann. Es iſt demnach erklärt, warum ſich die Gicht nicht allein auf das Gehirn, ſondern ebenſo häufig auf Lunge oder Magen wirft. Wollte nun Jemand noch die Frage aufwerfen, warum a priori die Ablagerungen der Gicht nach den Extremitäten der Glieder getrieben werden, ſo iſt es erſtlich ein Inſtinkt der Natur, das Fehlerhafte nach dem Maſſenhaften der Sonderung ſowohl, wie auch nach Außen zu treiben. Dann aber iſt auch der Kalk des Gichtſtoffes, der ſich ſogar dann und wann vermittelſt des Schweißes wie ein feiner Staub auf der äußeren Haut niederſchlägt, ein ausgeſprochen Subſtanzielles. Das Prinzip der Subſtanz ſehnt ſich aber nach dem der Form. Die Form jedoch liegt namentlich im Prinzip des Hauptes. Nun aber treibt die hohe Feinheit der Form die rohe Subſtanzialität des Gichtſtoffes von ſich ab. Es bleibt folglich der Natur nichts Anderes übrig, als dieſe Subſtanz nach den polariſchen Hauptähnlichkeiten zu führen, die überdies ſchon an ihren Knochenanſchwellungen hinreichende, alſo das Gleiche attrahirende Kalklager beſitzen. Noch

könnte Jemand fragen, warum ſich die Kalkausſcheidungen ſo häufig auf die ausführenden Organe werfen. Da aber ſchon das Wort Ausführung hinreichend die Tendenz auf das Aeußerliche und Peripheriſche ausdrückt, ſo ſcheint ſich die Löſung dieſer Frage ohne Weiteres von ſelbſt zu ergeben. — Weiter haben wir die Milchverſetzungen als Beweiſe für den Einfluß unſerer Idealform auf die Krankheits-Zuſtände angeführt. Die Thatſachen ſind aber hier ſo ſprechend, daß wir ſie nur mit einigen Worten zu erläutern brauchen. Die Milch koncentrirt ſich nämlich in die Bruſt. Die Bruſt aber mit ihrer Wölbung findet ihren oberen Parallelismus auf das entſchiedenſte in der Region der Stirne und des Gehirnes. Da aber unmittelbar mit dem Unterleibe die Region der Umkehr beginnt, ſo iſt es natürlich, daß bei der höchſten Form-Umkehrung in den Füßen von dem Unterleibe weg in Schenkel und Wade das Prinzip der Umkehr mit ſucceſſiver Beſchleunigung immanent iſt. Es iſt daher natürlich, daß bei Milchverſetzungen die Milch entweder in den Kopf oder in die Schenkel geht. Die Gefährlichkeit beider Exceſſe iſt faſt gleich groß, und gibt daher auch wieder einen ſprechenden Beweis dafür, wie groß die Bedeutung des formellen Prinzipes in der menſchlichen Organiſation iſt, und wie viel folglich von der reinen Erhaltung der Idealform abhängig ſein muß. — Endlich haben wir noch einige Worte von der Bedeutung der von uns gegebenen Erklärung der Menſchengeſtalt für die Fieber anzuführen. Denn wenn hier auch bei der allgemeinen Erregung des ganzen ſubſtanziellen Prinzipes mehr ein allgemeiner Aufſtand der Natur vorhanden iſt, ſo tritt doch auch hier die Beziehung der Haupt-Aehnlichkeiten entſchieden hervor. Einmal nämlich verhält ſich Oben und Unten wie Innen und Außen. Auch iſt zu bemerken, wie lebendig die Kraft des Hauptes gegen jeden Fieberausbruch reagirt. Es verſteht ſich demnach von ſelbſt, daß bei den Wechſelzuſtänden des Froſtes und der Hitze die Extremitäten häufig frieren, wenn das Haupt glüht, und umgekehrt*), wie denn auch das

*) Wir können an dieſer Stelle die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſelbſt in der gewöhnlichen Art, den Puls zu fühlen, eine neue Beſtätigung aller hier gegebenen Momente liegt. Denn wie Gall daraus, daß wir bei

eigenthümliche Umſpringen von Froſt und Hitze ſelbſt den ausgeprägteſten Charakter der Umkehr an ſich trägt. Sodann iſt es ebenfalls merkwürdig, wie nicht die fliegende, ſondern die andauernde und bohrende Hitze des Fiebers ſich hauptſächlich auf der Stirne und in dem Innern der Hände und Füße koncentrirt. Kurz, auch hier macht ſich ein Wechſelprozeß geltend, der, wenn wir namentlich auf die mannigfaltigen Zuſtände ſpezieller Fieber eingehen könnten, ſich durch zahlloſe Thatſachen bewähren würde. Wenn das Fieber, wie wir erwähnten, der tiefſte und hartnäckigſte Aufruhr des ſubſtanziellen Prinzipes gegen die bändigende Kraft der Form, ſei es nun aus welchen Gründen immer, genannt werden kann, ſo iſt es einleuchtend, daß dies Prinzip der Form von Oben nach Unten und von Unten nach Oben wie mit elektriſchem Wechſelſchlage reagirt und daher ſich als die tiefſte Erſchütterung der Idealform des Menſchen kund geben muß. Die Peſt*), welche die äußerſte Ausartung des Subſtantiellen genannt werden kann und die daher die materia peccans der Entartung als tief hinabgreifende Eiterbeulen hervortreibt, eine Krankheit folglich, welche als das Fieber κατ' ἐξοχήν auf der höchſten Stufe bezeichnet werden muß, — ſie läßt dieſe die Criſis bedingenden wie bedeutenden Brandbeulen zuerſt an den Weichen, wie an den Ohrendrüſen und Kinnladen und ebenſo dann und wann unter den Achſeln hervorkeimen. Erſt ſpäter, wenn die Criſis entſcheidender geworden iſt, brechen dieſe Carbunkeln über den ganzen

---

verſchiedenen Affekten mit der Hand an dieſen oder jenen Kopftheil greifen, wichtige Folgerungen zu ziehen ſuchte, ebenſo könnte man einen richtigen Inſtinkt vorausſetzen, welcher die Hand des Arztes an die höchſte Haupt-Aehnlichkeit der Extremitäten führte, in ihr wie einen Mikrokosmus des ganzen Blutlaufes und ſomit des geſammten innerlichen Zuſtandes erkennend. Es iſt wenigſtens nicht allzuſchwer zu beweiſen, daß dem Arzt kaum ein anderer Puls (und zwar nicht blos aus äußerlichen und mechaniſchen Gründen) ſo viel Aufklärung und Einſicht zu verleihen vermöchte, als wie dies bei dem der Handwurzel der Fall iſt.

*) Was von der Peſt gilt, wäre mit ganz gleicher Ausdehnung auch von den Blattern, dem Scharlach, den Maſern, dem Frieſel ꝛc. zu ſagen. Auch hier erzeugt das Haupt- und Rumpf-Verhältniß wie die Umkehr die mannigfaltigſten Analogien.

Leib hervor. Unten des Hauptes und Unten des Rumpfes entsprechen sich aber in dem Parallelismus dieser beiden großen Gegensätze. Ebenso stehen aber auch Achsel- und Ohren-Gegend in einer entschiedenen Relation. Ueberdieß sind auch andere Ausschläge namentlich an diese und ihnen entsprechende Körpergegenden, z. B. das Innere und Zartere der Hände und Füße, gewiesen. Auch diese Thatsachen sprechen demnach dafür, in welche Sympathie die Formbasen der Menschengestalt durch jede Fiebererregung versetzt werden*). — Ich glaube, durch alles Dieses jetzt hinreichend bewiesen zu haben, welche wichtige Rolle die von uns erforschte Idealform des Menschen als diagnostisches Prinzip der Krankheiten zu spielen vermöge. Auch sollte es mir nicht schwer fallen, den Beweis hiezu noch an einer ganzen Kette von Leiden zu liefern. Indeß mag das Gegebene bereits genug sein, Ihnen, meine Herrn, zu zeigen, daß es nicht Neuerungssucht, sondern die Erkenntniß eines realen Prinzipes war, was uns bei dieser Seite der Betrachtung so lange verweilen ließ. Dennoch aber können wir noch nicht zu den die Heilung der erkannten Uebel betreffenden Betrachtungen übergehen. Denn es gibt noch einige

*) Mit Ausnahme einer seltnen Erschlaffung oder noch seltenerer Entartungen von Seiten der formenden und sondernden Kraft liegt der Grund aller Krankheit allein in der Natur des Substantiellen, an welchem sich die menschliche Existenz verwirklicht hat. Denn da dieses Substantielle, wenn auch nur menschliche, aber doch immer Allmöglichkeit ist, so bedingt bei dem einmal vorhandenen Zustand unseres leiblichen wie geistigen Wesens schon dieser Begriff allein nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit der verschiedenartigsten Erhebung von Seiten dieses Prinzipes. Es ist einleuchtend, daß die Art in der egoistischen Verselbstständigung einer solchen versatilen Natur namentlich zwei Wege einhalten wird. Denn entweder sucht sich die aufgerichtete Allmöglichkeit in Approximationen zu Gestaltungen zu verwirklichen, welche schon außerdem sich in der Existenz isolirt vorfinden und in der Alleinheit des Menschen latent beschlossen liegen: oder, einem phantastischen Dichter gleich, gefällt sie sich in oft mehr oder weniger willkührlichen und ganz eigenthümlichen wie originellen Produktionen und Schöpfungen, die den Arzt nicht selten in die höchste Verlegenheit zu setzen vermögen und wahre Abgründe des Möglichen eröffnen. — Dies noch zur Ergänzung mehrerer Punkte, zu deren Ausführung der so beschränkte Textraum keine weitere Gelegenheit bot.

Punkte, auf welche ich Ihre Aufmerksamkeit hinleiten möchte. Sei es, daß von diesen Punkten auch einige unbedeutend erscheinen mögen, der letzte wenigstens wird es gewiß nicht sein, da er uns auf ein bereits erforschtes Prinzip hinweisen wird, das überraschende Klarheit über die Verbreitung aller Krankheiten über den gesammten Erdkreis zu geben im Stande ist.

Von den unbedeutenderen diagnostischen Momenten, welche aber doch dann und wann in einer gewissen Sphäre von Wichtigkeit und sogar entscheidend sein können, heben wir mit Uebergehung aller geringfügigeren lokalen oder anderweitigen accidentellen Bedingungen namentlich drei Punkte hervor, die oft über eine Krankheits-Erscheinung ein gewisses räthselhaftes Wesen zu verbreiten vermögen und sich häufiger geltend machen, als man sonst wohl glauben möchte. Diese drei Punkte bezeichnen wir als Sympathie, rationelle Verpflanzung und accidentelle Uebertragung. — Wenn irgend eine Region oder Sphäre des Leibes in den Zustand eines mechanischen oder dynamischen Leidens versetzt ist, so liegt in der Angegriffenheit dieser Region etwas Ansteckendes. Denn häufig wird die ganze Umgebung dieser wunden Stelle in eine Mitleidenschaft hineingerissen, die so weit gehen kann, daß das Leiden sich von dem ergriffenen Organ völlig auf ein benachbartes transponiren kann. Aus solchem Zustande vermögen die eigenthümlichsten und auffallendsten Erscheinungen hervorzugehen. Es ist dies jenes Verhältniß, welches wir als Sympathie bezeichnet haben. — Der gesammte Organismus steht in einer merkwürdigen innerlichen Relation und Verwandtschaft, welche ihren Grund entweder in speziell konstruktiven Wechselbeziehungen oder in der Idealform unseres Leibes hat. Denn so steht z. B. der Magen zu den Kopfnerven, die Geschlechtsfunktion zu dem kleinen Gehirn in der ausgesprochensten Beziehung. In Folge hievon geschieht es nun häufig, daß bei einer durch ein Uebel lebhaft erregten Verfassung des Leibes ein Umspringen vom Organ zum Wechselorgan eintritt: ein Umspringen, das ebenso erstaunen kann, wie es natürlich ist. Wegen seiner formativen Begründung haben wir dasselbe als rationelle Uebertragung bezeichnet. — Zu diesen zwei Verhältnissen fügt sich nun ein drittes, welches an der Natur der beiden anderen zu partizipiren scheint.

Denn mit der Sympathie hat es das anatomiſch Unvermittelte gemein, mit der rationellen Verpflanzung das Raum-Ueberſpringende. Wir nannten dies Verhältniß die accidentelle Uebertragung. Es geſchieht nämlich dann und wann, daß ein Uebel plötzlich eine planloſe Wanderung durch den Leib anzutreten beginnt, bald da bald dorthin ſpringt, und folglich bald da bald dort erſcheint. Es iſt die größte Kunſt des Arztes, einen ſolchen Proteus zum Stehen zu bringen. — Sollten wir hier gefragt werden, warum wir in unſere univerſelle Betrachtung ein ſcheinbar ſo Accidentelles hereinbringen, ſo diene Folgendes zur Antwort. Nicht etwa um ihrer ſelbſt willen haben wir dieſe ſpezielleren Formen hereingezogen, ſondern um an ihnen die tiefe Selbſtverſchlingung des Lebens in ſich ſelbſt zu zeigen, um an ihnen klar zu machen, wie die unter die Idealform des Menſchen vereinigte Natur ſich in jedem Organ von deſſen Iſolirtheit zu entbinden vermag und in einem Umkreiſe zu ſpielen beginnt, deſſen Bedingtheit durch dieſe Einzelnheit rationell nur entfernt oder auch gar nicht zu rechtfertigen iſt. Namentlich mag dieſe tiefe Univerſal-Verwandtſchaft des Leibes mit ſich ſelbſt uns gegen die vertheidigen, welchen es vielleicht unwahr geſchienen hat, daß wir ſelbſt in den Rumpf ſpirituelle Baſen herabgerückt haben. Aber freilich mag es nicht nur nach Shakeſpeare zwiſchen Himmel und Erde, ſondern auch zwiſchen Scheitel und Sohle manche Dinge geben, von denen ſich ſowohl unſere transſcendenten wie unſere empiriſchen Philoſophen nichts einbilden. Indeß war es noch eine nähere Beziehung, um derentwillen ich auf dieſe tiefe Einheit und Gleichheit des Verſchiedenen in unſerem Organismus hingewieſen habe. Denn da das Ideal der Menſchengeſtalt ſich auch, wie wir fanden, an unſerer Erde verwirklicht hat, ſo läßt ſich jetzt fragen, ob es nicht Krankheitsbedingungen gibt, die nicht nur innerhalb des Individuums, ſondern in großen Umriſſen ſogar innerhalb der Menſchen-Aehnlichkeit der Erde eingeſchloſſen liegen. Zuerſt muß auf dieſe Bemerkung führen, daß oft plötzlich ganze Länderſtriche wie von einer Krankheit überzogen ſcheinen. Noch aufmerkſamer macht hier aber, daß, wie die Mehrzahl der Winde von Weſt nach Oſten zieht, ſo umgekehrt die meiſten, oft ſelbſt die unbedeutendſten Krankheiten einen Strich von Oſt nach Weſten ein-

halten. Das Räthſelhafte dieſer Erſcheinungen wird uns aber alsbald vollſtändig klar, wenn wir unſeren Blick auf die großen Menſchheits-Krankheiten richten, welche ſchon wie Dämonen oder Engel des Herrn über unſere Erde gezogen ſind. Denn ſie alle haben, wenigſtens in großer Ueberzahl, ihren Zug von Südoſt nach Nordweſt genommen. Peſt, Cholera Morbus, Blattern ſind mehr oder weniger tief im ſüdlichen Aſien entſprungen und gegen das Mittelmeer heraufgewandert. Wie ſich demnach die Erde nach ihrem Haupte zu kontrahirt, ebenſo haben ſich alle Weltkrankheiten entwickelt. Denn hievon machen ſelbſt die Luſtſeuche und das gelbe Fieber keine Ausnahme. Im Süden Amerikas entſprungen, haben ſie nur den kürzeren Weg eingeſchlagen und ſind ſtatt über Aſien direkter zu uns herangedrungen. Uebrigens beſtätigt auch noch auf andere Weiſe ihre Ausnahme nur die Regel. Denn erſtlich haben ſie (namentlich das gelbe Fieber) ſich niemals recht bei uns einheimiſch machen können, wie denn auch die Luſtſeuche ihren Charakter als Seuche völlig verloren hat und nur noch Strafe der Sünde iſt. Dann aber kontrahirt ſich ja unſere Erde zu ihrem Haupte nicht nur von Südoſt nach Nordweſt, ſondern auch von Nordoſt nach Südweſt. Es iſt daher natürlich, daß jene Krankheiten der Luſtſeuche und des gelben Fiebers den kürzeren Weg von Südweſt nach Nordoſt dem längeren und umſtändlicheren von Südoſt nach Nordweſt vorgezogen haben. Denn Alles geht in der Natur, im Großen ſogut wie im Kleinen, nach gewiſſen Wahlverwandtſchaften, ohne deren Annahme alle unſere Erklärungsverſuche an einer entſchiedenen, begründungsarmen Lebloſigkeit leiden. Bedenken wir aber hier überdies noch, daß wir früher den Grund aller bösartigen, namentlich akuten Krankheiten in eine egoiſtiſche Erregung und Erhebung des ganzen ſubſtanziellen Prinzipes geſetzt haben, während man dem gegenüber alle chroniſche Krankheit als eine nur partielle Auflehnung dieſes Prinzipes charakteriſiren kann, — ſo iſt es jetzt mehr als natürlich, daß wir die Erhebung der meiſten und gerade der gefährlichſten Krankheiten als aus dem Rumpfe des Erdleibes ſtammend erkannt haben: aus dem Rumpfe des Erdleibs *), welcher dem formellen

*) Hiebei iſt denn freilich auch wohl zu bedenken, daß das Haupt in ſi

Prinzipe des Erdhauptes gegenüber der entschiedene Vertreter des substanziellen Prinzipes genannt werden muß. Stammen doch auch alle unsre Krankheiten der großen Ueberzahl nach aus der Tiefe unsers Rumpfes.

Jetzt ist es unsre Aufgabe, uns der Frage nach der Heilung der erkannten Krankheiten zuzuwenden. Es ist begreiflich, daß wir uns zufolge unserer Aufgabe bei dieser schwierigen Frage noch mehr im Allgemeinen werden zu halten haben, als dies bisher der Fall war, da sich kaum irgendwo alles Allgemeine so sehr zu individualisiren vermag, ja genöthigt ist, als dies bei Körperleiden der Fall zu sein scheint. Es werden hier namentlich drei Punkte den Gegenstand unserer Untersuchung ausmachen müssen: einmal die Frage nach einem Spezifikum, dann die nach einer Classifikation der Arzneimittel, und endlich die Bedeutung des speziellen Falles.

Wenn wir von einem Spezifikum reden, so thun wir es nicht in dem Sinne, daß wir glauben, es könne eine Materie gefunden werden, welche gleichsam als virginea terra ein reales Antidoton für jedes Leiden sei. Denn ob zwar bedeutende Chemiker, selbst ein Davy, weder eine Panacee noch die Möglichkeit, Gold zu machen, geläugnet haben, so ist doch bereits schon alle Wahrscheinlichkeitsrechnung der Verwirklichung einer solchen Entdeckung entgegen. Vielmehr weit entfernt, an ein universelles Spezifikum zu glauben, scheint mir bereits die Möglichkeit eines irgend wie absolut speziellen (gegen eine besondere Krankheit nämlich) fast eine Undenkbarkeit. Denn selbst die überraschende Wirkung des Queckſilbers hat entweder in seiner ätzenden Kraft, oder in jener anderen ihren Sitz, vermittelst deren es völlig umstimmend in die Spannung eines individuellen Zustandes einzugreifen vermag. Wie ich einen rettungslos dem Abgrund Zustürzenden durch einen kräftigen Stoß allein aus seiner verderblichen Bewegung befreien kann, — dies ist im Grunde die Hauptwirksamkeit aller Arzneimittel, wenn sie nicht sehr oft eine noch mechanischere ist. Jede Arznei wirkt auf die Allheit der

gleichfalls Potenz und Vertreter des Rumpfes besitzt und also keineswegs an Ursachen substantieller Erhebung Mangel leidet.

menſchlichen Leibeseinheit vereinſeitigend, und in ſo ferne iſt jede Arznei ein mehr oder minder ſcharfes Gift, da zwiſchen einem in eine beſondere Richtung hineingeriſſenen Stoff und einem abſolut Giftigen kein ſpezifiſcher, ſondern nur ein gradueller Unterſchied iſt. Hat folglich die Natur des Organismus von ſelbſt ihre Allheit verlaſſen, und ſich ohne äußerliche Wirkung vereinſeitigt, ſo iſt es leicht möglich, daß eine zweite Einſeitigkeit die erſte aus ihrer Richtung verdrängt, oder doch wenigſtens ſo erſchüttert, daß die Allheit wieder in ihre alten Rechte einzutreten vermag. Auch iſt dies nach dem Urtheile der Einſichtigſten die faſt univerſelle Wirkung aller Arzneien, die ſich daher zum leidenden Organismus im Allgemeinen nur wie Stärkeres zum Schwächeren, und nicht wie Schraube zur Schraubenmutter verhalten, wenn auch dabei nicht abſolut geläugnet werden ſoll, daß dann und wann das Verhältniß der beiden Einſeitigkeiten ſich von ihrer konträren Natur entfernt, und ſich der kontradiktoriſchen annähert. Indeß könnte dem eine Behauptung entgegengeſtellt werden, die alles Geſagte mehr oder minder zu entkräften vermöchte. Man könnte nämlich auf den allgemeinen Parallelismus zwiſchen Menſchengeſtalt und Erdenbau rekurriren und ſagen: daß hier Entſprechendes auf Entſprechendes influenziren müſſe, und das parallel oder gegenſätzlich Identiſche der Erde auf die Einſeitigkeit des menſchlichen Baues reagiren könne. Und allerdings iſt dem auch alſo, jedoch mit einer weſentlichen Beſchränkung. Denn ſo gewaltig auch die Wechſelwirkung beider paralleler Organismen iſt, ſo iſt jeder derſelben doch auch wieder auf den Standpunkt der Selbſtſtändigkeit geſtellt. Denn wie wäre überhaupt Aehnlichkeit ohne Verſchiedenheit möglich? So ſehr daher auch hie und da Leiden und Mittel ſich der Congruenz nähern, die vollſtändige Deckung tritt doch niemals ein: um ſo mehr, da Paralleles oder Gegenſätzliches gerade ſo oft ſchon verderblichen wie glücklichen Effekt hervorgerufen hat. Da jedoch einmal dieſer Parallelismus zwiſchen Menſch und Erdbau erwähnt worden iſt, ſo können wir nicht umhin, doch einen Blick auf das zu werfen, was eine den Leiden parallele, genetiſche Gliederung und Entwickelung der Arzneimittel genannt werden könnte. Indeß iſt es auch hier meine feſte Ueberzeugung, daß die Freiheit einem ſolchen Parallelismus

gegenüber ſtets feſtgehalten werden müſſe, da er nothwendig immer nur in den allgemeinen Umriſſen, niemals im Detail wird zutreffen können. Es war daher natürlich, daß ſowohl die Eintheilung der Arzneimittel, wie ſie die Naturphiloſophie nach Senſibilität, Reproduktion und Irritabilität machte, ſo wie auch die Okeniſche nach der Entwicklung der Organe ebenſo viel Wahres wie Falſches enthalten mußten. Auch wir würden daher nothwendiger Weiſe auf Nichts als Irrthum ſtoßen können, wenn wir auf einen kleinlichen Parallelismus des Details eingehen wollten, beſonders, da wir finden werden, daß ſelbſt der gelungenſten Durchführung unſer dritter Punkt noch immer unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzen würde.

Wenn man die Nahrung, welche im Allgemeinen ſelbſt ſchon eine Arznei genannt werden kann, indem ſie den Organismus aus dem Zuſtande der Einſeitigkeit in den des Gleichgewichtes zurückverſetzt, wenn man, ſage ich, dieſe Nahrung nach der Verſchiedenheit betrachtet, welche in Beziehung auf ſie unter den Menſchen ſtattfindet, ſo macht ſich dem beobachtenden Geiſte alſobald ein bedeutſamer Gegenſatz geltend, in welchem rückſichtlich des Genuſſes der Speiſe der Orientale zu dem Occidentalen ſteht. Während nämlich im Oriente der Genuß des Baſiſchen, Alkaliſchen und alſo des Subſtantiellen in ſo entſchiedener Weiſe vorherrſchend iſt, daß Thee, Kaffee, Oeliges, Ungeſäuertes und ſelbſt das Opium zu den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen gehören, ſo iſt umgekehrt bei dem Occidentalen und namentlich bei dem Germanen der Genuß des Geſäuerten und ſomit das vom formellen Prinzipe geſchwängerte Subſtantielle das urſprünglich in der entſchiedenſten Weiſe Prävalirende. Da wir nun aber bereits in Beziehung auf den Rumpf der Erde wie des Menſchen die Erfahrung gemacht haben, daß hier der einſeitige Egoismus der Subſtanz den Kern der Exiſtenz bildet, ſo kann es uns jetzt weiter nicht auffallen, daß das Subſtantielle dort auch in der geſammten Natur und namentlich in der Animaliſation und Vegetation dominirt. Nun aber haben wir ſchon früher beobachtet, daß auch das Weſen aller Krankheit auf der tiefſten Erregung des Subſtantiellen beruht. Auch hat ſich uns das merkwürdige Reſultat ergeben, zufolge deſſen alle auf der tiefſten Bösartigkeit beruhenden

Krankheiten und Fieber, ja vielleicht alle bedeutenderen Fiebergattungen von Südoſt nach Nordweſt vorwärts gedrungen ſind. Folglich könnte der Gedanke nahe liegen, daß auch alle bedeutenderen Heilmittel aus dem Südoſt ſich nach Weſten und Norden emporheben. Und dem iſt allerdings auch ſo. Denn wenn wir von der Natur der ſäuernden und beruhigenden Mittel abſehen, welche entſchieden auf die Seite des formellen Prinzipes fallen, und die als allgemein kosmiſche Gegenwart überall, zum Theil aber auch nur im Striche von Nordoſt nach Südweſt vorkommen, ſo iſt jedes Heilmittel, welches auf den Begriff einer der Krankheitserregung entgegengeſetzten oder ſelbſt auch analogen begründet iſt, namentlich was die tiefſten und leidenſchaftlichſten Erſchütterungen betrifft, an den Südoſt des Orients gebunden. Denn dort hebt ſich, ſchon an dem Sumpfartigen und Moderigen des Geruches erkennbar, in voller Unmittelbarkeit wie verſteckt brennender, gleich Naphta quellender, von der heißen Sonne durchkochter, alkaliſcher Hauch aus den Tiefen der Erde, und hat namentlich an dem thieriſchen Produkt des Moſchus, an den vegetabiliſchen des Kampher, Opium und ähnlicher öliger Spirituoſen die entſchiedenſten Repräſentanten gefunden, ſo daß alſo auch hier das eine Grund-Verhältniß unter der verſchiedenſten Form ſich wiederholt. Wie herrlich ſich nun in genetiſcher Weiſe bei jedem orientaliſchen Heilmittel das gleiche Prinzip durchführen ließe, dies wollen wir nur ganz kurz, bevor wir dieſen Punkt verlaſſen, an drei Beiſpielen andeuten. Es iſt bekannt, daß im weſtlichen Südamerika auf den Anden (vom 12° ſ. B. bis 4° n. B.) jene merkwürdigen Bäume zu Hauſe ſind, welche ſchon mit ihrem Namen der Fieberrinden (Cinchona) ihre Eigenſchaften kund geben. Es iſt nämlich die Rinde dieſer Gewächſe wirklich als faſt mehr denn ein halbes, wenn auch immer doch noch als ein indirektes Spezifikum gegen die Erregung des Fiebers zu bezeichnen. Nun iſt aber, ſchon wenn man nur die Relativität in der Bildung der Küſten verfolgt, Amerika, und namentlich das ſüdliche, mehr noch der äußerſte Oſten als der nächſte Weſten des Erdhauptes Europa. Es erſcheint folglich Amerika als das tiefſte Unten des Erdrumpfes. Nun haben wir jedoch den Rumpf als das ganz in die Natur des Subſtanziellen Verſunkene bei Menſch wie Erde anerkannt

ſo daß demnach Amerika in vieler Beziehung die ſubſtanziellſte aller irdiſchen Erſcheinungen genannt werden kann. Von allen Krankheiten fanden wir aber, daß ſie durch eine mehr oder minder große Erſchütterung des Subſtanziellen bedingt ſind. Jede Erſchütterung des Subſtanziellen im Menſchen drückt ſich aber durch Fieber aus. Es iſt folglich gewiß als ſehr merkwürdig zu betrachten, daß das ſubſtanziellſte aller Länder der Erde zugleich das Mittel gegen die tiefſte Erregung der Subſtanz, gegen das Fieber erzeugt. Was ſich aber ſchon in dieſer Weiſe als eine hohe Merkwürdigkeit herausſtellt, das wird durch ein Zweites faſt bis zum Wunderbaren geſteigert. Es findet ſich nämlich in Süd-Amerika eine zuſammengehörende Gattung von Thieren, die faſt einzig und allein in Amerika, und zwar im ſüdöſtlichen (hauptſächlich in Paraguay und Braſilien) auftritt. Es ſind dieſes die verſchiedenen Arten der Ameiſenbären, der Gürtel- und Faulthiere, von welchen letzteren bis jetzt auch nur in Amerika die koloſſalen Reſte des eben zu dieſer Klaſſe gehörigen Megatheriums ausgegraben worden ſind. Alle dieſe Geſchöpfe zeichnen ſich aber durch eine große Kümmerlichkeit ihrer Natur und vor Allem durch eine noch größere Impotenz der Bewegung aus. Forſcht man nun nach, was der Grund, namentlich der letzteren, ſei, ſo entdeckt man alsbald, daß die Vertheilung ihres Blutes durch den Körper die Schuld hievon trägt. Nun aber drückt ſich die Erregung des Fiebers namentlich durch ſeine Einwirkungen auf den Blutlauf aus. Daſſelbe Land daher, welches die Fieberrinden erzeugt, hat als deren merkwürdigen Gegenſatz jene durch Blutfehler verſtümmelten Organiſationen verwirklicht*). Auch kann dieſe Oppoſition keineswegs auffallen. Denn es iſt eine oft hervortretende Eigenthümlichkeit der Natur, ein und denſelben Zuſtand durch polariſche Entgegenſetzung auszudrücken. Es würde ſehr intereſſant ſein, Reſultate von Verſuchen zu vernehmen, welche mit der Fieberrinde an Ameiſenbären, Gürtel- und Faulthieren

*) Dieſem ſpeziellen Satz wird dadurch noch eine beſtätigende, verallgemeinernde Erweiterung, daß wir überall, in allen Welttheilen, eine eigenthümliche Wechſel-Correſpondenz zwiſchen Flora und Fauna wahrzunehmen vermögen.

angeſtellt worden wären. Sehr merkwürdig aber iſt es, daß alle jene Thiere, welche Verwandtſchaft mit den eben genannten haben, die Schnabelthiere, Ameiſenigel und Schuppenthiere, hauptſächlich nur in Neuholland, dem auf Amerika folgenden Oſten, und dann nur noch mit großer Vereinzelung in Indien (beſonders in Hinterindien und den daranſtoßenden Inſelgruppen) und im ſüdlichen Afrika auftreten. — Der zweite Punkt, den wir hier nur ganz kurz hervorheben wollen, iſt die einzige Art und Weiſe, mit der bisher allein der Peſt, dieſem von Südoſt nach Nordweſt wandernden Uebel beizukommen war. Der engliſche General-Conſul Georg Baldwin machte nämlich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Aegypten zufällig die Beobachtung, daß unter einer Million von an der Peſt Verſtorbenen ſich kein einziger Oelträger befand. Alsbald ließ er namentlich in Smyrna Beobachtungen anſtellen, und es ergab ſich das intereſſante Reſultat, daß unter allen Mitteln gegen die Peſt ſich das Oel als das beſte Präſervativ- wie Heil-Mittel herausſtellte, wenn es auch keineswegs als ein nur einigermaßen genügendes Spezifikum angeſehen werden kann. Nun aber zeigten wir, wie von den Eukalypten bis zu den Labiaten von Südoſt nach Nordweſt eine ſpirituos-ölige Kette fortläuft, an die ſich noch manches andere damals nicht genannte, wie nur z. B. die Balſam- und Kampher-Rebern*) (Dipterocarpus und Dryobalanops), anſchließt. Wie daher die Peſt von Südoſt nach Nordweſt aufſteigt, ſo hält auch ihr partiales Spezifikum bis zum Oelbaum, der auch durch Italien und Frankreich nordweſtlich ſtreicht, dieſelbe Richtung ein. Dieſem Faktum fügen wir endlich nur ganz kurz als drittes bei, daß auch das heut zu Tage ſo viel gebrauchte Heilmittel des Queckſilbers einen gleichen Zug von dem Süden Amerikas bis nach England einhält. Uebrigens folgt die Entwicklung der Metalle über die Erde hin überhaupt vier Zügen: einem von Süd nach Nord, einem von Oſt nach Weſt, einem von Südoſt nach Nordweſt und endlich einem letzten von Nordoſt nach Südweſt. Es ſollte uns nicht ſchwer werden, dieſem Schema der Metallgliederung den ge-

*) Auch die Lippenblumen enthalten merkwürdigerweiſe etwas Kampher.

sammten medizinischen Gebrauch der immer herrschender werdenden Metallmittel anzupassen.

So bedeutend aber nun auch die genetische Entwicklung der Heilmittel über die Erde hin sein mag, so kommt bei ihrem Gebrauche dennoch ein Punkt noch in Betrachtung, dessen Einfluß alle gegebenen Verhältnisse und Zustände umstoßen kann. Dies spezielle Verhältniß ist nämlich der besondere Fall. Jeder Mensch ist ein eigenthümlich modifizirter Mikrokosmus. Als solcher wird er auch von jeder Krankheit, die ihn ergreift, unter einem besonderen Verhältniß des allgemeinen und individuellen Lebens befallen. Unter solchen Bedingungen ist daher der Gebrauch der Heilmittel das Relativste von allem Relativen. Es kann daher gerade oft das heilbringend sein, was in einem anderen Falle von scheinbar ähnlichster Natur geradezu verderblich wäre. Das Heilmittel ist demnach in der Hand des Arztes ohngefähr dasselbe, was für den Diplomaten die Entdeckung eines wichtigen Geheimnisses, für den Feldherrn eine aufgefangene Depesche ist. Denn nicht allzuselten hat beide ein solch wichtiger Incidenzpunkt, kraft dessen sie Alles in der Hand zu haben glaubten, erst recht in das tiefste Unglück gestürzt. — Wir glauben nun mit dieser letzten Bemerkung alles hiehergehörige Allgemeine erschöpft zu haben, und wenden uns daher jetzt unseren letzten nicht zu übergehenden Punkten zu. Der erste ist die Frage nach den jetzt geltenden Heil-Systemen: der zweite die Frage, ob die Eintheilung von Nothwendigkeit und Freiheit in der Medizin wenigstens nicht auch durchschimmere: der dritte die nach dem Talente des Arztes. Wir wollen so kurz wie möglich sein.

Eklektische Allopathie, Homöopathie und Magnetismus sind die drei Heilungsverfahren, welche gegenwärtig vorzüglich im Gebrauche sind. Das erste verhält sich zum zweiten und dritten, wie Quantität zur Qualität: alle drei stehen aber zu einander in einem Verhältniß, welches in einem gewissen Sinne denjenigen vom Thier zum Menschen vom Menschen zum Geiste gleicht. Das unsicherste dieser Verfahren ist die Homöopathie, das bei weitem sicherere die Allopathie, das in den rechten Händen und am rechten Orte vielleicht sicherste der Magnetismus. Die Allopathie ist die indirekt spezifische substanzielle Heilungsweise. Sie gibt der Ein-

seitigkeit der substanziellen Masse durch eine gleichfalls einseitige substanzielle Masse eine Seitenbewegung und sucht in dieser Weise die selbstständige Reaktion der Natur neu zu beleben. Sie ist das bei Weitem verständigste, wie verständlichste Heilverfahren. Die Homöopathen dagegen suchen aus der in irgend eine Form eingeführten Substanz dies neue Formprinzip zu eduziren und damit auf die formelle Natur der Krankheit, wie des Menschen überhaupt zu reagiren: und da Form ohne Rücksicht auf ihre Größe immer Form bleibt, so suchen sie mit möglichst kleiner Gabe auf die formellste Leiblichkeit des Menschen, auf die Nerven einzuwirken. Der Gedanke dieses Systems ist sehr ingeniös zu nennen; dennoch kann ich nicht anstehen, die homöopathische Methode als die problematischste von allen zu bezeichnen. Namentlich bleibt bei ihr eine Hauptfrage: ob bei der mächtigen Säftemasse, die gleich im Munde die kleine Dosis erfaßt, dieselbe sammt ihrer Wirkung nicht gleichsam völlig weggeschwemmt werde, selbst wenn wir zugestehen wollen, daß sich ihre Kraft aus der unendlichen Verdünnung gerettet habe. Der Magnetismus ist dagegen die reinste Einwirkung auf das Prinzip der Form im Organismus. Da nämlich alle Krankheit substanzielle Erregung ist, so scheint es die natürlichste That zu sein, der Substanz gegenüber das Prinzip der Form und Concentration so viel nur immer möglich zu steigern. Dies geschieht aber dadurch, daß eines der höchstgestellten menschlichen Organe, die Hände, seine Nervenkraft von Oben herunter über dem Kranken gleichsam ausschüttet, hiedurch aber führt es der im Haupte koncentrirten Form des Kranken neue Hülfe zu, und stärkt sie also, im Kampfe gegen die erregte Substanzialität zu beharren, bis diese vollkommen überwunden ist. Daß aber die formelle Lebenskraft namentlich durch die Fingerspitzen entweichen könne, ist ebenso möglich, wie ein unter eine Tischplatte gebrachter Magnet das auf derselben befindliche Eisen zu bewegen vermag. — Noch könnte nach der Bedeutung der sich immer mehr geltend machenden Wasserkur gefragt werden. Wir müssen sie als ein Minimum der Allopathie bezeichnen. Sie ist gleichsam um das Aehnliche zu viel Allopathie, als es die Homöopathie zu wenig ist. Wer wird läugnen wollen, daß frisches Wasser wie das einfachste so auch ein sehr kräftiges Erregungs-

mittel des Lebens sei. Es ist aber das Wasser einer der gleichgültigsten und wenigst einseitigen Stoffe der Natur. Folglich leuchtet ein, daß man die geringe Spezialisirung des Wassers durch Masse ersetzen muß. Es ist daher ebenso wenig zu verwundern, daß das Wasser häufig heilt, wie es natürlich ist, daß seine übermäßige Anwendung einen zarten Organismus in seinen tiefsten Lebensgründen angreifen und erschüttern kann. Haben wir daher schon die Allopathie zur Quantität in Parallelismus gebracht, so kann man jetzt allerdings die Wasserkur sehr leicht zu einer ziemlich derben Mechanik in Verhältnißstellung bringen.

Allerdings läßt sich der von uns so wichtig befundene Parallelismus von Nothwendigkeit und Freiheit auch auf das Wesen der Medizin anwenden. Denn so steht die Chirurgie, über deren, was das Allgemeine betrifft, so große Einfachheit wir nichts Besonderes zu sagen für nöthig erachteten*), zur inneren Heilkunde, so das chronische Leiden zur akuten Krankheit, so auch Allopathie zu Magnetismus in einem ziemlich ähnlichen Verhältniß wie das zwischen Nothwendigkeit und Freiheit ist. Indeß macht sich hier überall dieser Parallelismus zu partiell geltend, als daß er als eintheilendes Prinzip hätte an die Spitze gestellt werden können. Wichtiger würde dieser Gegensatz dann werden, wenn die schlagendere Beweise liefern könnten, welche der psychologischen Einwirkung einen größeren als den gewöhnlich zugestandenen Einfluß sichern wollen. Am bedeutendsten scheint dieser interessante Dualismus auf dem Gebiete der Medizin da noch durchzugreifen, wo, wie es auf diesen Gebieten überall ist, Prinzip der Form und Prinzip der Substanzialität am losgelösteſten einander entgegentreten.

Was das Talent betrifft, das der sich dem Studium der Medizin bestimmende Jüngling besitzen muß, so ist es demjenigen ganz ähnlich, welches wir für jenen nothwendig fanden, der sich einer naturhistorischen Disciplin überhaupt widmet: vor Allem Anwesenheit des tiefsten Gefühles für das Substanzielle und seine

*) Es müßte denn sein, daß ich meinen Glauben ausspräche, man lasse gegenwärtig zu häufig das Messer walten, statt daß man zusehen sollte, ob nicht das gehörig unterstützte Prinzip der Form sich allenfalls noch selbst helfen könne.

Bedingtheit durch die Form. Nur muß hier dieſes Gefühl noch unmittelbarer vorhanden ſein, beſonders da ſeine Steigerung viel weniger möglich und auch problematiſcher als dort iſt. Denn da in der praktiſchen Heilkunde nach Hippokrates der Moment entſcheidend iſt, ſo bedarf es hauptſächlich eines dem Urtheil voraneilenden und ihm doch hinwiederum ganz gleich ſtehenden Inſtinktes, der bei einem großen Arzte der Neuzeit ſo bedeutend geweſen ſein ſoll, daß er hie und da in einem Zuſtande, wo er ſeiner ſelbſt nicht ganz Herr war, beſſer ordinirte, als dann, wenn ſeine völlig wache Vernunft mit ihren Urtheilen die unbefangene Selbſtgelaſſenheit der Unmittelbarkeit ſtörte. Wer dieſe Gabe beſitzt, dem wird es auch leicht werden, immer auf der Lauer der Beobachtung zu liegen, Organismen und Menſchen mögen ſich ihm, wann, wie und wo auch, zur bemerkten oder nicht bemerkten Unterſuchung ausſetzen. So lag in ſeiner Weiſe der große Peſtalozzi mit geſchloſſenen Augen in den Wirthshäuſern auf den Ofenbänken, und that, als ob er ſchliefe. Die durch ſeine Gegenwart daher nicht beengten Beſucher des Volkes geſtatteten ihrer Natur den freien Erguß und gaben dadurch Gelegenheit zu jenen feinen pſychologiſchen Bemerkungen, deren praktiſche Einhaltung einen Geiſtlichen bei ſeinem wohlthätigen Wirken weiter fördern wird, als die großartigſten Intentionen. Wären Sydenham und Boerhave nicht ſo heimliche Beobachter der „großen Mutter“ geweſen, dieſe würde ſich ſchwerlich in ſo freigebiger Weiſe zu ihnen bekannt haben. Welch ein genauer Kenner von Anatomie, Botanik, Chemie und anderen ähnlichen Disciplinen der Arzt aber ſein müſſe, — dies, denke ich, leuchtet aus allen unſeren Entwicklungen ſo ſehr ein, daß ich es wohl nicht mehr beſonders nur zu erwähnen brauche.

Sechzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Geschichte.

Meine Herrn! Indem wir jetzt unseren Uebergang von Natur zu Geschichte, von Nothwendigkeit zu Freiheit zu machen im Begriffe stehen, könnte vielleicht der Eine oder der Andere die Meinung fassen, als wenn dieser Fortschritt allein durch eine psychologische Entwickelung gemacht werden könnte. Denn da wir den Menschen bis zu jenem Punkte verfolgt haben, wo er uns als Gipfel zunächst des Thierreiches, dann aber der gesammten natürlichen Form entgegentrat, so könnte es wohl scheinen, als ob von der gefundenen äußerlichen Höhe des Menschen augenblicklich zur Evolution seiner Innerlichkeit übergegangen werden müßte. Sobald wir uns aber hiezu anschicken wollen, so tritt uns unmittelbar die Frage nach der Verbindung des Leibes und der Seele entgegen. Nun aber hat sich uns zunächst das Gebiet der Natur als ein von dem der Freiheit geschiedenes offenbart, dessen mögliche Vereinigung allein von dem dritten Gliede, der Philosophie aus erkannt zu werden vermag. Es ist demnach die Psychologie eine rein philosophische Wissenschaft, und ihre Hereinziehung in die Sphäre der Geschichte könnte nur als ein zufälliges Aggregat empirischer Seelenbeobachtungen bezeichnet werden, dessen Gesammtheit nichts weniger als Anspruch auf Wissenschaft zu machen berechtigt wäre. Ist aber einmal in dieser Art die Psychologie aus dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaften entfernt, so kann nothwendiger Weise allein der gesellschaftliche Mensch als die Substanz der Historie angesehen werden. Wie sich daher der Mensch über die ganze Erde hin verbreitet habe,

und wie aus dieſer Baſis die Blüthe des Nationellen hervorgegangen ſei, und wie dieſe ſelbſt hinwiederum einen Keim der Zukunft in ſich trage, dies kann allein der eigentliche Inhalt der Geſchichte, bis zu deren Anfang ſich jetzt unſere Entwicklung hinbewegt hat, genannt werden.

Der Menſch wird auf der Erde geboren. Alles, was er hat, erlebt, woran ſich die Kraft ſeiner Seele zuerſt entfaltet, weiſt ihn auf den Boden zurück, welcher ihm das Daſein gegeben hat, und die Meinung, Autochthone zu ſein, iſt deßhalb eine der natürlichſten und unmittelbarſten Empfindungen, die gedacht werden kann. Auch drücken die entgegengeſetzteſten Anſichten, welche Menſchen hegen, die Anſchauungen des gläubigſten Chriſten wie des atheiſtiſchſten Naturaliſten dies gemeinſame Grundgefühl auf die bezeichnendſte Weiſe aus. Denn wenn der Naturaliſt glaubt, daß der Menſch als letzte Blüthe natürlicher Entwicklung wie aus einem mächtigen Ei (Oken und Strauß) hervorgebrochen ſei, ſo läßt der Chriſt Gott den Thon des Feldes ergreifen und aus dieſem das Gehäuſe bilden, welchem der lebendige Odem eingehaucht wurde. Wie wir nun auch alle dieſe Thatſachen anſchauen mögen, immer geht aus ihnen das Reſultat hervor, daß, wie ſehr auch die Freiheit über die Nothwendigkeit, die Geſchichte über die Natur erhaben ſein mag, dennoch Freiheit und Geſchichte aus dem Boden der Nothwendigkeit und Natur zuerſt hervorwachſen und erſt kraft dieſes Zuſammenhanges ſich zur Selbſtſtändigkeit emancipiren. Es iſt daher offenbar, daß auch die Geſchichte, ſo unabhängig ſie in ſich ſelbſt daſteht, dennoch in den Dualismus einer Nothwendigkeits-Seite und einer zweiten, der Freiheit, zerfällt. Die Sphäre der Nothwendigkeit in der Geſchichte iſt aber die kosmologiſche Anthropologie oder die Geſchichte der Racen: die Region der Freiheit iſt die Geſchichte der Nationen und der höheren Cultur. Es iſt jetzt unſere Aufgabe, jeder dieſer beiden großen Abtheilungen ihre beſondre Behandlung zukommen zu laſſen, namentlich aber zu zeigen, wie beide Abtheilungen in einander eingreifen, alſo die erſte in die zweite und umgekehrt die zweite in die erſte übergeht, und dann wie die höhere Stufe ſich in eine lebendige Zukunft verliert, welche die Ruhe und der Frieden der Geſchichte genannt werden kann.

Wenn wir die gesammte Entwicklung des Menschengeschlechtes ins Auge fassen, so tritt uns ein großer Gegensatz in demselben entgegen, welcher nicht anders denn als der nothwendige Ausgangspunkt der kosmologischen Anthropologie bezeichnet zu werden verdient. Es ist nämlich die kaukasische Race, welche auf das allerentschiedenste allen übrigen Entwicklungen des Menschengeschlechtes wie die Blüthe der Wurzel entgegengesetzt werden muß. Denn Schönheit, Rhythmus und Bildung ist selbst da noch an diesen Menschenzweig gebunden, wo derselbe auf der niedersten Stufe der Entfaltung steht, während da, wo andere Gegensätze der Menschheit sich entwickeln, selbst die höchste Stufe der Progression auf das entschiedenste noch unter dem tiefsten Culturgliede der Kaukasier steht. Wenden wir uns aber nun gleichsam der Kehrseite der Kaukasier zu, so ist es nicht eine gleiche, im Ganzen wenigstens physische Einheit, die sich dem betrachtenden Auge vorstellt. Denn der gesammte Gegensatz zu den Kaukasiern zerfällt in einen entschiedenen Dualismus, der so groß ist, daß er sich nothwendiger Weise gleich auf den ersten Blick bemerklich macht. Denn gewiß wird sich niemand über den mächtigen Unterschied zwischen dem Neger und dem Mongolen zu täuschen vermögen. Fassen wir aber diesen Gegensatz forschend ins Auge, so tritt uns alsobald eine Bemerkung entgegen, welche ihn selbst augenblicklich wieder zu schwächen vermag. Der Neger nämlich hat eine kräftige tief schwarze Farbe. Der Mongole ein oft fast wie gebleichtes und gespensterartiges Gelb. Der Neger besitzt eine kräftige saftige Fleischentwicklung, die sich bis zur widerlichen Eruberanz zu steigern vermag, der Mongole dagegen gewöhnlich eine lederartige Zähigkeit. Der Neger entfaltet seinen Körper in die Tiefe, und dem weitzurücktretenden Schädel entspricht die Prominenz der Lippen, der Mongole ist dagegen ganz in die Breite verzerrt, und namentlich geben hievon die seitwärts zerdehnten Augen, die fleischlosen Lippen und die mageren Brüste den ausgesprochensten Beweis. Der Neger ist bis zum Krampfhaften der Zeugungslust ergeben, der Mongole dagegen besitzt eine ebenso unnatürliche Kälte, wie die Glut des anderen maaßlos ist. Kurz, wo wir uns auch hinwenden mögen, überall tritt Neger zum Mongolen in den direktesten Antagonismus. Jeder antagonistische

Gegenſatz beruht aber auf dem Geſetz der Polarität: das Geſetz aber der Polarität auf dem Begriff einer verborgenen Einheit. So gegenſätzlich ſich daher auch Mongole und Neger entfalten mögen, ſie bilden doch nur einen einigen Grundgegenſatz zur Natur des Kaukaſiers. Nun aber ſchließen ſich alle anderen Modifikationen des Menſchengeſchlechts, die noch vorkommen mögen, auf das entſchiedenſte entweder an den Neger, oder an den Mongolen, oder an den Kaukaſier an: ein Anſchluß, der uns noch einige bedeutſame Bemerkungen zu liefern im Stande ſein wird. Es iſt demnach, wie wir bewieſen zu haben glauben, das geſammte Menſchengeſchlecht allein in zwei große Gegenſätze zerfällt: in den des Kaukaſiers, und in den aller übrigen Vorkommniſſe von Menſchengattungen zuſammengenommen. Jetzt iſt es unſre Aufgabe, einen Blick auf die Vertheilung dieſes Dualismus über den geſammten Erdbau hin zu werfen.

Sehen wir uns nach dem Orte um, an welchem ſich hauptſächlich die Maſſe der Mongolen koncentrirt, ſo finden wir namentlich den ganzen Nordoſt von dieſer Race überſchwemmt, indem der Punkt, wo die Mongolei, Sibirien und die Mandſchurei zuſammenlaufen, als das Centrum der Mongolenverbreitung betrachtet werden kann. Nordöſtlich läuft dieſer Stamm bis nach Amerika hinüber, ſüdweſtlich erſtreckt er ſich bis an den Bolor Tag (Nebelgebirg) und den Hindu-Kuh, ja bis in das Innere von Turan hinein. Fragen wir dagegen nach dem Hauptwohnorte des Negers, ſo iſt dies der Südweſt des alten Continentes, alſo das centrale Afrika, in welchem namentlich gegen die Region des Meerbuſens von Guinea zu und noch weſtlicher herab die großen Völkerwanderungen der Schwarzen wie Meeresſtröme zu wogen ſcheinen. Da wir nun aber Neger und Mongolen als polariſche Tendenzen ein und derſelben Wurzel erfaßt haben, ſo wird es jetzt natürlich ſcheinen, daß wir die Völkerſtriche beider Racen kombiniren und uns alſobald fragen, ob ſich nicht durch ſolche Kombination ein allgemeines Verhältniß herausſtellen laſſe. Und dem iſt allerdings ſo. Denn es lagern dieſe beiden Racen auf einer mächtigen Weltlinie, welche hoch oben in Amerika und Aſien im Nordoſten beginnt, dann raſch herabſteigend im Südweſten ihr Ende findet. Auch geht die Fortſetzung dieſer Linie aus dem Centro-Afrika in

gerader Richtung nach Süd-Amerika über, welches auch wieder als ganz von etwas modificirten Mongolen bewohnt betrachtet werden muß: — so daß also die hoch im Norden mit Mongolen beginnende Schraubenlinie tief im Süden hinwiederum mit demselben Racenstamme abschließt, in der Mitte einen Gegensatz besitzend, der allein als ein relativer bezeichnet werden darf. Wie entwickelt sich nun dieser Welt-Diagonale gegenüber das Geschlecht der Kaukasier?

Wenden wir uns nach dem Osten zu, so ist die letzte größere kaukasische Massenanhäufung, die uns hier entgegentritt, das mächtige Volk der Inder, das fast (weil es sich auch nach Hinter-Indien hinüber erstreckt) den gesammten Südost von Asien bewohnt. Von Indien hinweg ziehen sich sodann die kaukasischen Stämme durch Ost- und West-Persien und über ganz Arabien hin dem Kaukasus und Ararat, Syrien und Kleinasien zu, und springen von da nach allen Seiten nach dem ganz nordwestlich gelegenen Europa über, um sich zuletzt in Grönland in eine hochnördliche Verkümmerung kaukasischer Bildung, in das Volk der Eskimos, zu verlieren. Denn es ist allgemeines Naturgesetz, daß im äußersten Norden jede Race zwar ihre Bildung beibehält, aber ebenso an Qualität wie an Größe verliert und nur in einer übermächtigen Breite einigen Ersatz gewinnt, während dagegen die Bewohner der Südspitzen von Amerika, Neuholland und Afrika mehr oder weniger einer schmalen Streckung anheimfallen, die sich namentlich durch Magerkeit und den Verlust der Waden charakterisirt: — so daß die südlichsten und nördlichsten Menschen in ihrer leiblichen Entwicklung in eine merkwürdige Identität mit der Entfaltung der Ländermassen von Süd nach Nord zusammenzustimmen scheinen. Betrachten wir nun aber die geschilderte Entwicklung des Kaukasiers, und suchen dieselbe in eine gemeinschaftliche Linie zu vereinigen, so scheint sich entschieden der Satz aussprechen zu lassen, daß die gesammte Masse kaukasischer Völker einen Zug einhält, welcher ganz bestimmt von Südost nach Nordwest streift. Nun aber könnte hiegegen die Einwendung erhoben werden, daß diese Linie allerdings vorhanden wäre, jedoch keineswegs als eine durchgängige und absolut durchgreifende aufgefaßt werden könne. Denn wohl habe dieselbe den höchsten Nordwest

inne, keineswegs griffe ſie aber hinreichend nach dem Südoſt hinab, ſondern erſterbe gleichſam in Hinterindien und vermöge ſich demnach nicht weiterſchreitend durchzuſetzen. So wenig dieſes nun aber auch ein Einwand gegen die doch zum Theil und der größeren Ausdehnung nach vorhandene Strecke ſein könnte, ſo laſſen ſich doch einige Thatſachen aufbringen, kraft deren man ſogar die nur etwas verwiſchten Spuren von einer weiteren Fortſetzung der bezeichneten Linie aufzuweiſen vermöchte. Mit dem äußerſten ſüdlichen Ende Aſiens nämlich, der Halbinſel Malacca, und dem ſich enge an daſſelbe anſchließenden Sumatra beginnt der merkwürdige und ſo räthſelhafte Stamm der Malaien, welcher ſich über Borneo, Java, Celebes, die kleinen Sunda-Inſeln, die Philippinen und Molukken bis nach den äußerſten Inſeln Polyneſiens hin erſtreckt, und mit Verlängerung der Richtung nach Peru und Chili deutet. In der Region dieſes Volksſtammes nun hat das merkwürdigſte Zuſammentreffen der verſchiedenen Volksſtämme ſtattgefunden. Mongolen, Kaukaſier, und ſogar die verſchwundenen, aber durch Ueberlieferungen bekannten Neger Indiens und Ceylons ſcheinen alle zuſammengewirkt zu haben, unſeren Malaien einen Stempel aufzudrücken, welcher faſt noch die den einzelnen einwirkenden Völkern zukommenden Charakteriſtika auszuſondern erlaubt. Fragen wir uns nun, welche unter allen Eigenſchaften einer menſchlichen Bildung faſt als die höchſte und bedeutendſte erſcheint, ſo wird wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn wir Geſtalt und Form und ſomit vor Allem die Schönheit der Haltung und Erſcheinung an die Spitze ſtellen, weil nach allen Beobachtungen namentlich auch die geiſtige Fähigkeit an die regelrechte Harmonie des Aeußeren (beſonders des Skeletes) gebunden iſt. Wenn wir nun die Malaien unter dieſem Geſichtspunkte ins Auge faſſen, ſo ſtehen ſie von dieſer Seite weit über allen Mongolen und Negern. Denn ſelbſt ſchon in der Nähe von Sumatra finden ſich Bildungen, wie z. B. nach engliſchen Berichten die Poggy-Inſulaner, welche an Schönheit faſt europäiſchen Geſtaltungen gleichkommen, und ſogar ſtatt der tief dunkelbraunen Farbe der gewöhnlichen Malaien ein aſchgraues Weiß wahrnehmen laſſen. Je weiter aber die Malaien gleichſam nach Polyneſien hinauswachſen, um ſo ſchönere Formen fangen

da und dort an aufzutauchen, und es ist bekannt, daß z B. die Einwohner von Otahiti den schönsten europäischen Männern und Frauen kaum etwas nachgeben. Ebenso zeichnen sich denn auch viele dieser Insulaner durch eine außerordentliche Höhe geistiger Begabung aus, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß auf mehreren dieser Inselgruppen das Christenthum so raschen Eingang gefunden hat. Ja selbst schon die Wuth und Gluth der Leidenschaften, welche selbst der gemeinere Malaie besitzt, deutet bereits auf eine feinere Bildung der Seelenkräfte, deren Anwesenheit denn immer auch eine höhere Steigerung der geistigen Potenzen voraussetzt. Nun aber tritt hiezu noch etwas, welches allen diesen Beobachtungen die letzte Vollendung zu geben scheint. Unter den wenigen Culturvölkern nämlich, welche Amerika besaß, stunden nächst den ihnen nahe verwandten und auch ziemlich nahegelegenen Mexikanern die Bewohner von Peru oben an. Denn sowohl was die Entfaltung der Sitten betrifft, als auch in den mit den religiösen Gebräuchen enge zusammenhängenden architektonischen Bauten waren sie bis zu einer nicht ganz zu verwerfenden Entwicklung fortgeschritten. Auch können sie so ziemlich als die schönsten Amerikaner bezeichnet werden. Nun sagten wir aber, daß die Südost-Linie Polynesiens in ihrer Verlängerung auf das südliche Peru und nördliche Chili stoße. Es scheint folglich auch von dieser Seite nicht ganz ungereimt zu sein, eine bedeutsame Fortsetzung der Nordwest-Südost-Linie bis nach Amerika hinunter anzunehmen. Wie sich daher die nordöstlichen Mongolen mit den nordwestlichen Eskimo's im Norden Amerikas berühren, so scheinen fast die letzten kaukasischen Spuren mit den südwestlichen, wenn auch etwas 'modifizirten Mongolen im Süden Amerika's zusammenzustoßen. Es geht demnach aus allen diesen Sätzen das interessante Resultat hervor: daß sich die große Nordost-Südwest-Diagonale der Anti-Kaukasier mit der Südost-Nordwest-Diagonale der Kaukasier ohngefähr in den Salzwüsten Irans zwischen dem Hindu-Kuh und dem Alborus schneide. Wie wird nun wohl diese mächtige Kreuzung zu erklären sein?

So schwierig nun auch diese Deutung zu sein scheint, so liegt doch die Lösung dieses Problemes näher, als wir glauben möchten,

wenn wir nur einen früher gewonnenen Satz gehörig anzuwenden verstehen. Dieser Satz aber ist der, daß alle Länder um das mittelländische Meer die Concentration von den gesammten Länderverhältnissen der Erde darstellen, wie diese umgekehrt die Expansion von den Regionen des Mittelmeers. Betrachten wir nämlich die gesammte Erde mit freiem Auge unter diesem Gesichtspunkt, so drückt sich uns dieselbe als ein mächtiges Dreieck aus, dessen Basis vom Cap Horn bis zu den nördlichen Georgs-Inseln läuft, dessen Spitze aber das Cap Vincent bildet *). Daß nun alle Verhältnisse der Erde concurriren, die Produktion eines solchen Dreieckes herbeizuführen, dies hat wieder seinen natürlichen Grund in dem Wechselverhältniß von Erdhaupt und Erdrumpf. Denn da von letzterem zu ersterem nur eine Concentration führen kann, so ist es sehr natürlich, daß die so mächtig expandirten Massen namentlich Asiens von Nord nach Südwesten in großen Absätzen herabspringen, wie sie sich von Süd nach Nordwest in ähnlichen Stufen emporheben. Ist dem aber so, so können wir nicht annehmen, daß allein die äußerlichen Grenzen der Länder nach der Zuspitzung des Cap Vincents hinstreben. Vielmehr liegt es in der

*) Man könnte hier einwenden, daß das grüne Vorgebirge viel weiter nach Westen laufe, als das Cap Vincent. Indeß ist eben Europa das Erdhaupt und nicht Afrika: und dann hängt überhaupt dieser Einwurf mit der gesammten Stellung zusammen, welche Afrika unseren Anschauungen gegenüber einnimmt. Aber einmal muß gerade dieses Land so existiren, wie es existirt, um den Parallelismus zwischen Erdenhaupt und Erdrumpf vollständig zu machen, indem es gleichsam die letzte Landausfüllung zwischen dem Atlantischen und Indischen Ocean vorzustellen hat. Dann aber trägt dieses Land nur dazu bei, den Parallelismus zwischen Rumpf und Haupt zu steigern, da seine Massenabschnürung bei Suez und es selbst also zu dem Indischen Ocean in demselben Verhältnisse steht, wie der Peloponnes zum ägeischen Meer. Auch wird es immer bedeutsam bleiben, daß im Euripus und bei Aegina die zahllose Macht der Perser den wenigen Griechen erlag, gerade so, wie im Busen von Suez das schwache Israel über Pharaos Wagen und Reuter triumphirte. Endlich deutet schon das Ungemeine des Landes Afrika und aller seiner Produkte auf eine Ungemeinheit seiner Stellung, die sich namentlich durch die große Gedrängtheit seiner Massen charakterisirt, gleich als wäre der Raum für das, was hier noch werden sollte, zu beschränkt gewesen.

Natur der Sache, daß sich die Massen selbst nach West hin in dieser Weise zu kontrahiren suchen. Folglich müssen wir uns diese in einem fortwährenden Bestreben der Einengung begriffen denken. Dieses nun aber einmal angenommen, so können wir uns die Einengung mächtiger Länder auf engen Raum zu kaum gewaltsam genug denken. Je mehr aber die Masse widerstrebte, um so gebieterischer machte sich denn auch gerade diese Forderung der Einengung geltend. Denn ebenso wie die Luft gewaltsamer widersteht, je kräftiger der Stab sich bewegt, der sie zu durchschneiden sucht, gerade so ist es allgemeines Naturgesetz, daß die Schranke um so zwingender wird, je weniger sich der Inhalt ihr fügen will. Statt daß demnach alle Länderverhältnisse sich so zuspitzen, daß sie nur nach Cap Vincent hin zusammentendiren, wird vielmehr ihre Einengung größer, und die nothwendige Folge hievon ist, daß statt allmähliger Convergirung eine sich oft wiederholende Kreuzung oder wechselseitige Durchgitterung eintritt. Die Knotenpunkte aber dieser Kreuzungen haben überall auf der gesammten Erde (wenigstens durch ihre Mitwirkung) jene Centralgebirge hervorgerufen, von denen alle abhängige Gebirgsentwicklung wie in Strahlen ausging. Nirgends ist jedoch die Knotenhäufung so groß, als da, wo sich auf verhältnißmäßig engem Raume die Gebirgsstöcke des Hindu-Kuh, Alborus und Ararat zusammendrängen*). Dort ist aber auch der große Schneidepunkt der beiden Racen-Diagonalen. Es scheint folglich damit auch der Grund (zu welchem, wenn es hier der Ort wäre, noch viele andere mitfolgende gefügt werden könnten) gefunden zu sein, warum eben die beiden großen Stamm-Gegensätze des Menschengeschlechtes in eine so merkwürdige Kreuzung eingehen mußten. Von nun an ist es unsre Aufgabe, den Unterschied der auf beiden Diagonalen situirten Racen zu untersuchen, und damit den eigentlichen Uebergang von der universellen Anthropologie zur

*) Man könnte diese Namen durch Hinzufügung des Himalaya-Gebirgs, des Bolor-Tag und des Kaukasus noch bedeutend erweitern. Indeß sind jene Gebirgszüge mehr die nothwendigen Consequenzen und Umgebungen jener Bergstöcke, als gleich ihnen eigentliche Knoten- und Schneide-Punkte.

Entwicklung der Nationen und zur höheren Cultur des Menschengeschlechtes zu machen.

Indem wir uns nun aber jetzt dieser Frage nach dem zwischen den beiden großen Weltdiagonalen bestehenden Unterschiede zukehren, bedarf es nur eines Schrittes, um augenblicklich jenseits der Racen in dem lebendigen Zuge historischer Völkerbewegung mitten inne zu stehen. Denn jeder Punkt der Vergleichung zwischen den Kaukasiern auf der einen, und den Mongolen und Negern auf der anderen Seite fällt so zum Nachtheile der letzteren aus, daß das Wie dieses Verhältnisses gar nicht mehr, sondern allein nur noch das Warum desselben auf die Bahn gebracht werden kann. Auch wir können nicht umhin, diesem Warum einige Bemerkungen zu widmen, und wollen dies in folgender Weise thun. Die Erde entwickelt sich nicht nur nach Nordwesten ihrem europäischen Haupte zu, sondern hat auch noch eine zweite selbstständige Entfaltung nach Norden, die sich allerorts bei allen Welttheilen kund gibt. Wie daher das Nordwest sein Höchstes hat, so kann dieses auch dem reinen Norden nicht fehlen. Beginnt daher eine Linie im hohen Nordost und fällt nach dem Südwesten zu, so muß Alles, was ihrer herabsteigenden Tendenz anheimfällt, wenn diese nicht gerade mit dem Nordwest des Erdhauptes zusammentrifft, alles Derartige muß bei solch lebhaftem Sturz nach Südwest zu, wenn auch nicht gerade schlechter, aber doch auch nicht besser werden, als der nordöstliche Ausgangspunkt. Denn da der Nord nach dem Nordwest des Erdhauptes das Höchste ist, wozu es kommen kann, so setzt offenbar jede Tendenz nach dem Süden eher Abnahme als Wachsthum voraus. Auch ist dem in der That selbst in der Wirklichkeit nicht anders. Denn mehrere sibirische Stämme zeichnen sich sehr bedeutend vor dem Mongolen des mittleren Asiens und vor dem Neger aus. Es ist gerade so, als wenn durch solch raschen Abfall von Nordost nach Südwest gleichsam eine Hefe menschlicher Entwicklung hätte beseitigt werden sollen, damit die kaukasische Race mit ungestörter Ausbreitung gleich einer herrlichen Blüthe aus saftlosem und dornichtem Stamm hervorwachsen könnte. Dieser bevorzugte Menschenschlag ist es nun, welcher sich von dem Südost nach dem Nordwesten hervorhebt. Alles vereinigt sich demnach zu seiner vortheilhaftesten

Entwicklung. Denn einmal verläßt er von Stufe zu Stufe den Süden, welcher nach allen ethnographiſchen Reſultaten für den Menſchen die unvortheilhafteſte Exiſtenz bildet, und dann bewegt er ſich nicht nur dem Norden, ſondern auch jenem Orte zu, welcher als Haupt der Erde nothwendig die vortheilhafteſten Bedingungen für die menſchliche Entwicklung in ſich ſchließen muß. Es iſt demnach ſchon hieraus über allen Zweifel erhaben, daß und warum die geſchichtliche Fortbewegung des Menſchen und ſeiner Cultur durchaus von Südoſt nach Nordweſt aufſteigen muß, wenn auch nicht faſt alle unſere Vorleſungen über die verſchiedenen Fächer der Naturwiſſenſchaften, (wobei ich nur z. B. an die Progreſſion der großen Menſchheitskrankheiten erinnere) hiefür Beweiſe über Beweiſe lieferten. Unſere Aufgabe kann demnach jetzt keine andere ſein, als die: die große Südoſt-Nordweſt-Linie der Geſchichte einer etwas genaueren Betrachtung zu unterwerfen. Thun wir aber dieſes, ſo wird ſich uns im Fortſchritte dieſer gewaltigen Linie erſtlich ein Exoteriſches erkennen laſſen, welches ſich namentlich an dem Politiſchen der Zuſtände entwickelt: dann aber auch ein Eſoteriſches, welches ſich auf Geiſtiges und Sittliches bezieht, und demnach als das Höhere zuletzt auch noch nothwendiger Weiſe den Kern des Exoteriſchen in ſich herüberziehen und alſo ſeiner höheren Entfaltung zuführen muß. So weit es die uns gebotene Kürze erlaubt, wollen wir noch raſch einige Blicke auf dieſe beiden Seiten werfen und mit dem Exoteriſchen beginnen.

Wenn wir auch nicht annehmen wollten (was wir übrigens thun und nur, weil es hier weniger nothwendig iſt, unterlaſſen), daß es nach alter und ehrwürdiger Ueberlieferung eine Zeit gegeben habe, zu welcher das Menſchengeſchlecht, noch nicht in Racen zerſplittert, eine große, gleichſam kosmopolitiſche Einheit zu bilden beſtimmt war, ſo würde ſchon das erſte ganz entſchieden kaukaſiſche Volk, die Inder, uns zum Theile mindeſtens auf eine ähnliche Annahme hintreiben. Denn nichts iſt überraſchender, als ein ſo großes Volk zu ſehen, welches nie aus ſeiner religiöſen und volksſittlichen Verkettung herausgeriſſen wurde, und doch auch niemals eine wahrhaft politiſche Einheit bildete. Verſchiedene Mongolenſtürme brachen über dieſe eigenthümliche nationelle

Theokratie herein; ſie wankte nicht: die Europäer bemächtigten ſich derſelben; ſie wankte nicht: an keinem Lande hat ſich der Eifer der Miſſionen ſo ermüdet, und doch war noch nirgends der Erfolg verhältnißmäßig ſo gering, wie hier — und in dem nur mit einem ſinnlichen Vertreter begabten, aber gleichfalls ſeiner tiefſten Wurzel nach theokratiſchen China, welches, urkundlich eine indiſche Colonie*), alle hereinbrechenden Mongolenſtämme mehr ſich amalgamirte, als von ihnen unterjocht wurde, ſo daß alſo das auch noch wenigſtens einige kaukaſiſche Elemente enthaltende China nur eine, allerdings ſtarke, Modifikation Indiens genannt werden kann. Wenden wir uns nun von dieſen fixirten Urzuſtänden des Südoſt ab und ſchreiten von Perſien an nordweſtlich weiter, ſo ſetzt ſich die unerſchütterliche Paſſivität Indiens alſobald in aktive Völker um, von denen jedes ſich zuerſt in ſeiner Selbſtſtändigkeit erhalten, dann aber, und zwar, je bedeutender der Fortſchritt nach Weſt wird, um ſo mehr, über ſeine Grenzen ſchreitend, den Verſuch macht, ſich fremde Völker nicht nur zu amalgamiren, ſondern auch zu unterjochen. Das heißt aber nichts Anderes als: Je weiter die Völker nach Nordweſt aufſteigen, um ſo mehr werden ſie zu Staaten, und je mehr ſie zu Staaten werden, um ſo häufiger treten auch Weltreiche auf. Je weiter aber die Völker nach Nordweſten vorwärtsſchreiten, deſto mehr nähern ſie ſich natürlich dem Erdhaupte. Was iſt aber natürlicher, als daß das Haupt den Rumpf beherrſchen will? Wie wir es daher begründet gefunden haben, daß die eigentliche Culturentwicklung immer von Südoſt nach Nordweſt aufſteigt, ebenſo begründet muß es uns jetzt auch ſcheinen, daß alle Weltreiche ſich mehr von Weſt nach Oſt, als von Oſt nach Weſten entwickelten. Alexander, Rom und Napoleon ſind deß hinlänglich Zeugen. Gegen ſolche gewaltſame Concentrationen des Hauptes iſt ein Staatenbund, alſo ein irgendwie garantirter und wahrhafter Kosmopolitismus die einzige Zuflucht. Wir müßten uns ſehr täuſchen, wenn nicht alle Zuſtände Europas auf einen ſolchen Zuſtand hinarbeiteten, ſo daß demnach auf dieſem exoteriſchen Gebiete die Entwicklung der Süd-

*) Es iſt bekannt, daß Fo-hi mit ſeinen hundert Edlen vom Kukhu-Noor her in die chineſiſche Provinz Schen-ſi einwanderte.

oſt-Nordweſt-Linie von einem natürlichen und unbewußten Kosmopolitismus durch Volk, einſeitigen Staat und Weltreich hindurch auf einen bewußten und auf Freiheit begründeten Kosmopolitismus zuſtrebt. Dieſer exoteriſchen Entwicklung geht aber auch eine eſoteriſche zur Seite, die, obgleich ſie zum Theil transſcendent, philoſophiſch und ſelbſt theologiſch iſt, hier dennoch auch mit einigen wenigen Worten bedacht werden muß.

Je mehr nämlich die Welt auf einen bewußten Kosmopolitismus zuſtrebt, um ſo innerlicher, ſcheint es, müſſen auch ihre Motive werden. Denn nur eine gewiſſe Innerlichkeit vermag Motive zu verſtehen, die nicht in der Sinnlichkeit allein, ſondern in geiſtigen Intentionen begründet liegen. Es muß demnach der große Fortſchritt der Südoſt-Nordweſt-Linie auch als ein Prozeß einer ſucceſſiven Verinnerlichung betrachtet werden. Auch kann dem gar nicht anders ſein, da ja zwiſchen Erdrumpf und Erdhaupt jener große verinnerlichende Heros geboren wurde, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben wurde, und deſſen Reich nichts weniger als von dieſer Welt iſt. Dieſer König hat die Macht der Aeußerlichkeit gebrochen. Mit ihm iſt alles Exoteriſche geſtorben, und ſeitdem iſt die ganze Welt, ſie mag nun wollen oder nicht, ideal und intellektual geworden. Denn ſelbſt der äußerliche Gebrauch der Natur hat ſich von dem Stoße der rohen Maſſe der Anwendung dynamiſcher Kräfte mit entſchiedenem Erfolge zugewandt*). Iſt dem aber ſo, ſo wird eine Zeit kommen, zu welcher der auf die höchſte Höhe des Natur-Gebrauches geſtiegene, daher materiell geſättigte und mit völliger Gleichheit der

*) Physica et inquisitio causarum, efficientium et materialium, producit Mechanicam: at Metaphysica et inquisitio formarum producit Magiam. — Loquimur tantum de ea Mechanica, quae cum causis physicis conjuncta est. Veruntamen intervenit quaedam Mechanica, quae nec prorsus operaria est, neque tamen Philosophiam proprie attingit. — Nos vero eam (sc. Magiam) illo in sensu intelligimus, ut sit scientia, quae cognitionem formarum abditarum ad opera admiranda deducat atque, quod dici solet, activa cum passivis conjungendo magnalia naturae manifestet. Franz Baco, de augmentis scientiarum, III, 5.

Rechte begabte kosmopolitische Staat so sehr allem Exoterischen den Abschied gegeben, und so sehr sich auf das Esoterische gerichtet haben wird, daß sich die Welt in ein doppeltes Heerlager auseinanderspalten wird, dessen Kampf nur ein Ideenstreit wird genannt werden können. Wie sich solche Schlachten entscheiden werden, können wir nun freilich nur in allgemeinen Umrissen errathen, und am wenigsten hier aussprechen. So viel scheint indeß gewiß, daß der vorhin erwähnte Herrscher und Mächtige über Himmel und Erde bei diesem Streite nicht unbetheiligt bleiben wird. *Allein eine Weltgeschichte, welche auf solchen natürlichen und historischen Basen, wie die hier entwickelten, aufgeführt worden ist und mit solchen Hinausblicken und Ahnungen, wie die gleichfalls so eben gegebenen endet, kann eine Weltgeschichte genannt werden.* Bis jetzt ist es zu einem solchen Werke noch nicht gekommen, und leider hat es den Anschein, als wenn wir noch lange auf dasselbe warten dürften, so schätzbare, selbst dahinzielende Einzelnheiten wir auch besitzen. Was uns eine solche Arbeit am meisten vorenthält, ist: daß die Gründlichen nicht immer tief, die Tiefen aber nicht immer gründlich sind. — Uns liegt es jetzt ob, noch einige allgemeine Bemerkungen folgen zu lassen, die, wenn auch nicht zum tiefsten Wesen gehörig, dennoch für Historiographie von der höchsten Bedeutung sind.

Ehe wir uns jedoch dieser letzten Aufgabe zuwenden, ist es noch unsere Pflicht, einer Zweifelfrage einige Besprechung zu schenken, welche man gegen die Gliederungen unserer Grundlage erheben möchte. Es könnte nämlich Einer also sprechen: „Wenn, wie du sagst, die Erde in Rumpf und Haupt zerfällt, wenn ferner an diese Zerfällung die große Südost-Nordwest-Linie gebunden ist, und auf ihr allein der Fortschritt der Geschichte statt haben kann, wenn endlich dein Auge aus den gegebenen Prämissen kraft deiner Prinzipien bereits so ziemlich den Lauf der Zukunft voraussehen kann, — wie kannst du es da wagen, die Geschichte noch ein Reich der Freiheit nennen zu wollen? Denn sage selbst, ob, von nichts Anderem zu reden, nicht allein schon die der Erde aufgeprägte Physiognomie von Haupt und Rumpf der Geschichte eine Gewalt anthun muß, neben der die Erscheinung von Freih-

eine Unmöglichkeit iſt?“ Einem Solchen, meine Herrn, antworte ich zunächſt mit der Gegenfrage: Ob wir denn, weil uns Hände gegeben, zum Todtſchlage prädeſtinirt ſeien? — und laſſe ſolcher Gegenfrage noch dieſes folgen. Es iſt ohne Zweifel, daß die Entwicklung der Geſchichte, wie mein Geiſt an meinen Körper, an die große Südoſt-Nordweſt-Diagonale gebunden iſt. Aber ſo wenig mein Leib meine geiſtige Freiheit hindert, eben ſo wenig iſt die innere Entfaltung der Geſchichte durch ihren telluriſchen Fortſchritt nach Europa zu gehemmt. Wir haben geſagt, daß alle Wahrſcheinlichkeit dafür ſpreche, wie ein mächtiger Ideenſtreit, vor Allem höchſt wahrſcheinlich im Haupt der Geſchichte, die letzten Entwicklungen der Geſchichte bedingen werde. Aber es iſt auch keineswegs unmöglich, daß auch ſchon vorher von Europa eine große Einheit der Ideen ſich über den geſammten Erdkreis verbreiten könne, den Rumpf der Weltgeſchichte auf das lebendigſte zu befruchten, ſo die Völker und die Einzelnen nur wollen. In der That liegt hierin die Sphäre einer ſo großen Willensfreiheit, wie der Gegenſatz zwiſchen Gut und Böſe nur ſein kann. Hiſtoriker wie Johannes von Müller und Andere von ähnlicher Tiefe, haben die Bemerkung gemacht, daß oft, ja faſt immer ein geheimer Hauch, deſſen Sprache Begeiſterung iſt, durch die Völker ziehe, und den Jeder attrahiren könne, wenn er ſich zu ſeiner Baſis zu ſubſtanzialiſiren einwilligt. Dieſer Geiſteshauch iſt der Beförderer alles Guten, der Aufhalter*) alles Böſen unter den Nationen. Hier, ihr Völker, hier, ihr Männer und Helden, iſt die eurer Selbſtſtändigkeit würdige Rennbahn! In eure Macht iſt es gegeben, jenen mächtigen Geiſt euch zu amalgamiren, und mit ihm das Höchſte zu wirken, deſſen Menſchen fähig ſind. Seid ihr hiezu bereit, dann wird ſich das göttliche Schauſpiel zeigen, daß ihr in den unſerer Erde eingedrückten Aufzug geſchichtlicher Nothwendigkeit den Einſchlag eurer Freiheit hineinwebt, und ſo mit voller Natürlichkeit Dinge vereinigt, deren Gegenſatz jeder ungeſchichtliche Blick noch als einen unverſöhnlichen erklärt hat. — Wir ſind jetzt geſchickt unſeren Schluß mit mehreren Bemerkungen

*) *Τὸ γὰρ μυστήριον ἤδη ἐνεργεῖται τῆς ἀνομίας, μόνον ὁ κατέχων ἄρτι ἕως ἐκ μέσου γένηται.* 2 Theſſal. 2, 7.

zu machen, welche ſich theils auf einige verſchiedene Weiſen der Geſchichtſchreibung beziehen, theils jenem Winke an die Hand zu geben geeignet ſind, welcher ſeine Kräfte der Geſchichte zu opfern beſchloſſen hat.

Wenn auch eine Behandlung der Weltgeſchichte und ſelbſt einzelner hiſtoriſcher Abſchnitte und National-Erlebniſſe aus unſeren Prinzipien und Prämiſſen allein die höchſte und in ſo fern auch einzig richtige genannt werden muß, ſo bin ich doch weit entfernt, keine andere Weiſe der Geſchichtſchreibung zugeſtehen zu wollen. Denn da unſere freilich zwar nicht durchaus mit einer Philoſophie der Geſchichte zuſammenfällt (eine ſolche nämlich bedarf noch einer ganzen Menge von Vor- und Zwiſchen-Unterſuchungen), ihr aber doch ſehr nahe kömmt, und nur durch die höchſte Kunſt von ihr getrennt erhalten werden kann, ſo wäre es allein ſchon ungerecht, kein anderes Prinzip der Hiſtoriographie gelten zu laſſen. Vielmehr müſſen, wenn man gleich anfangs die Arbeit des gelehrten Stoffſammlers ausgeſchieden hat, noch zwei Standpunkte anerkannt werden, die, wenn auch der königlichen Weiſe der Geſchichtsbehandlung nicht gleich geſtellt, ſo doch ihr augenblicklich als die zwei nächſten einzig noch zu duldenden Weiſen angereiht werden müſſen. Der eine dieſer Standpunkte iſt der der intentionvollen, der andere der der naiven Geſchichtſchreibung.

Die intentionvolle Hiſtoriographie, welche, jedoch mit manchem von uns nicht geſtatteten Nebenſinn, gewöhnlich die pragmatiſche genannt wird, iſt jene, deren Thätigkeit durch irgend eine ſpezielle Zeiterſcheinung oder irgend einen ſubjektiven Gedanken hervorgerufen wird. Hier wird mehr oder weniger Alles, was je auf Erden geſchehen iſt, zum Zeugniß und Beweis für irgend welchen ſittlichen oder politiſchen Zweck von großer Bedeutſamkeit aufgeboten. Die divergirendſten Dinge werden unter einen Geſichtspunkt geſtellt, und beiläufig oft eine halbe Weltgeſchichte entwickelt, um dem einen Tone, welchen der Geſchichtſchreiber angibt, Nachdruck und Feuer zu verleihen. Die größten Hiſtoriographen ſind auf dieſer Bahn gewandelt. Thucydides fällt faſt ganz in dieſe Sphäre. Johannes von Müller hat die geſammte Geſchichte ſeines Vaterlandes zu ſeinem Vorwurfe gemacht, um den Eidgenoſſen

eine einzige Lehre zur unumstößlichen, namentlich praktischen Wahrheit zu erheben. Fast noch vollendeter hat er einen solchen einzigen Zweck in seinen Schriften zum deutschen Fürsten- und Völkerbund gleichsam historisch verklärt. Dem Satz zu Liebe: daß in einem Staatenbunde der Zweit-mächtigste stets die Opposition aller übrigen gegen den verhältnißlos Ueberlegensten anzuführen habe, — wird die ganze Weltgeschichte, besonders aber die des deutschen Reiches fast bis in die kleinsten Umstände herab ausgebeutet. Europa, namentlich Deutschland, scheint in den gegenwärtigen kritischen Zeitläuften mehr als jemals, mit Schlegel zu sprechen, eines solchen rückwärts schauenden Propheten zu entbehren. Denn vor allem aus jenen Epochen, in welchen die Vielheit des Vermögens die Einheit der Energie und Begeisterung bis auf den Nullpunkt der Spannung herab stimmte, könnte eine schwere Geißel für unsern Rücken geflochten werden. Ist für solche Historiographie in einem Individuum auch der kolossale Umfang der Kenntnisse, wie die Tüchtigkeit der sittlichen Innerlichkeit vorhanden, so sind der künstlerischen Schwierigkeiten noch unzählige und oft gerade für den übrigens hier vor Andern passenden Mann speziell unübersteigliche. Aber gerade dies, daß in der intentionvollen Geschichtschreibung Gesinnung, Umsicht und Gestaltung in so außerordentlichem Maaße zusammentreffen müssen, gibt eben dieser Form eine so bedeutsame und wahrhaft adelige Stellung. Da in jedem Momente der Geschichte die ganze Vergangenheit liegt, so ist es ein Hohes, den Sehepunkt eines erquicklichen zukünftigen Momentes aus der Conkurrenz alles bereits Geschehenen aufzuweisen. Einen Mann hätten wir, von dem noch Großes zu erwarten wäre, wenn ihm das Geschick verstattete, der Feinheit seiner historischen Filigran-Arbeit und der Trefflichkeit seiner subjektiven Gesinnung Höhe und Tiefe eines wahrhaft objektiven und substanziellen Standpunktes zu einen.

Die naive Geschichtschreibung ist zwar weniger gigantisch gedrängt und dramatisch erhaben als die intentionvolle. Sie entgeht aber deßhalb auch leichter der Gefahr eines unwahren, schielenden und gemachten Standpunktes. Sie erfordert von dem, der sich ihr ergibt, jene Freiheit der Ueberschaulichkeit, welche weit entfernt ist, ansichtslos zu sein. Sie will einen Mann, dessen

Wahrheitssinne die Größe der Existenz so imponirt, daß er jede Deutung der Geschichte flieht, und mit ebenso kritischem wie kindlichem Sinne die Thatsachen allein in ihrer reinen Schlichtheit wiederzugeben sucht. Herodot ist der einzige, der solchem Ideale wahrhaft nahe gekommen ist. Seine einfachen Berichte werden uns immer wahrer werden, in ein je ehrwürdigeres Dunkel der Zeiten er zurücktritt und je ausgebreiteter unsere geographischen und historischen Kenntnisse sich entfalten werden. Nur in einigen wenigen Capiteln, namentlich des ersten Buches seiner Schweizerhistorie, ist es Johannes von Müller gelungen, in etwas an den „Vater der Geschichte" hinzureichen. Noch verdienen hier jene Schilderungen dieses edlen Deutschen speziell erwähnt zu werden, in welchen die Sagen von der Einwanderung der alten Schwyzer in die Urkantone und ihre erste Gebarung in diesen Landen geschildert werden. Die naive Historiographie ist deßhalb so groß, weil sie den künstlerischen Thaten der griechischen Plastik gleich kommt. Sie ist keine Kunst, welche, wie die philosophische Geschichtschreibung, die Eingeweide der Ereignisse bloslegt, sondern, wie sie der Schöpfer hat werden lassen, treten sie ganz, gesund und ohne allen Anspruch auf Effect vor das Auge des ergötzten Betrachters hin. Die naive Historiographie stellt nichts als in Worte verwandelte Thaten auf.

Ein Buch gibt es, welches ebenso intentionvoll wie naiv ist. Dies sind die heiligen Schriften der Juden und Christen. Kein Geschichtschreiber kann sie oft genug lesen. Wenn der Fromme in der Geschichte des Volkes Israel nichts als die seines eigenen Herzens sieht, so erkennt der universellere Geist in ihr mit Staunen den Verlauf der gesammten Menschengeschichte. Es gibt kein Buch irgend einer Art, in welchem tiefere Weisheit in schlichteren Worten angeboten wäre. Ein Beweis, daß in diesem Buche Intention und Naivetät nicht nebeneinander stehen, sondern daß ein Drittes in ihm geistet, dessen Höhe das Eine wie das Andere leistet.

Soll dem angehenden Geschichtskünstler ein Rath gegeben werden, in welcher Weise er seinem Studium obzuliegen hat, so ist das Erste, was ihm gesagt werden muß, daß er mit einem möglichst engen Kreise beginne, und erst von ihm aus auf seinen

Radien in das Weite gehe. Auch hätte es vielleicht ſein Gutes, wenn dieſer Kreis ein unſerer Epoche nicht zu entfernter wäre. Ueberhaupt hat es gewiß ſeine ſehr vortreffliche Seite, die Geſchichte, wenn auch nicht rückwärts zu ſchreiben, ſo doch wenigſtens zum großen Theile rückwärts zu ſtudiren. Wer aus Erfahrung und aus Quellen die vollendetſte Geſchichte ſeiner Familie oder ſeines Dorfes zu ſchreiben verſteht, der iſt mindeſtens von einer Seite her der Geeignetſte, eine Univerſalhiſtorie zu verfaſſen. Ferner kann ſich der Hiſtoriker nicht häufig genug in die großen Dichter aller Nationen verſenken. Wer aus Homer und Shakeſpeare nicht Geſchichtſchreibung lernt, wird ſolche niemals zu erlernen im Stande ſein. Auch die Kenntniß der Natur darf der angehende Geſchichtſchreiber ebenfalls dann und wann als einen Born ſeiner Wiſſenſchaft betrachten. Die Runen der Erdoberfläche zeugen in mehr als einem Sinne von den Menſchengeſchlechtern, die an ihnen vorübergezogen ſind. Endlich verſäume der, welcher ſich der Geſchichte widmet, doch ja niemals, die unmittelbaren Volkszuſtände und namentlich deren Anfänge auf ſich einwirken zu laſſen. Nirgends ſind aber beſonders die letzten trefflicher niedergelegt, als in den Mährchen der Völker. Daß dem ſo ſei, haben auch Männer wie die Grimm, der ältere Görres, Novalis, Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano auf das Innigſte anerkannt. Wenn es das Ende iſt, auf welches Alles ankommt, und wenn dieſes Ende nirgends ahnungsreicher vorgebildet liegt, als im Anfang, ſo ſcheint nichts natürlicher, als daß der bewußtlos dichtende Volksgeiſt, der Wirklichkeit voraneilend, in irgend einer Weiſe prophetiſch das anticipirte, was die Ereigniſſe in langſam und ſchwer auf einander folgenden Epochen an das Tageslicht hervorarbeiten. Von dieſer Seite angeſehen, mag es demnach nicht zufällig und unbedeutend erſcheinen, daß in den meiſten Mährchen irgend eine magiſch laſtende Gewalt gebrochen, und das, was unter ihr ſeufzte, in eine lachende und befriedigende Zukunft eingeführt wird. Vielleicht iſt unſer Leben nur deßhalb ein ſo ſchwerer Traum, weil wir in den Ketten einer Bezauberung liegen, die für das Individuum mit dem Tod, für das Geſchlecht erſt mit dem von ſo Vielen gehofften, von ſo Vielen gefürchteten Weltende gelöſt und zerſchlagen werden.

Siebzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Philologie.

Meine Herrn! Wenn wir die Philologie als das Proscenium oder die Einleitungswissenschaft der Geschichte bezeichnet haben, so könnte dies zunächst aus dem Grunde geschehen sein, weil nirgends die Kenntniß aller und namentlich der klassischen Sprachen eine so unerläßliche Nothwendigkeit ist, wie bei dem Studium der Geschichte. Denn die bei weitem größere Hälfte der Vergangenheit vermögen wir allein durch die Augen der Griechen und Römer anzuschauen. So innig wir indeß von dieser speziellen Nothwendigkeit der Sprachenkunde für die Geschichte überzeugt sind, so müßte diese doch immer nur als eine vorhandene Zufälligkeit der Wirklichkeit betrachtet werden, da alle unsre menschliche Erkenntniß überhaupt an Ueberlieferung gebunden ist. Soll daher die von uns angegebene Verbindung zwischen Philologie und Geschichte eine aus den inneren Verhältnissen der Sache selbst hergenommene sein, so müssen noch tiefer liegende Gründe, welche den Charakter eines Natur-Zusammenhanges an sich tragen, für dieselbe aufgebracht werden. Und allerdings gibt es mehrere solcher wesentlichen Gründe, von welchen aber hauptsächlich zwei innig verbundene hier unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Einmal nämlich ist ja der Mensch, wie wir gefunden haben, nicht ein absolut über die Natur erhabenes Wesen, sondern er ist mit dieser in eine so innige Einheit zusammengearbeitet, daß jede spezielle Stellung auf dem Erdballe eine spezielle Nationalität verlangt. Nichts bezeichnet aber den individuellen Zustand eines Wesens so innig, als der Ton, den es hervorzubringen oder nicht hervorzubringen vermag.

Nun ist der menschliche Ton κατ' ἐξοχήν das Wort und also die Sprache. Es ist aber dieser Ton ein solcher, daß er nicht angegeben werden kann, ohne die tiefste Erregung und Offenbarung des gesammten Individuums zu veranlassen. Folglich ist die Sprache eine Eigenschaft oder ein Attribut des Menschen und somit einer Nation, welches die Stellung des einzelnen Volkes im Zusammenhang mit allen übrigen energischer und klarer darlegt, als es nur irgend ein anderes Attribut vermöchte. Heißt nun Geschichte: jedes Volk in seiner Selbstheit und Wechselseitigkeit erkennen und beschreiben, so werden seine spezifischen Differenzen durch nichts besser sich herausstellen, als durch das Organon seiner Sprache. Es tritt demnach die Sprache als Erkennungsmittel der Nation unmittelbar zu den Mährchen derselben, und es ist nichts weniger als zufällig, daß die Sammler und Herausgeber der deutschen Volksmährchen auch die Beförderer der deutschen Sprache, so wie die Erforscher aller germanischen Urzustände geworden sind. So wichtig nun aber die Ausfindigmachung der spezifischen Differenz zwischen allen Sprachen ist, von gleicher Wichtigkeit erscheint — und dies ist der zweite Grund unserer Verbindung von Geschichte und Philologie, — das Einheitliche in allen Sprachen der Erde und namentlich die Punkte, wo sich Einheitliches und Verschiedenes berühren wie trennen. Denn hiedurch ist es möglich geworden, da, wo die historischen Berichte verstummen, in der Sprache noch ein Mittel aufzufinden, die Urverhältnisse der Völker-Verbreitungen und Situationen mit größerer oder geringerer Sicherheit zu erkunden. Auch ist hier der einzige Punkt gegeben, vermittelst dessen es gelingen wird, für die Erklärung unserer heiligen Urkunde durch philosophische Einsicht eben in der Sprache die Verknüpfung mit der Wirklichkeit der nationellen Erscheinungen nachzuweisen. Liegt eine derartige Durchführung auch außerhalb der uns gesteckten Gränze, so wird es uns doch später freuen, kraft der Beiziehung unserer Entdeckungen über die Erdverhältnisse einige dahin einschlagende Momente mit einem mehr oder minder überraschenden Streiflicht beleuchten zu können. Es kann und darf demnach jetzt weder im gesammten Complex der Wissenschaften der Philologie eine andere Stelle eingeräumt, noch auch

der Geſchichte ein anderes Proſcenium als die Sprachenkunde gegeben werden.

Gehen wir nun aber nach dieſen erſten Fixirungen zu der Sache ſelbſt über, und fragen uns, ob die Wiſſenſchaft der Philologie nicht auch, wie alle unſere bisherigen Diſciplinen nach den Grundanſchauungen des Nothwendigen und Freien zerſpalten werden könne, ſo ſcheint ſich hier ein Gleiches nicht zu wiederholen. Denn wenn auch in der Sprache jedes Volkes ein urſprünglicher und deßhalb auch unentwickelter Charakter neben einem höheren und ſelbſtſtändigen, wenn neben dem unmittelbarſten Ausdruck für das abſolut Nothwendige auch die geiſtigere Beflügelung der Rhetorik und Poeſie ſo wie aller feineren Cultur einhergeht, ſo iſt dieſer mehr ſucceſſive als durch differentia specifica geſchiedene höhere Zuſtand dennoch nicht bedeutend genug gegen alle früheren abgegränzt, als daß man hierauf eine Scheidung nach Nothwendigkeit und Freiheit begründen könnte. Ebenſo läßt ſich in keiner Weiſe eine höhere Entwicklung im Allgemeinen als nothwendige Folge und als zweiter, freierer Theil der Sprachenkunde bezeichnen. Soll daher ein ähnlicher wahrhaft tief begründeter Scheidungspunkt, wie wir deren früher fanden, ausfindig gemacht werden, ſo iſt ein ſolcher Gegenſatz allein in den großen Entwicklungen der Sprachfamilien über die Erde hin zu ſuchen, und folglich augenblicklich die Frage zu ſtellen, ob unſre großen Geſchichtslinien und Welt-Diagonalen nicht auch hier das eigentliche Moment des Eintheilungsprinzipes in ſich einſchließen. Und in der That, ſobald wir nur den beſchränkteren Begriff der Philologie, der erſt ſpäter beſonders aufgenommen werden ſoll, fallen laſſen, und die Philologie im höheren Sinne als Linguiſtik erfaſſen, ſo kann es uns weiter nicht überraſchen, daß mit Rückſicht auf die große Völkerkreuzung alle Sprachen zunächſt in Nothwendigkeits- und Freiheits-Sprachen und in noch ein Drittes auseinander gehen, deſſen Anweſenheit uns augenblicklich als eine Geſtalt entgegentritt, die an das dritte große Glied unſerer Wiſſenſchaftskette erinnert. Wir wenden uns jetzt der genaueren Betrachtung dieſer drei großen Sprach-Gegenſätze zu.

Als wir uns mit der Geſchichte beſchäftigten, traten uns, wie Sie wiſſen, zwei mächtige Linien entgegen, von denen die eine

von Nordoſt nach Südweſt, die andere von Südoſt nach Nordweſt ſtrich und deren jede ſich durch eine ganz beſondere Völkerentwicklung charakteriſirte. Faſſen wir hier nun die äußerliche Entfaltung jeder dieſer Gruppen mit Rückſicht auf die jedesmalige Bildung des Hauptes in ein ſpezielles Geſammtheitsbild zuſammen, ſo läßt ſich der Gegenſatz ſolcher Kopfentwicklung ſo ausdrücken, daß in dem Kaukaſier die Bildung des Hauptes jeder der drei Dimenſionen das ihr zukommende Recht widerfahren laſſe, und alſo der Kopf des Kaukaſiers die vollendetſte Rundung oder mit Rückſicht auf die Scheidung des Menſchen nach Vornen und Hinten, Oben und Unten, Rechts und Links, den regelrechteſten Würfel darſtellt, während das Haupt der Anti-Kaukaſier nach irgend einer Richtung hin einer einſeitigen Verkrüppelung unterliegt. Denn ſo iſt bei dem Mongolen wie bei dem Neger die reine und ſchöne Entfaltung des Oben und Unten verkümmert, indem bei dem Mongolen ſich das Rechts und Links, bei dem Neger dagegen ein einſeitiges Vornen und Hinten auf Koſten jenes höheren Gegenſatzes bereichert und vergrößert. Wenn nun aber das ganze Haupt einſeitigen Verzerrungen unterliegt, ſo iſt es natürlich, daß ſolche einſeitige Richtungsverſchiebung ſowohl auf das Centrale, wie auf die peripheriſchen Gliederungen des Hauptes von dem bedeutendſten Einfluſſe ſein müſſe. Nun aber iſt die Mundhöhlung eines der bedeutendſten Organe des Hauptes, ja ein ſo bedeutendes, daß man ſie ſogar mit der Schädel- und Gehirnhöhlung in Parallelismus ſtellen kann, indem in einem gewiſſen Sinne die Wölbung des Gaumens dem großen Gehirne, die Gegenbewegung des Unterkiefers dem kleinen Gehirne und die Bildung der Zunge dem Mittelhirne entſpricht*). Es wird folglich auch alle Bewegungsfähigkeit der Zunge, wenn dieſe freilich auch überall aus gleichen Fleiſchfaſern beſteht und ein Muskel iſt, bedingt ſein durch die mehr oder weniger freie Stellung, welche dieſes Glied im Munde einnimmt. Denn allein ſchon die Größe der Zunge bedarf einer freien und ungehinderten Sphäre, um nach allen Seiten hin den richtigen und rhythmiſchen Pulsſchlag eines ſicheren, beſtimmten Klanges erzeugen zu können. Iſt nun aber zufolge der gleich

*) Vgl. über das natürliche Prinzip der Sprache. S. 234—241.

regelrechten Stellung aller drei Dimenſionen das Haupt des Kaukaſiers allein dazu befähigt, ein wahrhaft ſchönes und geräumiges Mundgewölbe zu beſitzen, in welchem ſich die Zunge einer freien Selbſtſtändigkeit hingeben kann, ſo iſt es natürlich, daß auch allein die Sprachwellen dieſes Kaukaſiers in freiem und richtigem Wechſelabſatze, in einer harmoniſchen Aufeinanderfolge alſo von wohlgeordneten Vokalen und Conſonanten dahinfließen können. In ganz anderer Weiſe wird ſich dagegen der Anti-Kaukaſier verhalten. Ueberall nämlich durch die ſich ſelbſt beſchränkenden Wände eines mehr oder weniger verſchobenen Mundgewölbes und einer dadurch ungeſchickt gewordenen Zunge, durch wenig ſenkrecht geſtellte Zähne und durch entweder zu magere oder zu wulſtige Lippen an jeder feineren Modifikation des Tones gehindert und gehemmt, wird Alles, was er hervorzubringen vermag, immer nach der einen oder der anderen Seite hin aller Abrundung, jeder Vollendung und faſt ſelbſt des geringſten Wohlklanges entbehren. Auch ſtimmt hiemit die Erfahrung in ihrer ganzen Ausdehnung überein. Denn was ſich bei einigen amerikaniſchen Stämmen zur höchſten Höhe geſteigert hat, daß nämlich beinahe jedes Wort, oder beſſer jeder Ton von einem eigenthümlichen Klatſchen der Zunge oder einem unklaren Ziſchen oder ſelbſt von beiden Thatſachen zugleich begleitet iſt, dies kann den verſchiedenen Berichten zufolge mehr oder weniger von jedem Mongolen-, von jedem Neger-Volk behaupt werden. Ja ſelbſt das höchſte Culturvolk dieſer Nordoſt-Südweſt-Linie, die Chineſen, kann ſich dieſem allgemeinen Geſetze ſeiner Region ſo wenig entziehen, daß ſowohl die Schnalzlaute ang, ing, ong, wie die Ziſchtöne ſin, tſchin, tſcha, tſcheu und andere ſich durch das ganze Gebiet ſeiner Sprache ſo ſehr hinziehen, daß ſich hievon ſelbſt der Unkundige durch einen einzigen Blick auf eine Karte Chinas überzeugen kann. Iſt nun aber das Sprachorgan aller Anti-Kaukaſier auf dieſe Weiſe durch die angeborene Verſchiebung des Hauptes einer ſolchen übeltönenden Einſeitigkeit hingegeben, ſo iſt vorauszuſetzen, daß auch auf das Innere, das Gehirn, alſo auf das große Denkorgan des Menſchen die gleiche Verkümmerung eine gleiche Wirkung ausüben müſſe. Wie daher das Wort dieſer Stämme nur im Anfange einen Anſchein von Gliederung an ſich

trägt, ſich zuletzt aber immer gleichſam wie mit einem unwillkührlichen Naturſchlage endigt, ſo wird nothwendiger Weiſe auch dem antikaukaſiſchen Gehirne jede, längere Ausdauer des Zuſammenhangs erfordernde, Formation und Periodologie unmöglich ſein. Es wird demnach entweder die Sprache dieſer Völker den Verſuch machen, die unbehülflichſte, gleichſam nur ein einziges Wort bildende Periode zu konſtruiren, wie dies bei vielen amerikaniſchen Stämmen der Fall iſt, oder ſie wird, wie bei den Chineſen, ſich mit einer blinden, verſtandloſen Juxtapoſition der Worte begnügen, und alſo in keiner Weiſe die Höhe einer Bildung zu erreichen vermögen, kraft deren die Redenden zu heißen das ſchönſte Epitheton der Menſchen wäre. Weit entfernt, als der κατ' ἐξοχήν über allen und jeden Klang des Thierreichs erhabene Ton zu erſcheinen, können dieſe Sprachen auf ihrer gefeſſelten Nothwendigkeitsſtufe allein darauf Anſpruch machen, als traurige Mittelweſen zwiſchen Klang und Wort bezeichnet zu werden. Auch iſt die Macht, mit welcher dieſe Völker dem auf ihnen laſtenden Bildungsgeſetze unterworfen ſind, ſo groß, daß da, wo ſich ihre Linie der Südoſt-Nordweſt-Diagonale nähert und dieſe ſchneidet, dieſelbe ſogar mehrere der angränzenden Stämme in ihren diſſoluten Sprachzuſtand mit hineinzureißen vermag: — ein Faktum, aus welchem merkwürdige Folgerungen für die tiefe Naturnothwendigkeit unſerer Anſchauungen gezogen werden könnten.

Wenden wir uns nun jetzt mit der hier geſtatteten Ausdehnung der kaukaſiſchen Linie etwas näher zu, ſo tritt uns da vor allen Dingen eine Thatſache entgegen, die uns auf den erſten Anblick faſt verwirren könnte. Denn ſtatt daß auch dieſe Linie einem einzigen großen Sprachgeſetz unterliegt, ſtößt uns hier plötzlich in ihr eine ſo durchgreifende und bedeutſame Spaltung auf, daß hiedurch beinahe die ganze von uns gegebene Anlage umgeſtürzt zu werden droht. Auch zeichnet ſich dieſe dualiſtiſche Trennung noch dadurch beſonders aus, daß nicht allenfalls der ſüdöſtliche Theil dem einen, und der nordweſtliche dem anderen Sprachgeſetz unterläge, ſondern mitten in die Kette der indogermaniſchen Nationen fügt ſich auf einmal der ganze ausgedehnte Stamm der Semiten ein. Wodurch unterſcheidet ſich nun

fürs erſte dieſer Dualismus in ſich wie auch gegen die antikaukaſiſche Linie?

Der ſemitiſche Sprachſtamm, und in ihm vor Allem der Gipfel deſſelben, das Hebräiſche, charakteriſirt ſich beſonders wie durch die Einfachheit, ſo auch im Ganzen durch die geringe Anzahl ſeiner Stämme*). Denn ſelbſt die vorhandene Anzahl der letzteren wird durch eine höhere Einſicht und Sprachkunſt einſt noch um ein Bedeutendes reduzirt werden. Dagegen iſt nun dieſe äußerliche Armuth durch einen großen Ueberfluß an Modifikationsmöglichkeiten kompenſirt. Denn erſtlich iſt der Ton ſo untergeordnet und in eine große Fülle fein bedingter Konſonanten ſo verhüllt, daß er in der Schrift gar nicht bezeichnet wurde, folglich unmittelbar für den Kundigen aus der Conſtellation der Conſonanten als nothwendiges Reſultat hervorging. Sodann iſt der große Reichthum an Hauchlauten in dieſen Sprachen beſonders hervorzuheben. Da, wo Alles auf Innerlichkeit beruht, kommt es vor Allem auf einen feineren Druck der Modifikation an, der immer allbedingend und entſcheidend einzugreifen hat. Endlich fliehen dieſe edlen Sprachen in ihrer erhabenen Vereinzelung mehr oder weniger allen proſodiſchen Rhythmus**). Denn dieſer iſt an das übermüthige, daher gleichgültigere und weniger nothwendige Hervorquellen der Sylben gebunden, wie es ſich in anderen Sprachen vorfindet. An dieſe ſtille Hoheit der Stammformation ſchließt ſich eine gleiche Vornehmheit der Formenlehre an. Denn der Reichthum in der Flexion des Verbums iſt entweder Konſonant- und damit Laut-Umbildung, oder auch, was faſt daſſelbe iſt, wie Erzeugung neuer Wörter, wenn im Weſen der Stamm auch unverändert bleibt. Der Status constructus iſt aber eine Wechſel-

*) Der große Reichthum des Arabiſchen iſt etwas nur Sekundäres und iſt eigentlich nur ein Beweis, zu welcher Mannigfaltigkeit ſich die urſprüngliche Immanenz der ſemitiſchen Sprachfamilie entfalten kann.

**) Daß die entfaltetſte der ſemitiſchen Sprachen, das Arabiſche, dennoch eine Rhythmik beſitzt, iſt mehr Beſtätigung als Verneinung des Geäußerten, da ſich hierin einmal die Entfaltung des ſonſt vorhandenen Eſoteriſchen in dem Semitiſchen zum Exoterismus offenbart und damit ſodann die Exiſtenz als eines zum Indogermaniſchen überleitenden Gliedes verbunden iſt.

Intimität der Formen, für welche mehr die Nachläſſigkeit, als die Geſtaltungskraft anderer Sprachen Analoga beſitzt. Auch kann er als Ueberführung zu jener einfachen Periodologie betrachtet werden, welche, weit entfernt, der rohen Juxtapoſition des Anti-Kaukaſiſchen zu gleichen, vielmehr auf eine allheitliche Gefühlseinheit hindeutet, vermittelſt deren der redende Semite dem wahrhaft fein hörenden Ohre die verſtändlichſten Sprachgruppen vorführt. Sei kongenial mit Jeſaias, und ſeine hie und da vorhandene koloſſale Abruptheit wird ſich dir als die klarſte Gliederung offenbaren. Es gleicht die ſemitiſche Sprachfamilie einem Samenkorn, in welchem alle Unterſchiede ganz beſtimmt, aber ebenſo zart neben einanderliegen, und ſich nur dem ebenſo ſcharfen, wie unſchuldigen Sinne erkennbar machen.

Ganz anders verhält es ſich mit den indogermaniſchen Sprachen. Sie ſind die zur äußerſten Entfaltung auseinander gelegte Immanenz des Semitiſchen. Hier begegnet uns jene faſt unbeſchränkte Beugungsfähigkeit des Sanskrit, welche ſich ſelbſt bis zur Cauſalverbindung des Satzes ſteigert. Hier tritt uns jene Freiheit im Gebrauche des Artikels entgegen, welche bei dem Griechen und Deutſchen ſich ſo hoch ſteigert, daß faſt alle Conjunktional-Verbindungen dadurch erſetzt werden können. Ja, die Freiheit aller Verknüpfung geht ſo weit, daß, namentlich im Deutſchen, geradezu Alles zum Geſetze werden kann, was nicht abſolut unſchöne Möglichkeit iſt. Auch drückt ſich die Sebſtſtändigkeit einer unumſchränkten Periode, welche, wie Demoſthenes und Iſokrates lehren, trotz aller Größe nie der gegliederten Ueberſchaulichkeit zu entbehren braucht, in einer Schönheit gleich der des einzelnen Wortes aus. Denn hier iſt ein ſolches feines Gleichgewicht zwiſchen dem Vokal und dem Conſonanten vorhanden, daß die Sprache zum anmuthigſten Steigen und Fallen, und ſomit, wie man will, zu einem ebenſo zierlichen wie ehrwürdigen Tanze werden kann. Das Indogermaniſche beſitzt weder das kalte oder ſo hitzige Blut der antikaukaſiſchen Töne, noch den ätheriſchen Saft des olympiſchen Götterblutes, welches den ſemitiſchen Worten und Perioden eignet: es iſt das reinſte Menſchenblut, das die Tonadern der Indogermanen durchrollt.

Verweilen wir nun aber noch mit unſern Betrachtungen bei

dieſem mächtigen Gegenſatze der Semiten und Indogermanen, wie er ſich auf der Südoſt-Nordweſt-Diagonale geltend macht, ſo finden wir alſobald, daß zwar auf der Nordoſt-Südweſt-Linie der Welt bei den Antikaukaſiern auch eine unermeßliche Mannigfaltigkeit der Idiome ſtattfindet, dieſe Vielheit aber ebenſo innerhalb des Semitiſchen und namentlich des Indogermaniſchen auftritt, von einer durchgehenden Zerfällung aber der antikaukaſiſchen Sprachen in zwei ſo divergent auseinandergehende Stämme, wie eine ſolche auf der Südoſt-Nordweſt-Diagonale hervorbricht, allüberall keine Spur entdeckt werden kann. Wollen wir daher nur mit einiger Gründlichkeit eine entſchiedene Baſis univerſeller Linguiſtik gewinnen, ſo wird es jetzt unſere Aufgabe ſein, einem genetiſchen Grunde in der Gabelung des Semitiſchen und Indogermaniſchen nachzuſpüren.

Ein ſolcher ſcheint ſich nun zunächſt aus einer Thatſache zu ergeben, die wir in unſerer letzten Vorleſung zu berühren die Gelegenheit hatten. Dort ſchien ſich uns nämlich von Oſtindien hinweg in ſüdöſtlicher Richtung die kaukaſiſche Schädel- und Leibes-Bildung mehr und mehr zu verlieren, und mit ihr alle höhere Entwicklung dieſer Geſchlechter. Dennoch gelang es uns, unter Malaien, Polyneſiern und Peruanern das kaukaſiſche Element wieder ausfindig zu machen. Es zerfiel uns demnach die Südoſt-Nordweſt-Diagonale der Völker in ein ſüdöſtliches minder kaukaſiſches, und in ein nordweſtliches kräftiger kaukaſiſches Glied. Es könnte folglich ſcheinen, daß dieſer Dualismus, welcher ſo mächtig iſt, daß in Beziehung auf die Sprache der Polyneſier faſt ſo ziemlich mit dem Anti-Kaukaſier zuſammenfällt, daß alſo dieſer Dualismus ſelbſt höher hinauf nach Nordweſt mit einer Kraft fortwirke, welche eben die Spaltung des Semitiſchen und Indogermaniſchen hervorzurufen geeignet war. Aber ſelbſt wenn dem zum Theil ſo ſein ſollte, ſo tritt uns hier doch ein Umſtand entgegen, welcher die Univerſalität dieſes Erklärungsmomentes vollkommen annihilirt. Denn da das Indogermaniſche, wie ſchon oben erwähnt, viel weiter ſüdöſtlich hinab- und ebenſo in ganz abſoluter Weiſe nordweſtlich hinaufgreift, ſo iſt das Semitiſche gleichſam ganz in das Indogermaniſche eingetaucht, ſowie es denn auch einen verhältnißmäßig kleinen Raum occupirt. Es iſt demnach

das Semitiſche ein nur dynamiſch bedeutſamer Gegenſatz des Indogermaniſchen, und kann folglich in ſeiner Exiſtenz keineswegs allein an die ſüdöſtliche und nordweſtliche Scheidung der Südoſt-Nordweſt-Diagonale gebunden ſein. Wir müſſen daher einem noch ſpecifiſcheren Trennungsmomente nahe zu kommen ſuchen. Auch bietet ſich uns dieſes in einer Bemerkung dar, welche im Laufe der gegenwärtigen Vorleſung ſich uns aufgedrungen hat, und die dahin lautete: daß mehrere kaukaſiſche Sprachen in der Nähe des Schneidungsknotens mit den antikaukaſiſchen einem Einfluſſe dieſer letzteren ausgeſetzt wären, der ſelbſt als ein wechſelſeitiger angeſprochen werden kann. Wenden wir uns nun dem hiſtoriſchen Schneidungspunkt der Kaukaſier und Anti-Kaukaſier zu, ſo fällt dieſer ohngefähr in die Gegend des Ararat, oder beſſer noch ungefähr dahin, wo Meſopotamien liegt und ſich im Allgemeinen einſtens die Stämme der Babylonier, Aſſyrer und Meder berührten. Wird aber dieſer Punkt genauer ins Auge gefaßt, ſo kann man ihn wohl beinahe als den Mittelpunkt bezeichnen, um welchen ſich ſo ziemlich im Kreiſe die Semiten gelagert haben. Es kann demnach jetzt mit einer ziemlichen Sicherheit der Satz ausgeſprochen werden, daß da, wo die beiden großen Völker-Diagonalen ſich ſchneiden, die beiden großen Gegenkräfte wie ein Drittes erzeugt haben, welches, gleich einer Sprache auf höherer Potenz, aus den beiden Gegenſätzen das Beſte herausgezogen und die beiderſeitigen Einſeitigkeiten veredelt hat. Auch tritt dieſer Anſchauung mit merkwürdiger Uebereinſtimmung die älteſte Ueberlieferung des Menſchengeſchlechtes bei. Denn wenn ſie die Zerſplitterung in Völker und Sprachen an einen ethiſchen Akt des Verbrechens knüpft, ſo läßt ſie dieſelbe merkwürdiger Weiſe von dem Schneidungspunkte der beiden großen Weltdiagonalen von Babylon, ausgehen: — ſo daß alſo in einer gewiſſen ſymboliſchen Beziehung das Semitiſche, und in ihm namentlich das Hebräiſche, ebenſo als übriggebliebener Reſt, als edle Erinnerung einer hohen Vergangenheit, wie als hehre Andeutung einer göttlichen Zukunft bezeichnet werden kann*).

*) Noch bedeutſamer wird die hier in Anwendung gebrachte Anführung des babyloniſchen Thurmbaues, wenn dieſes mächtige Ereigniß nicht blos als

Iſt nun aber dem Allen ſo, wie wir entwickelt haben, ſo iſt damit für uns die hier nothwendige Entwicklung des Linguiſtiſchen zu Ende gekommen. Wie ein mächtiger Boden erſcheinen für uns Amerika, Afrika und das ganze ſüdöſtliche Aſien. Aus ihm wächſt mit dem Semitiſchen und dem Sanskrit ein mächtiger Sprachbaum nach Nordweſten empor, der mit jedem neuen Knoten der hiſtoriſchen Entwicklung eine ebenſo dynamiſch wie quantitativ geſteigerte Entfaltung ſeiner Krone gewinnt. Drei große Fortſchritte ſind es namentlich, von denen es ſich nachweiſen läßt, daß ſie ſich ebenſo als ſprachliche, wie als völkergeſchichtliche Glieder bewährt haben. Das erſte dieſer Glieder iſt jenes, welches im ausgedehnteſten Sinn die eigentliche indiſche Welt umfaßt und die nah verwandten Sprachſtämme des Sanskrit, Zend und Pehlvi in ſich einſchließt. Das zweite Glied iſt der pelasgiſche Volksſtamm, deſſen untergegangene Sprache im Griechiſchen ihren Kulminationspunkt erreicht hat. Jenſeits des Pelasgiſchen erhob ſich der germaniſche Stamm, unter deſſen Sprachen ſich die deutſche der höchſten Mannigfaltigkeit und Gelenkigkeit rühmen kann. Die ſich demnach mit immer neuer Steigerung und ſtets engerer Raum-Koncentration von Südoſt nach Nordweſt entwickelnden drei Stämme und Sprachen der Inder, Griechen und Deutſchen ſind daher der vollendete Freiheits-Gegenſatz zu der Nothwendigkeitslaſt in Bildung und Rede, wie ſich dieſe in dem Barbarismus der Nordoſt-Südweſt-Diagonale verwirklicht hat. Auch iſt es natürlich, daß, wie der Grieche über dem Indier, der Deutſche über dem Griechen ſteht: — eine wechſelſeitige Ueberragung, deren Nothwendigkeit ſchon unſere Vorleſung über die Geſchichte gegeben hat: — daß ebenſo auch die griechiſche Sprache der indiſchen, die deutſche aber der griechiſchen an Reichthum, Gefügigkeit und verborgener Dynamik vorangeht. Denn wenn auch, beſonders wegen der nahen Berührung mit dem Semitiſchen, dem Sanskrit eine gewiſſe vegetative Fülle und eine nicht abzu-

---

eine menſchliche Bau-Unternehmung, ſondern als ein geogoniſcher Prozeß aufgefaßt wird, von dem menſchliche Mitwirkung keineswegs ausgeſchloſſen zu werden braucht. Auch hoffe ich über dieſen Punkt einſtens noch Gläubige Naturaliſten und Rationaliſten befriedigen zu können.

läugnende Friſche des hiſtoriſchen Morgens einwohnt, ſo iſt es eben gleichſam die thieriſche Selbſtſtändigkeit, oder höher ausgedrückt die autonomiſche Menſchlichkeit des Deutſchen, welche dieſen wie zum Diktator über die Kräfte ſeiner Sprache macht. Vielleicht wird noch eine Zeit kommen, zu welcher das Deutſche den galliſchen Laut verdrängt haben und zu jener Weltſprache erwachſen ſein wird, welche zu einer immer höheren Nothwendigkeit zu werden ſcheint. Einer ſolchen Sprache wird es auch nicht verwehrt ſein, aus allen übrigen Idiomen das ihr Nothwendige in ſich herüberzunehmen, ſo daß, was unſre Puriſten an uns tadeln, gerade als das Siegel unſeres kosmopolitiſchen Berufes betrachtet werden muß. Wann die rechte Zeit gekommen iſt, wird ſich auch alſobald das Buntſcheckige in der Kleidung unſerer Sprache in ein herrliches nahtloſes Gewand verwandelt haben. Was daher Leibnitz auf mathematiſchem Wege gewinnen wollte, eine allverſtändliche Weltſprache, dies wird durch die lebhaft organiſche Fortbildung kosmopolitiſcher Geiſteseinheit allein errungen werden. — Noch könnte ſich hier der Eine oder der Andere zur Frage nach den ſlaviſchen Sprachen getrieben fühlen, und wir wollen folglich auch dieſe mit einer kurzen Bemerkung abfertigen.

Der Slavismus iſt überhaupt ein Mittelglied zwiſchen dem kaukaſiſchen und anti-kaukaſiſchen Norden. Als ſolches unterliegt er dem Quantitativen des Barbarismus und wird nur wie durch eine Ahnung der Qualität nach dem Freiheitspol des Germanismus hingezogen. Hat er daher, dieſer Slavismus, auch noch einen beſonderen Beruf in der Geſchichte, ſo kann es allein der ſein, als blinde Kraft zu wirken. Soſehr uns daher auch noch der Slavismus überfluthen mag, wie er ſelbſt durch unſere Cultur, ſo wird auch ſeine Sprache durch germaniſche Elemente überwunden werden. An ſich betrachtet kennt ſeine Sprache nichts von jener höheren Freiheit, wie ſie ſich im Sanskrit, im Griechiſchen und im Deutſchen zu erkennen gibt. Namentlich iſt dem Slaviſchen unſer ſchöner Wechſelrhythmus von Vokal und Konſonant völlig unbekannt, und der Laute ſind in ihm ſehr viele, welche, wenn auch nicht an das Schnalzende und Klatſchende, ſo doch an das Ziſchende der antikaukaſiſchen Barbarei erinnern. So beklagenswerth daher auch das Geſchick der Polen ſein mag, ſo

lag es doch in der Natur der Sache, daß bei dem Beginne des großen Kampfes zwiſchen Germanismus und Slavismus das Volk als Opfer fallen mußte, welches dem Slaven zu viel Germaniſches, dem Germanen zu viel Slaviſches enthielt*).

Dies wäre es denn nun, was im Allgemeinen über die Linguiſtik oder die univerſelle Sprachenkunde des Erdballes geſagt werden kann und muß. Wer auf dieſem Gebiete zu einem höheren Reſultat gelangen will, das nicht blos in ſich ſelbſt eine abgeſchloſſene Einheit darbietet, ſondern mit Natur und Menſchheit in ein organiſches Ganzes zuſammentritt, der wird ſich keiner anderen Grundlagen der Sprachenentwicklung bedienen können, als die von uns nachgewieſenen ſind. Entſchließt er ſich aber auch einmal, auf die Anwendung unſeres ethnographiſchen Netzes einzugehen, dann wird ſich für ihn aus der geringſten grammatikaliſchen Modifikation, die er z. B. vom Südoſten Indiens bis zu dem Nordweſten Deutſchlands verfolgt, oft die mächtigſte Kette der tiefſten und erſtaunenswürdigſten Intelligenz ergeben. Denn das iſt eben der Segen wahrhaft aus dem Großen gearbeiteter Grundlagen, daß gerade das Kleinſte und Zufälligſte, das ſonſt unbeachtenswerth oder unerklärbar erſcheint, aus der tiefſten Auffaſſung des angenommenen Prinzipes die ſchlagendſte und überraſchendſte Enthüllung erfährt.

Indem wir aber jetzt dem Sprachſtudium nach ſeiner tiefſten Bedeutung das ihm gebührende Recht haben widerfahren laſſen, ſind wir doch mit ſeiner Behandlung noch keineswegs zum Ende gekommen. Denn ſeit Jahrhunderten, bereits ehe es noch die univerſelle Wiſſenſchaft der Linguiſtik gab, beſteht eine in ſich

---

*) Demjenigen, welcher die Zuſtände der polniſchen Nation aus anderen, nämlich aus rein politiſchen Gründen abzuleiten ſucht, iſt hier leicht zu begegnen. Denn alle Wechſelbeziehungen der Völker beruhen keineswegs auf äußerlichen Konſtellationen, ſondern auf einem tiefen Naturzuſammenhange, der ebenſo mächtig eingreifend wirkt, wie der Zug der Geſchlechter oder die Antipathieen, die ſich zwiſchen verſchiedenen Thierarten vorfinden. Auch mag es allerdings für uns erniedrigend ſein, bleibt aber dennoch mehr als wahr, daß der Grund unſeres Begehrens faſt gewöhnlich ein anderer iſt, als der von uns ſogar für uns ſelbſt vorgeſchobene.

abgeſchloſſene Disciplin der Philologie, deren Inhalt ſich allein auf die beiden Sprachen des klaſſiſchen Alterthums, auf das Griechiſche und Lateiniſche beſchränkt, und welche die in ſich ſelbſt abgerundete Vollendung dem Volke der Deutſchen verdankt. In welchem Verhältniſſe haben wir uns nun die ſpezielle Philologie zur univerſellen Linguiſtik zu denken? — Dies iſt die Frage, deren Beantwortung hier vor allen Dingen zuerſt gegeben werden muß.

Das Germaniſche, und inſonderheit das Deutſche, iſt, wie wir gefunden haben, der Gipfel aller freien Sprachen, welche im Gegenſatz zu den antikaukaſiſchen Verhältniſſen ſich mit Indien aus dem Südoſt nach dem Nordweſt erhoben haben. Unmittelbar unter der höchſten Blüthe des Wortes, wie ſie ſich uns im Deutſchen dargeſtellt hat, ſteht nun der pelasgiſche Sprachenkreis, als deſſen vollendete Schönheit ſich die griechiſche Sprache geltend macht. Iſt jedoch das Wachsthum der Sprachen aus dem Südoſten nach dem Nordweſt, wie ſich uns gleichfalls ergeben, eine Aufſteigerung der Vollendung zu, ſo wird jede höher liegende Sprache alles Niedrere in ſich implicite geſetzt enthalten. Haben daher an ſich ſchon alle kaukaſiſche Sprachen mit Nothwendigkeit jeden edleren Keim des Antikaukaſiſchen in ſich aufgenommen, ja in ſich überhaupt von Anfang an inhärent, ſo wird ebenſo das Griechiſche als ein höherer und koncentrirterer Extrakt aller indiſchen Sprachzweige und das Deutſche als die geläuterte Potenziirung des Griechiſchen zu betrachten ſein. Alle edleren Stoffe folglich, welche dem Deutſchen einwohnen, geben ſich als eine zur organiſchen Einheit abgeſchloſſene Anthologie aller Sprachgeſetze der Welt zu erkennen. Das Gleiche wird, aber nur in einem etwas geringeren Grade, von dem Griechiſchen auszuſagen ſein. Auch dies befaßt alles Niedrere der übrigen Erdſprachen in ſich mit Ausnahme des Deutſchen, welches eben auch alle niedreren Erdſprachen, nur noch mit Einſchluß des Griechiſchen, in ſich aufgenommen hat*). Es verhält ſich folglich das Griechiſche

*) Es verſteht ſich wohl hier von ſelbſt, daß das in dieſen Sätzen Mitgetheilte nicht in einem rohen mechaniſchen Sinn genommen werden darf, ſondern in jenem höheren organiſchen, zufolge deſſen die Aufnahme des Niedreren in das Höhere nicht eine einfache Uebernahme, ſondern eine lebendige Durchkochung (πέψις) und Ummodelung iſt.

zum Deutſchen, wie ſich etwa die medulla oblongata zum geſammten Gehirn, oder auch das kleine Gehirn zum großen verhält. Betrachten wir nun aber dieſes Wechſelverhältniß zwiſchen dem Griechiſchen und Deutſchen noch etwas genauer, und ſuchen ihm einen anderen Wortlaut zu geben, ſo können wir ſagen: das Griechiſche iſt für das Deutſche wie ein Mikrokosmus aller übrigen Sprachen zuſammengenommen. Was daher alle Sprachen der höchſten, der deutſchen nämlich, ſind und ſein können, das iſt in koncentrirter Zuſammenfaſſung für die deutſche bereits das Griechiſche. Die Philologie iſt demnach eine, wenn auch nach einigen Seiten hin beſchränkte, aber immer doch koncentrirte und ſomit alles Nothwendige in ſich befaſſende Linguiſtik. Auch bedarf hier das Lateiniſche oder Römiſche keiner weiteren Erwähnung. Denn an ſich ſchon um ein Unendliches weniger klaſſiſch*), als das Griechiſche, gehört es ja auch der pelasgiſchen Wurzel an, deren höchſte Frucht eben das Griechiſche iſt; — ſo daß ſich alſo auch das Griechiſche zur pelasgiſchen Baſis ungefähr ebenſo verhält, wie es dies zu allen niedreren Sprachformen der Welt thut. Es iſt demnach für eine Zeit von minderer Erteuſion ihrer Entfaltung die Philologie daſſelbe geweſen, was von nun an für unſere an unermeßlichem Wiſſen ſo reiche Epoche nur noch allein die univerſellſte Linguiſtik ſein kann.

Wenn aus alledem aber irgend Jemand die Folgerung entnehmen wollte, daß von nun an die Philologie als ſpezielle Wiſſenſchaft erſterben oder ſich vielmehr ganz in die allgemeine Linguiſtik auflöſen müſſe, ſo mag er damit allerdings bis zu einem

*) Dieſe Ausſage der geringeren Claſſicität des Lateiniſchen dem Griechiſchen gegenüber gilt nicht allein von der Sprache, ſondern unſerer innerſten Ueberzeugung nach auch von den Autoren, welche in dieſer Sprache geſchrieben haben. Denn nur ſechs derſelben ſcheinen uns an die hohe Blüthe der griechiſchen Naivetät (wenn auch mit größerem oder geringerem Bewußtſein) hinzureichen. Und dieſe ſind: Plinius, Horaz, Ovid, Catullus, Tibullus und Propertius. Cicero, Livius und Virgil verhalten ſich zu den Griechen ungefähr ſo, wie die größeren unſerer Philologen zu den Römern. Tacitus iſt trotz aller ſeiner Größe faſt geradezu modern zu nennen. Uebrigens iſt er unter den Hiſtorikern ungefähr und in ſeiner Weiſe daſſelbe, was Dante unter den Poeten.

gewiſſen Punkte Recht haben, aber eben auch nur bis zu einem gewiſſen Punkte. Denn abgeſehen davon, daß alle Jugendbildung wie alle höhere gelehrte Entfaltung im Griechiſchen und Lateiniſchen wurzelt, ſo gibt es auch noch triftigere Gründe, die Philologie als geſonderte Wiſſenſchaft feſtzuhalten. Jede Sprache nämlich lebt im tiefſten und innigſten Verkehr mit dem ganzen und geſammten Zuſtande des ſie ſprechenden Volkes. Im Grunde iſt daher keine einzige Sprache in Wahrheit kennen zu lernen wie zu erforſchen, ohne ein vollendetes Eingehen in Geiſt und Entwicklung ihrer Nation. Würde dies aber überall und bei allen Völkern verſucht und gethan werden, ſo würden die an ſich ſchon ſo gewaltigen Maſſen der Sprache und der Geſchichte in eine unermeßliche kaum zu umſpannende Einheit zerfließen. Iſt aber demnach Geſchichte und Sprache ſonſt überall auf das Beſtimmteſte auseinanderzuhalten, ſo wird es dennoch auf der anderen Seite von Bedeutung ſein, daß bei der Wiſſenſchaft irgend eines Sprachſtammes die Einheit des Wortes und der Geſchichte entſchieden hervorgehoben und feſtgehalten werde. Nun aber geht aus allem bisher Geſagten die nothwendige Folgerung hervor, daß, je höher ſich die Sprachen nach Nordweſt aufſteigern, Geſchichte und Wort auch um ſo lebendiger zu einer ſich mannigfach durchflechtenden Einheit heranwachſen. Dieſe Einheit bei dem ſich fort und fort immer höher entfaltenden germaniſchen Stamme durchzuführen, iſt theils eine mehr der Geſchichte, als der Sprachforſchung zukommende Aufgabe, theils bei der fortgeſetzten Steigerung dieſer Nationalität jedenfalls eine vollkommene Sache für ſich. Vortrefflich aber iſt eine ſolche Ineinsbildung von Wort und Geſchichte, und ihre Aufſtellung als beſondere Wiſſenſchaft bei einem Volksſtamme wie der pelasgiſche möglich, welcher ebenſo hoch auf der Geſchichts- und Sprachleiter der nordweſtlichen Völker ſteht, wie er ſeinen völkerhiſtoriſchen Beruf bereits durchlaufen hat. Es iſt daher die ſpezielle Philologie einmal eine mikrokosmiſche Linguiſtik, dann aber auch die vollendete der Sprachkenntniß verbundene Einſicht in den ganzheitlichen Culturzuſtand der höchſten pelasgiſchen Stämme, und damit eine Wiſſenſchaft, welche, je höher unſere Cu[illegible]en wird, für uns immer um ſo

größere Nothwendigkeit bleiben muß. Wenn die beiden sich bestreitenden Schulen zu Leipzig und Berlin ihre Wissenschaft unter diesem Gesichtspunkte betrachten wollten, so würde die Anzahl ihrer Gegensätze von Tag zu Tag mehr schwinden müssen. Gewiß ist es wenigstens, daß die größten Philologen wie z. B. Julius Cäsar Scaliger, Gerhard Johann Vossius und Friedrich August Wolf, ihre Wissenschaft unter einem ähnlichen Gesichtspunkte angesehen haben.

Wenn nun aber der pelasgische Sprachstamm und also namentlich die griechische Sprache nach allem Bisherigen am geeignetsten ist, zum Inhalt der eigentlichen Philologie zu werden, so muß es billig verwundern, wenn wir finden, daß gerade bei diesem zu solchem Zwecke erwählten Volke die Einheit zwischen Höhe der Sprache und Höhe des Culturzustandes so groß und innig gewesen ist, wie bei keinem sonst auf Erden. Mag sich dies zum Theile auch daher ableiten lassen, daß der pelasgische Sprach- und Volksknoten der unmittelbar nächste unter dem höchsten, dem germanischen, ist, so scheint dennoch die Natur des griechischen Volkes und seine lebendige Ineinsbildung von Sprache und Geschichte hieraus nicht völlig erklärt werden zu können, und wir schenken dieser Frage um so lieber noch eine kurze Berücksichtigung, da die Auflösung derselben die Philologie noch um so inniger mit der Linguistik in Eins zusammenzuschlingen geeignet ist.

Wir wissen, daß der Knotenpunkt der beiden großen Welt-Diagonalen ungefähr in die Gegend von Mesopotamien fällt. Ebenso haben wir erkannt, daß diese Gegend auf jener tiefsten Erdlinie liegt, welche vom rothen Meere bis zum obischen Meerbusen streicht, und daß diese Linie das Erdhaupt vom Erdrumpfe, d. h. die Länderverhältnisse um das mittelländische Meer, und also namentlich Europens von allen übrigen tellurischen Massenentwicklungen abschneidet. Nun hat sich uns aber ferner herausgestellt, daß, gerade so wie die Länder um das mittelländische Meer das Haupt zum Erdenrumpfe abgeben und also durch ihre Concentrirung entschieden über die sonstigen Massen des Erdballs erhaben sind, ebenso auch die Völker um das mittelländische Meer als die eigentlichen intelligenten Haupt-Nationen angesehen werden müssen. Unter diesen Völkern nun ist das griechische auf

Südoſt-Nordweſt-Linie das unterſte oder erſte. Denn Paläſtina, wie Phönizien, fällt ganz in die große Trennungslinie hinein, und Kleinaſien bildet nur wie einen ſeitlichen, durch andere Verhältniſſe bedingten Auswuchs derſelben. Auch deutet die an ſeinem Ende unter der Inſelwelt des ägeiſchen Meeres hervorbrechende vulkaniſche Tendenz darauf hin, unter welchen gewaltigen Symptomen bei dem beginnenden Griechenland ſich die Trennung von Erdhaupt und Erdrumpf vollzogen hat*). Nun aber iſt es Geſetz aller ſowohl hiſtoriſcher wie phyſiſcher Natur, daß, wenn in einem Ganzen eine Trennung eintritt, bei welcher der zweite Theil über den erſten erhaben iſt, gerade am Anfang dieſes zweiten Theiles die divergente Natur deſſelben ſich beſonders ſtark und namentlich mehr ins Aeußere heraustretend ſetzt. Folglich iſt es klar, warum unter allen Nationen des Erdhauptes die Griechen ſich als die höchſte und geiſtigſte in der Weiſe entwickelt haben, daß bei ihnen die Innerlichkeit, als deren Enthüller ſich die Sprache kund gibt, am lebendigſten und regſten den ganzen Körper der Volkserſcheinung durchgeiſtete und belebte. Warum alſo die Philoſophie zuerſt und faſt ihre ſüßeſten Töne unter den Hellenen angab, warum dort der Rhythmus der Sprache ſich zum künſtlichen Versbau der Dithyramben, Hymnen und Chöre entfaltete, warum endlich unter den Händen der Griechen die Plaſtik ihre einzige und höchſte Höhe gewann, — dies Alles und noch Mehreres findet ſeine alleinige Erklärung in der Stellung, welche das Volk der Hellenen auf der großen Südoſt-Nordweſt-Diagonale gleichſam auf dem Boden des Erdhauptes einzunehmen berufen war: — wobei es gewiß ein nicht unintereſſanter Parallelismus iſt, daß namentlich dem kleinen Gehirn und dem ihm ſo ſehr verwandten Mittelhirn im Organismus des Menſchen hauptſächlich das als Beruf zugetheilt ſcheint, die plaſtiſche Entfaltung der Menſchengeſtalt zu erzeugen, wie in ihrem einmal erlangten Beſtande zu erhalten. Nach alledem aber kann es hier zum Schluſſe weiter nicht auffallend ſein, wenn wir die Folgerung ziehen, daß

*) Vielleicht iſt auch der Salzſee, in welchen ſich der Jordan ergießt, nicht ohne alle Beziehung zu den vulkaniſchen Zerſplitterungen der griechiſchen Inſeln.

die großen Entwicklungen des Erdrumpfes und Erdhauptes wie die an ſie gebundenen weiteren der Geſchichte und Sprache auch die nothwendige Urſache ſind, zufolge deren es neben dem Makrokosmus der Linguiſtik auch den Mikrokosmus der ſpeziellen Philologie gibt. Wollten wir dieſe letztere endlich noch in denſelben Dualismus der Nothwendigkeit und Freiheit zerfällen, welchen wir auch als Haupteintheilung der Linguiſtik gefunden haben, ſo ließe ſich wohl die alleinige Beſchäftigung mit der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, wie dies die Hermanniſche Schule thut, als die Nothwendigkeit, diejenige dagegen mit dem ſachlichen Griechen- und Römerthum, wie es die Weiſe der Böckhiſchen Schule iſt, als die Freiheit der ſpeziellen Philologie bezeichnen. Es iſt dies aber mehr eine allenfalls mögliche Analogie, als ein durchgreifender Parallelismus, der auch nicht vollkommen vorhanden wäre, wenn wir die ſpezielle Philologie die Freiheit der Linguiſtik, die Linguiſtik aber die Nothwendigkeit der ſpeziellen Philologie nennen wollten. Denn namentlich drückt ſich das Schwankende dieſer letzten Vergleichung dadurch aus, daß unter einem anderen Geſichtspunkt das ganze Verhältniß umgekehrt, und alſo die ſpezielle Philologie mit Recht als die Nothwendigkeit der Linguiſtik, dieſe letztere aber als die Freiheit der Philologie betrachtet werden könnte.

Es iſt jetzt nur noch übrig, einige Bemerkungen über das Talent zur Sprachenkunde, ſo wie über die Methode des linguiſtiſchen und philologiſchen Studiums beizufügen. Wir werden uns kurz faſſen können, da im Grunde das Weſentliche, was hier geſagt zu werden vermag, ſchon in den gegebenen Evolutionen der Sache ſelbſt beſchloſſen liegt. Wie es ſich von ſelbſt verſteht, fallen hier Linguiſtik und Philologie ſo eng in Eins zuſammen, daß es durchaus nicht nöthig iſt, beide in Beziehung auf die angegebenen Punkte zu trennen.

Was da nun zuvörderſt das Talent zur Sprachenkunde anlangt, ſo iſt das Erſte, deſſen der angehende Philologe bedarf, jene paſſive Receptivität für das Wort und die damit verbundene Luſt an demſelben, die wir, nur auf niedererer Stufe, häufig an Kindern wahrzunehmen die Gelegenheit haben. Iſt nämlich das Wort Ausfluß und unmittelbare Enthüllung der Innerlichkeit, ſo

kann man ſich bei dem Triebe aller Menſchen, ihren geiſtigen Gehalt zu offenbaren, recht wohl einen Zuſtand beſonderer Begabung denken, in welchem ſich der Stachel nach der Offenbarung des Inneren zur Luſt für Beobachtung und Gebrauch des geoffenbarten Lautes ſelbſt umſetzt, ähnlich wie die Freude an der Geſtalt im Künſtler zur Darſtellung des Geſtalteten wird. Dies iſt denn auch der Grund, warum der Philologe namentlich zum Pädagogen geeignet iſt. Er iſt Künſtler in jenem Geſtaltungstrieb des Wortes, in welchem das nach dem Laut oder Ausdruck ringende Kind noch Schüler iſt. So ſehr aber dieſe erſte Begabung Nothwendigkeit für den Sprachkundigen iſt, ſo wenig iſt ſie mehr, als erſte Baſis deſſen, was für ihn Bedingung eines höheren Fortſchrittes iſt. Die Wortluſt nämlich, welche für ſich allein höchſtens den gewandten Sprecher oder ſelbſt nur Schwätzer erzeugt, muß zur höheren Luſt an der Periode werden: eine Luſt, welche im Philologen ſich dadurch ausdrückt, daß ihm, die Periodologie der einen Sprache in die der anderen umzubilden, zum höchſten Bedürfniß und zur wahren Geiſtesbefriedigung wird. Er gleicht hierin dem Mathematiker. Denn wie dieſer nicht ermüdet, Gleichung in neue Gleichung umzumodeln, ſo kann auch der Trieb des Philologen, die Periodologie der verſchiedenen Sprachen einander kongruent zu machen, niemals geſättigt werden. Es iſt demnach von dieſer Seite derjenige der höchſte Philologe, deſſen Modifikationskraft jede auch die kleinſte irrationale Größe zwiſchen zwei Sprachen aufzuheben vermag. Dennoch, ſo hoch auch dieſe Gabe angeſchlagen werden muß, iſt hier jener Pedantismus verborgen, welcher dem Philologen ſo nahe liegt, da der freie Ummodler nur zu leicht zum mechaniſchen und ſklaviſchen Nachbildner hoher Muſter wird. Es iſt demnach jenes zweite nothwendige Talent des Philologen nur dann in ſeiner richtigen Stellung, wenn es in ein drittes übergeht, welches allein als die Gabe und der Enthuſiasmus kongenialer Sprachſchöpfung bezeichnet werden kann. Denn allein in dieſem Falle wird der Philologe jenem Geſetzgeber und Könige ähnlich, welcher nach dem Cratylus des Plato die Sprache erfunden hat. Auf dieſer Höhe haben ſich alle Sprachkundigen erſter Größe bewegt, da ſie, ſelbſt wenn ſie ſich den nur ſachlichen Gegenſtänden der Philologie zugewandt hatten,

doch nur vermittelſt ihrer Congenialität mit der Sprache des vorliegenden Volkes ſo tief in ſeine Inſtitutionen und anderweitigen Zuſtände einzudringen vermochten. Es iſt demnach die Philologie eine der geringſten Wiſſenſchaften, wenn ihr Pfleger auf der erſten Stufe der zu ihr nothwendigen Begabung ſtehen bleibt: nahezu aber der höchſten eine, wenn derſelbe die dritte Stufe des ſprachlichen Talentes in ſich trägt. Denn er iſt in dieſem Falle ein Nach-Erfinder eines wirklichen Volksgenius oder ſelbſt deſſen, was die tiefen und genialen Eigenthümlichkeiten der nationellen Individuen erzeugte: ein Zuſtand des Geiſtes, welchen man die Gabe analytiſcher Poeſie nennen könnte.

In Beziehung auf die Methode des philologiſchen Studiums iſt das Hauptgeſetz: daß der Schüler, mag er nun Linguiſt oder ſpezieller Philologe werden, ſich namentlich in die Tiefe einer einzigen Sprache verſenken muß und hier auch die kleinſte Kleinigkeit nicht verſchmähen darf. Dem Linguiſten iſt hiezu namentlich das Detail-Studium des Sanskrit, dem Philologen das des Griechiſchen anzurathen: — letzteres, weil es die Blüthe des Pelasgiſchen iſt; erſteres, weil es, wie in der Mitte aller Sprachen der Welt gelegen, deßhalb faſt nach allen Hauptmodifikationen ſprachlicher Entwicklung hindeutet. Hat nun aber der Schüler dieſem von uns geforderten Detail-Studium ſo weit Genüge gethan, daß er zum Künſtler im Gebrauche ſeiner Hauptſprache geworden iſt, dann gehe er, ſo weit es ſeine Kräfte erlauben, in die Vielheit der Sprachen und Zuſtände ein, und mache ſich vor Allem zum genauen und freiſinnigen Kenner in den genialen Werken aller jener Sprachen, welche er ſich als ſeinen Stoff untergebreitet hat. Thut er das mit jener hohen Kraft der Selbſtſtändigkeit, welche über dem Chaos der Laute wie der Geiſt über den Waſſern der Schöpfung ſchwebt, ſo wird ſich ihm ein feines Geſetz der Sprachkunſt über das andere offenbaren, und er ſelbſt zum höchſten Kritiker und ſomit zum negativen Philoſophen werden, der, mit Shakeſpeare zu reden, der verkehrten Seite ſchön gewirkter Teppiche gleicht, welche zwar nicht die Reinheit der Zeichnung, aber um ſo mehr Anſtrengung und Geſchicklichkeit des Werkmeiſters erkennen läßt.

Achtzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Jurisprudenz.

Meine Herrn! Wenn wir das Studium der Heilkunde als die praktiſche Disciplin der Naturwiſſenſchaften bezeichnet haben, ſo leuchtet das Naturgemäße dieſer Eintheilung dem beobachtenden Geiſte allerdings auf den erſten Anblick ein. Denn da der Menſch nicht nur die Schlußkette aller natürlichen Dinge iſt, ſondern auch Alles, womit auf ſeinen Organismus eingewirkt wird, gleichfalls der Sphäre der Natur entnommen iſt, ſo könnte ſich kaum der Dreiſteſte oder Kurzſichtigſte einfallen laſſen, ohne die Vorbedingung der vollendetſten Einſicht in die Gegenſtände, mit welchen gehandelt wird, irgendwie in die Ausübung der ärztlichen Kunſt einzugreifen. In ganz anderer Weiſe ſcheint ſich nun das Verhältniß zwiſchen Geſchichte und Jurisprudenz herauszuſtellen, indem hier die Kluft zwiſchen beiden, zwiſchen der einen als theoretiſcher und der andern als praktiſcher Scienz, zum mindeſten als eine viel größere auftritt. Da nämlich der Menſch als ein durch die Freiheit ſeines Willens ſich ſelbſt gelaſſenes Weſen daſteht, und ſo vermittelſt ſeiner Fähigkeit, ſich da- oder dorthin zu beſtimmen, die Welt in jedem Augenblick gleichſam von Neuem anfangen zu können ſcheint, ſo iſt für ihn die Verſuchung allerdings ſehr groß, die Autonomie ſeines Willens zum Geſetz ſeines Verhaltens zu erheben und ſich civiliſtiſch in einer Weiſe zu gruppiren, welche ihm gerade die beſte oder ſelbſt eben nur genehm dünkt. Daß dem auch in der Wirklichkeit ſo ſei, hat die Geſchichte und namentlich die der neueren Zeit auf das Mannigfaltigſte bewieſen. Denn um von den in vieler Hinſicht geſchichtlich ſo ganz zuſammenhangsloſen

Mißgriffen der franzöſiſchen Revolution völlig zu ſchweigen, ſo ſind faſt alle neueren Geſetzbücher und namentlich die Conſtitutionen auf einem mehr oder weniger willkürlichen Boden erwachſen, und hieraus der Uebelſtand hervorgegangen, daß die öffentliche Ueberzeugung Geſchichte und Gliederung der menſchlichen Gemeinſchaft als ein Einheitliches zu betrachten gänzlich aufgehört hat. Was iſt nun der Grund dieſer ſchädlichen Trennung, was der Grund, daß man das öffentliche Leben immer mehr als ein Wachsthum der Vergangenheit anzuſehen vergißt und den konſtruktiven Elementen deſſelben rationaliſtiſches Gutdünken unterzuſchieben ſucht?

Mag nun auch der Grund zur Mißkennung einer ſo innigen und nothwendigen Verflechtung wie zwiſchen Geſchichte und Recht in vieler Beziehung ein moraliſcher ſein, ſo wirken denn doch auch mehrfach intellektuale Irrthümer mit, die namentlich in dem einen kulminiren, daß man gemeinhin den Rechtsbegriff zu eng und zu vereinzelt zu faſſen pflegt. Da nämlich civilrechtliche Störungen das erſte ſind, was zu allen Zeiten zur Produzirung des Geſetzes getrieben hat und noch treibt, ſo hat man immer, wenn es ſich ſo auszudrücken erlaubt iſt, dieſen Kleinhandel des öffentlichen Zuſtandes als das Zeugende aller Rechtsverhältniſſe angeſehen und iſt von da erſt in weitere und allgemeinere Kreiſe hinausgegangen. Nun iſt allerdings das Civilrecht ein wichtiger integrirender Theil des geſammten rechtlichen Gebietes (welcher? wird ſich uns ſpäter ausweiſen), aber dennoch iſt es nur ein Theil, und nach manchen Seiten hin ſogar ein ſehr kleiner Theil der geſammten menſchlichen Jurtapoſition. Denn es gibt noch viel mannigfachere und ſchwierigere Colliſionen, die im Leben eines Volkes auftreten, als die ſind, welche das Civilrecht umſpannt. Will man daher das geſammte Recht erſtlich nach ſeinem ganzen Umfange und damit ſodann in ſeiner hiſtoriſchen Wurzel erfaſſen, ſo wird man alsbald nicht von dem Einzelnen zum Allgemeinen aufſteigen, ſondern bei dem Großen beginnen und nach dem Kleinen zu herabgehen müſſen. Der Begriff der Volksgemeinſchaft und ſomit im Allgemeinen der des Staates*) iſt es demnach,

*) Ich kann mir es hier nicht verſagen, einige Bemerkungen über die Etymologie des Wortes Staat anzuführen: Bemerkungen, die keineswegs

womit das gesammte Studium des Rechtes begonnen werden muß. Alles daher, was wir auch über die Jurisprudenz zu sagen haben werden, wird von uns aus solcher geschichtlich genetischen Wurzel abgeleitet werden müssen.

Wenn nun aber der Staat und besser noch die Volksgemeinschaft (denn der eigentliche Staat ist von dieser noch verschieden) als solche das höchste und letzte Produkt, die Blüthe der Geschichte ist, und auf ihm der gesammte Begriff des Rechtes aufgeführt werden muß, so ist hier das Erste, dessen die gründliche Betrachtung bedarf, nicht die Geschichte der Staaten, sondern die Geschichte des Staates, wie er sich über die Erde hin entwickelt hat und, da in Beziehung auf diese Entwicklung die Südost-Nordwest-Diagonale die eigentliche Grundbedingung ist, von der Alles abhängt, die Geschichte des Staates entlang der Südost-Nordwest-Linie

---

als maaßgebend betrachtet werden sollen, sondern allein auf etwas hindeuten möchten, was doch allenfalls Wahrheit sein könnte. Gewöhnlich nämlich leitet man das Wort Staat von status ab, und findet also in demselben nichts, was auf eine deutsche Wurzel hinweist.

Nun aber gibt es eine Bedeutung dieses Wortes, welche, wenigstens in einigen Gegenden Deutschlands, tief in die Sprachweise des gemeinen Mannes eingedrungen ist. Es ist nämlich die, nach welcher Staat gleichbedeutend mit Putz und Schmuck ist. Bedenken wir nun, wie es ein alter Gedanke ist, daß der Staat durch Freiheit ein so gegliederter Organismus sein soll, wie der Bau der Welt einen solchen durch Nothwendigkeit vorstellt, und erinnern uns, daß die Welt den Griechen κόσμος, dem Lateiner aber mundus hieß: Worte, die auch auf Schmuck und reinliche Zierde hindeuten, — so ergäbe sich hier ein merkwürdiger Parallelismus, ja eine Identität, die man dem tiefsinnig wirkenden Geist der Sprache allerdings zutrauen darf. Würde man nun aber nach der Ableitung des Wortes Staat fragen, so würde ich keinen Augenblick zögern, wie Naht von nähen, so Staat von stehen abzuleiten. Denn nur das, was zum ruhigen und sicheren Bestand geworden ist, kann zu einer reizenden Welt der Schönheit, also zum Staate auseinandergehen. „So er spricht, so geschieht's; so er gebeut, so steht's da", — heißt es in einer Psalmstelle. Und bei Hiob einmal: „Der Himmel wird sich wandeln wie Leinen, und sie stehen wie ein Kleid". Wie in diesen Stellen, so drückt sich auch im Worte Staat die große Einfalt im Uranfange der Sprache aus. Damals hat es sich nie um schöne Redensarten gehandelt, sondern immer nur um die schlagendste und unmittelbarste Fixirung der Sache.

des Erdballs. Hier wird uns denn die Wiederholung mehrerer schon in der Vorlesung über Geschichte gegebener Punkte die eigentlichen erklärenden Momente liefern. Es wird dies aber noch nicht genug sein. Denn der Staat ist eine Ganzheit, ein Mikrokosmus in sich selbst. Nun haben wir aber gefunden, daß alles Mikrokosmische an die Gestalt des Menschen gebunden erscheint. Ist aber da nun ein solches Mikrokosmisches kein äußerlich Gestaltetes, sondern nur ein innerlicher Organismus, wie dies denn beim Staate offenbar so der Fall ist, so wird sich die Menschenähnlichkeit eines solchen Mikrokosmus nur durch das innerliche Verhalten eines Herrschenden und Beherrschten, einer Form und einer Substanz ausdrücken. Das Beherrschte ist aber immer ein Gezwungenes, also die Seite der Nothwendigkeit: das Herrschende dagegen stets ein sich selbst Gelassenes, also die Seite der Freiheit. Gehen wir daher nach der geschichtlichen Betrachtung des Staates in seine innerliche Construktion ein, so wird er sich uns offenbar in einen Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit auflösen müssen. Da aber der Begriff des Staates die Einheit ist, welche die Doppelheit der Freiheit und Nothwendigkeit in sich zusammen befaßt, so können auch diese beiden nur relative Gegensätze sein; uud es wird uns demnach nichts hindern können, auch hier die Freiheit als die Steigerung der Nothwendigkeit zu betrachten. Jede Steigerung aber ist eine Concentration des Niedreren. Es wird uns daher ganz natürlich vorkommen müssen, wenn wir zuletzt den Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit durch eine in der Sache vorhandene Wendung noch als die Wechselbeziehung von Haupt und Rumpf, von Oben und Unten im Staate auffassen werden. Auch wird es endlich nichts anderes als eine einfache Zurückbeziehung auf das schon Behandelte sein, wenn wir die Seite der Nothwendigkeit und Freiheit im Staate, sowie das Verhältniß dieser beiden zu einander als Haupt und Rumpf noch einmal mit der gegebenen Geschichte des Staates über die Erde hin in Vergleich setzen und daraus einige Bemerkungen über zukünftige Entwicklungen ziehen werden. Geschichte des Staates, Nothwendigkeit und Freiheit desselben, Haupt und Rumpf in der Gliederung seiner Erscheinung, endlich noch einige Schlußbetrachtungen: — das sind folglich die vier Punkte, na-

deren Behandlung allein das Studium der Rechte als einigermaaßen umschrieben betrachtet werden kann. Wir wenden uns jetzt dem ersten dieser Punkte zu.

Wenn wir die Erde nach ihrer natürlichen wie geschichtlichen Konstruktion ins Auge fassen, so theilt sie sich, wie wir nun schon so oft gefunden haben, in zwei mächtige Kreuzlinien, von denen die eine im Nordosten Asiens und dem Norden Amerikas beginnt und tief unten im Südwest bei dem Cap Horn endigt, die andere aber im Süden Amerikas anhebt und sich über England und Island nordwestlich empor nach dem höchsten Norden Amerikas zu steigert. Da, wo diese Linien sich kreuzen, in der Gegend von Mesopotamien, legt sich die tiefste Erdoberfläche, wie ein mächtiges Thal von Süd nach Norden durch den Schneidungsknoten hindurch, so daß in dieser Weise ungefähr ein sechseckiger Stern entsteht, von welchem im ganzen drei Theile westlich oder mehr nordwestlich, die drei anderen dagegen östlich oder auch mehr südöstlich fallen. Betrachten wir nun alle Völkerzustände, welche östlich von dem vom rothen Meere und dem Busen von Akaba bis zum Obischen Meerbusen streichenden Weltthale*) liegen und vergleichen sie mit den westlich von diesem Weltthale gelegenen Nationen, so stellt sich wenigstens, was die Südost-Nordwest-Diagonale betrifft (und auf diese kommt ja hier Alles an), ein so mächtiger Unterschied heraus, welcher geradezu wie Rück- und Hauptseite eines Bildes oder irgend einer Sache angesehen werden

*) Dies Weltthal wird überhaupt in natürlicher wie historischer Beziehung noch von großer Bedeutung in der wahren objektiven Wissenschaft wie in der Wirklichkeit werden. Denn erstlich, um nur Einiges anzuführen, ist dieses Weltthal nach Norden zu die eigentliche historische Grenze zwischen Europa und Asien, so daß also des ersteren Ausdehnung noch über den Ural hinüber bis an den Ob gerückt werden muß. Dann aber auch müßte, wenn hier historisch verfahren werden sollte, allenfalls der Längenkreis, welcher durch die Mündung des Jordans in den Salzsee oder durch das bei Jerusalem gelegene Thal Josaphat streicht, als der Meridian betrachtet werden, von dem aus westlich die positiven, östlich aber die negativen Längenkreise weggezählt würden. Und hieran ließe sich noch Vieles anknüpfen, wenn diese Anmerkung der Ort wäre, an welchem wir z. B. von der Vertheilung der Gebirgsketten über die Erde hin handeln könnten.

kann. Suchen wir hier nun aber den Unterſchied zwiſchen dieſer poſitiven und negativen Seite der Nationen in einen Ausdruck zuſammenzufaſſen, ſo können wir nur ſagen, daß die negativen Völker des Oſtens mit völliger Verlierung irgend einer Tendenz willenlos der Zukunft entgegengehen und an einigen Erinnerungen ihres hiſtoriſchen Anfangs wie angekettet liegen, während die Weſtſeite oder der poſitive Pol der Nationen ſeine Vergangenheit gleich Null anſchlägt*) und mit höchſter Beſtimmtheit, ja mit einer gewiſſen verzehrenden Ungeduld des Willens nach einem Ziele der Zukunft, das mit jedem Jahre der Entwicklung klarer wird, rückſichtslos zuſtrebt. Was, ſo können wir uns jetzt fragen, vermögen wir aus dieſem doppelten Verhältniß für Reſultate zum Beſten unſerer Frage nach den hiſtoriſchen Entwicklungsmomenten des Staates zu ziehen?

Der Folgerungen, welche aus dieſem Zuſtande des Verhältniſſes gezogen werden könnten, wären mannigfache, wenigſtens gerade ſo viele, als es Unterſchiede zwiſchen Oſt und Weſt der Geſchichte gibt. Uns, die wir dieſe ganze Entwicklung nur um der Entſtehungsgeſchichte des Staates willen eingeleitet haben, muß es genügen, den dahin einſchlagenden Punkt allein hervorzuheben. Wenn nämlich der Oſt ohne Ziel dahinlebt, der Weſt aber ganz in Zweck aufgeht, ſo iſt es ſehr natürlich, daß im Oſten jenes Band, welches das nationelle genannt werden kann und muß, ein höchſt lockeres und gleichgültiges iſt, während der Begriff der Nation, der ſpeziellen Volksgemeinſchaft im Weſten von jeher mit gewaltiger Energie hervorgehoben worden iſt. Dies iſt denn nun auch nicht blos eine Annahme, ſondern eine entſchiedene Thatſache der Geſchichte. Denn faſſen wir nur einmal den Gegenſatz der höchſten Cultur und der höchſten Barbarei, wie ſie ſich beide im Oſten vorfinden, auf der einen Seite alſo den eingeborenen Amerikaner und den aſiatiſchen Mongolen, auf der andern aber den kaukaſiſchen Oſtindier in das Auge, ſo finden

*) Dies iſt denn auch einer und der bedeutendſte von den Gründen, warum Europa gegen Ueberlieferungen und Weisheit der Vergangenheit immer ungerechter wird, und in Folge hievon alſo auch das eigentliche Heil ſeiner Geſchichte, das Chriſtenthum, in einen ſo bedenklichen Zweifel zieht.

wir bei beiden auch gar nichts, was den Charakter einer gegliederten bürgerlichen Gemeinschaft erkennen läßt. Wohl sind hier auch Ahnungen, gleichsam Träume vom Zustande des Westens hervorgetreten. Dschingischan und Timur haben Ansätze wie zu mächtigen Welkreichen hervorgerufen. Selbst im Sitze der ostindischen Cultur, zu Delhi, hatte es einmal den Anschein, als ob sich ein asiatisches Weltreich konstituiren wollte. Aber so rasch, wie diese Zustände aufgetaucht sind, ebenso schnell sind sie wieder in ein entschiedenes Nichts zerronnen. Auch denke hier niemand, uns China entgegenstellen zu können. Ein aus den Begriffen ostindischer Theokratie und mongolischer Tyrannei auf die mechanischste und kindischste Weise komponirtes Reich kann keine Ansprüche auf den Begriff einer Volksgemeinschaft machen. Kurz, der tiefste und eigentliche Orient ist ganz in den nihilistischen Abgrund einer schmerzlichen Volklosigkeit versunken, die eingebildeten theokratischen Vortrefflichkeits-Träume, womit der Inder und Chinese die Lücke dieses trübseligen Mangels auszufüllen sucht, sind nichts als schwache Erinnerungen (ἀναμνήσεις, Plato), womit jene ganz in Traditionen eingetauchten Menschenmassen, freilich in sehr irrthümlicher Weise, im Geist wie in der Wirklichkeit einen Zustand festzuhalten suchen, welcher, wären nicht traurige Ereignisse eingetreten, allerdings in der gesammten Menschheit eine kosmopolitische Familien-Einheit hätte erkennen lassen, und für den der Ausdruck der noachidischen Theokratie allerdings das bezeichnende Wort gewesen wäre. Es ist demnach die traurige Verlassenheit und Vereinzelung, welche die Menschheits-Zustände des tiefen Ostens charakterisiren, als der einzig stehen gebliebene Rest der Beziehung des gesammten Menschengeschlechtes zu einem Höchsten zu betrachten, dem gegenüber die Vielheit der Individuen mehr eine Gemeinde als eine Gemeinschaft auszumachen berufen war, und es kann daher nicht verwundern, daß in dem Augenblick, wo diese Beziehung wich, aus den um das Eine Geschaarten ein Volk ohne Hirt und demnach eine sich verlaufende Heerde werden mußte.

Von Indien weg nordwestlich aufwärts gegen den Alborus, Ararat und Caukasus zu, in jenen Ländern, welche unter den Namen von Iran und Turan befaßt werden, wird dagegen plötzlich

Alles anders. Denn wenn die dort Wohnenden auch noch auf der Oſtſeite des großen Weltthales wohnen, ſo bilden ſie doch die äußerſte weſtliche Grenze des Orients κατ' ἐξοχήν Es kann daher nur als ganz ſich von ſelbſt verſtehend angeſehen werden, daß Iran und Turan von jeher bis auf den heutigen Tag immer der Tummelplatz ſich erhebender Volksindividualitäten waren, von denen jede, mit mehr oder weniger Glück geworden und eine Zeitlang erhalten, bald hinwiederum von einer anderen überwältigt und in Schatten geſtellt wurde, ohne daß dieſe hinwiederum ſelbſt ſich eines glücklicheren Gedeihens hätte erfreuen können. Die Räume der Erde demnach, welche die im Alterthum ſo berühmten Namen von Hyrkania, Parthia, Aria, Karmania, Gedroſia, Paropamiſus, Baktriana und Sogdiana umſpannen, müſſen als die eigenthümlichen telluriſchen Erzeugungsörter des werdenden Volksbegriffes betrachtet werden: — und es iſt daher vielleicht wohl etwas mehr als Zufall, daß die Engländer mit ihren Unternehmungen gegen Afghaniſtan und die Ruſſen mit den ihrigen gegen Khiwa, ja ſelbſt mit denen gegen die Tſcherkeſſen bis jetzt weder zum Ziele kommen konnten noch können, gleich als wenn der Zeugungsſtätte der ſich in ſich ſelbſt faſſenden Volks-Individualitäten eine Kraft der Selbſtſtändigkeit einwohnte, welche jeden anderweitigen Eingriff augenblicklich mit mächtiger Intenſität in ſich ſelbſt zurückwirft.

Von dieſen Ländern hinweg treten wir nordweſtwärts in das Weltthal und den Schneidungspunkt unſerer beiden großen Diagonalen ein. Der Fortſchritt nationaler Selbſtheit, dem wir hier begegnen, iſt in ſeiner Weiſe nicht geringer, als der von Indien nach Iran war. Denn die Art und Weiſe, wie wir hier an der Wurzel des Welt-Weſten die in ſich gefaßten Volks-Individualitäten der Aſſyrer, Babylonier, Meder und Perſer aufeinander treffen ſehen, läßt uns alſobald erkennen, daß wir an jener Grenze angekommen ſind, an welcher die ſchöne innerliche Freiheit der unſchuldigen Volksthümlichkeit in das Weſen des ſowohl nach Innen wie nach Außen ſelbſt- und herrſchſüchtigen Staates umzuſchlagen anfängt. Denn der Begriff des Staates beſteht darin, daß er in ſeinem Anfang allerdings nur die geſteigerte und geſchmückte Schönheit der Volksgemeinſchaft iſt, bald aber in ſich

in den mehr oder weniger drückenden Gegensatz des Herrschenden und Beherrschten auseinandergeht, der nach Innen gewöhnlich mit größerer oder geringerer Tyrannei endete, nach Außen aber den Versuch erzeugte, den individuellen Staat zum entschiedenen Weltstaat zu erheben. Dies ist denn das dritte Moment, welches auf der Südost-Nordwest-Diagonale in der Entwicklung der Volkseigenthümlichkeit eintrat. Zuerst eine trübselige Zerflossenheit der Vereinzelung, eine schwache Erinnerung des noachidischen Cosmopolitismus: dann das entschiedene Hervorbrechen des Volksbegriffes: endlich die Verwandlung des Volkes in den Staat und Welt-Staat. Was ist nun aus diesem hervorgegangen? Das ist die Frage, deren Beantwortung uns jetzt obliegt.

Zuerst sehen wir hier die Entwicklung des Volkes zum Staate überall bis in den Nordwesten Englands hinauf sich mit durchgreifender Gleichförmigkeit fortsetzen. Auch ist überall diese Staatenerzeugung von den entschiedensten Versuchen herrschsüchtiger Weltstaaten begleitet. Auf den persischen Weltstaat folgte der Alexanders des Großen, dann der des römischen Reiches, weiter der fränkische und deutsche, dann der doppelte französische unter Ludwig XIV. und Napoleon, jetzt seufzen wir mehr oder weniger unter dem der Tyrannei eines Weltstaats in vielen Punkten so sehr ähnlichen Drucke Englands. Es hat sich demnach von Mesopotamien bis zu den schottischen Bergen und den Sümpfen Irlands die Staaten zeugende Natur mit entschiedener Gleichmäßigkeit ausgebreitet. Aber hat sich nicht vielleicht innerhalb dieser Verhältnisse Manches umgestaltet? Allerdings. Die mittelalterlichen Kämpfe Frankreichs und Oesterreichs haben den Begriff des Europäischen Gleichgewichts erzeugt. Auf seine Anwesenheit hat Heinrich IV. seine Idee der Europäischen Republik begründet. Selbst Napoleon wollte nichts als eine solche, freilich unter Frankreichs Hegemonie. Aus dieser Lehre vom Gleichgewichte ist sodann erst das wahre Staats- und Völkerrecht hervorgegangen. Mag die Gegenwart auch aus guten Gründen bei den Collisionen der einzelnen Staaten in sich das Prinzip der Nicht-Intervention aufgestellt haben, die allgemeine moralische Intervention, welche selbst bis in die veraltetsten Fugen der Diplomatie eindringt, ist in dem Europäischen Staatenbunde zur allgemeinen Grundlage der staatsrechtlichen Prinzipien geworden.

Der Deutſche Bund iſt vielleicht der noch ſchwache Keim, aus welchem ſich der ſtarke Baum eines Europäiſchen Staaten-Cosmopolitismus entwickeln und ſeinen Schatten über die ganze Welt hin verbreiten wird. Auch iſt dieſe großartige Entwicklung der Staaten-Politik nicht ohne den tiefſten Einfluß auf die Gliederung der einzelnen Staaten in ſich geblieben. Nur ein ſo ſehr ſich außerhalb des Europäiſchen Staatsrechts erhaltendes Reich wie Rußland kann alle Elemente korporativer Entwicklung von ſich ferne halten. Da, wo der Egoismus und die Wechſelausſchließlichkeit der Staaten bereits dahin gekommen iſt, das Band der Rechte und Geſetze anzuerkennen, da kann auch nach Innen die Möglichkeit der Willkühr und Eigenmächtigkeit immer weniger aufkommen. Ein weſt-europäiſcher Staat vermag faſt nur noch ein konſtitutioneller zu ſein, in welchem Deſpotismus wie Ochlokratie faſt gleich unmögliche Größen ſind. England iſt vielleicht nur deßhalb noch ein ſo drückender Weltſtaat, weil es nach Innen ein noch unendlich ſchwerer laſtender Feudalismus iſt. Wie ſich daher über der traurigen Volkloſigkeit des fernen Orients gegen den Schneidepunkt der Welt-Diagonalen zu in Iran die kraftvollen Volksregungen erheben, ſo auch über den Staaten und Weltſtaaten deren Vollendung, als in einem großen Staatenbunde lebender korporativ gegliederter Reiche. Volkloſigkeit, Volk, Staat und kosmopolitiſch organiſirtes Staatenſyſtem:— das ſind die ſucceſſiven Entwicklungen, welche der Begriff des Staates die Südoſt-Nordweſt-Diagonale entlang erfahren hat. Wenn wir jetzt nach dieſen allgemeinen Gliederungen näher auf die Gliederung des Staates in ſich eingegangen ſein werden, ſo wird ſich uns alsbald zeigen, welche intereſſanten Reſultate aus der Kombination der Staats-Entwicklung im Innern mit der Staatsentwicklung auf der Südoſt-Nordweſt-Linie hervorzugehen vermögen. Wir wenden uns daher jetzt den innerlichen Gliederungen zu, welche jeder Staat beſitzen muß, wenn er anders auf den Begriff eines Organismus Anſpruch machen will. Eines Organismus aber wird ſtets die Juxtapoſition vieler ſelbſtſtändiger Willen bedürfen, da ohne einen ſolchen die äußerſte Verwirrung jedesmal die nothwendige Folge ſein muß.

Gehen wir daher nun nach dieſen erſten ſo zu ſagen ge-

niſch-hiſtoriſchen Unterſuchungen über die univerſelle Geneſis des Staates die Südoſt-Nordweſt-Diagonale entlang zur Erforſchung des Staatsbegriffes an ſich über, und fragen, wie ſchon oben angedeutet, hier vor Allem nach der Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite in ihm, die ja ſchon deßhalb vorhanden ſein muß, weil der Staat zu ſeinem Subſtrat den Menſchen hat, und in dieſem jene beiden Richtungen vorhanden ſind, — ſo wird kaum gegen die Behauptung Einſprache erhoben werden können, daß alles Jenes im Staate, ohne welches ſeine Exiſtenz unmöglich iſt, als die Baſis ſeiner Nothwendigkeit angeſehen werden müſſe, jenes dagegen, was nur als an ſeine höhere Entwicklung geknüpfte Blüthe auftritt, als die Sphäre ſeiner höheren Selbſtſtändigkeit und Freiheit anzunehmen ſei. Denn Freiheit iſt ja ſtets ein Ueberſchuß über jenen Theil eines Lebens, welcher dieſem ſein nothdürftigſtes Daſein friſtet. Welches iſt nun die tiefe, letzte Nothwendigkeit, welche als die unerläßliche Bedingung ſtaatlicher Exiſtenz anerkannt werden muß?

Jede Gemeinſchaft beruht auf einer Vertheilung einer gewiſſen Anzahl von Willen über ein beſchränktes Subſtrat von Dingen und Rechten. Da nun aber dies natürlicher Weiſe eine enge Berührung der ſelbſtſtändigen Willen zur Folge hat, ſo iſt die Juxtapoſition aller dieſer wollenden Individualitäten eine völlige Undenkbarkeit, wenn nicht jede einzelne derſelben in ihrem Kreiſe die Rechte einer vollkommenen Unverletzlichkeit genießt. Die begründeten Anſprüche eines Individuums aber können auf zwei Weiſen beeinträchtigt werden: einmal nämlich durch Irrthum, dann aber auch durch das Uebelwollen eines Zweiten. Gegen dieſe doppelten Uebergriffe muß jedes Glied der Gemeinſchaft durch ſpezielle Kategorieen geſchützt ſein, indem ſonſt ſtatt einer gegliederten Einheit ein Krieg Aller gegen Alle die nothwendige Folge eines ſolchen ungarantirten Zuſtandes iſt. Gegen den Irrthum eines Andern in Beziehung auf die mir allein zuſtehenden Rechte ſchützt das Civilrecht: gegen das Uebelwollen eines Zweiten, das ſich nun als Liſt oder Gewaltthat charakteriſiren kann, das Criminalrecht. Civilrecht und Criminalrecht ſind demnach die nothwendigen Grundlagen eines Staates, ohne welche ſeine Exiſtenz unmöglich iſt, alſo ſeine

Nothwendigkeits-Materie. Es iſt jetzt nur die Frage, welche von dieſen beiden Materien die nothwendigere iſt, und welche die freiere?

Hier möchte man ſich denn nun vielleicht für den Anfang dahin entſcheiden, daß das Criminalrecht nothwendiger ſei, als das Civilrecht. Denn die Sicherung gegen Liſt und Gewalt ſcheint dringender als die gegen Irrthum. Aber ſehen wir nur auf die erſten Zuſtände aller Völker in der Zeit ihrer Jugend, ſo erſcheint im Ganzen überall der geſetzliche Schutz gegen den Irrthum älter, als der gegen meditirtes Uebelwollen. Dies ſelbſt iſt überhaupt im jugendlicheren Zuſtande des Menſchen ſeltener, als der Irrthum, der freilich auch zur Gewaltthat führen kann. Zum mindeſten deutet das geſetzliche Zugeſtändniß der Blutrache darauf hin, daß gegen Uebelwollen der Selbſthülfe länger Raum gelaſſen war, als gegen Irrthum, civilrechtliche Beſtimmungen oder wenigſtens Vorkehrungen alſo in gewiſſem Betrachte für älter zu halten ſind, als kriminalrechtliche. Aber ſelbſt wenn dem nicht oder auch nur zur Hälfte ſo wäre, ſo gibt es auch noch Gründe der Sachen ſelbſt, kraft deren das Civilrecht als das Nothwendigere feſtgeſtellt werden muß. Jede Handlung nämlich, welche eine kriminalrechtliche Reaktion hervorruft, quillt aus einem tiefer aufgeregten Gefühle menſchlicher Selbſtſtändigkeit. Denn ehe wir eine abſichtlich böſe That thun, halten wir mit uns ſelbſt Rath, und ihre endlich beſchloſſene Ausführung iſt ein Akt freier Selbſtbeſtimmung. Den Irrthum dagegen begehen wir ohne unſer eignes Wiſſen wie im Traume. Die Jugend eines Volkes iſt demnach reicher an Irrthum als an Verbrechen. Das Verbrechen ſetzt immer eine gewiſſe Reife voraus. Das Kriminalrecht ſteht demnach als Reaktion gegen das Verbrechen ganz entſchieden in der Sphäre potenzirterer, alſo höherer und freierer Zuſtände. Auch bedarf es von dem Anordner kriminalrechtlicher Inſtitute einer ſittlicheren und ſomit ſelbſtſtändigeren Thätigkeit, die Gliederung ſo bedeutſamer Verhältniſſe ins Geſchick zu bringen. Bezeichnen folglich Civilrecht und Kriminalrecht die Nothwendigkeit-Seite des Staates, ſo iſt innerhalb deſſelben das Civilrecht hinwiederum das Nothwendigere, das Kriminalrecht alſo das Freiere. — Wir können jetzt nicht umhin in etwas auf die inner-

lichen Verhältniſſe dieſer beiden Sphären einzugehen, wenn wir uns auch jedes zu großen Details zu entſchlagen ſuchen werden, da dieſes allein der ſpezielleren Behandlung zugehört.

Was hier nun zuerſt das Civilrecht betrifft, ſo können wir nicht über die Anordnung der Formen handeln, vermittelſt deren die durch den Irrthum getrübte Wahrheit an das Tageslicht hervorgezogen werden kann. Uns ſteht es allein zu, über den Geiſt zu ſprechen, welcher dieſe Formen erfüllen ſoll. Will dieſer nämlich der wahre ſein, ſo dürfen niemals zwei Grund-Anſchauungen verletzt werden, deren vielleicht die juridiſche, niemals aber die politiſche Auffaſſung des Civilrechtes entrathen kann. Die erſte dieſer Anſchauungen und Bedingungen iſt nun folgende, daß der Richter zwar ſich anſtrengen ſoll, die reine Wahrheit ſoviel nur möglich zu Tage zu fördern, daß es ſich aber doch bei jedem civilrechtlichen Spruche mehr darum handeln ſoll, ein Ende des Haders herbeizuführen, als gerade durchaus das abſolut richtige Verhältniß ausfindig zu machen. Hieran knüpft ſich denn alſobald der zweite Punkt. Es können ſich nämlich die Verhältniſſe ſo verſchlungen haben, daß, wie bekanntlich oft der Fall, das höchſte Recht zum höchſten Unrecht wird. Es wird hier demnach vor Allem darauf ankommen, daß die Formen ſo geordnet werden, daß in ihnen zwar der höchſte Grad der Gerechtigkeit athme, aber doch noch ein kleiner Raum gelaſſen werde für eine mögliche Einflechtung der ächten Billigkeit. Es iſt dieſe zweite Forderung gleichſam das unerreichbare Ideal des Civilrechtes, das aber gleichwohl doch nicht aus dem Auge gelaſſen werden darf, wenn auch ſelbſt dann und wann die Gefahr der Willkühr drohen ſollte. Auch des Richters Aufgabe iſt es, die Verhältniſſe nicht künſtlich zu löſen, ſondern ihnen unter die Arme zu greifen, ſie in ihrer Natürlichkeit zu ſtärken und dadurch ſich ſelbſt helfen zu laſſen. Nur wo das Civilrecht ſeinen Formen dieſe zwei Hauptgeſetze unterbreitet, entfaltet ſich der wahrhaft menſchliche Charakter, den alle Inſtitutionen des Staates mehr oder minder athmen ſollen. — In Beziehung auf das Kriminalrecht iſt uns nur ein einziges unerläßliches Grundgeſetz anzuführen nöthig. Dieſes iſt aber ſo reich an unmittelbar aus ihm hervorſpringenden Folgerungen, daß daraus wahrhaft eine unendliche Sphäre für

die Umbildung dieſes wichtigen Rechtsverhältniſſes erwächſt. Es bezieht ſich aber dies wichtige Grundgeſetz auf die Strafgerechtigkeit des Staates und lautet folgendermaßen: nicht Abſchreckung oder irgend etwas Anderes, ſondern allein das Prinzip der Selbſterhaltung begründet das Strafrecht des Staates. Denn da alle höhere Cultur des Menſchengeſchlechts auf der Geſittung der Jurtapoſition beruht, ſo bringt Alles, was die geordnete Gliederung des Staates angreift die höhere Entfaltung der menſchlichen Natur in Gefahr und muß daher als ein Majeſtätsverbrechen an dieſer letzteren angeſehen werden. Es iſt daher über allem Zweifel, daß dem Staate auch das Recht über das Leben ſeiner Bürger zuſteht, wenn dieſe ſich irgend etwas erlauben ſollten, was das Leben des Staates ſelbſt in irgend einer Weiſe angreift. Hieraus ergibt ſich aber alſobald folgendes Grundprinzip für die Anordnung der Strafe: der Staat hat das Recht, jeden Bürger mit dem zu ſtrafen, womit dieſer ihn zu verletzen ſuchte. Denn von wegen der höheren Cultur, welche der Staat vertritt, hat dieſer immer am Verbrecher mit anſchaulicher Bilderſprache zu zeigen, was dem Staate widerfahren wäre, wenn ſein Verletzer ſein Ziel erreicht hätte. Da aber jedes Verbrechen die Ehrlichkeit aller geſunden Nebeneinanderexiſtenz aufhebt, ſo geht hieraus unmittelbar die nothwendige Folgerung hervor, daß jeder einmalige Verbrecher auf immer für infam (entehrlicht) erklärt werden muß, bis er ein entſchiedenes Zeichen ſeiner gründlichen Sinnesänderung gegeben hat. Wie kann man aber zur feſten Ueberzeugung einer ſolchen Sinnesänderung gelangen? Auf eine ſehr einfache Weiſe. Man zieht nämlich jeden Verbrecher ein, gibt ihm ſodann, wenn er nicht ſein Leben verwirkt hat, allmählig eine freiere und zuletzt ſogar ſehr angenehme Lage, welche ihn indeß immer nur als einen bürgerlich Todten exiſtiren läßt, und geſtattet ihm zuletzt erſt dann aus dieſer trüben Situation herauszutreten, wenn er ſich für bereit erklärt, ſeine ſtets bequemer gewordene Exiſtenz mit dem Druck der rauheſten und niederſten Wirklichkeit zu vertauſchen. Unter hundert Verbrechern werden dies kaum Einige wollen. Man hat daher an dem allerdings ſchweren Entſchluſſe dieſer Wenigen die ſicherſte Gewä'

kein Analogon bietet, und die daher mit vollkommener Unabhängigkeit des Urtheils aus ſich ſelbſt gelöſt und beigelegt werden müſſen, ſchon dies deutet darauf hin, daß in der Adminiſtration eine Seite liegt, welche der unmittelbaren Anſchließung an ein ſehr Hohes fähig iſt. Noch geſteigerter aber ſteht das Prinzip der Verwaltung da, wenn wir den Standpunkt ihrer mehr oder weniger untergeordneten Kategorieen verlaſſen, und uns an die Stelle jenes Organes verſetzen, in deſſen Hände die letzte Entſcheidung wie die höchſte Ausführung aller Verwaltungsmaaßregeln gelegt iſt. Denn was man auch immer über den Inhalt von Macchiavelli's Fürſten und von dem politiſchen Teſtamente des Cardinal Richelieu denken mag, ſo viel iſt und bleibt gewiß, daß die dort beſprochenen Gegenſtände ſo hoch ſtehen, daß ſie allerdings als höhere Freiheitsſtufe über Civil- und Criminalrecht, die ſie indeß überdies in ſich einſchließen, mit vollem Rechte bezeichnet werden können. Es iſt demnach die Verwaltung in ihrer höchſten Entwicklung als Regierungskunſt ein um eben ſo viel bedeutenderes wie ſelbſtſtändigeres, als ſelbſt das Höchſte, was in Civil- und Criminalrecht entdeckt werden mag. Auch geht dies ſchon daraus hervor, daß für die Regierungskunſt am wenigſten ein Geſetz gegeben werden kann, da keine andere Veranlaſſung zur Handlung und regen Thätigkeit ſo tief durch die Verhältniſſe bedingt wird, als dies bei der Regierungskunſt der Fall iſt. Denn das Auge und die Kraft, welche über Alles zu wachen haben, können und dürfen ſich niemals durch ein einziges Motiv beſtimmen laſſen, da alle untergeordneten Glieder in jedem einzelnen Fall gerechte Anſprüche auf ihre Berückſichtigung haben. Es läßt ſich demnach an dieſem Orte höchſtens ein Hauptgeſetz für den Regierenden aufſtellen, und dies iſt: daß er niemals ſeine Forderung auf die völlige Höhe des möglichen Anſpruches ſteigere, ſondern immer mit dem Durchſchnittlichen zufrieden ſei, ohne freilich die Idee der höchſten Vollendung aus dem Geſichte zu verlieren. Denn ſpannt er ſein Begehren zu hoch, ſo kann der Organismus ſeines Staates, weit entfernt, durch ſein Streben nach der reinſten Stimmung zu gewinnen, ſehr leicht mit der ausgeſprochenſten Auflöſung der Disharmonie enden. Die erſte Pflicht eines Fürſten iſt daher eine

gewiſſe edle Barmherzigkeit höherer Gattung, die ſich nicht allenfalls blos in ſeinen Gnaden-Akten, ſondern faſt noch mehr in ſeiner Handhabung der Gerechtigkeit zu erkennen gibt.

Die Handlungen des Staates und ſeines Fürſten ſind aber nicht allein an die Verwaltung des Inneren geknüpft. Auch die Beziehungen zu dem ganzen, ihn umringenden Staaten- wie Menſchheit-Complex ſind in ſeine Hände gelegt. Und es iſt hier leicht zu erkennen, wie dieſe Verhältniſſe, wenn auch nicht gerade wichtiger, ſo doch jedenfalls ſchwieriger zu ordnen und auf der rechten Bahn zu erhalten ſind. Denn auf dieſem Boden des Staats- und Völkerrechtes genügt es nicht, um richtig handeln zu können, nur den unmittelbaren Moment der Gegenwart und ihrer Verhältniſſe zu verſtehen. Der wahre Diplomat — denn dieſer iſt das Organ des Staatsrechtes — muß nicht nur die Exponenten ſeiner Zeit, ſondern auch die Entwicklung derſelben zur Zukunft durchſchauen können. Dies iſt es, was die richtige, namentlich praktiſche Behandlung des Staats- und Völkerrechts ſo ſchwierig macht. Nicht ein Lügner und Täuſcher ſoll deßhalb der Diplomat ſein, um immer tiefer greifende, ihm vorher verborgene Exponenten für zukünftige Wirkungen ausfindig zu machen, ſondern ſo ſoll er die Vergangenheit bis zum Momente der Gegenwart erkennen, daß ihn der nächſte und auch ſpätere Augenblick niemals überraſchen kann. Es iſt ſeine Aufgabe, wie ein kleiner untergeordneter Gott dazuſtehen, um die Ereigniſſe, wenn auch nicht machen, ſo doch augenblicklich zum Vortheil der ihm anvertrauten Verhältniſſe wenden zu können. Sein einziges Geſetz wird hiebei allein das ſein müſſen: ebenſo wenig einen anderen Staat übervortheilen zu wollen, als dieſen mit dem ſeinigen ein betrügeriſches Spiel ſpielen zu laſſen. Wegen der Höhe von Einſicht und Kraft, welche dem praktiſchen Staatskünſtler unerläßlich iſt, muß daher das Staats- und Völkerrecht als eine noch höhere Stufe der Freiheit als die Regierungskunſt in Anſpruch genommen oder doch mindeſtens als ihre höhere und univerſellere Unterabtheilung betrachtet werden. Wie ſich demnach Criminalrecht zum Civilrecht verhält, ſo verhält ſich auch das Staats- und Völkerrecht zur Regierungskunſt. Auch verhalten ſich wiederum Civil- und Criminalrecht zur Regierungs-

kunſt und dem Staatsrecht, wie Civilrecht zum Criminalrecht und innere Regierungskunſt zur äußeren, dem Staatsrecht. Es iſt folglich das Civilrecht die tiefſte Stufe der Nothwendigkeit im Staatsleben, nach ihm beginnt bereits mit dem Criminalrecht eine höhere ſelbſtſtändige Sphäre, mit der inneren Regierungskunſt treten die ſtaatlichen Momente in das unbeſchränkte Gebiet der Freiheit ein und vollenden ſich mit dem Staats- und Völkerrecht zu einer noch geiſtigeren und ſublimeren Höhe. Es iſt jetzt nur die Frage, ob jenſeits dieſer letzten Stufe nicht ein noch Bedeutenderes ausfindig gemacht werden kann? Und allerdings fehlt es auch an einem Solchen nicht. Nur beruht dies auf einer anderen Conſtellation und Anſchauung der Grundverhältniſſe, iſt demnach auch eine Höhe ganz anderer Art und bezieht ſich mehr auf eine Zuſammenwirkung des Nothwendigkeit- und Freiheit-Poles in eine gemeinſchaftliche Einheit, als auf eine Ueberſteigerung des Niedreren durch eine höhere Freiheit. Wir haben denn daher auch im Anfang dieſer unſrer Vorleſung dieſes neue Verhältniß nach Analogie früherer Reſultate als das Haupt- und Rumpf-Verhältniß, oder, wie wir auch ſagen können, als die Wechſelſeitigkeit der Expanſion und Concentration bezeichnet. Es wird jetzt nothwendig ſein, auch dieſe Seite noch etwas näher ins Auge zu faſſen, ehe wir zu unſrer letzten Aufgabe übergehen, welche in der Zuſammenhaltung unſeres Staatsbegriffes mit der zuerſt gegebenen Entwicklung des Staates die Südoſt-Nordweſt-Diagonale entlang beſteht.

Wenn wir nämlich den Verhältniß-Inhalt von der Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite im Staate näher ins Auge faſſen und beide untereinander zu vergleichen ſuchen, ſo tritt uns plötzlich ein Unterſchied entgegen, der nicht von geringer Bedeutung zu ſein ſcheint. Denn in Beziehung auf Civilrecht und Criminalrecht läßt ſich ſehr leicht die Bemerkung machen, wie alle Glieder des Staates ſich ihnen gegenüber auch ganz gleich und ebenmäßig verhalten. Der Niederſte kann die gleichen Anſprüche wie der Höchſte machen, und der Vornehmſte ſchuldet dieſelben Leiſtungen, wie der Geringſte. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit dem Pole der Freiheit oder der Regierungskunſt und dem Staatsrechte. Denn hier bleiben die Niederen unberückſichtigt zur Seite ſtehen,

und gelten höchstens nur noch als passives Objekt, während die wenigen Höheren und Höchsten allein die Besitzer der freieren Regionen vorstellen. Wenn nun aber die Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite in solchem Verhältnisse stehen, daß in Beziehung auf die erste alle Glieder des Staates gleich, in Beziehung auf die letztere aber nur Wenige frei, die Anderen dagegen auch hier nur einer vielleicht noch viel gewaltsameren Nothwendigkeit unterworfen sind, so theilt sich nun alsobald der Staat noch in anderer Weise in eine Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite. Da aber hier nun Nothwendigkeit und Freiheit nicht nach Verhältnissen, sondern nach Individuen geschieden sind, und von diesen die Einen in engere, die Anderen in weitere Schranken eingeschlossen leben, und bei den letzteren alle Macht höherer Entscheidung steht, so folgt hieraus mit Evidenz, daß diese Letzteren den eigentlichen Extrakt, die Essenz, den Verstand der vielen Geringeren bilden und deßhalb die Contraktion der niedreren Bürger vorstellen. Alle Contraktion aber, neben welcher noch die Expansion als ihr organisch verbundene Existenz fortbesteht, befindet sich zu dieser Expansion in einem gleichen Verhältniß, wie das zwischen Haupt und Leib (Rumpf) ist. Wie sich daher zufolge dieser neu aufgefundenen Seite Regierende und Regierte wie Freiheit und Nothwendigkeit verhalten, so stehen sie auch noch ganz besonders in einem Verhältniß, das dem zwischen Haupt und Leib vollkommen analog ist. Nun sind aber Regierende und Regierte zwar dem äußerlichen Zustande nach verschiedene, der innerlichen Natur nach völlig gleiche Wesen. Der Unterschied zwischen Haupt und Leib kann daher nur ein relativer und durch die Zustände gegebener sein, und nicht ein absoluter, wie dies in der Natur zwischen Haupt und Leib nothwendig ist. Es ist daher im Staat ein verschiedenartiges Grundverhältniß zwischen Regierenden und Regierten nicht nur möglich, sondern auch völlig naturgemäß. Alle diese Verschiedenheiten reduziren sich aber zuletzt auf drei, welche die Namen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie tragen. Auch diese Zustände sind von uns näher zu betrachten und mit unserer ganzen Darstellung homogenen Bemerkungen zu begleiten.

Hier kann es denn nun nicht unsere Absicht sein, eine Schilderung dieser drei Formen zu geben, indem deren Erscheinur

ja ohnedies bekannt genug ſind, und ſelbſt der Widerſpruch der Demokratie, daß in ihr nämlich das Volk ſich ſelbſt regiere, nur ein Schein iſt, an dem ſich ſtoßen wollen höchſtens dem bornirteſten Abſolutiſten einfallen könnte. Vielmehr wollen wir uns auf dieſem Punkt nur an einige wichtige Vergleichungsmomente halten, die ſo ziemlich alle in der Frage culminiren, welche von dieſen drei Formen die beſte ſei? Uns dünkt die Beantwortung dieſer Frage, ſo ſchwer ſie auch ſcheinen mag, dennoch leicht. Denn es liegt am Tage, daß nach Abzug aller ſubjektiven Nothwendigkeiten, welche hier und dort der einen dieſer Verfaſſungen vor der andern den Vorzug geben mögen, jede dieſer Formen völlig gleichgültig ſei, da unter jeder derſelben das gemeine Weſen auf der höchſten Stufe der Wohlfahrt ſtehen kann. Auch ſind in jedem nur einigermaßen gegliederten Staate die drei Formen zugleich vorhanden, indem in dem einen Falle eine wichtige Entſcheidung allein in die Hände eines Einzelnen gelegt iſt, in dem anderen dagegen den Händen einer kleinen Zahl anvertraut iſt, in dem dritten endlich aus einer Einhelligkeit der Meinungen quellen kann, der gegenüber jeder Widerſtand unmöglich iſt. Es ſcheint demnach über dieſen drei Formen der Staatsverfaſſung noch eine vierte zu ſein, welche keine andere iſt als ein ſolch hoher Zuſtand des allgemeinen Bewußtſeins, zufolge deſſen eingeſehen wird, daß die gerade beſtehende Form gleichgültig, aber dennoch die beſte iſt, weil ſie eben einmal exiſtirt. Iſt dem aber ſo, ſo geht daraus augenblicklich eine eigenthümliche Folgerung hervor. Gibt es nämlich einen öffentlichen Zuſtand, in welchem erkannt wird, daß die Form gleichgültig, das Weſen dagegen aber der Punkt ſei, auf den Alles ankommt, ſo muß es doch nothwendig auch einen anderen geben, wo dieſe Erkenntniß noch nicht aufgegangen, und folglich noch von den Formen alles Heil erwartet wird. Nun beruht aber der Unterſchied dieſer zwei Zuſtände auf der Erkenntniß, deren Weſen darin beſteht, zuerſt zu mangeln, dann anzuwachſen und endlich vollendet zu ſein. Es iſt daher jede Erkenntniß auf Succeſſion baſirt. Folglich wird die vierte Form der Gleichgültigkeit, wie wir ſie der Kürze wegen nennen können, eine ſpätere ſein, als die Zeiten, in welchen die drei erſten Formen als Weſenheiten galten. Hiedurch aber entſteht ganz offenbar für die Frage der beſten

Staatsverfaſſung ein neuer Geſichtspunkt. Denn, wie ſich von ſelbſt ergibt, muß dieſe jetzt ſo geſtellt werden: zu welcher Zeit jede unſerer vier Formen immer die beſte geweſen ſei? Wir ſind aber damit unmittelbar auf den hiſtoriſchen Standpunkt der Betrachtungen über den Staat zurückverſetzt, von dem wir auch ausgegangen ſind. Wir wollen ſehen, auf welche Reſultate wir hiedurch geführt werden, und ob uns unſre Hoffnung trügt, wenn wir glauben, durch dieſe Wendung der Unterſuchung den letzten Punkt des Abſchluſſes gefunden zu haben. Bevor wir indeß ganz und gar zur hiſtoriſchen und zwar zur geogoniſch-hiſtoriſchen Betrachtung zurückkehren, iſt es noch nothwendig, einige ſpezielle Unterſuchungen über Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie anzuſtellen.

Obgleich wir nämlich durch die Aufſtellung der vierten Form, der gleichgültigen Form, Succeſſion in die Gliederung der vier Staatsgeſtalten gebracht haben, ſo iſt bis jetzt dieſe Sonderung in Epochen doch nur im Verhältniß der vierten Form zu den drei erſten hervorgetreten. Dieſe letzteren daher können noch als vollkommen gleichgeſtellte aufgefaßt werden, wie ſie denn auch wirklich mehrfach hiſtoriſch zu gleicher Zeit beſtanden haben. Indeß ſcheint doch auch in Beziehung auf dieſe Geſtaltungen ein Nacheinander nicht völlig abgewieſen werden zu können, und folgende Betrachtungen mögen uns in dieſem Glauben unterſtützen. Gehen wir nämlich auf die Analyſe des Begriffes der Monarchie ein, ſo iſt eine ſolche nur da vorhanden, wo ſie als entſchiedene Autokratie auftritt und der Möglichkeit des Deſpotismus auch nicht die geringſte Schranke entgegenſteht. Es iſt gewiß merkwürdig, daß, wo wir uns in der älteſten Geſchichte hinwenden mögen, überall das autokratiſche Element in ſehr entſchiedener Weiſe hervorbricht. Erſt an der kleinaſiatiſchen Küſte ſcheint es uns vollkommen zu verlaſſen, und an ſeiner Stelle das demokratiſche Element allmählig ſo entſchieden durchzubrechen, daß ſelbſt die Tyrannei römiſcher Kaiſer ſogar die ochlokratiſchſten Einflüſſe niemals ganz zurückzuweiſen vermochte. Zwiſchen dieſen beiden Elementen ſchwebt, namentlich zur Uebergangszeit des einen in das andere, das ariſtokratiſche Beſtreben, wie es ſelbſt nach einigen Seiten zu Athen und Sparta mehrere Male hindurchbrach, hinüber und herü-

und ſpielt alſo eine fortgeſetzte Uebergangsrolle, die ihm nach ſeiner Natur ganz von ſelbſt zufällt. Gehen wir aber von Rom zu den germaniſchen Gruppirungen über, ſo tritt uns gleich im Anfang ihrer Conſtruktion eine ſo entſchiedene Miſchung der verſchiedenartigen monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Anſprüche entgegen, die ſogleich im vollendeten Germanismus unſre vierte Stufe als die der Gleichgültigkeit gegen alle Form erkennen läßt. Denn ein ſo mächtiger Herr Karl der Große war, ſo ſtund es doch nicht in ſeinem Belieben, ſich bei der geringſten und noch ſo nothwendigen Reform der berathenden Stimme der kleinſten Dorfgemeinde entſchlagen zu können. Da nun aber der Unterſchied der Zeiten darin beſteht, daß, je weiter die Epochen zurückliegen, immer ein um ſo öſtlicheres, oder eigentlich ſüdöſtlicheres Volk als die Blüthe der Geſchichte culminirte, ſo kann es jetzt weiter nicht mehr auffallend ſein, wenn wir als Reſultat unſerer letzten Betrachtungen den Satz aufſtellen, daß in einer gewiſſen frühen Zeit im Südoſt die reinſte Form der Monarchie als Autokratie die gewollte Erſcheinung des Haupt- und Leibverhältniſſes in der Staatsform war, daß ſodann nordweſtlicher herauf in ſpäterer Zeit die Epoche der mehr oder minder reinen Ariſtokratie folgte, dieſe ſodann ſich um die unmittelbaren Regionen des mittelländiſchen Meeres herum in die Demokratie umſetzte, und endlich, als die Zeit des Germanismus erfüllt war, im höchſten Nordweſt jene Gleichgültigkeit gegen Formen eintrat, deren Natur darin beſteht, daß ſie nur den Geiſt des Geſetzes als Haupt des Staates will, dabei den beſtehenden Fürſten feſthält, weil er die beſte Gewähr der ungetrübten Geſetzlichkeit iſt, und in jedem Bürger zugleich das Subſtrat wie den Bildner des Geſetzes, alſo Haupt und Leib in Einem anerkennt. Es ſind demnach Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie und das Höhere als dieſe drei, nicht blos ſo zu ſagen rationaliſtiſche Fixirungen hiſtoriſcher Möglichkeiten, ſondern ſie erſcheinen als eine eben ſo reale, als auch, wie es ſcheint, nothwendige aufſteigende Leiter und Potenzirung die große Südoſt-Nordweſt-Diagonale entlang. Hiemit aber iſt auch für uns augenblicklich eine neue Perſpektive eröffnet. Denn haben wir nicht bereits ſchon in den Verhältniſſen der nationellen Gruppirungen und namentlich in den hiſtoriſchen Fixirungen des

allgemeinen Staatsbegriffs eine gleichfalls viertheilige, gleichfalls von Südoſt nach Nordweſt aufſteigende Skala ausfindig gemacht? Dies iſt denn ſomit der Punkt, bei dem unſre hiſtoriſche Betrachtung von Neuem einzuſetzen hat.

Es iſt uns nämlich gelungen, ſowohl zum Theil noch für die Gegenwart, beſonders aber in Beziehung auf die Entwicklungen der Vergangenheit den allgemeinen Gliederungszuſtand der ſüdöſtlichen Menſchheit als eine tiefe, glück- und gottverlaſſene Volkloſigkeit zu erkennen. Als den abſoluten Gegenſatz dieſer letzteren trat uns denn im vollendeten Nordweſt der europäiſchen Gegenwart als höchſte Exiſtenzform die Gliederung eines kosmopolitiſchen Staatenſyſtems entgegen. Zwiſchen beide lagerten ſich ſodann ſowohl zeitlich als lokal und begrifflich die zwei Mittelglieder des Volkes und des Staates, von denen ſich das erſtere, nämlich das Volk an die Volkloſigkeit, das letztere aber, der Staat, an Zuſtand und Epoche des kosmopolitiſchen Staatenſyſtemes anſchloß. Nun aber wird das Loos der Menſchheit immer dem Deſpotismus verfallen, wenn ſie ſich nicht über die Volkloſigkeit zu erheben vermag. Denn wo das Individuum entweder ſo kalt oder ſo egoiſtiſch iſt, daß der Nachbar nicht den Nachbar ſchützt, da iſt es natürlich, daß jeder Kühne zum glücklichen Tyrannen wird. Wie daher die grüne Farbe unmittelbar die rothe fordert, oder auf Unrecht Unglück folgt, ſo bedingt der Zuſtand der Volkloſigkeit den Eintritt des Deſpotismus. Gehen wir aber nun hievon unmittelbar zu dem anderen Pol des kosmopolitiſchen Staatenſyſtemes über und faſſen deſſen Verhältniß ins Auge, ſo wird ſich uns augenblicklich das Reſultat herausſtellen, daß da, wo die ſo ſehr egoiſtiſchen Staaten ſich einmal auf den Standpunkt der Billigkeit eingelaſſen haben, für den einzelnen Staat die Möglichkeit einer Tyrannei nach Innen völlig genommen iſt. Denn der Gegenſatz wäre zu grell, als daß ein ſo geſpanntes Verhältniß ſich auf die Dauer erhalten könnte. Wo aber wahre Gerechtigkeit und milde Billigkeit das Looſungswort des Staates nach Innen geworden iſt, da wird die Exiſtenz der äußerlichen Staatsform alſobald zur vollendeten Gleichgültigkeit. Denn hier iſt es leicht zu erfahren, wie unendlich der Geiſt der Geſetzlichkeit die harte Schale jeder Form überragt. Was ſich daher nach Außen als kosmopolitiſch

Staatensystem darstellt, muß nach Innen nothwendiger Weise zur Gleichgültigkeit gegen die Staatsformen werden. Was aber ein so entschiedenes Zusammentreffen in Beziehung auf die Polaritäten der Verhältnisse ist, das muß sich bei den Mittelgliedern auch selbst rechtfertigen. Denn da das Volk der Zusammenschluß aus der Volklosigkeit ist, der Begriff des Staates aber die höchste Gliederung des Volkes, so ist es natürlich, daß bei der Genesis des ersteren eine Anzahl edler vollendeter Männer die besten Dienste leistet und daher das Recht vorzüglicher Ansprüche besitzt, die abgeschlossene Einheit des Staates aber jedem Elemente sein Recht widerfahren läßt, was denn sehr leicht Gleichheit der Ansprüche und somit die Demokratie hervorruft. Auch versagt sich dem Allen die Geschichte nicht, da einerseits die syrischen und kleinasiatischen Zustände, andererseits aber Griechenland und Rom die schlagendsten Beispiele liefern, wenn sich nur der Blick durch den Reichthum der Mannigfaltigkeit nicht verwirren läßt und den unendlichen Fluktuationen der Geschichte zum Trotz eine Regelmäßigkeit der Ausscheidung und Abgrenzung verlangt, die hier ebenso unmöglich ist, wie bei der geographischen Botanik, da der Wind des Herrn die beflügelten Samenkörner nach allen Seiten hin verstreut. Aus diesen Betrachtungen folgt uns daher als Schlußsatz, daß, weil auf Volklosigkeit stets Despotismus folgt, reiner Volkszustand aber und Aristokratie, so wie der geschlossene Staat und Demokratie einander nicht allzuferne liegen, und endlich das kosmopolitische Staatensystem mit der Gleichgültigkeit jeder Staatsform mehr oder weniger coincidirt, daß, sage ich, die gleichmäßige Vertheilung unserer doppelten Vierheit über die Südost-Nordwest-Diagonale nur dann in Erstaunen setzen könnte, wenn sie nicht vorhanden wäre. Denn dies Zusammentreffen selbst beruht ja allein auf dem Satze der Ursache und Wirkung, indem, wenigstens im großen Ganzen und Allgemeinen, das Aeußere stets ein entsprechendes Inneres, so wie das Innere ein entsprechendes Aeußeres bedingt und voraussetzt. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig zu untersuchen, ob unsere dritte Vier-Skala, die nämlich von Civilrecht, Criminalrecht, Regierungskunst und Staatsrecht gleichfalls mit ihren Vorgängern harmonirt.

Fassen wir hier zunächst das Civilrecht ins Auge, so ist es

klar, daß der nur einigermaßen verständige Despotismus, in den ſich jede Volkloſigkeit mehr oder weniger auflöſt, vor allen Dingen darauf bedacht ſein muß, denen, welchen er alles Höchſte genommen hat, eine möglichſt geſicherte Exiſtenz in Beziehung auf ihre materielleren Genüſſe und Bedürfniſſe zu gewähren. Eine ſolche geſicherte Exiſtenz iſt aber durchaus auf die möglichſte Unerſchütterlichkeit des Vermögenszuſtandes baſirt. Es leuchtet daher jetzt gewiß ein, daß Volkloſigkeit, Deſpotismus (Autokratie) und Civilrecht eine vielfach zuſammengehörende Dreiheit bilden. Denn, wenn die Volkloſigkeit ſchon gar nicht, ſo läßt ſich auch der Deſpotismus um Vieles weniger auf die Regulirung der kriminalrechtlichen Verhältniſſe ein. Betrachten wir nämlich, daß dieſe zuletzt in der Beſeitigung der Blutrache culminirt, dieſe aber, gleichſam ſeit Kain ein Urgebrauch des menſchlichen Geſchlechtes iſt, ſo wird ſich der deſpotiſche Autokrat wohl hüten, an Dinge zu taſten, deren unzarte Berührung das Prekäre ſeines Zuſtandes nur noch vergrößern kann. Ganz anders aber gliedern ſich die Verhältniſſe auf der Stufe des Volkes. Denn da dieſes ſeinen Begriff in der Ausſchließlichkeit gegen andere Nationalitäten hat, ſo werden ſeine Lenker vor Allem darauf bedacht ſein, ein Inſtitut wie die Blutrache bei Seite zu ſchaffen, da ein ſolches den Krieg, der nach dem Begriffe des Volkes nur nach Außen beſtehen kann und ſoll, täglich auch im Innern anzufachen geeignet wäre. Es ſind demnach namentlich Volk und Juſtiz eng zuſammengehörende Glieder. Denn was die niederen Stufen des Criminalrechtes betrifft, ſo werden ſie, je tiefer ſie ſtehen, um ſo identiſcher mit dem Civilrechte und können daher auch in etwas jener Stufe zugeſtanden werden, auf welcher das Civilrecht das hauptſächlich Vorſchlagende iſt. Uebrigens bedarf es ſo hier wie für die Folge weiter gar keiner Erwähnung, daß der Inhalt der niedreren Stufe jedesmal in der höheren involvirt liegt, und daher, wo das Criminalrecht exiſtirt, auch das Civilrecht vorhanden iſt, keineswegs aber, wo das Civilrecht, auch das Criminalrecht. Gehen wir jetzt zur dritten Stufe über, ſo ſtoßen wir auf ein Verhältniß, deſſen Coincidenz noch weniger auffallen kann als alle früheren. Denn da der Staat nichts anderes iſt, wenigſtens nach ei[ne] Seite, als ein mit höchſter Conſequenz gegliedertes und ſ[ich]

ſchematiſirtes Volk, ſo iſt es gewiß mehr als natürlich, daß mit der Entwicklung des Staates auch die höheren Organiſationen der Verwaltung und ſomit der Regierungskunſt ſich geltend machen. Auch darf man nur die Staatsreden eines Demoſthenes und Cicero leſen, um ſich alſobald durch den Augenſchein zu überzeugen, daß ein zum Bewußtſein des Staates erwachtes Volk die Lehren der Regierungskunſt nicht allenfalls nur erzeugen *kann*, ſondern vielmehr erzeugen *muß*. In Beziehung endlich auf die vierte Stufe klingt bereits die Aehnlichkeit der Namen: *kosmopolitiſches Staatenſyſtem*, *Staatsrecht und Gleichgültigkeit jeglicher Staatsform* viel zu ſehr als eine entſchiedene Gleichheit an, als daß wir hier noch weitläufigere Beweismittel anzuwenden hätten. Oder wie wollte denn in einem fein organiſirten Staatenſyſtem ſich ſelbſt ein mächtiger Staat nur eine kurze Zeit aufrecht erhalten, wenn ihm eine gleichfalls hoch ausgebildete Staatskunſt fehlte?

Und ſo hätten wir denn auch von dieſer dritten Vier-Skala in ſehr überzeugender Weiſe dargethan, wie ſie nicht anders als ſich an die beiden vorhergehenden anſchließen könne. Damit ſind wir denn aber auch zum Abſchluſſe des geſammten vorliegenden Gegenſtandes durchgedrungen. Denn mit Ausnahme des nicht hergehörigen Details wird wohl kein Gegenſtand des umfaſſenderen Rechtsſtudiums mehr zu finden ſein, der nicht von uns beſprochen worden wäre. Auch wird es kaum irgend ein Verhältniß des Rechtszuſtandes geben, das nicht von unſeren ebenſo ſpeziellen wie allgemeinen Grundlagen aus einer befriedigenden Löſung fähig wäre, da es mir ſo ſcheinen will, daß aus unſeren Prämiſſen ſelbſt auf die gegenwärtig mit ſo großem Recht alle Geiſter bewegenden, aber ebenſo bedenklichen wie ſchwierigen Fragen über landſtändiſche Verfaſſungen und öffentliche Gerichtsbarkeit ein nicht ganz zu verachtendes Licht fallen könnte. Theils weil dieſe Fragen zu ſehr dem Spezielleren zugehören, theils weil ſie ein Tummelplatz der Parteien und zu reich an Problematiſchem ſind, glauben wir richtig gehandelt zu haben, indem wir ihnen bei unſeren Entwicklungen abſichtlich ferne zu bleiben ſuchten. Uebrigens iſt hier, wie überall, zwar die gründlichſte Detailkenntniß Nothwendigkeit, aber dennoch kein glückliches Reſultat zu hoffen, wenn die Begründung

auf wahrhaft allgemeine Verhältniſſe hintangeſtellt werden ſoll. — Zum Abſchluſſe des nun abgehandelten Gebietes iſt uns jetzt nur noch übrig, einige Blicke auf die Methode des juriſtiſchen Studiums wie auf das zu ihm nothwendige Talent zu werfen. Wir wollen mit dem letzteren Punkte beginnen.

Wenn es ſich um die Anlage zur Jurisprudenz in dem von uns erweiterten Sinne des letzteren Wortes handelt, ſo iſt zunächſt die Frage nach ſolchem Talente in eine doppelte zu zerfällen, in ſo fern es ſich um die höheren oder um die geringeren Abtheilungen des Rechtsſtudiums handelt. Denn die Gaben desjenigen, welcher ſich der Regierungs- und höheren Staatskunſt widmet, können nicht umfaſſend und großartig genug ſein. Denn abgeſehen davon, daß die feinſten Gedanken, eine wahre Spürkraft des Verſtandes und vor Allem eine auf jeden Wechſelfall des Momentes gerüſtete Schnelligkeit der Conception dem wahren Fürſten (denn was iſt der Staatskünſtler anderes?) durchaus eigen ſein müſſen, wenn auf irgend einen Fortgang ſeiner Unternehmungen zu hoffen ſein ſoll, ſo muß er auch neben dieſen intuitiven Gaben ein wahrhaft wundervolles Gemiſch von Beſonnenheit und Keckheit im Handeln beſitzen. Denn ohne That iſt ein Fürſt doch bei allem Rathe dennoch rathlos. Gehen wir aber nun von hier zu den geringeren Stufen rechtlicher Thätigkeit über, ſo kann zwar ein Mann, welcher unter beſtändiger Aufſicht ſtehen wird, mit ziemlich ſchwacher Kraft der Einſicht und Kenntniß doch immerhin einen brauchbaren Routinier abgeben, ja ein Solcher kann ſogar dem Lenker der Geſchäfte oft angenehmer ſein, als der ſelbſtſtändige, in ſeiner eigenen Erkenntniß ruhende Geiſt, der zum ſtummen Werkzeug freilich unbrauchbar iſt. Wo aber bei Thaten des öffentlichen Lebens ein Organ nöthig iſt, das nur in etwas auf eigenen Füßen ſteht, da muß dieſes, ſo gering ſein jeweiliges Geſchäft auch ſein mag, doch immer etwas von Rath und That des wahren Fürſten in ſich tragen, da ſonſt ſtets aus der ſcheinbar kleinſten ungeſchickten Handlung ein Rieſe von Unglück oder Unordnung hervorgehen kann. Es muß daher ſelbſt die geringere juridiſche Begabung einen ausgeſprochen allſeitigen hiſtoriſchen Typus an ſich tragen, der in der rechten Weiſe deßhalb um ſo ſchwieriger zu finden iſt, da es ihm dabei an einer gewiſſ

Mikrologie durchaus nicht fehlen darf. Das wahre Talent des Juriſten wird daher immer Etwas von allen Tugenden des Hausvaters, nur dieſelben gleichſam zum unendlichſten Geſichtskreis ausgedehnt, in ſich enthalten müſſen. Wenn Plato den Schöpfer der Welt einen hehren Architekten nennt, ſo wird jeder, der am Abbilde der Welt, am Staate mitzubauen berufen iſt, je nach dem Grade dieſer ſeiner Berufung Etwas von göttlicher Vorſorge oder ſelbſt von einem kleinen Gotte an und in ſich haben müſſen. Auch bedarf es der Elemente ſolcher Begabung bereits zum vorbereitenden Studium, da ohne ſie ſelbſt das gründlichſte Studium alter und neuer Geſetzbücher zwar Bauholz anſammeln, aber noch nicht die geringſte Idee vom Plane des Gebäudes beibringen wird. Ein Juriſt muß daher ein ſehr tüchtiger ſein, wenn er nicht ein ſehr unbrauchbarer ſein will. — Wenden wir uns nun der Frage nach der Methode des juriſtiſchen Studiums zu, ſo ſind es namentlich zwei Dinge, die beſtändig im Auge behalten ſein wollen, die aber des in ihnen verborgenen Gegenſatzes wegen nicht allzuleicht vereinbar ſind. Denn erſtlich muß derjenige, welcher ſich dem Studium des Rechtes ergibt, ſich einmal bis in das tiefſte Detail der römiſchen Geſetzgebung verſenken, wenn er ſich anders auf die Höhe ſeines Berufes ſchwingen will. Denn da das römiſche Recht durch und durch keine todte Anhäufung, ſondern ein genetiſch gewordenes Ganzes iſt, auch das lateiniſche Volk die geſetzgebende Nation κατ' ἐξοχήν genannt werden muß, ſo haucht aus dem Studium des römiſchen Rechtes den Schüler gleichſam ein ſtaatenbauender Geiſt an, deſſen Aufnahme den Mann des Staates zu den wichtigſten Thaten fähig zu machen geeignet iſt. Auch darf hiebei nicht unerwähnt bleiben, daß ja alle unſere modernen Geſetzgebungen dem Boden des römiſchen Rechtes entſproſſen ſind. Neben dieſem oft ſo ſehr mikrologiſchen, aber auch ebenſo nothwendigen Studium muß aber die freieſte Beſchäftigung mit der Geſchichte aller Staaten und Völker hergehen, und das Centrum zu ſolchen Studien die Geſchichte des eigenen Vaterlands und des eigenen Staates bilden. Wo durch das letztere Studium gewonnene, wahrhaft allgemeine und freie Anſichten ſich der durch das erſtere eroberten Sachkenntniß einigen, da wird es eine Miſchung von Mann geben, welcher die rechte Hand eines großen

Königes zu werden würdig ist. Will aber eine solche gereifte Frucht noch den zartesten Staub der Vollendung über sich verbreiten, so ist ihr vor Allem noch die stets wiederholte Lektüre der Memoiren von solchen Staatsmännern, wie Comines, Sully und Richelieu waren, nicht genug anzuempfehlen. Denn will der nach Höherem strebende junge Staatskünstler auch unschuldiger bleiben, als einige Genannte und Ungenannte waren: — ohne ihre Schlangenklugheit wird er dennoch zu keinem nur etwas ersprießlichen Ziele gelangen können.

Neunzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Philosophie.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt unserer dritten und höchsten Gruppe nähern, und mit ihrer Central-Wissenschaft, der Philosophie, beginnen, so müssen wir uns vor Allem daran erinnern, daß wir nicht ganz frei und unabhängig an die Philosophie und ihre Definition herantreten, sondern sie bereits in einen entschiedenen Zusammenhang mit den beiden andern bereits abgehandelten Hauptabschnitten, der Naturwissenschaft und Geschichte, eingeführt haben. Weil uns nämlich überall die erscheinende Wirklichkeit zwang, in ihr eine Sphäre der Gebundenheit und eine andere der Selbstgelassenheit anzuerkennen, so wurden uns dadurch zwei Gegensätze, deren Wahrnehmung noch nicht ihre Erklärung sein kann. Da nun aber diese beiden doch sich berührende und in vielfacher Beziehung eng verschwisterte Existenzen sind, so mußte dies Verhältniß nothwendiger Weise auf die Annahme eines Grundes führen, auf welchen beide sich widerstrebende Einheiten zurücklaufen. Diesen supponirten Grund aber als genetische Wurzel von Naturforschung und Geschichte, Nothwendigkeit und Freiheit, und somit von allem uns zugänglichen Sein nachzuweisen und zu deduziren, dies wurde von uns als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet, die hierin also, wenn auch nicht ihre vollendete, so doch allein ihre beginnende Definition erkennen muß. Es ist jetzt unsre erste Aufgabe, diese Definition sowohl voller zu machen, wie auch zu erweitern, indem es sodann leicht sein wird, von ihr aus ganz unmerklich in die Behandlung des Gegenstandes selbst überzugehen. Denn eine Definition kann, wenn sie überhaupt

eine wahre ſein will, nichts Anderes vorſtellen, als die zur Ueberſchaulichkeit eines Samenkornes reducirte Sache ſelbſt. Nun iſt aber nirgends die Definition und daher der zu definirende Gegenſtand ſelbſt ein ſo ſehr Problematiſches, nirgends treten ſo ſehr verſchiedene, ja ſich faſt direkt widerſprechende Erklärungen und Beſtimmungen auf, als dies bei der Philoſophie der Fall iſt. Es wird daher nur zur Klarheit des Gegenſtandes beitragen und unſerer Definition, ſobald ſie die richtige iſt, einen leichteren Sieg bereiten können, wenn wir, ehe wir die von uns kurz bezeichnete Bahn einſchlagen, einen Blick, mehr als auf die verſchiedenen von der Philoſophie gegebenen Definitionen ſelbſt, auf die Richtungen und Geiſtesſtimmungen werfen, aus welchen jene ihren Urſprung genommen haben.

Sehen wir hier nun von jenem Sinne ab, welchen das Alterthum dem Worte Philoſophie gab, und der im Ganzen doch mehr oder weniger nur das bezeichnet, was wir mit dem techniſchen Ausdruck: Wiſſenſchaft wollen, ſo iſt die erſte und allgemeinſte Definition, welche von der Philoſophie gegeben wird, diejenige, daß ſie die Wiſſenſchaft des Alls ſei, und demnach nur alles unter einen einzigen Standpunkt ſubſumirte Wiſſen des Menſchen vorſtelle. Sie wäre demnach nichts als eine mehr oder weniger hohe Zuſammenſtellung und Claſſifikation deſſen, was ſich uns eben als Gegenſtand der Erkennbarkeit anbietet. Indeß braucht gegen eine ſolche Deutung nur Eines angeführt zu werden, was aber bereits vollkommen hinreichend iſt, die Richtigkeit einer ſolchen Beſtimmung ins klarſte Licht zu ſtellen. Denn nach dieſer Erklärung der Philoſophie als der Wiſſenſchaft des Alls wäre bereits jeder Menſch, wenn er nur einige Zeit gelebt hätte, von ſelbſt ſchon ein Philoſoph. Denn jedes Individuum hat als Mitgabe der Natur einen gewiſſen Inſtinkt der Univerſalität, welcher es jedes Ding unter der Färbung eines einzigen, ihm eigenthümlichen Geſichtspunktes erkennen läßt. Es würde demnach jede auch noch ſo große ſubjektive Verworrenheit als eine philoſophiſche Potenz betrachtet werden müſſen. Wenn nun aber die Philoſophie eine Wiſſenſchaft iſt, ſo muß eine Sache, eine Realität ihren Inhalt bilden, und ihre Definition kann und muß daher auch einzig und allein auf dieſen gerichtet ſein, ſo daß ſie aus der Möglichkeit ihrer

allenfallſigen Anweſenheit in irgend einem Geiſte herleiten zu wollen, wenigſtens den Philoſophen mit der Philoſophie verwechſeln hieße.

Da nun nicht Wenige dies einſehen, ſo glaubten ſie doch das, was allenfalls an jener erſten Definition Wahres ſein mochte, durch eine nähere Beſtimmung erhalten zu müſſen, und definirten daher die Philoſophie dahin, daß ſie dieſelbe die Zuſammenfaſſung alles deſſen, was an der Exiſtenz von Vernunft wäre, nannten. Man ſieht gleich auf den erſten Blick, daß dieſe Erklärung gegenüber der früheren bedeutende Vortheile gewährt. Denn es iſt klar, daß die Philoſophie hiedurch alſobald einen objektiven Inhalt gewonnen hat. Ihr Gegenſtand iſt ja nun die Maſſe des Vernünftigen, ſo viel deſſen am Sein vorhanden iſt. Nun iſt aber die Vernunft eine Realität. Folglich iſt hiemit die Philoſophie wenigſtens zu einer Wiſſenſchaft geworden. Aber obwohl dies ſchon etwas iſt, ſo iſt es doch noch keine Philoſophie. Denn hinwiederum beſitzen alle Menſchen ein Gefühl davon, daß die Philoſophie ein Etwas iſt, das unſerem Gemüth nicht weniger als Alles ſein ſoll. Nun hat es aber die Philoſophie allein mit dem Vernünftigen am Sein zu thun. Demnach bleibt dies Letztere, wenn auch nicht ganz, doch wenigſtens ſeinem größten Theile nach von ihr ausgeſchloſſen. Es iſt demnach die Definition enger, als das zu Definirende, ſie iſt folglich ſo gut wie keine.

Dieſem Uebelſtande ſuchten nun Einige abzuhelfen und erhoben daher das Vernünftige auf Koſten des Seienden. Die Vernunft, hieß es, ſei die eigentliche Realität, die Exiſtenz ſei ihr gegenüber ſo gut wie gar nichts. Nun mag dies allenfalls vom Geiſte gelten, den Solche deßhalb auch mit der Vernunft fälſchlich zu identifiziren ſuchten. Von der Vernunft iſt es nicht wahr. Denn, ſo ſehr man ſich auch drehen und wenden mag, die Vernunft bleibt immer nur eine Kraft. Eine Kraft aber iſt keine Exiſtenz, obſchon ſie eine ſolche hat. Die Exiſtenz aber iſt Exiſtenz. Da nun das, was Exiſtenz hat, offenbar weniger Exiſtenz beſitzt als das, was Exiſtenz iſt, ſo würde, wenn die Vernunft mehr wäre als die Exiſtenz, der Theil mehr ſein als das Ganze, was jedenfalls eine logiſche Widerſinnigkeit iſt. Wollen nun aber Solche, um ſich aus dieſer Verlegenheit zu helfen, in ihrer

Definition an die Stelle der Vernunft den Geiſt ſetzen, ſo kann ihnen dies wieder nichts nützen, da es ihnen leider nicht geſtattet werden kann. Denn erſtlich nehmen Solche den Geiſt ſelbſt ganz identiſch mit der Vernunft an, ſo daß die neue Wendung, deren ſie ſich zu bedienen ſuchten, allein auf eine Wortſpielerei hinausliefe. Sodann aber, wenn ſie dies nicht thun, ſcheint der Geiſt ſelbſt einer jener problematiſchen Gegenſtände zu ſein, der erſt durch Philoſophie zu einer Kategorie der Erkenntniß erhoben werden kann. Nun aber iſt es einer der erſten Fehler gegen die einfachſten Geſetze der Logik, das zu definirende Wort in die Definition aufzunehmen; was hier in ſo ferne geſchähe, als der Geiſt ſelbſt nach unſerer Erklärung einen Theil der Philoſophie bildet. Es iſt demnach völlig unſtatthaft, in dieſer dritten Definition an die Stelle der Vernunft den Geiſt ſetzen zu wollen.

Da es nun nach alle dem um die Definition der Philoſophie eine ziemlich ſchwierige Sache zu ſein ſcheint, ſo begannen Viele, die auch oft noch durch andere Gründe bewogen wurden, die Philoſophie ihrer hohen Würde zu berauben, und ſuchten dadurch ihrer Herr zu werden, daß ſie dieſelbe allein als die Wiſſenſchaft des inwendigen, alſo unſichtbaren und geiſtigen Menſchen bezeichneten. Pſychologie alſo und Logik, Ethik, Pädagogik, ſo eine Art von Metaphyſik und noch einiges Andere ſollten von nun an den Inhalt der Philoſophie bilden. Es iſt nicht zu beſchreiben, welch einen kläglichen Eindruck von geiſtiger Beſchränktheit und Impotenz ſolche Beſtrebungen erzeugen. Es iſt gerade ſo, als wenn irgend ein Unwiſſender verlangte, man ſolle ihm nur geſchwind lehren, wie eine Sonnenfinſterniß zu berechnen ſei, ihn dabei aber ja nicht mit ſolchen Dingen wie Algebra und Trigonometrie beläſtigen. Es iſt allerdings wahr, daß der Geiſt und Alles, was zu ihm gehört, eine der bedeutendſten, wenn nicht geradezu die bedeutendſte Aufgabe der Philoſophie iſt. Aber Alles, was uns umgibt, athmet Geiſt. Er webt in den Tönen der Nachtigall, wie er aus dem Becher der Lilie ſteigt. Er ſcheint geradezu die Grundbedingung, wie Anfang und Ende von Allem zu ſein. Iſt er aber in ſeinem reinen Anſicht ein ſo unendlicher Abgrund, ſo iſt es eitel, wenn man ihn ſo obenhin durch Abſtraktion von einigen oberflächlichen Selbſtbeobachtungen gewinnen

will. Sein Räthſel wird nur dadurch lösbar, daß Alles, was von uns nur erfaßt werden kann, als Beweismittel aufgeboten wird. Den Geiſt demnach ſo obenhin finden wollen, um ihn zum Inhalt der Philoſophie zu machen, heißt nichts Anderes, als eine Anforderung ſtellen, von deren Umfang man gar keinen Begriff hat.

Weil jedoch die Meiſten zu viel praktiſchen Verſtand haben, um nicht hier, wie in den erſten Fällen, das Mißliche der Beſtimmung einzuſehen, und doch dabei eine entfernte Ahnung von der majeſtätiſchen Allgemeinheit der Philoſophie in ihnen dämmert, ſo ziehen ſie ſich auf eine zwar ſehr ſonderbare, aber jedenfalls genügende Weiſe dadurch aus dem Problematiſchen der Frage, daß ſie die Wiſſenſchaft der Philoſophie für eine Unmöglichkeit erklären, alſo das für eine Unmöglichkeit erklären, wovon ſie im Grunde keine Definition zu geben wiſſen. Denn die der Philoſophie, ſei es nun mit Recht oder Unrecht untergelegte, Intention: hinter Alles kommen zu wollen, iſt doch nur dann als Vorwurf zu dienen geeignet, wenn man vorher beſtimmt hat, was jenes eigenthümliche Etwas ſei, das hinter Alles kommen will. Das iſt es aber eben, was nicht gewußt wird. Es iſt demnach gewiß eine ſehr kindliche Anmaßung, Etwas für unmöglich zu halten, von dem man noch nicht hat herausbringen können, was es denn eigentlich nur ſein möge.

So ſehr nun aber auch dieſe Definition der Philoſophie als einer unmöglichen Wiſſenſchaft alles tieferen Haltes entbehrt (denn eine bei weitem mehr auf das Weſen losgehende, auch von tieferen Köpfen ausgeſprochene, Erklärung eines Unmöglichen in der Philoſophie werden wir erſt ſpäter zu berückſichtigen haben), ſo iſt dennoch das an ihr weder zu übergehen noch gering anzuſchlagen, daß, gerade zu einer in Beziehung auf Intelligenz immerhin ſo ſehr entwickelten Zeit, wie die unſere iſt, die meiſten Stimmen ſich in dieſer Unmöglichkeits-Ausſage, oder beſſer noch in dieſem der Philoſophie einwohnenden Begriff begegnen. Denn da im Ganzen bisher die Erfahrung immer gelehrt hat, daß da, wo ſich Viele in einer Anſicht vereinigen (namentlich, wenn es ſich um eine objektive Sache handelt), in dieſer Anſicht immer eine Wahrheit verborgen liege, ſo wäre auch hier vielleicht in dem Begriff

der Unmöglichkeit ein Punkt zu entdecken, welcher gerade die geheimste Schlagader im Wesen der Philosophie träfe, so daß also von hier aus die Vervollständigung und Erweiterung ausgehen müßte, welche wir oben als die Ergänzung unseres vorläufigen Begriffes von Philosophie versprochen haben. Auch ist dem allerdings so, und zwar in folgender Weise.

Betrachten wir nämlich den Begriff des Unmöglichen etwas schärfer, so ist es vor Allem eine große Relativität, die wir an ihm wahrzunehmen vermögen. Denn da sich das Unmögliche stets auf eine Kraft oder eine Intelligenz bezieht, so ist es natürlich, daß die Aussage einer Unmöglichkeit immer die Aussage einer Subjektivität ist. Was der Eine nicht vermag, vermag der Andere, und was sich Tausenden versagt, gelingt vielleicht dennoch dem Tausendunderſten. So sehr aber diese Relativität des Unmöglichen nicht zu läugnen ist, so gewinnt sie doch eine augenblicklich veränderte Physiognomie, wenn ganze Massen über dasselbe einhellig werden. Denn wenn auch hier unserem besprochenen Begriffe die Subjektivität noch immer einwohnen kann, so scheint doch der Begriff des Unmöglichen in diesem Falle in so weit ein objektiver zu werden, als man jetzt ohne große Gefahr behaupten kann, daß das als Unmöglichkeit Angesprochene wenigstens ein Schwer-Mögliches sein müsse. Bezieht sich aber nun die Frage nach dem Möglichen oder Unmöglichen auf die Kategorie des Erkennens, so wird damit alsobald das Schwer-Mögliche zu einem Schwer-Begreiflichen und somit zu einem fast Unbegreiflichen. Es wird also hiedurch die Philosophie zur Wissenschaft des Schwer-Begreiflichen gemacht, und, ziehen wir hievon nun ab, was sich an der Realität als das leicht oder leichter Begreifliche ausweist, so kann uns jetzt nichts mehr unerklärt und unwahrscheinlich bleiben, wenn wir die Philosophie als die Wissenschaft dessen definiren, was eben an den Dingen das Unbegreifliche ist. Es ist jetzt nur ausfindig zu machen, was eben in der sich geltend machenden leiblichen wie geistigen Existenz als die Basis des Unbegreiflichen auftritt.

Fassen wir hier nun die Wissenschaft ins Auge, wie sie sich seit Jahrhunderten entwickelt hat, so tritt uns das als die Sphär-

der wachſenden Erkenntniß-Möglichkeit entgegen, was ſich als das Genetiſche an den Dingen bezeichnen läßt. Denn ſo iſt erſt der rechte Blick über das Verhältniß des Vegetativen und des Animaliſchen aufgegangen, als man im Thieriſchen die Baſis der Pflanze anerkannte und alſo das Erſtere als die Reaktion einer über die Paſſivität hinausreichenden Aktivität charakteriſirte. Ebenſo gingen erſt die wahren Einſichten in den univerſellen Organismus der Thiergeſchlechter auf, als die Wiſſenſchaft dieſen Organismus als eine vollendete Einheit zu erfaſſen, und bis auf ſeine tiefſten embryoniſchen Uranfänge zurückzugehen anfing. Nicht anders ſtellte ſich das Reſultat in den höheren geiſtigeren Wiſſenſchaften heraus. Denn ſo gehen Giambattiſta Vico's, Johannes von Müller's, Herder's und Anderer Beſtrebungen in der Geſchichte zuletzt allein darauf hinaus, das Chaotiſche und Unklare der Völkerzuſtände durch die Geneſis der Maſſen und anderer mitfolgender Umſtände zugänglich zu machen. Kurz, wohin wir in der Geſchichte der Wiſſenſchaften nur unſre Blicke wenden, überall iſt es die Geneſis oder das ſucceſſive Werden des Unterſchiedes, was den Fortgang der Einſicht bedingt. Was iſt es denn aber nun, was uns der Begriff des Genetiſchen enthüllt und was uns mit der Kategorie des Unterſchiedes oder der Differenz gegeben iſt? Sehen wir hier nun näher hin, ſo iſt dies allein der Begriff der Form. Denn jede Form iſt bedingt durch ihre Lostrennung von einer anderen Form oder der Unform, Lostrennung jedoch iſt Scheidung und ſomit Unterſcheidung, Geneſis aber iſt nichts Anderes, als das Werden und ſomit die allmählige Entfaltung der Form. Nun aber ſind im Allgemeinen zu allen Zeiten die auf das rein Genetiſche beſchränkten Unterſuchungen, ſelbſt wenn ſie ſich mit einer gewiſſen Bornirtheit ausſprachen, die mit dem meiſten Beifall aufgenommenen geweſen. Es ſcheint demnach, daß die Erforſchung der Form für den menſchlichen Geiſt das leicht oder doch das leichter Begreifliche ſei. Auch iſt dies in jeder Beziehung natürlich. Denn da im Ganzen doch hauptſächlich nur unſer Verſtand erkennt, der Verſtand aber ſeinen weſentlichſten Theilen nach eine ſondernde, ſcheidende Kraft iſt, ſo wird auch von aller Exiſtenz das ihm das Zugänglichſte ſein, was in dieſer auf dem Begriffe der Scheidung beruht. Nun aber iſt alle Form

vermittelſt einer Scheidung und Unterſcheidung geworden. Folglich wird der menſchliche Verſtand vor Allem zur Erkenntniß der Form geeignet ſein. Iſt nun aber das Prinzip der Form wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade an aller Exiſtenz das leicht Begreifliche, ſo wird nicht wohl etwas Anderes als der Gegenſatz der Form das Schwer-Begreifliche ſein können. Nun iſt jedoch der Gegenſatz der Form nichts Anderes als das Formloſe und Chaotiſche. Der höhere Begriff des Formloſen iſt aber der Begriff der Subſtanz. Die Subſtanz (τὸ ὑποκείμενον) wird daher auch das Schwerer-Begreifliche an aller Exiſtenz ſein. Definirt man daher die Philoſophie als die Wiſſenſchaft des Unmöglichen, ſo kann dieſer Satz keinen andern Sinn haben, als daß die Philoſophie die Wiſſenſchaft der Subſtanz ſei. Auch bleibt für ſie jetzt in der That ſelbſt kein anderer Raum mehr übrig. Denn da wir von ihr zunächſt alle Erkenntniß der Form ausgeſchloſſen haben, die Wiſſenſchaft der Philoſophie aber dem natürlichen Inſtinkte des Verſtandes ſich als das geltend macht, was keinen unerklärten Reſt mehr zurückläßt, warum aber etwas ſei, und (was hiemit faſt identiſch iſt): was eben an einem Seienden das Seiende ſei, wie die letzte Frage ſelbſt der äußerlichſten Neugierde, ſo auch das immer und immer wieder einen neuen Reſt in der Erkenntniß Erzeugende iſt: ſo kann offenbar mit Hinzunahme der früher ſchon ausgeſchloſſenen Definitionen von Philoſophie dieſe Wiſſenſchaft nur entweder nichts, oder ſie muß die Wiſſenſchaft der Subſtanz ſein. Jetzt iſt nur noch die Frage übrig, ob dieſer Begriff der Philoſophie, daß ſie eben Wiſſenſchaft der Subſtanz ſei, mit dem früher von uns gegebenen übereinſtimme, daß nämlich die Wiſſenſchaft der Philoſophie die von jener Einheit ſei, aus welcher die einander eng verſchwiſterten Gegenſätze von Natur und Geſchichte, von Nothwendigkeit und Freiheit hervorgingen, und ob, wenn dieſes der Fall iſt, auch der ſpätere Begriff als Erweiterung und Steigerung des früheren betrachtet werden dürfe? Es wird aber dieſe Frage leichter und raſcher beantwortet werden können, als es im Anfang ſcheinen möchte.

Faſſen wir nämlich das Natürliche und Geſchichtliche in ihrer reinen Erſcheinung auf, und fragen uns, was denn zwiſchen beiden als der eigentliche Gegenſatz bezeichnet werden müſſe, ſo iſt

dies offenbar der Begriff der Maſſenhaftigkeit. Denn daß Geiſt und Geſchichte in Beziehung auf rohere Materialität gleich nichterſtent ſind, tritt uns bei dem erſten tieferen Blick augenblicklich entgegen, da z. B. die Produktion eines Werkes wie die Spartaniſche Geſetzgebung materiell gleich nichtſeiende Dinge vorſtellt. Dennoch machen ſich beide, wie Geiſt und Geſchichte überhaupt, durch eine gewiſſe eingeborene Kraft gleichermaßen geltend. Denn jede geiſtige Exiſtenz treibt einen auf ſie ausgeübten Angriff mit aller möglichen Energie zurück. Trotz dem aber, daß die Natur faſt überall, wo wir ihr entgegentreten, ausgeſprochene Maſſenhaftigkeit iſt, gleicht ſie doch darin dem Geiſte vollkommen, daß ſie, ſo lang es ihr nur möglich iſt, jeden Eingriff in die ihr gebührende Sphäre zurückzuweiſen ſucht. Denn die Kraft, mit der ich eine aufdringliche Zumuthung zurückweiſe, iſt nahezu gerade dieſelbe, mit welcher der Fels dem Meißel widerſteht, und welche einem die Luft durchſchneidenden Stab um ſo größere Hinderniſſe entgegenſetzt, je ſchneller ſich dieſer bewegt. Wenigſtens vermöchte ich zwiſchen dieſen drei Widerſtandskräften keinen weſentlichen Unterſchied ausfindig zu machen. Denn mag nun die eine aus einem Willen, und die anderen ſelbſt nur von der Kraft der Trägheit herrühren, die entſchiedene Ausſchließung und Repulſion des Heterogenen iſt bei allen dreien dieſelbe. Verhält es ſich aber damit wirklich ſo, ſo kann eine ſolche Widerſtandsfähigkeit bei allen dreien keineswegs aus ihrer Form herrühren. Vielmehr iſt es die verborgen wirkende Kraft einer innerlichen Centralität, welche gewaltſam von Innen nach Außen ſtürmt und den Grad der Zurückweiſung bedingt. Der Form ſteht aber abſolut nichts gegenüber als die Subſtanz, ſo daß alſo jede Widerſtandskraft einer Sache allein aus der ungeheueren Selbſtheit des Subſtanziellen quillt. Natur, Geſchichte, Geiſt und Alles, was es noch geben mag, wurzeln daher mit ihrer Selbſtheit und Geſchiedenheit in dem Abgrunde der Subſtanz. Subſtanz daher erkennen und vollkommen durchdringen heißt nichts Anderes, als die Möglichkeit des Gegenſatzes zwiſchen Natur und Geſchichte nachrechnen können. Wir würden daher mit unſeren Anſprüchen, Natur und Geſchichte aus einer vorhandenen Einheit erkennen zu können, völlig ſcheitern müſſen, wäre nicht die Tiefe der Subſtanz der unendliche Aus-

gangspunkt beider. Wenn wir demnach Philoſophie mit vollkommenem Rechte als die Wiſſenſchaft der Subſtanz beſtimmen, ſo vermögen wir hierin nichts Anderes, als die höchſte Erweiterung und Steigerung unſeres erſten von Philoſophie aufgeworfenen Begriffes zu erkennen. Der Fortgang unſerer Unterſuchung kann folglich von nun an allein darin beſtehen, daß wir in irgend einer Weiſe eine Entwicklung und Gliederung des Subſtanzbegriffes zu geben ſuchen, da in ſeiner Erfaſſung allein die Wiſſenſchaft der Philoſophie beruht. Wir werden aber die Idee der Subſtanz in einer doppelten Beziehung ins Auge zu faſſen uns beſtreben. Denn einmal werden wir es ganz nur mit ihr allein und den Geſtaltungen in ihr ſelbſt, alſo, wie man zu ſagen pflegt, mit ihrem reinen An-ſich zu thun haben. Sodann aber wird die Seite an ihr nicht zu übergehen ſein, von der her die Verhältniſſe der Subſtanz in ſich mit dem Prinzip der Form und der Scheidung in Zuſammenhang treten. Die Vermittlung zwiſchen dieſen beiden Punkten wird aber der Moment der Betrachtung abgeben, in welchem eben die bis zur höchſten Höhe der Fülle geſteigerte Subſtanz ſich dadurch von ſelbſt als ebenſo mit Formkraft erfüllt ausweiſen wird. Es werden alſo die drei zu behandelnden Punkte ſich ſo zu einander verhalten, daß in dem erſten die Frage nach dem Abgrunde der Exiſtenz, in dem zweiten die Culmination derſelben zur Höhe Gottes, und im dritten ihre Entfaltung zur Sonderung des vielfältigen Einzelnen, alſo bis zu einem gewiſſen Grade die Geneſis der Welt Gegenſtand der Unterſuchung ſein muß. Wir beginnen jetzt mit der Unterſuchung des Subſtanz-Begriffes an ſich.

Ueberall, wo unſer Blick eine vorhandene Exiſtenz zu durchdringen ſtrebt, tritt uns die Beobachtung entgegen, daß jedes Seiende nicht Exiſtenz und Daſein zu beſitzen vermöchte, wenn es ſich nicht an einem Anderen verwirklichte. Denn allein dadurch iſt jedes Etwas Wirklichkeit, daß es die ſelbſtſtändige Exiſtenz eines Anderen aufhebt, ſich an ihm mit ſeiner Form ausprägt, und eben dadurch, daß es jenes Andere nicht mehr aufkommen läßt, erſt wahrhaft lebt. Würde die Exiſtenz nicht einen ſo ſtreitbaren Gegenhalt in ſich ſelbſt tragen, dann würde ſie immer nur Schatten, niemals Realität ſein können, da allein die Eiferſucht um die

Selbſtheit die Wirklichkeit charakteriſirt. Wenn wir aber nun ſo überall gleichſam einen verborgenen Stachel entdecken, welcher alle Form und Ordnung abzuſchütteln ſucht, ſo bleibt uns zuletzt allein der Gedanke übrig, daß es ein Weſen gebe, deſſen Natur einzig und allein darin beſtände, gar nichts Wirkliches zu ſein, und welches alſobald in die leidenſchaftlichſte Aufregung geräth, wenn ein Anderes es dazu zwingen will, ein Etwas zu werden. Wir haben demnach jetzt eine eigenthümliche Natur entdeckt, welche an ſich blos die Eigenſchaft hat, mit völliger Einſeitigkeit oder Allgemeinheit (wie man will), nur ſie ſelbſt ſein zu wollen, und von dem lebhafteſten Contrifugal- oder Expanſion-Trieb ergriffen zu werden, wenn ein Anderes wagen ſollte, ſich ihr in irgend einer Weiſe aufdrängen zu wollen. Faſſen wir aber dieſen gefundenen Charakter eines ſolchen Weſens noch genauer ins Auge, ſo tritt uns augenblicklich folgende nähere und weiter leitende Modifikation entgegen. Das Weſen nämlich, welches wir jetzt als die unverträgliche Unterlage aller Exiſtenz bezeichnen können, will ja, indem es alle Form zurückweiſt, nicht etwa eine eigene Form feſthalten. Es beſitzt vielmehr deren keine. Sein Trieb iſt, formlos und folglich wenigſtens in gewiſſem Sinne gar nicht zu ſein. Wir können uns demnach ein ſolches Weſen nicht als eine Materie denken. Denn als ſolche wäre es immerhin ſchon Etwas. Wir können es uns demnach allein als den Willen, gar nicht zu ſein denken. Jeder Wille iſt aber eine Kraft; die jeder Exiſtenz unterbreitete Subſtanz iſt daher eine Kraft, die ſich aus allen Kräften, Etwas zu ſein, wehrt. Sie iſt deßhalb reine negative Potenzialität. Ein Weſen aber, das gar nicht ſein will und dabei mit fortwährender Hartnäckigkeit auf dieſem Willen beſteht, kann ich mir nur dadurch als in dieſer Poſition begriffen denken, daß ich in ihm die Möglichkeit annehme, Alles ſein zu können. Denn ein Etwas, das Alles ſein kann, muß nothwendig beſtändig vom Trieb beſeelt ſein, nicht ſein zu wollen, da jeder Schritt in die Wirklichkeit ihm die Möglichkeit raubt, Alles ſein könnend oder, was daſſelbe iſt, Allmöglichkeit zu bleiben. Der Begriff der Subſtanz beſteht demnach zunächſt darin, daß der Abgrund einer unermeßlichen Allmöglichkeit jede Geneſis einer ſpeziellen Wirklichkeit zurückweiſt, und das Bild einer reichen Potenzialität

erkennen läßt, die, Nichts ſeiend, doch Alles ſein kann, die daher weder Raum noch Zeit in ſich hat und ſomit einem Punkte gleicht, in welchem wirklich gar nichts wahrzunehmen iſt, und aus dem doch wie eine Windsbraut die höchſte Wuth negativer und zurückweiſender Kräfte hervorbrechen würde, ſobald irgend Jemand an ſolchen nichtſeienden Punkt irgend eine Forderung ſtellen würde: — eine Wuth zurückweiſender Kräfte, die aber keineswegs auf einer nur negativen Tendenz des Allmöglichkeit-Punktes beruht, ſondern vielmehr auf einer unendlich poſitiven Kraft deſſelben, die eben darin beſteht, nur Alles und niemals Etwas ſein zu wollen. Dies führt uns aber denn auch augenblicklich auf einen eigenthümlichen Widerſpruch, welcher in der Allmöglichkeit nicht nur allenfalls vorhanden zu ſein ſcheint, ſondern wirklich und in Wahrheit vorhanden iſt. Indem wir nämlich gefunden haben, daß die Allmöglichkeit jede ſpezielle Exiſtenz ihrem Charakter gemäß mit Nothwendigkeit zurückweiſen muß, ſo kann ſie deßhalb dennoch nicht als eigentliche und abſolute Feindin des Etwas angeſehen werden. Vielmehr tritt ſie uns ſogar, eben weil ſie Allmöglichkeit iſt, als ſeine entſchiedene Freundin entgegen. Nur will ſie jedes Etwas allein als einen Grad ihrer Möglichkeit in ſich, und nicht als eine Ausſchließlichkeit außerhalb ihrer ſelbſt neben ſich ſtehen haben. Es iſt demnach die Allmöglichkeit als eine Exiſtenz zu erfaſſen, welche in jedem Augenblicke zur Geburt eines unendlichen Etwas hindrängt, in demſelben Augenblick aber, in welchem ſie ſolche Geburt an's Tageslicht fördern will, von ihrer Produktion und Evolution abſteht: — aus der eigenthümlichen Furcht, daß hierunter vor allem ihr Charakter als Allmöglichkeit leiden möchte. Es iſt dies aber ein ſehr wichtiger Charakter der Allmöglichkeit, indem dieſelbe durch ihn erſt wahrhaft exiſtent wird. Denn würde unſre Allmöglichkeit, wie zuerſt von uns geſchildert wurde und geſchildert werden mußte, allein von dem negativen Triebe beſeſſen ſein, alles Etwas zurückzuweiſen, ſo könnte dieſe abweiſende und ausſchlagende Kraft allerdings ſehr gewaltig und mächtig ſein, ſie wäre aber dennoch nur eine negative Wuth der Entleerung. Erſt dadurch, daß dieſe jedes Etwas abſchlagende Kraft das Etwas, freilich nur als unendliche Univerſalität, doch wieder zu ſuchen ſcheint, und wirklich ſucht und ſuchen muß, erſt dadurch

ſchwingt ſich die Allmöglichkeit zur Höhe eines mit unendlicher Perſpektivkraft der Exiſtenz ſchwangeren Nichtſeins empor. Es iſt ein ſeltſamer Zuſtand, in welchem wir die Allmöglichkeit in dieſer ihrer unmittelbaren Erſcheinung wahrnehmen. Es iſt, um im Bilde zu reden, gerade ſo, als wenn der Allmöglichkeit Neſtel geknüpft worden wären. Denn obgleich ſie ſo unendlich reich iſt an der ungemeſſenſten Produktionsfähigkeit, ſo kommt ſie doch immer zu nichts: im Gegentheil, je reicher und voller ſie wird, um deſto impotenter tritt ſie uns entgegen, da ihr bei wachſendem Reichthume des Inhalts die Gefahr immer drohender zu werden ſcheint, irgend einmal und wider ihren Willen zu irgend einer Spezialität anſchießen zu müſſen. Und in der That wäre ſelbſt für die Möglichkeit einer höheren und geſteigerteren Exiſtenz nichts bedenklicher, als wenn die Allmöglichkeit in Gefahr geriethe, ihren wahrhaft univerſellen Charakter verlieren zu müſſen. Denn geſchähe dieſes, dann wäre in Wahrheit die Perſpektive des Höchſten und Vollendetſten vernichtet, da ein Solches nur dadurch denkbar iſt, daß die Unendlichkeit der Steigerung keinen Augenblick in Zweifel gezogen erſcheint. Denn Gott ſelbſt, ſo wenig wir auch an dieſer Stelle noch von ihm wiſſen, denn Gott ſelbſt würde die größten und außerordentlichſten ſeiner Vorrechte verlieren, wenn es ihm entzogen wäre, nicht nur für die Anderen, ſondern auch für ſich ſelbſt in jedem nächſten Momente als ein immer Großartigerer und Majeſtätiſcherer zu erſcheinen. Der ihm durch ſich ſelbſt gegebene Name: „Ich bin, der ich ſein werde“ — iſt ein leerer Schall, wenn die abſolute Unergründlichkeit der Allmöglichkeit verkümmert wird. Es iſt jetzt unſre Aufgabe, dieſe Allmöglichkeit, welche wir im Zuſtande ihrer primitiven Unmittelbarkeit genügend geſchildert haben, nun gleichſam auf den verſchiedenen Lebensſtufen ihrer Entwicklung zu verfolgen, und zu zeigen, wie eine genetiſche Entwicklung ihrer ſelbſt allerdings möglich, weil ſchon in ihrem Begriffe eingeſchloſſen iſt. Denn würde ſie nicht augenblicklich aufhören, die wahre Allmöglichkeit vorzuſtellen, wenn ihr die eine genommen wäre, einen Entwicklungsgang durchzumachen, und demnach ihre eigene Geſchichte zu beſitzen*)?

*) In Beziehung auf die Denkoperationen, welche unſer Geiſt durchzu-

Fragen wir uns nun, worauf in der Allmöglichkeit, wenn in ihr eine Fortentwicklung denkbar ist, diese letztere wohl gestellt sein mag? — so könnte es im Anfang scheinen, als wenn dieses der reine, nackte, lautere Begriff der Allmöglichkeit nur selbst sein könne. Denn da die Allmöglichkeit eben alle Möglichkeit umspannt, so könnte man meinen, daß, je länger sie existire, auch um so mehr Potenzen von Möglichkeiten in ihr aufstehen müßten, bis endlich eine myriadische Unermeßlichkeit derselben irgendwie eine Veränderung im Begriff der Allmöglichkeit selbst hervorzurufen vermöchte. Nun aber ist zwar der erste dieser Gedanken allerdings wahr, keineswegs aber so der zweite. Denn allerdings gehen in der Ewigkeit der Allmöglichkeit (eine solche nämlich von der Allmöglichkeit abzuläugnen, ist kein Grund vorhanden) immer neue und neue Potenzen von Möglichkeiten hervor. Da diese alle indeß aber eben nur Schatten, weil allein Möglichkeiten, sind, so ist kein Grund vorhanden, warum eine Unermeßlichkeit von neuen Möglichkeiten die Allmöglichkeit selbst verändern sollte. Denn deren Begriff als Allmöglichkeit ist doch gewiß weit genug, um jede Vielheit von Möglichkeiten in sich aufzunehmen. Soll daher in irgend einer Weise im Lauf der Ewigkeiten eine genetische Entfaltung oder Steigerung der Allmöglichkeit gedacht werden, so muß die Ursache davon in irgend einem anderen Verhältniß der Allmöglichkeit zu suchen sein. Auch entzieht sich uns ein Solches keineswegs. Vielmehr liegt es bereits in einer der Seiten, deren Nothwendigkeit wir so eben nachgewiesen haben. Denn jener eigenthümliche von uns aufgefundene Widerspruch der Allmöglichkeit in sich selbst, zufolge dessen sie ebenso auf Vielheit und mit ihr auf die Spezialität hindrängt, als sie von ihr zurückweicht und im strengsten Nichtsein zu verharren sucht, — dieser Widerspruch des Allmöglichen in sich selbst ist der einzige Grund, vermittelst dessen eine innere Umgestaltung der von Ewigkeit her vorhandenen Allmöglichkeit gedacht werden kann. Wir wollen dies in folgender Weise zu entwickeln suchen.

---

machen hat, um den Begriff der Allmöglichkeit zu erfassen wie nach seinen verschiedenen Seiten zu begründen, verweisen wir auf die folgende Vorlesung über das Studium der Metaphysik.

Wo wir in der uns umgebenden Welt hinblicken mögen, tritt uns überall und bei jeglicher Existenz neben dem Abgrund des Substanziellen auch die Kraft der Sichtung und Scheidung entgegen. Denn da es offenbar ist, daß nur durch sie Form von Form sich trennt, und alle Unterschiede zuletzt doch mehr oder weniger auf einen Unterschied der Gestaltung hinauslaufen, so würde eine chaotische Formlosigkeit das Herrschende sein, wenn eben nicht die Potenz der Sonderung das Substanzielle auf jedem Schritt begleitete. Suchen wir nun das Prinzip der Form dem Substanziellen gegenüber in einer Anschauung auftreten zu lassen, kraft deren Gegensatz und Verschiedenheit zwischen diesen beiden so gering wie nur immer möglich werden, so wird hier keine geeigneter sein, als die, zufolge welcher die Form nur als ein mehr oder weniger systematisch sistirter Drang der von Innen nach Außen strebenden Substanz dargestellt wird. Denn das Prinzip dieser Hemmung ist offenbar kein seiender Inhalt an sich, sondern die reine Negativität, welche eine Bewegung in ihrer Entwicklung aufhält. Wollen wir daher irgendwie eine immanente Entwicklung und Steigerung der Allmöglichkeit gewinnen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß wir auch bei ihr, welche der vollendete Abgrund der gesammten Substanz ist, ihre Fortbewegung durch ein so wenig wie möglich von Außen hinzukommendes Moment einzuleiten suchen. Da nun aber das Minimum des äußerlichsten Zutrittes, wie wir fanden, nur die Negativität der Hemmung ist, so ist jetzt die Frage, wie der von uns als Fortgangsmoment bezeichnete Widerspruch innerhalb der Allmöglichkeit zum Faktor einer innerlichen Hemmungsmöglichkeit werden könne? Es wird aber das Produkt einer solchen Hemmung sehr leicht zu erkennen sein, wenn wir uns nur an die Genesis des in der Allmöglichkeit hervorbrechenden Widerspruches erinnern wollen. Dort nämlich hatte sich uns gezeigt, daß die Allmöglichkeit als Allmöglichkeit jede spezielle Existenz zurückweise. Zugleich aber hatten wir auch erkannt, daß nichts die speziellen Existenzen so heftig aufsuche als eben wieder diese Allmöglichkeit. Nur wolle sie dieselben alle auf einmal haben und nicht jede einzelne als besonders werdende. Hieraus geht nun aber hervor, daß die Allmöglichkeit, wenn auch unter einer speziellen Bedingung, die spezielle Existenz eben doch

auch wolle. Es geht also aus alledem die sonderbare Constellation hervor, daß die Allmöglichkeit die spezielle Existenz will und doch wieder nicht will. Da nun aber auf diesem Boden, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, Wollen und Können identisch ist (denn ich kann überhaupt nichts wollen, wovon nicht wenigstens die Potenzialität in mir liegt), so kann man jetzt diesen Gegensatz von Wollen und nicht Wollen auch recht gut so ausdrücken, daß man sagt: die Allmöglichkeit wolle etwas, was sie nicht könne, und sie könne hinwiederum etwas, was sie nicht wolle, oder auch: sie wolle etwas, was sie könne und doch nicht könne, und sie könne etwas, was sie wolle und hinwiederum doch nicht wolle. Fragen wir uns nun aber, worauf diese eigenthümliche Selbsthinderung bei der Allmöglichkeit beruhe, so müssen wir sagen: ganz entschieden auf einem Ueberreichthum von Wollen und Können. Denn daß die Allmöglichkeit Alles auf einmal wolle, dieß sei eben der Grund, daß sie Nichts könne. Nun will aber die Allmöglichkeit von Ewigkeit her. Denn da sie der Grund aller Existenz ist, so ist sie vor Allem. Will sie aber von Ewigkeit her, so will sie nothwendiger Weise unendliche Male Unendliches von Ewigkeit her. Ebenso kann sie dies aber auch nicht von Ewigkeit her. Nicht-Können ist aber Hemmung. Diese, von Anfang an schwach, wächst aber die Ewigkeit entlang immer mehr und mehr an Realität. Denn da die Hemmung, wenn sie zur Vollendung käme, das vollendete Prinzip der Form wäre, die Form aber aus den Schatten der Allmöglichkeit Realitäten zu machen hülfe, so muß die von Ewigkeit her sich immer wiederholende Hemmung endlich zum Formprinzip werden. Auch sage man nicht, daß dies deßhalb unmöglich wäre, weil die neben dem beständigen Hemmungsansatz herlaufende Allmöglichkeit gleichfalls immer reicher werde, und dadurch die steigende Hemmungskraft durch beständiges Gleichgewicht paralysire. Dies würde der Fall sein, wenn die Allmöglichkeit in ihrem nichtseienden, aber doch fast Alles vermögenden Abgrund etwas Mehr wäre als potenzieller Schatten oder schattenartige Potenzialität. Da sie aber nur dieses ist, neben ihr dagegen der sich fortwährend steigernde Hemmungsansatz der Anfang der wahrhaftigen Realität, so ist es natürlich, daß endlich im Lauf der Ewigkeiten die Hemmung als Wachsthum

anwachſende Modifikation des Allmöglichen. Wir müſſen dieſes daher auch als den ſubſtanziellen Boden des Formprinzipes annehmen. Nun aber ſtellte ſich uns ja das eben wieder erwähnte Reſultat heraus, daß die Bedeutung der Hemmung im Verlauf der Ewigkeit eine immer größere wird. Da aber dieſe ſich ſtets umgeſtaltende Bedeutung doch nur an der Subſtanz der Allmöglichkeit vor ſich geht, ſo wird eben wieder als Produkt des ewigen Lebens die Allmöglichkeit zuletzt eine ganz andere, als ſie von Anfang war. Die Allmöglichkeit wird daher, während ſie am Anfang ein entſchiedenes Eins war, am Ende ein ebenſo entſchiedenes Zwei: — oder, was daſſelbe iſt: die maaßloſe Allmöglichkeit wird zu einer ſich ſelbſt beherrſchenden Allmöglichkeit. Nun aber verflechten ſich durch den Abgrund der Allmöglichkeit hin Hemmung und Allmöglichkeit zu einer abſolut vollendeten Ganzheit, ſo daß alſo die in einen entſchiedenen Dualismus auseinandergetretene Allmöglichkeit in einer dritten Geſtalt als friedliche Gelaſſenheit ſich wieder zu ſich ſelbſt zurückfindet. Es iſt demnach aus der urſprünglichen Einheit der Allmöglichkeit eine Mannigfaltigkeit in ſich ſelbſt hervorgegangen, welche doch im Grunde nichts iſt, als dieſelbe nur aus ihrer früheren verwirrten Gebundenheit zum abſoluten Selbſtbeſitz hindurchgeführte Allmöglichkeit*): — eine Durchführung, welche auch hier, wie ſchon frühere Momente als eine von Ewigkeit her vollendete, und als ſolche ebenfalls leicht zu beweiſende iſt. Nun iſt aber die Allmöglichkeit von uns im Anfang unſerer Unterſuchung als eine wie an einem mathematiſchen Punkte vorhandene Exiſtenz angenommen worden, die nur von dieſem Ausgangspunkte aus mit unendlicher Potenzialität nach allen Seiten hin zu wirken ſucht und in Wahrheit auch

*) Ich muß mich hier ausdrücklich verwahren, daß die angeführte Mannigfaltigkeit in der Einheit der Allmöglichkeit nichts mit dem Begriffe der Dreieinigkeit zu thun hat, da dieſe auf ganz anderen Prämiſſen beruht, auch überhaupt ein ganz anderes Verhalten des ewigen Gottes in ſich iſt. Es wäre ſehr leicht möglich, daß es für die Philoſophie das Beſte ſein möchte, ſich zunächſt mit der chriſtlichen Dreieinigkeit gar nichts zu thun zu machen, und die Betrachtung dieſes ebenſo ernſten wie ſchwierigen Gegenſtandes allein der Philoſophie des Chriſtenthums zu überlaſſen.

wirkt: — und die nachfolgende Entwicklung hat uns keinen Grund gegeben, dieſe punktuelle Exiſtenz aufzuheben und zu verneinen. War es aber auf den nachfolgenden Stufen des Anfangs nicht nothwendig, die prinzipielle Anweſenheit der Allmöglichkeit an einem Punkte ausdrücklich aufzuheben, ſo iſt nicht einzuſehen, warum die Beiſeiteſchaffung dieſer gerechtfertigten Annahme nun plötzlich hier eintreten ſollte*). Es erſcheint daher als ſehr natürlich, daß auch das Hervorbrechen der Hemmung ganz wohl an dieſen einen Punkt geknüpft ſein kann, ebenſo wie dann gleichfalls die tiefe Verſchlingung von Allmöglichkeit und Formprinzip oder die Einheit der ſich ſelbſt beherrſchenden Allmöglichkeit unbehindert an dem gleichen Ort oder Punkte thronen wird. Nun iſt aber, prinzipiell betrachtet, nichts geſchiedener, getrennter und wechſelſeitig von einander entfernter als die tiefe Selbſtverwachſung der urſprünglichen Allmöglichkeit und die hohe Freiheit gegen ſich ſelbſt, welche der Natur des Formenprinzipes inhärirt. Prinzipielle Trennung (und zwar je größer ſie iſt, um ſo mehr) iſt aber der abſolute Grund für jede lokale Trennung. Es iſt demnach das Prinzip der Form und das der Allmöglichkeit, obgleich ſie an einem Punkte thronen und ſich wechſelsweiſe abſolut durchdringen, dennoch in einer vollkommenen Scheidung begriffen. Oder, da das Prinzip der Form nur die ſich ſelbſt beherrſchende Allmöglichkeit iſt, ſo iſt dieſe ſich ſelbſt beherrſchende Allmöglichkeit von der puren und unmittelbaren Allmöglichkeit ebenſo unendlich weit entfernt, wie ſie mit ihr an einem und demſelben Punkte zuſammenfällt. Ja, was hieraus ganz unwiderſprechlich hervorzugehen ſcheint, je mehr die Allmöglichkeit ſich ſelbſt beherrſcht (und ihre Selbſtbeherrſchung iſt ihr höchſter Ruhm wie ihre tiefſte Intention), um ſo mehr tritt ſie mit der nackten Allmöglichkeit in eine Einheit zuſammen und fällt doch zugleich auf die entſchiedenſte Weiſe

*) Hiemit iſt denn nun nicht geſagt, daß von dieſem Punkte aus keine Hinauswirkung wie ins Unendliche möglich geweſen wäre. Vielmehr iſt eine ſolche entſchieden anzunehmen, und nur der Anfang an einen wie raumloſen Punkt zu knüpfen. Denn wir müſſen den Leſer hier bitten, ſich an den wohl einzuſehenden Geiſt und nicht an den todten Buchſtaben unſerer Unterſuchung zu binden.

von ihr in die unendliche Trennung hinweg. Und dieſes höchſte und letzte Moment iſt denn nun auch der Punkt, auf den wir die Steigerung der Allmöglichkeit heben zu müſſen glaubten. Auch iſt dieſer Gedanke, mit dem wir in der von Ewigkeit her vollendeten Allmöglichkeit den eben ſo ewigen wie vollendeten Gott gefunden haben, dieſer Gedanke, ſage ich, iſt eben ſo denkbar, wie der gleichfalls parador ſcheinende Leibnitzens, daß der innige Verkehr der Monaden nur ein dynamiſcher und wechſelsweiſe hinüber- wie herüberwirkender ſei. Wer übrigens hier ein ſinnliches Bild begehren möchte, den müſſen wir, wenn ihm die Analogie unſerer Denkoperationen*) nicht genügt, an das Licht verweiſen. Seine elaſtiſche Springkraft, welche durch Reflexion zu einer in die Lichtquelle zurückwirkenden gemacht werden kann, iſt in einem und demſelben Momente eine ebenſo mächtige Zuſammentretung wie Auseinanderbrechung.

Gott iſt ein Geiſt; und wie nur der ihn anbetet, der ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbetet, ſo erkennt ihn auch nur der, der ihn im Geiſt d. i. innerhalb ſeines eigenen Geiſtes, und nicht dadurch zu erkennen ſucht, daß er ſeine Entwicklungen auf Beweiſe baſirt, welche allein in einer Zuſammenhaltung der Denkkraft mit der äußerlichen Sinnlichkeit Grund und Entſtehung haben. Willſt Du in Wahrheit einſehen, mein Zuhörer, wie an einem kleinen Punkt die höchſte Trennung und die höchſte Einheit vereinigt ſein kann, ſo beobachte das Innere Deines Hauptes, wenn es im tiefen Nachſinnen über einen ſchwierigen Punkt geiſtigen Lebens begriffen iſt. Dann wirſt Du finden, wie ein Etwas in Dir unausgeſetzt an einem kleinen Punkte bohrt, und wie dies Etwas doch wiederum in eine unendliche Weite auseinandergeht, in der Du ſuchend umherſchweifſt. Gott iſt der Raum; denn in ihm leben, weben und ſind wir. Gott iſt die Zeit; denn

*) In der That beruht unſere ganze Denkthätigkeit in einer eben ſo innigen Zuſammenhaltung wie Lostrennung unſeres Geiſtes mit und von der gedachten Sache: ein Dualismus, welcher jedem, der hier nur einmal gründlich beobachtet hat, ſtets als ein gleichzeitiger erſchienen ſein wird. Ueberhaupt können wir nicht umhin, es nur als Mangel wahrhafter Innerlichkeit zu bezeichnen, wenn wir hier allzu unverſtändlich ſein ſollten.

er löſt an ſeinem einen Punkte die Ewigkeit in eine unendliche Succeſſion von Thaten auf. Gott iſt Alles; denn er iſt die ſich ſelbſt beſitzende Unendlichkeit des Allmöglichen. Gott iſt Nichts; denn ſeine unendliche Scheidung hat von Ewigkeit her alle Möglichkeiten des Allmöglichen in den königlichen Beſitz ſeiner Herrſcherkraft hinübergeführt. „Darum gehe ich ſtracks vor mich, ſo iſt Er nicht da; gehe ich zurück, ſo ſpüre ich Ihn nicht; iſt Er zur Linken, ſo ergreife ich Ihn nicht; verbirget Er ſich zur Rechten, ſo ſehe ich Ihn nicht. Er aber kennet meine Wege wohl".

Es iſt jetzt nur noch übrig, den dritten Hauptpunkt zur Entwicklung zu bringen, deſſen Inhalt darin beſtehen wird, zu zeigen, wie der ſich ſelbſt und ſomit den ganzen unermeßlichen Inhalt der Allmöglichkeit beherrſchende Gott einen Strom des Allmöglichen zu entſiegeln und zum Beſtand einer geſonderten Einheit zu bringen vermag. Werden wir dieſen letzten wichtigen Punkt der philoſophiſchen Geneſis zum Abſchluſſe gebracht haben, dann bleiben uns nur Ergänzungen und mehr oder weniger wichtige Aeußerlichkeiten zur Behandlung übrig, da es kaum Aufgabe dieſes Ortes ſein könnte, ſogar jedes einzelne Glied der Welt philoſophiſch zu erklären.

Wenn wir den an und für ſich von Ewigkeit her abgeſchloſſenen, für uns aber jetzt erſt zur Vollendung in ſich durchgeführten Gott*) betrachten, ſo iſt nirgends in ihm ein Unterſchied zu entdecken. Denn da er ſich von Ewigkeit her auf unendliche Weiſe in ſich ſelbſt multiplizirt und reduplizirt hat, ſo ſind eben die Gegenſätze von Allmöglichkeit und Hemmung in die gelaſſene Ruhe eines durchweg einheitlichen Weſens zuſammengegangen. Selbſt der zuletzt von uns ausfindig gemachte Steigerungspunkt Gottes,

*) „Zu Gott hat man längſt das perſiſche Khodâ gehalten. Wenn dieſes, wie neulich ſcharfſinnig aufgeſtellt worden iſt, durch eine ſtarke Verkürzung aus dem zendiſchen Quadâta (a se datus, increatus ſanskr. svadâta) hervorging, ſo wäre unſer deutſches Wort urſprünglich Zuſammenſetzung und von treffendem Sinn: —" ſagt Jakob Grimm in ſeiner deutſchen Mythologie. Wie innig dieſer Begriff zu unſerer Baſirung des göttlichen Weſens auf die Idee der Allmöglichkeit ſtimme, braucht wohl kaum ausführlicher erwähnt zu werden.

daß nämlich in ihm unendliche Nähe gleich unendlicher Ferne und unendliche Ferne gleich unendlicher Nähe und beide doch zugleich ein und daſſelbe und in einem und demſelben ſeiend, auch dieſer letzte Punkt iſt nur die unendliche Virtuoſität, mit welcher ein ſich ſelbſt ganz zu eigen gegebenes Weſen ſich ſelbſt in die mannigfachſten Conſtellationen einzuführen die Wolluſt empfindet. Will daher dieſer ewig reiche Gott in einer Weiſe aus ſich hervorwirken, daß das Produkt ſeiner Kraft nicht augenblicklich wieder in ſein ewiges Weſen zerfließe, ſo kann er dahin nur auf dem Wege gelangen, daß er auf ſeine eigene Baſis zurückgeht und ſich ſeiner nackten Allmöglichkeit zu bedienen ſucht, um vermittelſt ihrer chaotiſchen Selbſtheit ein Etwas zu produziren, das neben dem ewigen Gott Beſtand in ſich zu haben vermag. Denn da die Herauskehrung der ſo überreichen Allmöglichkeit deren frühere Zähigkeit ſammt dem ihr eigenthümlichen Widerſpruch von Neuem zu Tage fördert, ſo iſt eben dieſe Unvollendung die Möglichkeit eines Haltpunktes neben der unendlichen Abrundung des Gottes in ſich. Wenn nun aber ſo eines zu produzirenden Gegenſtandes wegen der Gott die tief in ihm verborgene Allmöglichkeit als unvollendete Selbſtſtändigkeit wiederum reaktivirt, ſo thut er es nicht, um unmittelbar die geſammte Allmöglichkeit zur Baſis einer neuen Exiſtenz zu machen, ſondern er hebt vielmehr nur aus der chaotiſchen Verwirrung des Allmöglichen durch die Kraft ſeines ewigen Formprinzipes die ihm nothwendige Einmöglichkeit hervor. Denn ſelbſt wenn er dieſer Einmöglichkeit die Tiefe der Allmöglichkeit zu geben geſonnen wäre (und wie wir bald ſehen werden, iſt er dieſes), ſo muß dieſe neue Centralität doch mit der Fundamentirung des Einmöglichen beginnen, da, ſelbſt abgeſehen davon, daß Gott gegenüber jede ſekundäre Allmöglichkeit doch nur eine einſeitige ſein könnte, auch vielleicht die Furcht nicht ganz unbegründet wäre, daß die ſo unmittelbar geſetzte zweite Allmöglichkeit zu leicht mit der ewigen Gottes in eine einzige Einheit zuſammenfallen möchte. Demnach beginnt jede Produktion Gottes mit der Herabſetzung der Allmöglichkeit zu einer Einmöglichkeit und iſt deßhalb auch ſogleich von einer Produktion des Oben und Unten begleitet. Denn da, wie wir ſchon fanden, die Entſtehung des Raumes überhaupt auf prinzipieller Grundlage erwächſt, ſo

wird dies bei der Gliederung des Raumes in noch viel höherem Grade der Fall ſein müſſen. Wenn nun aber Gott produzirt, ſo iſt von ſolch unendlich reichem Weſen nicht zu erwarten, daß es ein Schlechteres zu zeugen beachſichtige, als es ſelbſt iſt. Ein Beſſeres aber iſt offenbar unmöglich. Will es daher überhaupt ein Etwas produziren, ſo kann ſeine Abſicht nur in ſeinem Ebenbilde ruhen*). Um dieſes Ebenbildes willen hat der Ewige alſo das Unten und die Einmöglichkeit geſchaffen. Beides hat er gethan durch den ſtarken Arm ſeines Formprinzipes. Durch dieſes hat er namentlich die Einmöglichkeit aus dem Abgrund der in ſich ſelbſt verwachſenen nackten Allmöglichkeit herausgenommen und als feſte Baſis der zukünftigen Entwicklung hingeſtellt. So viel er jetzt noch von Möglichkeit in die Einmöglichkeit wird hinüberſtrömen laſſen, der Grundpfeiler der Einmöglichkeit wird nie aufhören, die conditio sine qua non des werdenden Ebenbildes zu bleiben. Nun aber iſt eine Einmöglichkeit, welche in Zukunft die Allmöglichkeit in ſich aufzunehmen beſtimmt iſt, im Grunde ſelbſt doch nur wieder eine einſeitig tournirte Allmöglichkeit. Die Erſcheinungsweiſe einer ſolchen zur Einmöglichkeit vereinſeitigten Allmöglichkeit iſt aber der Begriff des Soliden, der anhebenden Haltbarkeit, kurz die Sinnlichkeit. Die zur zukünftigen Allmöglichkeit beſtimmte Einmöglichkeit, oder, was daſſelbe iſt, das abſolute Unten der Einmöglichkeit iſt der Anfang der ſinnlichen Erſcheinung. Wie aber nun Gott, um Etwas zu erzeugen (und wir fanden, daß dies Etwas nur ſein Ebenbild ſein könne), ſeine wieder hervorgekehrte nackte Allmöglichkeit zur Einſeitigkeit der Allmöglichkeit abſchwächt, ſo ſteigert er umgekehrt dieſe Einmöglichkeit zur Allmöglichkeit empor, ihr mit jedem Schritte aufwärts zugleich die

*) Man wende hier nicht ein, daß Gott dadurch irgend welcher Abbruch an ſeiner Freiheit geſchehe. Denn an dieſer, wie an ähnlichen Stellen wird von uns das Einfachſte und Natürlichſte öfter, ja faſt immer wie ein nicht gut anders Mögliches bezeichnet, und damit allein gemeint, daß der abſolut vorurtheilsfreie Gott ohne alle Eingenommenheit das Nächſte, mit der Sache ſelbſt Gegebene ergreife, wenn ihm auch ein Künſtlicheres recht wohl möglich wäre.

Kraft ſeines Formenprinzipes mehr und mehr einerzeugend, da, wenn er dies nicht thäte, dieſe reicher werdende Allmöglichkeit nur wieder mit der ſeinigen zuſammenfallen würde*). Haben wir nun aber den Weg Gottes zur Einmöglichkeit als ein Herabſteigen nach Unten bezeichnet, ſo wird umgekehrt der Weg der ſich immer mehr ſammt der begleitenden Formeinerzeugung ergänzenden Allmöglichkeit ein Weg nach Oben ſein, und die Vollendung des Ebenbildes wieder ſo hoch zu ſtehen kommen, daß nur Gott allein noch über ihrer Kulmination thronen wird. War übrigens die Deſcendenz Gottes zur Einmöglichkeit eine Eintauchung ſeiner Natur in den Begriff des Soliden und Starren der erſcheinenden Sinnlichkeit, ſo iſt umgekehrt die rückläufige Aſcendenz der Einmöglichkeit zur allmöglichen Gottebenbildlichkeit ein ſeliges Verſchwinden in der volatilen Ruhe innerlicher Sättigung und Herrlichkeit. Was daher Gott auch als Sekundäres werden laſſen mag (und er läßt Solches werden, da ja die Welt exiſtirt), das Reſultat iſt immer bedingt durch die zuletzt bei einer hohen Innerlichkeit angelangte Natur eines Doppelweges oder einer innerlichen Umkehr, die einmal von Oben nach Unten, dann aber auch von Unten nach Oben läuft**): — ja Gott ſelbſt iſt mehr

*) Daß die Allmöglichkeit eine ſolche unendliche Theilbarkeit, kraft deren jeder Punkt in ihr wieder zu ihrer Ganzheit erwachſen kann, wirklich beſitzen muß, geht erſtlich aus dem allgemein qualitativen Charakter Gottes, dann aber auch daraus hervor, daß die Allmöglichkeit eben nicht Allmöglichkeit wäre, wenn ſie dies nicht vermöchte.

**) Ich kann mir es hier nicht verſagen, eine Stelle Hamanns anzuführen, die weſentlich hierher gehört und in ſeiner „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft" zu finden iſt: — „Entſpringen Sinnlichkeit und Verſtand als zwei Stämme der menſchlichen Erkenntniß aus Einer gemeinſchaftlichen Wurzel, ſo daß durch jene Gegenſtände gegeben und durch dieſen gedacht werden; zu welchem Behuf nun eine ſo gewaltthätige, unbefugte, eigenſinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zuſammengefügt hat! Werden nicht alle beide Stämme durch eine Dichotomie und Zweiſpalt ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel ausgehen und verdorren? Sollte ſich nicht zum Ebenbilde unſerer Erkenntniß ein einziger Stamm beſſer ſchicken mit zwei Wurzeln, einer obern in der Luft und einer untern in der Erde? — — O um die Handlung eines Demoſthenes und ſeine dreieinige Energie der Beredtſamkeit oder die noch kommen ſollende Mimik, ohne die panegyriſche klingend

oder weniger an ſolchen Dualismus innerlicher Bewegung hingegeben, da ſeine ewige Vollendung eben doch an der nackten Allmöglichkeit ihre ſubſtanzielle Baſis und in ſo fern wenigſtens ein relatives Unten hat. Iſt dem nun aber ſo, iſt das höchſte Weſen Gottes und der Ebenbildlichkeit in ihrem genetiſchen innerlichen Verhalten ſo geordnet, daß in beiden ein Unten und Oben iſt, die ſich beide von einander angezogen fühlen, und daher umgekehrt ſo ineinander ſtehen, wie wenn man zwei Becher verkehrt in einanderſtürzte, ſo hätten wir an keinem glücklicheren Orte auf dieſe intereſſante Conſtellation geführt werden können, als hier, wo wir am Ende des objektiven Inhaltes der Philoſophie angekommen ſind. Denn nun hindert uns nicht mehr die Nothwendigkeit irgend einer andern Entwicklung, den Satz auszuſprechen, daß in dieſem merkwürdigen Grundverhalten von dem höchſten thronenden Prinzip der Form und ſeiner ſubſtanziellen Allmöglichkeit jenes merkwürdige Urphänomen begründet liegt, welches uns in den Gliederungen aller übrigen Wiſſenſchaften die erklärenden Lichtfunken gewährt hat, und das uns auch in der Wiſſenſchaft der Theologie, wie in der der Kunſt mit überraſchender Natürlichkeit entgegentreten wird: — jenes Urphänomen, welches darin beſteht, daß uns in der Wirklichkeit an allen Einheiten Kopf und Rumpf entgegentritt, daß dieſe beiden ferner umgekehrt in einander hineinragen, und dieſe Umkehr an Erde und Menſch durch eine Kreuzung erkennen laſſen, welche ſich an den einzelnen Knotenpunkten als zwei aufeinanderſtehende Scheitelwinkel charakteriſirt. Auch glaube man nicht, daß jenes, was etwa an der Vollkommenheit des Parallelismus uns noch fehlt, etwa ganz abweſend ſei. Denn da das Prinzip der Formen am Ende doch nichts Anderes iſt, als die durch die ſucceſſiven Hemmungen unendlich geſteigerte und daher ſich vollkommen ſelbſtbeherrſchende

---

Schelle einer Engelzunge! ſo würd' ich dem Leſer die Augen öffnen, daß er vielleicht ſähe — Heere von Anſchauungen in die Veſte des reinen Verſtandes hinauf — und Heere von Begriffen in den tiefen Abgrund der fühlbarſten Sinnlichkeit herabſteigen, auf einer Leiter, die kein Schlafender ſich träumen läßt, — und den Reihentanz dieſer Mahanaim oder zweier Vernunftheere." — (Hamanns Werke, herausgegeben von Friedrich Roth. Bd. VII. S. 10—12.)

Allmöglichkeit selbst, so kann man allerdings den letzten Gipfel des Formprinzipes, oder, was also das Gleiche ist, die vollendete Allmöglichkeit das Haupt der nackten und unmittelbaren Allmöglichkeit nennen. Oder muß man nicht vielmehr dem vollendeten König der Allmöglichkeit diesen Namen geben, da doch jeder andere weniger deckend wäre? Es ist uns demnach jetzt hier am Schlusse der Philosophie gelungen, wie wir diese Wissenschaft im Anfange als die hinter dem Gegensatz von Natur und Geschichte, von Nothwendigkeit und Freiheit verborgene Einheit angenommen haben, dieselbe am Ende durch Thatsachen und Verhältnisse als solche nachzuweisen und zu rechtfertigen. Wie sollte dem auch anders sein? Denn da wir die Definition der Philosophie als der Einheit von Natur und Geschichte durch die höhere als der Wissenschaft der Substanz erweitert und vollendet haben, so ist es natürlich, daß bei dem unendlichen Uebergewichte der Substanz, das überall in der Welt durchbricht, die Gliederungen dieser Welt durchaus an die Ur-Konstellation gebunden sein müssen, in welcher sich die in Gott verborgene Substanz zu diesem befindet.

Die Philosophie ist eine schwere, ja wohl geradezu die schwierigste Wissenschaft unter allen. Wem dies noch nicht klar gewesen ist, der wird es, denke ich, im Verlauf dieser unserer Untersuchung über sie wohl wahrzunehmen gelernt haben. Es ist daher natürlich, daß es ihr auch niemals an Feinden gefehlt hat. Denn das Schwierige hat immer, ich will nicht sagen, wen? zum Gegner. Ehe wir deßhalb uns zur Betrachtung dessen wenden, was bisher gewöhnlich den Schluß der einzelnen Wissenschaften bildete und auch noch ferner bilden soll, wollen wir noch kurz und rasch einige der Einwürfe, die gegen die Philosophie erhoben worden sind, und zwar zwei intellektuelle und einen moralischen, zu widerlegen suchen, aus den vielen, die auf Mißverstand beruhen, die wenigen auswählend, welche wirklich einen Schein der Wahrheit in sich tragen. Wir gehen zuerst an die intellektuellen Einwendungen.

Der erste ist hier der von der Unmöglichkeit einer solchen Wissenschaft wie die Philosophie: — ein Einwurf, den wir auf niederer Stufe fast wie scherzhaft bereits als eine mögliche Definition der vorliegenden Wissenschaft abgehandelt haben. Hier lassen wir uns jetzt denselben von tiefereren Kennern und Köpfen

wiederholen. „Da die Allmöglichkeit, könnten nämlich dieſe ſagen, wie du uns ſelbſt gelehrt haſt, eine ſo ſehr geiſtige und tiefliegende Sache iſt, für die uns alle ſinnliche Wahrnehmungsfähigkeit entzogen iſt, ſo gehen wir alsbald, wenn wir ihre Region betreten, wie die Trunkenen, auf ſchwankendem Boden einher. Es iſt demnach beſſer, die Sphären ſinnlicherer Erkenntniſſe anzubauen, als ihre Grenze zu überſchreiten, die zwar noch erreichbar, jenſeits welcher aber Alles in Dunkel gehüllt iſt". Aber wie, meine Freunde, iſt euer denkendes Weſen auch nur Sinnlichkeit oder iſt es nicht vielmehr ächter Grund und Boden geiſtiger Natur? Demjenigen alſo, welcher in geiſtigen Dingen die Empirie abſpricht, kann es nur am Geiſte der Selbſtbeobachtung mangeln. Wer in ſich ſelbſt einzudringen vermag, der entdeckt in ſich allezeit ein wahres Uebermaaß vorhandener Allmöglichkeit, an deren Anweſenheit er die Proben ſeiner Lehre über eine ewige und abſolute Allmöglichkeit zu machen im Stande iſt. Da ihr freilich ganz aus der Welt der Sinne ſeid, da muß es euch natürlicher Weiſe Mühe koſten, jenſeits ihrer Grenzen ſichere Schritte zu thun. Wer über irgend eine Sache denken will, muß immer über die Leichen der Wirklichkeit hinüber in die Regionen jener Keime dringen, aus welchen die ſchwachen Pflänzchen des Daſeins aufſproſſen. Auch hängt es lediglich von uns ſelbſt ab, ob jene ſchönen Räume, deren Mutterſchooß eben die Allmöglichkeit iſt, uns als ein Paradies ſeliger Geiſter oder als eine finſtere kalte Behauſung ſchreckender Geſpenſter erſcheinen ſollen. Es iſt beſſer, die Qual des Forſchens gar nicht zu beginnen, als nicht zu ihrem Ende durchzudringen.

Aus einem ähnlichen zaghaften Unglauben an den Geiſt iſt unſer zweiter intellektueller Einwurf hervorgegangen. „Da nämlich Philoſophie das Streben ſei, ſagen Andere, hinter Alles zu kommen, die ſinnliche Wahrnehmung der Beobachtung aber eine Unendlichkeit, ſo ergebe ſich ſchon hieraus die Unmöglichkeit der Philoſophie. Denn zufolge irgend einer neuen Erfahrung könne immer das ganze Syſtem umgeriſſen werden müſſen". Das muß ja wahrlich eine große neue Thatſache ſein, durch welche eine ganze Philoſophie kann umgeſtoßen werden. Etwa eine Sache wie das Chriſtenthum, oder ein Aehnliches. Iſt aber die neue

Thatſache nicht ein ſo unermeßliches Faktum, dann muß es eine klägliche Philoſophie ſein, die ſo leicht ihres Lebens zu berauben iſt. Wer Philoſophie verſteht, der weiß es, daß ſelbſt ganze falſche Theile eines Syſtemes oft eine richtigere Allegorie ſind, als die wahren Wahrheiten der Empirie. Der Prozeß der Welt arbeitet auf den Geiſt hin. Wer dieſen hat, der kann die Vergangenheit deuten und die Zukunft vorherverkünden. In der That, Plato kann ſelbſt uns noch mehr Wahrheit enthüllen, als Kant, unſer Aller Meiſter, obgleich der erſtere die Erde noch ruhend glaubte, und der letzte Gedanken äußerte, die erſt Herſchel zu Thatſachen gemacht hat.

Der moraliſche Einwurf, den ſie gegen Philoſophie erheben, iſt der, daß ſie hochmüthig mache. Was aber macht den Lehrling und den halben Meiſter nicht hochmüthig, ihr Naturforſcher und Theologen? Hütet euch aber wohl, den ruhigen Stolz des vollendeten Denkers als Hochmuth zu brandmarken. Der wahre Stolz iſt ſtets trüb und voll von Schmerzlichem in ſeinem Ausdruck. Was kann er deßhalb mit dem Hochmuth gemein haben? Wer ſich für einen Sklaven ſtatt für einen Sohn des Gottes hält, oder wer zu glauben geneigt iſt, daß ihn die Welle der Unendlichkeit an die Küſte der Zeit geworfen, der mag in ſeiner Kleinheit verzweifeln. Wer erkennt, daß das Blut des Ebenbilds durch ſeine Adern rollt, der mag ſich freilich höher anſchlagen, weil er nicht will, daß das Urbild durch ihn gekränkt oder in ihm verläſtert werde. Sucht ihr der Zukunft irgend ein Heil zu erobern, ſo vergreift euch deßhalb nicht an ihren Propheten, um euch an den Schwätzern der Gegenwart zu rächen. — Wir wollen nun nur noch ſehen, worin das Talent zur Philoſophie beſtehe, und was die förderndſte Methode ihres Studiums ſei? —

Fragen wir da zuerſt nach der Begabung, ohne welche ein gedeihliches Studium der Philoſophie eine Unmöglichkeit iſt, ſo iſt dieſe hier als eine beſondere faſt ſchwieriger ausfindig zu machen, als bei irgend einem anderen wiſſenſchaftlichen Gebiete. Denn da jede ſpeziellere Disciplin um vieles einſeitiger iſt, als die Philoſophie, ſo iſt auch nothwendigerweiſe die Einſeitigkeit des ihr eigenthümlichen Talentes entſchiedener ausgeſprochen und ſomit um ſo leichter erkennbar. Laſſen wir uns aber dieſe Bemerkung

zum Fingerzeige dienen, ſo liegt bereits in ihnen die Grundbedingung, ohne welche ein wahrer Philoſoph kaum möglich zu ſein ſcheint. Denn dieſe iſt keine andere, als die univerſellſte Harmonie aller menſchlichen Kräfte, und zwar in der Weiſe, daß jede einzelne derſelben, wenn ſie geſondert da wäre, bereits hinreichte, zu irgend einer andern Disciplin zu befähigen. Vielleicht war Sokrates, ſo parador es auch klingen mag, nur deßhalb ein ſo ſtummer und negativer Philoſoph, weil der nackte Scharfſinn bei ihm zu entſchieden vorſchlug. So wichtig aber nun dieſe erſte Grundbedingung für den Philoſophen iſt, allein iſt ſie doch noch keineswegs hinreichend. Denn iſt in einem Individuum nur dieſe Harmonie vorhanden, ſo iſt ſie eher geeignet, den wahrhaft billigen, urbanen und einſichtsvollen Mann zu erzeugen, als den produzirenden Philoſophen. Soll ſie dagegen zu einer entſchieden philoſophiſchen Ader werden, ſo bedarf ſie zunächſt noch zweier mitwirkender Faktoren, welche erſt auf die wahre ſpekulative Höhe hinzuleiten beginnen. Der erſte derſelben iſt die höchſte Feinheit in der Entwicklung des Nervenſyſtems und eine damit faſt regelmäßig verbundene, nicht blos Schärfe, ſondern ſcharfe Zartheit des kritiſchen Verſtandes. Der andere iſt aber die höchſte Beweglichkeit der Phantaſie, jedoch einer Phantaſie, welche namentlich auf die Conſtellationen der Wirklichkeit gerichtet iſt. Was hier nun den erſten Faktor anlangt, ſo iſt die bloße Scharfſichtigkeit des Kopfes für den Philoſophen oft eher ein Uebel, als ein Gewinn. Denn wie ein ſchlechter Anatom zerſchneidet ſie ſonſt oft gerade die Faſern, welche ſie herauspräpariren will. Sie kommt nur dann zum Ziel, wenn ſie eben durch jene Fühligkeit (sit venia verbo!) eines zart und doch kräftig gebauten Organismus temperirt iſt, welche auch Göthe als die erſte Bedingung jedes bedeutenden Kopfes anzunehmen ſchien*). Nichts iſt bei philoſophiſchen Unterſuchungen ſtörender und ablenkender, als jenes plumpe Zufahren, deſſen kurzſichtige Derbheit die ſchwierigſten Probleme als ganz natürliche und ſich von ſelbſt verſtehende Dinge

*) Einzelne bedeutſame Ausnahmen vermögen natürlich nichts gegen die Regel. Uebrigens ſind ſolche gewöhnlich Schwächlinge oder Krüppel, und von dieſen iſt immer mehr zu erwarten, als von einer rohſaftigen Vierſchrötigkeit.

behandelt. Aber ſo ſehr auch dieſer erſte Faktor nothwendig iſt, auch er begeht ohne den zweiten nichts als Fehlgriffe. Denn die Sinnlichkeit, ſowie auch der Verſtand ſehen faſt immer nur auf den einen vorliegenden Punkt und borniren ſich mehr oder weniger auf die Wahrheit der eben aufgegangenen einſeitigen Erkenntniß. Nun aber iſt ſchon jede einſeitige Wiſſenſchaft, geſchweige denn die Philoſophie, Entwicklung und Zuſammenhang. Namentlich fordert alſo die letztere eine genetiſche Entwicklung. Alle genetiſche Conſtruktion verlangt aber eine gewiſſe Fähigkeit innerlicher Umgeſtaltungsmöglichkeit. Jede intellektuelle Entfaltung und Veränderung des Innern iſt aber, wie auf den erſten Blick einleuchtet, ohne das bildſame Subſtrat der Phantaſie in ihrer höchſten Bedeutung eine Unmöglichkeit. Eine Phantaſie demnach, welche ſich nicht in poetiſcher Licenz verliert, ſondern vermöge des mikrokosmiſchen Charakters menſchlicher Natur von einer feinen und zarten Verwandtſchaft nach den Originalen der Wirklichkeit hingezogen wird, eine ſolche Phantaſie vollendet erſt die königliche Allheit aller jener intellektualen Momente, deren geſchloſſener Sphäre es als der Geburtsſtätte wahrhaft philoſophiſcher Gedanken bedarf. Aber noch fehlt uns Eines, das Letzte, Höchſte, ohne das zwar ein Ariſtoteles, niemals aber ein Plato werden kann. Dies iſt jene Erhabenheit moraliſcher Begeiſterung, welche ſich auf höchſter Höhe zum liebenswürdigſten Witz und zur boshaft-harmloſeſten Ironie zuſpitzt. Es iſt das jene tiefe Güte, jene Außerweltlichkeit eines Gemüthes, welchem die erkannte Wahrheit unter den ſanft modelnden Fingern wider Willen zur Schönheit wird. Wem ſich dieſe höchſte Muſe einerzeugt, der iſt ein König unter Königen oder, was daſſelbe, der Erſte unter den Philoſophen.

Gehen wir nun zu der Frage nach der Methode des philoſophiſchen Studiums über, ſo müſſen wir uns vor Allem daran erinnern, daß die Philoſophie die Wiſſenſchaft der Subſtanz oder der Allmöglichkeit iſt. Will daher einer unter die Philoſophen gehen, ſo wird er es ſein Erſtes ſein laſſen müſſen, ſein Gefühl für Subſtanz auf das Höchſte zu ſteigern, damit er allmählig zu ihrer Erkenntniß vorzurücken vermag. Nun findet ſich aber die Nahrung für ſolche Steigerung allein in der menſchlichen Seele und in dem, was dieſe hierüber gefühlt und geäußert hat. F

philoſophiſche Schüler hat demnach vor Allem eine ächte Pſychologie und Anthropologie ſammt allem ihr Verbundenen (als da ſind Logik, Ethik, Pädagogik ꝛc.), ſo wie die Geſchichte der Philoſophie zu den zwei Centralpunkten ſeines Studiums zu machen. Und zwar wende er ſich, was den erſten Punkt betrifft, nachdem er alles Vorhandene kennen gelernt hat, hauptſächlich der Betrachtung des lebenden Menſchen zu, in welcher Situation ſich ihm auch dieſer darbieten mag. Denn in einem je nachläſſigeren und unbewachteren Zuſtande der Philoſoph die menſchliche Seele irgendwo ertappen mag, um ſo beſſer für ihn. In Beziehung aber auf die Geſchichte der Philoſophie kann ein angehender Weltweiſer kaum beſſer thun, als wenn er nach gründlicher allgemeiner Kenntnißnahme ſich namentlich auf den Philoſophen konzentrirt, welchen ihm ſein eigenes Gemüth als den ihm kongenialſten bezeichnet hat. Für die aus dem Tiefſten ſchöpfenden Geiſter werden Plato und Jakob Böhme immer die erwünſchteſten Vorkämpfer auf dem Eroberungszuge nach der Subſtanz ſein und ſein müſſen. Hat ſich aber nun der junge Philoſoph auf dieſen Grundlagen endlich ſo feſtgeſetzt, daß er ſich unter ihren Pfeilern gleichſam wie im eigenen Haushalt befindet*), ſo wird es für ihn das Vortheilhafteſte ſein, was er thun kann, wenn er ſich mit wahrhaft leidenſchaftlichem Hunger auf die Erkenntniß der realen Welt wirft, und von der Naturwiſſenſchaft zur Hiſtorie, von der Hiſtorie zum Leben, und von dieſem wieder zu den erſten zurück mit ſtets erneuter Eroberungsluſt übergeht. Auch wird es ihn nicht unbelohnt laſſen, wenn gerade er ſich in die feinſten Unterſuchungen des Details verliert. Ja ſelbſt das kann ihm nicht entſchieden genug gerathen werden, wie der ſich beſchränkendſte Empiriker, irgend ein eng umſchriebenes Gebiet ſich auszuwählen,

*) Möglicher Mißverſtändniſſe wegen hier nur ein Wort näherer Erklärung. Der junge Philoſoph denke nämlich niemals, in Beziehung auf die Einſicht in Pſychologie und Geſchichte der Philoſophie zu einem endlichen Abſchluß durchgedrungen zu ſein. Vielmehr muß der Philoſoph ſelbſt als Greis noch immer auf dieſe Anfänge ſeines eigenen Weſens rekurriren und wird zu ſeinem Erſtaunen ſelbſt noch in der Geſchichte der Philoſophie, von der Pſychologie gar nicht zu reden, auf immer neue, früher kaum beachtete Seiten der Wahrheits-Enthüllung ſtoßen.

auf dem er ſich vollendeter Kenner zu ſein vornimmt. Namentlich kann er aber auch dem zuletzt Hervorgehobenen gegenüber niemals viel und raſch genug Lektüre machen, und hat ſich hier vorzüglich allein an das Ausgeſuchteſte, aber auch an das Unbekannteſte zu halten. Denn während ihm das Erſte die Anſchauung der höchſten Form gewährt, ſo liefert das Letzte gewöhnlich die ſchätzbarſten Abgründe des Stofflichen, mit dem ſich abzuplagen der leichtfertige Genießer verſchmäht. Vor Allem indeß hebe er hier in der Sphäre ſeiner Lektüre die Seite des Humoriſtiſchen und Satyriſchen heraus, da es die Natur dieſer Gattung mit ſich bringt, alle Dinge von ſtets neuer Seite ins Auge zu faſſen, niemand aber mehr Verpflichtung hat, nach wirklich Neuem wahrhaft habgierig zu ſein, als der Philoſoph. Glücklich aber, dreimal glücklich iſt derjenige, welcher mit Einhaltung aller ſeiner Verpflichtungen für das Mannigfaltige doch niemals die Hauptaufgabe ſeiner philoſophiſchen Miſſion aus dem Auge verliert, und ſich nur deßhalb in das Meer des Unendlichen ſtürzt, um deſto ſicherer auf dem Felſengrund der ſubſtanziellen Einheit vor Anker gehen zu können. Will er zu dieſem letzten Behufe ein Förderungsmittel beſitzen, ſo wende er ſich der Religion und der gründlichen Erforſchung ihrer heiligen Urkunden zu. Denn wer könnte mehr Subſtanz enthüllen als dieſe?

Zwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Metaphyſik.

Meine Herrn! Wenn wir uns erinnern, daß wir als Proſcenium oder Einleitungswiſſenſchaft des naturhiſtoriſchen Gebietes die Mathematik, als die der Geſchichte die Linguiſtik und Philologie bezeichnet haben, ſo könnte es jetzt auffallend erſcheinen, daß wir die Metaphyſik, und wie wir hier dazu ſetzen wollen: die ganz reine und abgezogene Metaphyſik, als das Proſcenium der eigentlichen Philoſophie aufführen. Denn ſo wichtig die Mathematik für die Naturwiſſenſchaften, und für Geſchichte Linguiſtik und Philologie ſind, ſo iſt doch, zum mindeſten von einigen Seiten her, offenbar, daß hier in beiden Fällen Hauptwiſſenſchaft und Proſcenium auf das entſchiedenſte auseinanderfallen und ganz getrennten Categorieen zugehören. Anders verhält es ſich nun mit der Metaphyſik. Denn von ihr ſcheint es faſt wie ausgemacht zu ſein, daß ſie nicht nur innerhalb der Sphäre der Philoſophie ſelbſt fällt, ſondern ſogar nach der Meinung das eigentliche Centrum unſerer dritten Hauptwiſſenſchaft, der Philoſophie, bilde. Aber ſelbſt abgeſehen davon, daß unſer erſt etwas ſpäter zu entwickelnder Begriff von Metaphyſik ein von dem gewöhnlichen um einiges verſchiedener iſt, ſo gibt es doch auch noch eine univerſellere Kategorie, welche ſelbſt nach den gewöhnlichen Begriffen der Mathematik, Philologie und Metaphyſik, in ſo fern ſie ſich auf ihre Hauptwiſſenſchaften beziehen, gemeinſchaftlich iſt. Dieſe Kategorie iſt die der Analyſe oder Analytik. Denn hier fällt es wenigſtens von der Philologie gleich auf den erſten Anblick auf, daß ſie, ſobald man ſie nur in einem etwas weiteren Sinne nimmt, eine

propädeutiſche Geſchichtsforſchung genannt werden muß. Alles Propädeutiſche aber iſt in Beziehung auf das, wovon es Propädeutik iſt, immer eine Analytik. Denn wie der Propädeutik, ſo iſt es auch der Analytik eigenthümlich, in den erſten Begriffen einer Sache ſowohl aufzuräumen als auch die Mittel zu ihrer Fortbildung darzubieten, und es iſt dies eine Stellung der Analytik, welche derſelben bereits von Kant eingeräumt wurde. Wie aber der Philologie der Geſchichte gegenüber dieſe analytiſche Lage gegeben werden muß, ſo verhält es ſich zunächſt auch mit der Mathematik den Naturwiſſenſchaften gegenüber. Denn wenn auch die Naturwiſſenſchaft ſehr wohl aus einem nicht-mathematiſchen Standpunkt behandelt werden kann und uns hier Göthe auf vielen Punkten ein ſchlagendes Beiſpiel geliefert hat, ſo brechen doch in der Natur auf gar zu vielen Punkten die Anſprüche von Maaß, Zahl und Gewicht durch, als daß man ſich bei einer univerſelleren Behandlung des natürlichen Gebietes der Berückſichtigung ihres Einfluſſes entſchlagen könnte. Denn ſchon das, daß man mehrere der wichtigſten phyſikaliſchen Geſetze auf das Newton'ſche Grundgeſetz zurückführen kann (wobei denn freilich eine höhere Auffaſſung der Newton'ſchen Anſchauung völlig unbenommen bleibt), ſchon das allein vermöchte der Mathematik ihre propädeutiſche Stellung zur Naturwiſſenſchaft für alle Zeiten zu ſichern. Wie verhält es ſich aber nach dem Obigen mit der Metaphyſik? Kaum, ſollte man glauben, würde ſich in ihr der eigentlichen Philoſophie gegenüber Analytiſches nachweiſen laſſen. Und doch iſt dem ſo, obgleich ihr Ariſtoteles in ſeiner Syſtematik eine völlig andere Stellung angewieſen hat*). Wenn ſich nämlich die Metaphyſik auch mit

*) Im Ganzen verſtehen wir hier immer, wenn wir von der Metaphyſik ſo in Bauſch und Bogen reden, dasjenige, was ſich unter ihrem Namen ſeit Wolf feſtgeſetzt hat. Bei Ariſtoteles iſt die Veranlaſſung zu ihrem Namen zum Theile wenigſtens eine entſchieden zufällige; doch wohnt ihm auch bei dieſem Philoſophen eine innerliche Nothwendigkeit bei, wenn auch in vieler Beziehung nichts weiter in ihr ſteht, als die Vervollſtändigung und Zuſammenfaſſung deſſen, was man in ſeinem Organon und ſeinen phyſiſchen Büchern von Prinzipiellem vorfindet. Die vorariſtoteliſche Entſtehung des Wortes Metaphyſik iſt bekanntlich ſo äußerlich und zufällig, daß ſie hier gar keiner weiteren Erwähnung verdient.

Dingen zu beſchäftigen ſcheint, welche uns wie aus dem innerſten Centrum des philoſophiſchen Gebietes entnommen vorkommen müſſen, ſo will ſie doch bei den hier auftretenden Problemen immer nur wie eine vorläufige Antwort geben, indem ſie, wie man zu ſagen pflegt, angibt, was ſich ſo aus der bloßen Vernunft*) wohl über dieſen oder jenen Punkt ſagen ließe. Als eine ſolche Wiſſenſchaft iſt ſie denn freilich mehr nur ein Aggregat oder ein Conglomerat denn eine Wiſſenſchaft zu nennen. Nichtsdeſtoweniger iſt ſie aber auch, ja faſt vorzüglich in einem ſolchen Zuſtande als eine Analytik der wahren Philoſophie zu bezeichnen. Denn eben weil ſie in dieſer Weiſe nur wie ein kindlicher oder ſelbſt kindiſcher Verſuch angeſehen werden kann, ob es denn mit unſerem Denkvermögen wohl ſo allenfalls möglich wäre, den Kategorieen der Wirklichkeit etwas abzugewinnen, eben deßhalb gehört ſie ganz in die Sphäre des Propädeutiſchen, und zwar des Propädeutiſchen in einem etwas zweideutigen Sinne. Aber nicht nur auf dieſer niederen Stufe gehört die Metaphyſik in das Reich des Analytiſchen. Auch wenn wir dieſe Wiſſenſchaft in jene olympiſche Sphäre der Philoſophie verſetzt haben werden, wo ihre eigentliche Heimath iſt und wohin ſie bereits Ariſtoteles, wenn auch mit ebenſoviel Unglück als Glück, zu verpflanzen ſuchte, auch dann werden wir in ihr einen im Ganzen noch ſehr rein analytiſchen Charakter wahrzunehmen vermögen, da ſelbſt alles Syntheſiſche, was wir ſodann an der entſprechenden Stelle vorbringen werden, dennoch immer auf einer ſehr analytiſchen Frage und Vorausſetzung baſirt ſein wird. Ehe wir jedoch darangehen können, den höheren Standpunkt zu entwickeln, welcher die der Metaphyſik allein würdige Sphäre anbietet, iſt es vorher noch nöthig, zwei Wiſſenſchaften als propädeutiſche und einleitende zur Philoſophie auszuſchließen, denen man dieſe Stelle ſonſt gern anzuweiſen pflegt.

---

*) Uebrigens gibt es, nebenbei geſagt und wie ſich bald ausweiſen wird, für einen wahrhaft philoſophiſchen Kopf nichts Ohrenzerreißenderes, als die ſo gewöhnlich kurſirende Definition der Metaphyſik, daß ſie die materielle Wiſſenſchaft der Vernunft ſei: in welchem Falle ihr eine ebenſo unphiloſophiſche der Logik als der formellen Wiſſenſchaft der Vernunft zur Seite ſteht.

Die eine derſelben iſt die Pſychologie, die andere die Logik. Wir nehmen letztere zuerſt vor.

Die Logik, wie ſie gewöhnlich als Einleitungswiſſenſchaft behandelt wird, hat des objektiven Inhaltes ſehr wenig. Einige Bemerkungen über Begriff und Begriffe, die ſich ſchon unmittelbar aus den drei Kategorieen der Gattung, der Art und des Individuums ergeben, ſodann die Lehre von den Converſionen, Contrapoſitionen und noch unbedeutenderen Umſtellungen der Urtheile, und endlich der trockene Formalismus der vier Schlußfiguren: — das iſt Alles, was man als das Poſitive einer Disciplin aufzubringen vermag, von der man zu allen Zeiten doch wenigſtens immer einige Meinung gehegt hat. So ſehr es nun auch wider alle Erfahrung ſtreitet, daß hiedurch dem jugendlichen Geiſt eine bedeutſame Vorbildung gegeben werde, ehe er die ernſten Hallen der eigentlichen Philoſophie betritt, ſo mag indeß doch für das eine oder das andere Individuum ſchon mehrfacher Vortheil daraus hervorgegangen ſein, wenn ihm jener Schematismus mit gründlichem Ernſte und mannigfach modifizirten Beiſpielen vorgelegt wurde. Für die Wiſſenſchaft der Logik ſelbſt war damit wenig geſchehen: noch weniger aber faſt für die Ausfindigmachung eines Proſceniums, von dem aus die eigentliche Bühne des philoſophiſchen Dramas beſchritten werden konnte. Die Logik als bloße äußerliche formelle Wiſſenſchaft des Denkens iſt im Ganzen eine ebenſo komiſche Spiegelfechterei, als ſie als eigentliche philoſophiſche Disciplin, in der faſt wie eine Phyſiologie des Denkens gegeben werden ſoll, einer der ſchwierigſten Gegenſtände iſt, der noch jemals menſchlicher Unterſuchung unterbreitet worden iſt. Denn hier handelt es ſich ja darum, den Punkt zu erhaſchen, an welchem die äußerliche Wahrnehmung und alſo die Sinnlichkeit an ihrer Grenze angekommen iſt, und, von der Innerlichkeit empfangen, zum Inhalt eines Reiches umgewandelt werden ſoll, deſſen Geſetze auf anderen Grundlagen ruhen, als die der Wahrnehmung ſind. Es kann demnach die Wiſſenſchaft der Logik ſo wenig Proſcenium der Philoſophie ſein, daß ſie vielmehr der tiefſten Centralität dieſer Wiſſenſchaft anzugehören ſcheint *).

*) In meinem „Syſtem der poſitiven Logik“ (Erlangen bei Palm und Enke 1841.) habe ich verſucht, dieſer Wiſſenſchaft nicht nur die ihr gebührend-

Ganz ähnlich, wie mit der Logik, verhält es ſich mit der Pſychologie. Auch ſie iſt ſchon mehrere Male als das Portal zur eigentlichen Philoſophie bezeichnet worden; auch ihr kann und darf dieſe Stelle nicht eingeräumt werden. Denn entweder iſt die Pſychologie nichts als ein Aggregat von Beobachtungen, in welches alles auf menſchliche Natur Bezügliche aufgenommen wird; oder ſie iſt eine auf ſpekulativen Grundſäulen aufgeführte Conſtruktion des geſammten menſchlichen Weſens, in welcher denn freilich auch die einzelnen Kräfte ſo wie noch äußerlichere Dinge ihres Ortes eingefügt werden. Iſt nun die Pſychologie die erſtere der hier charakteriſirten Exiſtenzen, ſo iſt es offenbar, daß ein Conglomerat, wie das geſchilderte nicht einmal Anſpruch auf Wiſſenſchaft machen, geſchweige denn der Philoſophie einverleibt, und alſo auch nicht als ihr Proſcenium betrachtet werden kann. Iſt dagegen die Pſychologie eine wahrhaft philoſophiſch gegliederte Wiſſenſchaft, ſo iſt ſie ſo der Mitte des philoſophiſchen Denkens entnommen, daß nichts eigentlicher philoſophiſch genannt werden kann, als eben die Seelenkunde. Denn ſei es auch, daß für den einen oder den andern Geiſt die Philoſophie namentlich aus pſychologiſchen Elementen zugänglich gemacht werden könnte, ſo liegt hierin höchſtens eine pädagogiſche, nichts weniger aber als eine objektive, und demnach philoſophiſche Wahrheit. Es iſt folglich auch gar keine Möglichkeit vorhanden, daß in höherem Sinne die Pſychologie

---

Stellung zu vindiziren, ſondern ſie auch als die reale Uebergangsregion von der Leiblichkeit zum Geiſt zu entwickeln. Die Dummheit hat es da freilich ſonderbar gefunden, daß ich von ſphäriſchen, elliptiſchen, paraboliſchen ꝛc. Begriffen geſprochen habe. Denn ihr iſt natürlich die Frage noch niemals eingefallen, ob denn nur überhaupt von Begriffen als von exiſtenten Dingen die Rede ſein könnte, wenn ihnen nicht irgend eine Baſis und alſo eine erſt wirklichen Beſtand gebende Subſtanz einwohnte. Wo aber eine ſpezielle Kategorie und Subſtanz vorhanden iſt, da muß nothwendig eine Form ſein. Ein Begriff ohne Form wäre demnach ein Unding. Da nun aber in dem engen Raume der Uebergangsregion vom Leib zum Geiſt wenig Platz ſein wird für die Ausbreitung der Begriffsformen, ſo iſt natürlich, daß ſich dieſe mit gewiſſen Verallgemeinerungen ſchematiſiren. Es ſcheint demnach doch recht vernünftige Anknüpfungspunkte für manche der Bornirtheit ganz unſinnige Dinge zu geben.

irgendwie als die Einleitungswiſſenſchaft der eigentlichen Philoſophie charakteriſirt werden könne. Ja es geht dieſes ſelbſt ſchon daraus hervor, daß wir ganz das Gleiche von der Logik bewieſen haben. Denn da, genetiſch aufgefaßt, die Logik ſelbſt nur ein Theil der Pſychologie iſt, indem ſie eben die auch der Seelenlehre zugehörige Grenzlinie zwiſchen Leib und Geiſt zu konſtruiren hat, ſo müßte es ein ſonderbares Verhalten ſein, wenn die Pſychologie das Proſcenium der Philoſophie zu bilden vermöchte, während dies doch der Logik unmöglich wäre.

Gehen wir nun nach unſeren kurzen Zwiſchenbetrachtungen über die Unmöglichkeit der Logik und Pſychologie, Proſcenium der Philoſophie ſein zu können, zur Metaphyſik als jener Wiſſenſchaft zurück, welcher wir bereits dieſe Stellung beigelegt haben, ſo haben wir zuerſt zu entwickeln, was wir unter Metaphyſik zu verſtehen gedenken, da wir bereits unſere theilweiſe Mißbilligung des Begriffes der ariſtoteliſchen Metaphyſik ausgedrückt, mit dem gewöhnlichen Wolfiſchen aber gar nicht übereinſtimmen zu können erklärt haben. Hiezu wird es aber eines etwas weitläufigeren Ausholens bedürfen.

Wenn wir nämlich die Art und Weiſe betrachten, mit der ſich die Philoſophie, und die, mit welcher ſich die übrigen Wiſſenſchaften ihrer Aufgabe zu nähern pflegen, ſo können wir nicht verfehlen, zwiſchen beiden Verhältniſſen einen weſentlichen Unterſchied wahrzunehmen. In der Geſchichte, in der Zoologie, in der Aſtronomie reizt unmittelbar der Gegenſtand ſelbſt. Wir werden von einem Objekte ergriffen, und die eigentlich ſpezielle Anlage für irgend eine Disciplin beſteht im Grunde darin, daß der beobachtende Geiſt zuerſt ganz im Staunen über ſeinen Gegenſtand untergeht und ſich dieſem erſt ſucceſſiv zu entwinden vermag. Ganz anders verhält es ſich bei der Philoſophie. Der vom Geſchick zum Philoſophen wahrhaft prädeterminirte Geiſt fühlt ſich, ſo ſehr er auch von der einen Seite die Gegenſtände bewundert, und noch mehr bewundert als jeder Andere, doch von der anderen unmittelbar wieder von ihnen zurückgeſtoßen, da ihm ſein Inneres auf das entſchiedenſte ſagt, daß die Sache allein, ſogar im weiteſten Umfange, ſich ſelbſt doch nicht zu erklären vermöge. Denn für den Philoſophen iſt es deutlicher als die Sonne, daß nur die

Metaphyſik genannt werden können, als das, was gewöhnlich dieſen Namen trägt. Denn wenn die Philoſophie überhaupt das nach der Natur (Wirklichkeit, Realität) im eigentlichſten Sinne vorſtellt, ſo gebührt eine ſolche Bezeichnung inſonderheit derjenigen ſcientifiſchen Kategorie, welche die Beſtimmung trägt, die Deduktionen des Sinnlichen von den höheren Beweisführungen des Intellektualen abzuſchneiden. Eine ſolche Wiſſenſchaft iſt aber nun unſere analytiſche Metaphyſik. Wir wüßten daher nicht, wem mehr als ihr dieſer Name beigelegt werden ſollte, — als ihr, ohne welche das Penetrale des Geiſtes, wie das der Natur allen näheren Zutritt verweigert, indem beide den unvorbereiteten, zudringlichen Späher mit dem Unglauben an jede höhere Erkenntniß zu ſtrafen wiſſen.

Wollen wir aber nun die Begriffe des Seins und Nichts mit Allem, was daraus ſich als Steigerung ergeben möchte, ſo weit es hier erlaubt iſt, einer näheren Unterſuchung unterwerfen, ſo wird hier kaum etwas zu machen ſein, wenn wir beide, Sein wie Nichts, einer von einander losgetrennten Betrachtung unterwerfen wollten. Denn namentlich würde mit dem Nichts ſehr wenig anzufangen ſein, da es ohne Bezüglichkeit zur Exiſtenz nur eine kalte, nackte Nullität vorſtellt, die folglich bei Erforſchung der Realität ohne allen bedingenden Einfluß ſein müßte. Es wird daher für uns vor allen Dingen gut thun, Sein, deſſen Anweſenheit einmal nicht abzuläugnen iſt, weil die Welt exiſtirt, Sein alſo und Nichts in der Weiſe in einen genetiſchen Zuſammenhang zu verſetzen, daß wir das Nichts da aufhören laſſen, wo das Sein beginnt, und umgekehrt, das Sein da enden laſſen, wo das Nichts anhebt, ſo daß ſich uns jetzt für's erſte die vorliegende Aufgabe ſo geſtaltet, daß die Betrachtung über Nichts und Sein ſich als einen genetiſchen Weg vom Sein zum Nichts oder beſſer noch vom Nichts zum Sein ausweiſt. Nun aber haben wir die analytiſche Metaphyſik nicht blos als die nackte Wiſſenſchaft vom Nichts und Sein bezeichnet, ſondern, wie

---

Philoſophie, als daß ſie ihr vorangehen. Kurz ſie ſtellen mehr eine Philoſophie der Philoſophie, als eine Metaphyſik überhaupt, und beſonders, als eine Metaphyſik in unſerem Sinne vor.

es ſich denn wohl von ſelbſt verſteht, auch als dieſer beiden Bewegung und Steigerung. Es wird daher der bereits angedeutete Weg vom Nichts zum Sein und umgekehrt nicht hinreichen, die geſammte Sphäre der analytiſchen Metaphyſik zu umſchreiben. Denn wenn auch vom Nichts zum Sein und vom Sein zum Nichts eine Bewegung und ſelbſt der Weg des Nichts zum Sein eine Steigerung genannt werden kann, ſo iſt doch hinwiederum der Weg vom Sein zum Nichts in keinem Falle als Steigerung, ſondern eher als Abſchwächung und Vernichtung zu bezeichnen. Aber wenn ſchon eine Steigerung des Nichts zum Sein als ein genetiſch nicht unmöglicher Gedanke aufgefaßt werden kann, ſo muß die Steigerung des Seins zu einem höheren oder höchſten Sein als ein noch unendlich denkbarerer Gedanke angeſprochen werden. Denn ſo weit auch das höchſte Sein vom einfachen und einfachſten entfernt ſein mag, immer liegt es dieſem noch näher, als das Nichts dem einfachen Sein. Nun kann das höchſte Sein in jedem Falle doch Gott genannt werden, ſelbſt wenn ſich Jemand von dieſem Weſen aller Weſen einen geringeren und äußerlicheren Begriff machen ſollte, als wir dies zu thun geneigt ſind. Wenn wir daher den erſteren und geringeren Theil der Metaphyſik als einen Weg vom Nichts zum Sein charakteriſirt haben, ſo hindert uns jetzt gar nichts, als ihren zweiten Theil nun den Weg vom Sein zu Gott zu bezeichnen. Mit ihrer Ankunft bei dieſem höchſten Ziele endet aber auch ihre Aufgabe. Denn iſt einmal irgend eine Deduktion in irgend einer Weiſe bei Gott als bei einer Exiſtenz angelangt, ſo endet damit auch alles Problematiſche, und namentlich beginnt damit für den Philoſophen die eigentlich objektive Philoſophie, die wir bereits behandelt haben, und welche alſobald auch mit einer, den mechaniſchen Beweismitteln der Metaphyſik gegenüber unendlich dynamiſcheren und ſpirituelleren Behandlung ihren Anfang nimmt. Wir werden jetzt die beiden Abſchnitte ſo kurz wie möglich einer Betrachtung unterwerfen, und müſſen in ſo fern Nachſicht anſprechen, als das, deſſen Wahrheit oft unendlicher Entwicklung bedarf, immer nur ganz nackt wird bezeichnet werden können. Natürlich iſt hiebei auch, daß der zu behandelnde Gegenſtand dann und wann an einige Punkte der eigentlichen Philoſophie hinſtreifen muß. Indeß

wird gerade der große Unterſchied der hier nothwendigen Auffaſſung ſehr geeignet ſein, zum Verſtändniß der Sache ſelbſt mehr, als man glauben ſollte, beizutragen.

Zu beweiſen, daß ein Sein ſei, iſt unnöthig. Denn jeder wird von ſeiner Anweſenheit täglich häufig genug überführt, und ſelbſt der gründlichſte Skeptiker wird doch zugeſtehen müſſen, daß es wenigſtens Etwas, wenn auch noch ſo wenig, gebe, was den Schein des Seins erzeuge. Fragen wir uns aber nun weiter, was das Sein ſei, ſo iſt es auch hier noch immer möglich, mit Abſtraktion des Zufälligeren an ihm eine in etwas genügende Antwort zu geben. Denn die Exiſtenz, welche im Ganzen weder ſichtbar noch fühlbar noch überhaupt empfindbar zu ſein braucht, drückt ſich zuletzt ganz einfach als ein Beſtand aus, der ſich allein dadurch bemerklich macht, daß, wo er iſt, kein anderer Beſtand möglich ſein kann. Die Ausſchließlichkeit des eigenen Ortes gegen alles Fremde (Undurchdringlichkeit; — eine Ausſchließlichkeit, die deßhalb keine abſolute zu ſein braucht) iſt daher die letzte, äußerſte und möglichſt inhaltloſe Definition der Exiſtenz*). Wenn es indeß bis jetzt leicht war, mit einigem Nachdenken für die ſich darbietenden Fragen die Antwort ausfindig zu machen, ſo werden wir augenblicklich zu einer Zögerung genöthigt, ſobald der Frage nach dem Was der Exiſtenz die nach dem Woher beigefügt wird. Denn warum etwas ſei (und dieſes Warum iſt mit dem Woher offenbar identiſch), dies iſt allüberall das Schwierigſte. Auf einen Gott dürfen wir nicht zurückgehen. Ebenſowenig auf den Begriff einer abſoluten Exiſtenz überhaupt. Denn in beiden Fällen würde eben apodiktiſch das angenommen, was zu beweiſen iſt. Woher die Welt ſei, iſt eine leichte Frage, ſobald wir wiſſen, was, wie, woher und warum Gott ſei. Wenn wir

*) Wollten wir uns dieſes äußerſte Minimum des Seins in irgend einer Weiſe ſinnlich darſtellen, ſo iſt hiefür das beſte Bild ein durch Waſſer aufſteigender Tropfen des zarteſten Gaſes, von dem wir uns nur die Umgebung des dichteren Waſſers wegzudenken, und ihn allein in der Weiſe in dem Leeren anzunehmen brauchen, daß er durch eine ihm einwohnende Kraft der Beharrung in dieſem nicht verflöge. So künſtlich dieſe Vorſtellung ſein mag, ſo drückt ſie doch vollkommen das aus, was wir meinen.

demnach um das Woher des Seins zu erforſchen weder auf Gott noch auf das Etwas an ſich zurückgehen dürfen, ſo bleibt uns nichts übrig, als uns an das Nichts zu wenden. Auch erſchrecke man nicht vor dieſem Ausſpruche. Denn im Ganzen handelt es ſich bei ſolchen wie bei allen Begriffen (ſelbſt bei den realſten, wie blau, kalt, Stein, Blume ꝛc.) nicht darum, was ſie überhaupt ſind, ſondern darum, was ſie für uns ſind, und was wir damit anzufangen vermögen*). Nun mag man aber an ſich von dem Nichts denken, was man will, ſo viel ſcheint jedenfalls gewiß, daß, wenn man ſich daſſelbe in Beziehung auf das Sein geſetzt vergegenwärtigt, und ſodann dies letzte völlig ſich wegdenkt, daß alsdann ein ſolches Nichts unſerer geiſtigen Kraft nur unter zwei Geſichtspunkten erſcheinen kann; — unter zwei Geſichtspunkten, welchen höchſtens noch ein Drittes als beiläufiges Charakteriſtikum beigefügt werden darf. Denn wenn wir uns jene unendliche Fülle, welche als Schöpfung die Welt bevölkert, völlig eliminirt vorſtellen, ſo bleibt uns nichts übrig als der Begriff einer unermeßlichen Leere; — oder wir müſſen die Bedingung ſolcher Elimination uns beinahe als eine Kraft, als eine negative, vernichtende und daher jede Regung der Exiſtenz zuſammenziehende Potenz bezeichnen, die nach Ausſchluß aller Seinsmöglichkeit als ein zuletzt ſich ſelbſt aufhebendes Weſen verſchwindet. Kurz, wenn wir Menſchen das Nichts nicht blos als eine ſtreng logiſche Verneinung, ſondern als

*) Hier iſt keineswegs zu fürchten, daß durch ſolche Annahmen unſere menſchliche Wiſſenſchaft zu ſehr ſubjektivirt werde. Denn erſtlich iſt ja Alles, was durch den menſchlichen Geiſt geht, trotz der ruhigſten Beobachtung immer ein Subjektives. Feſt und flüſſig treten uns z. B. ganz entſchieden als relative Grenze entgegen; dennoch läßt ſich in ganz objektivem Sinne nicht beweiſen, ob beide Begriffe nur überhaupt unter dieſem Geſichtspunkt angeſehen werden dürfen. So iſt auch die Subſtanz ein Begriff, ohne den wir nicht zu philoſophiren vermögen. Wer kann aber beweiſen, ob die Wirklichkeit in der That ein ihm Aehnliches beſitzt? Sodann iſt aber der Menſch in einem viel höheren Sinne, als Protagoras ſich es nur hat träumen laſſen, das Maaß der Dinge; indem nach Allem, was wir bisher hatten, es kaum mehr zweifelhaft iſt, daß die geſammte Exiſtenz unter dem Bilde des Menſchen verſehen ſei. Beſitzt aber der Menſch in Wahrheit eine ſolche genetiſche Objektivität, ſo wird offenbar auch ſeine Wahrnehmung wie Denkkraft objektiver ſei, als dies auf den erſten Anblick ſcheinen möchte.

Gegenſatz zur Fülle des Lebens und der Exiſtenz auffaſſen wollen, ſo kann daſſelbe dem betrachtenden Inneren unſeres Hauptes nur als eine unermeßliche Weite und Leere, oder als mathematiſcher Punkt erſcheinen. Ein Drittes zu denken iſt ganz unmöglich: es müßte denn ſein, daß, wie wir eben ſchon andeuteten, wir jede der beiden einzigen realen Nichts-Möglichkeiten zugleich auch als ein undurchdringliches Dunkel anzuſchauen wagen dürften*). Denn die Exiſtenz kann, je nach Umſtänden, hell und dunkel ſein: das Nichts aber, welches Leere oder Punkt iſt, kann gar nicht anders, denn als Finſterniß bezeichnet werden. Dieſe einzige Zuthat alſo iſt es, die man ſich, ohne bildlich zu werden, unmittelbar, nicht als Eigenſchaft, wohl aber als natürliche Folge, ſowohl mit dem unendlich Leeren, wie mit dem punktualiſirten Nichts vereinigt denken darf.

Gehen wir nun aber zu der Betrachtung zuerſt des erſcheinenden Nichts als unendlicher Leere über, ſo iſt es nach allem Bisherigen zwar ein vollkommenes Nichts, dennoch aber, man mag ſagen, was man will, immerhin ein Etwas. Denn wenn ſich auch alle möglichen Verhältniſſe in ſolchem Nichts, ſowohl wegen ſeiner Leere als wegen ſeiner Unendlichkeit, unmittelbar wieder in ein ausgeſprochenes Nichts auflöſen, ſo verhindert dies doch nicht, ſich dieſe Verhältniſſe in das Nichts hineinzudenken. Sobald ich mir aber einmal in einem Nichts nur Etwas, wie immer es auch ſein mag, zu denken im Stande bin, ohne deßhalb als mir ſelbſt widerſprechend erſcheinen zu müſſen, alſobald hört ein ſolches Nichts auf, ein Nichts zu ſein, wird zum Etwas und geht damit augenblicklich in die Sphäre des Exiſtenten und alſo des Seins über. Aehnliche Verhältniſſe aber ſtellen ſich heraus, wenn ich mir das Nichts als Punkt, oder beſſer noch als Punktualiſation (point, pointe, pointer, pointement) imaginire. Denn da der Punkt des Nichts in dieſem Falle keine Contraktion der Fülle, ſondern eine ſolche der Nichtigkeit und Leere iſt, ſo kann ich gar nicht anders, als daß ich mir neben ſolchem Punkte

*) Nicht unintereſſant iſt jener Ausdruck, deſſen ſich der gemeine Mann da und dort zu bedienen pflegt, um eine recht tiefe Finſterniß zu bezeichnen. Er ſagt dann nämlich gerne: das Dunkel ſei ſo groß geweſen, daß man es hätte ſchneiden können.

ein oder zwei andere und ſo fort bis in's Unendliche vorſtelle. Iſt dem aber ſo, ſo brauche ich nicht einmal anzunehmen, daß dieſer Punkt des Nichtſeins, eben als Nichts, alle übrigen neben ihm gelegenen Punkte zu nichts zu machen und in ſeine eigene Nullität zu verwandeln ſucht. Denn ich habe allein nöthig, mir die beſchriebene Nebeneinandereriſtenz mehrerer oder unendlicher Punkte vorzuſtellen, um damit augenblicklich über das Nichtſein des Nichts hinüber gekommen zu ſein und im Nichts ſelbſt die Quelle eines ewigen Uebergangs zum Sein entdeckt zu haben. Kurz, wie ich mir der Fülle der wirklichen Welt, alſo der ſeienden Exiſtenz gegenüber das Nichts auch vorzuſtellen ſtrebe, immer finde ich in ihm einen Quell- und Wurzelpunkt, aus dem ſeine Leerheit und Nichtigkeit zu dem unendlichſten Baum des Lebens und der Fülle aufzuwachſen begehrt. Denn es iſt wohl offenbar, daß, wenn im Nichts ein ſolches Weben und Beben dem Sein zu vorhanden iſt, man endlich dieſen Trieb als einen ſich erfüllenden und zur Exiſtenz werdenden nicht nur vorſtellen kann, ſondern auch muß. Wenn nämlich die Exiſtenz iſt (wie uns dies der Augenſchein lehrt), und hinter ihr die äußerſte Abſtraktion nur das Nichts als Anfangspunkt erkennen kann, ſo iſt es ganz unwiderſprechlich, daß rückwärts, jenſeits der Exiſtenz, das Nichts nur in einer unendlich entfernten Unendlichkeit wahrgenommen werden kann. Verhält ſich dies aber ſo, ſo iſt damit auch nothwendiger Weiſe der Satz gegeben, daß das Nichts von Ewigkeit her in das Sein übergegangen iſt, weil die rückwärts liegende Unendlichkeit in keiner Weiſe ergründet zu werden vermag. Das Sein iſt demnach von Ewigkeit her vorhandene Exiſtenz, und ſeine letzte Wurzel allein als ein ewiges Aufſteigen eines im Nichts verborgenen Willens zu bezeichnen, deſſen Kraft aber ſich von Ewigkeit her ſchon erfüllt hat. Denn „ein Geiſt, ſagt Jakob Böhme (und wir ſehen nicht ein, warum wir ſolche Definition nicht auch auf den erſten und innerſten Anfang der Exiſtenz anwenden ſollen), ein Geiſt thut nichts, denn daß er aufſteige, walle, ſich bewege und ſich ſelbſt immer gebäre“ *).

*) Jakob Böhme, Beſchreibung der drei Prinzipien göttlichen Weſens. I, 2

Dies ist denn der Inhalt des ersten Abschnittes der wahren analytischen Metaphysik. Es ist, sowohl intuitiv wie kritisch betrachtet, der einzige Weg, welchen der in sich selbst wühlende Verstand des Menschen, nachdem er sich die schöne Fülle der Welt zum Nichts vernichtet hat, aus solcher todten Leere heraus zur Kraft einer neugeschenkten Wirklichkeit zurückfinden kann. Auch verlangt dieser Weg keine große qualitative Meinung von dem Wesen des Seins. Vielmehr denke man sich dasselbe so mechanisch, als man wolle, dennoch wird man zuletzt zum Ziele gelangen. Denn da auf oder in dem gährenden Willen des Nichts die ganze Säule der Unendlichkeit steht, so ist deren Druck so gewaltig, daß er mit seiner quantitativen Wucht dasselbe zu leisten vermag, was sonst nur qualitative Innerlichkeit zu Stande bringt. Denn so gut die starke Compression einer Luftsäule einen Schwamm zu entzünden vermag, und so gut nach Franklin und Anderen alle die festen und schweren Gegenstände unseres Erdkörpers sowie des ganzen Weltalls nichts anderes als der unermeßlich komprimirte Urdunst des Anfangs sind, eben so gut vermag auch die unendliche Leere oder die krampfhafte Concentration des Nichts (gleichsam wie durch ein Selbstgewicht) eine Existenz zu produziren, in welcher vielleicht gerade die mitwirkende Zartheit der vorhandenen Leere geeignet ist, den Anknüpfungspunkt der werdenden Qualität abzugeben*). — Wir wenden uns jetzt dem zweiten Theile unserer analytischen Metaphysik zu, in welchem wir die Aufgabe haben,

---

*) Allein auf dem hier entwickelten Wege (vollkommen freilich nur bei besonderer und ausgedehnter Behandlung) vermag die letzte menschliche Erklärung des wahrhaft abgründlichen Begriffes der Existenz gegeben zu werden: und natürlich nur dann, wann der mit der Untersuchung beschäftigte Geist auf der Höhe der errungenen Begriffe zu verweilen im Stande ist, und nicht mit ihnen in die Sinnlichkeit herabzusteigen versucht, die begonnene Construktion in einem ihm geläufigeren Gebiete zu vollenden. Denn dies würde nichts Anderes heißen, als das Leben bei den Todten suchen wollen. Auch verdient hier noch besonders bemerkt zu werden, daß es nicht ausreicht, wenn der nach diesem letzten Räthsel Forschende nur die scharfe Luft der erhabensten Abstraktion zu ertragen vermag. Vielmehr darf er allein dann auf ein günstiges Resultat hoffen, wenn er dem kühnsten Denken die stille Tiefe und Gelassenheit des innigsten Gefühles und der reinsten Poesie zu mischen versteht.

das gefundene Sein bis zu ſeiner höchſten Steigerung zu verfolgen: — eine Aufgabe, die neben der eben gelöſten faſt nur gering erſcheinen, und daher von uns noch raſcher abgethan werden kann.

Wenn, wie wir geſchildert haben, das im Nichts hervortretende Sein nun unmittelbar, wie es mit dem Nichts gegeben iſt, ſo ſich auch aus dieſem herauszuentfalten beginnt, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß nicht ſogleich mit der anhebenden Entwicklung das Nichts auch ſchon überwunden und ganz in das Sein übergegangen iſt. Es iſt demnach natürlich, daß, während ſich das gewordene Sein mehr und mehr zu konſolidiren ſucht, das Nichts fortwährend noch in das Sein übergeht und dadurch deſſen Inhalt fortgeſetzt vergrößert, bis endlich das Nichts ſelbſt erſpirirt, und ſich völlig in den Abgrund einer lauteren und als Sein vollkommenen Exiſtenz umgeſetzt hat. Aber ſelbſt auf dieſem Punkte würde man ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß nun die Bedeutung des Nichts für das Sein vollkommen zu Grabe gegangen wäre. Denn ſelbſt abgeſehen davon, daß von wegen der nun einmal nicht aufzuhebenden Verwandtſchaft des Seins mit dem Nichts in jedem Augenblick aus der gewordenen Exiſtenz ſelbſt der tiefe Schauer des Nichts und ſomit des Todes hervorzubrechen vermag, ſo iſt ſogar auch der Anfang des Seins, der ja aus dem Nichts ſtammt, ein durch die ganze Dauer der Exiſtenz fortwirkendes Moment, weil es natürlich iſt, daß die Art und Weiſe in der Entwicklung eines Lebens auch die Grundbedingung ſeiner Erhaltung bleiben muß. So gleichgültig dies nun auch bei dem erſten Blick erſcheinen mag, ſo wenig iſt es dieſes, wenn wir die ſich daraus ergebenden Folgen beſtimmter in's Auge faſſen. Wird nämlich aus irgend einem Stoffe irgend ein Ding gebildet, ſo befindet ſich dieſes letztere in vollkommener Ruhe und Sicherheit, weil es die Kraft ſeiner Exiſtenz unerſchütterlich auf die Kraft jener Subſtanzialität begründet glaubt, welche ſeinem Stoffe einwohnt. Ganz anders dagegen wird das Verhältniß ſein, wenn ein Etwas, ob zwar nicht weiß, ſo doch fühlt, daß die Kraft ſeines Inhalts aus dem Abgrunde des Nichts ſtamme. Hier nämlich wird eine ſolche Exiſtenz, weil ſie wahrnimmt, daß hinter ihr gleichſam alle Brücken abgebrochen ſind, ſich, wenn es erlau-

iſt, ſo zu ſprechen, mit Verzweiflung auf ſich ſelbſt werfen und mit äußerſter Compreſſion ihrer Kräfte das, was ſie iſt, wie zu erhalten, ſo auch zu mehren ſuchen. Alſo auch unſer dem Nichts entſtiegenes Sein. Je kräftiger, voller und reicher es ſich fühlen wird, um ſo mehr wird es in ſeiner ſelbſtgelaſſenen Verlaſſenheit (weil das Nichts hinter ihm ſteht, dem nicht viel zu trauen iſt) die Füllen ſeines Inhalts zu mehren und ſich ſelbſt zu übergipfeln ſuchen. Je koncentrirter ſich aber dieſes ſonderbare Weſen in ſich ſelbſt zu befaſſen ſtrebt, um ſo mehr wird ſich ein Eigenthümliches offenbaren. Es ſcheint nämlich, ſelbſt mathematiſch angeſchaut, klar, daß je enger ſich das Sein zuſammendrängt, um ſo mehr immer wieder von der aufgehobenen Leere des Nichts hervorzutreten ſtrebt. Suchen wir aber dies Reſultat anders auszudrücken, ſo ergibt ſich der intereſſante Satz, daß, je kräftiger ſich das Sein ſelbſt bejaht, nicht nur die Erinnerung, ſondern wirklich die Anweſenheit des leeren Nichts um ſo lebendiger (alſo auch immer neuen Zuſchuß gewährend) in ihm bleibt und bleiben muß. Hieraus aber geht augenblicklich die weitere und ſehr natürliche Folgerung hervor, daß, je mehr das Sein Sein wird, es auch um ſo mehr die Kraft des Leeren, wie des Nichts, als ihm völlig unterthänigen Sebſtbeſitz in ſich hinein bekommen muß*). Denn da das Sein durch jede Contraktion

*) Hier könnte gefragt werden: Wie das Leere, welches doch im einen Fall als unermeßlich bezeichnet wurde, ſodann doch vom Sein beſaßt zu werden vermöchte? Aber erſtlich wurde die abſolute Leere des Nichts von uns mehr wie ein Unbegriff als Unendlichkeit aufgeſtellt, gleichſam das Erſterben aller Gedanken in ſeiner hohlen Nullität zu bezeichnen. Dann ſproßt ſtaumartig (sit venia verbo!) aus der ganzen unermeßlichen Leere, alſo an allen ihren Punkten, der Anfang des Seins auf, ſo daß überall, wo du Leere wahrnimmſt, auch potentiales Sein anweſend iſt. Drittens aber haben wir gleich anfangs Nichts und Sein in den entſchiedenſten Wechſelbezug geſtellt, und am Ende des erſten Theils der analytiſchen Metaphyſik dieſen Wechſelbezug auch als Thatſache aufgefunden wie nachgewieſen. Iſt dem aber ſo, ſo iſt auch offenbar, daß überall, wo etwas Nichts entweicht, auch alſobald das Sein, ja vielleicht ſelbſt mehr Sein eintritt, als vom Nichts geſchwunden iſt. Durch all' dieſes wird aber die oben aufgeworfene Zweifelfrage zum vollkommenſten Verſtummen gebracht.

ſeiner ſelbſt immer reicher, und folglich auch mächtiger wird, ſo kann das bei jeder ſolcher Contraktion ſich immer von Neuem aufthuende Nichts der geſteigerten Exiſtenz gegenüber doch immer nur ſchwächer, und dem Sein gegenüber deßhalb immer nur ungefährlicher werden. Weit entfernt daher, daß das Nichts irgendwie zu ſchaden fortfahren könnte, wird jetzt vielmehr, je mächtiger ſich das Sein entwickelt, ſeine Anweſenheit nur allein dazu dienen, der gewordenen Exiſtenz die unermeßlichſten Schätze möglicher Selbſtſteigerung in die Hände zu liefern. Sobald daher nur irgendwie ein Sein vorhanden iſt, ſo iſt damit nach allem Bisherigen ſeine unbeſchränkte Perfektibilität unmittelbar ausgeſprochen. Gib in der ewigen unbeſchränkten Leere, können wir demnach jetzt ſagen, ein Minimum, nur das unmerklichſte Atom von Exiſtenz, und es wird mit Nothwendigkeit ein allmächtiger Gott aus ihm hervorgehen können. Daß dem aber in Wahrheit ſo ſei, dies wollen wir noch dadurch zu erweiſen ſuchen, daß wir zeigen, wie dennoch, ſelbſt wenn man den Begriff des ſich dem Nichts entwindenden Seins ſo roh und mechaniſch, wie nur möglich, denkt, und nichts als Sand und Kieſel unter ihm verſtehen will, wie dennoch unter den gegebenen Präminen eine ſolche Exiſtenz mit dem vollkommenſten Selbſtbewußtſein und der unbeſchränkteſten Verfügung über ſich ſelbſt enden müſſe.

Das Sein, ſo wiſſen wir, keimt aus dem Nichts. Dieſes Nichts aber, in dem ſich Anfangs die Exiſtenz ſelbſt wieder wie ein Nichts verlor, wird allmählig dieſem Sein unterthänig und endlich von ihm bezwungen und befaßt, ſo wie es dieſes ſelbſt im Anfang umſpannte und beherrſchte. Indeß ſo ſehr das Nichts auch zufolge des geſchilderten Prozeſſes gedemüthigt worden iſt, ſeine Anweſenheit bleibt dennoch die Wurzel, aus der das Sein, wie geworden, ſo ſich auch beſtändig vermehrt. Wie mächtig dieſes aber auch quantitativer Weiſe werden mag, als Ganzheit dem immer verborgen lauernden Nichts gegenüber wird es ſich doch immer als univerſelle Einheit zu behaupten wiſſen. Ja dieſe Einheit wird gleichſam wie der höhere Ort zu betrachten ſein, in welchem das ſich mehrende Sein thront *). In dieſer Einheit aber

*) Wenn es auffallend erſcheinen möchte, wie der Begriff ihrer Ein

auf, und fanden, von dieſem weggehend, daß in ſeinem Inneren eine Kraft der Reduplikation und Vermehrung verborgen läge, welche nothwendiger Weiſe durch die unendlichſte und vermittelſte Wechſelbeſtimmung des Seins in ſich am Ziele einer ſo mächtigen Selbſtverfügbarkeit ankommen müſſe, daß ein ſolches geſteigertes Sein allein nur noch im Namen Gottes ſein entſprechendes Wort zu finden vermag. Auch verſteht es ſich hier von ſelbſt, daß, wie früher ſchon jenſeits unendlicher Vergangenheit das Nichts als in das Sein übergegangen vorgeſtellt wurde, ſo auch dieſes Sein ſich von Ewigkeit her in Gott umgewandelt haben müſſe, da uns die Anweſenheit der wirklichen Exiſtenz ihren Anfang immer weiter in die Vergangenheit, und folglich in einen unendlichen Anfang zurückzuſchieben nöthigt. Mit dem gefundenen Gott endet aber augenblicklich die Sphäre der analytiſchen Metaphyſik ſo ſehr, daß er ſelbſt in ihr gleichſam nur noch ausgeſprochen werden darf, mit dem Inhalte ſeines Weſens ſelbſt aber unmittelbar in die Region der eigentlichen Philoſophie hinüberfällt. Denn wir können nicht läugnen, daß wir Gott in der Metaphyſik nur in einer ſehr nothdürftigen Weiſe gefunden haben und überhaupt nur finden konnten. Gott iſt nach dem Buche der Weisheit der Liebhaber des Lebens. Mit dieſem Begriffe Gottes als dem einer unendlichen qualitativen Fülle und Realität ſtimmen Alle, ſelbſt Atheiſten, überein, wenn auch die Letzteren ihn nur als Hypotheſis gelten zu laſſen geneigt ſind. Von einem ſolchen ewigreichen Gotte hat aber die Metaphyſik auch nicht den geringſten Begriff, da ſie Gott nur als die höchſte Virtuoſität eines ſich ſelbſt bedingenden Mechanismus gefunden hat. *Nun iſt zwar ein ſich in unendlicher Weiſe und Möglichkeit ſelbſtbeſtimmender Mechanismus gar nichts anderes, als der unbeſchränkteſte, inhaltvollſte Geiſt.* Denn Derjenige, welcher Alles thun kann, iſt ja nothwendiger Weiſe Qualität, Innerlichkeit, Freiheit und demnach Geiſt. Aber alle dieſe Begriffe ſind erſt mit der Wirklichkeit gegeben, aus der Wirklichkeit herübergenommen und ſtammen folglich nicht aus dem vorläufigen Nachſinnen des menſchlichen Geiſtes über Nichts, Sein und die zwiſchen dieſen beiden möglichen Bewegungen wie Steigerungen. Es iſt demnach der Satz, daß der unbeſchränk

vermittelſt des Nichts einem ewigen Wachsthume hingegeben, wird ſich das Sein immer enger und enger zuſammenſchließen, ſich auf unendliche Weiſe mehr und mehr ſelbſt bedingen, alle Einſeitigkeit und hartnäckige Selbſtſtändigkeit ſeiner ſelbſt mit mächtiger Hand zerbrechen, und dadurch eine ſolche Wechſelwirkung in ſeinen Tiefen hervorrufen, daß die kleinſte Bewegung ſeines kleinſten Atoms in demſelben Momente, in welchem ſie ſich vollzieht, augenblicklich durch die ganze Tiefe des Seins hin wahrgenommen, empfunden und ſammt allen ihren Verhältniſſen gleichſam der übrigen Allheit eingezeichnet werden wird, ebenſo wie auch umgekehrt jede Bewegung der allheitlichen Einheit unmittelbar, wann ſie geſchieht, auch den kleinſten Theilchen ſich nicht wird verbergen können. Wenn aber in einer univerſellen Einheit oder überhaupt in jedem Dinge, welches Verſchiedenartiges ſimultan enthält, Alles augenblicklich Alles und Aller Bewegungen wie durch einen elektriſchen Schlag bemerkt, ſo iſt eben dieſe Thatſache allein das, was man Erkennen und Wiſſen zu nennen pflegt. Denn ich frage, wie man ein ſolches Verhalten wohl anders bezeichnen möchte? Ganz natürlich iſt es hiebei endlich, daß, wo ſolche augenblickliche Erkennungsfähigkeit des Allen und Einen den höchſten Grad erreicht hat, auch nothwendiger Weiſe immer der mächtigere Theil über den ſchwächeren, und zuletzt die univerſelle Einheit über jeden Punkt ihres Inhalts unbeſchränkt und nach Belieben zu verfügen vermag.

Durch dieſe letzten, zwar ſehr koncentrirten, aber dennoch verſtändlichen Entwicklungen haben wir das Ende des zweiten Theiles und damit dasjenige der analytiſchen Metaphyſik überhaupt herbeigeführt. Vom Nichts nämlich ausgehend ſtiegen wir durch abſtrakte, der individuellen Art und Weiſe des menſchlichen Erkenntnißvermögens entſprechende Bemerkungen zum Beſitz des Seins

---

das Gehäuſe, die Gränze, den Ort einer Exiſtenz abzugeben vermöge, ſo iſt dabei nur zu bedenken, daß es ſich in dem vorliegenden Fall um eine Entwicklung innerhalb einer Exiſtenz handelt. Für einen ſolch' innerlichen Prozeß iſt aber die Einheitsform des individuellen Weſens allerdings eine Schranke: — wie wir dies täglich an unſerem eigenen Geiſt wahrzunehmen vermögen.

auf, und fanden, von dieſem weggehend, daß in ſeinem Inneren eine Kraft der Reduplikation und Vermehrung verborgen läge, welche nothwendiger Weiſe durch die unendlichſte und vermittelſte Wechſelbeſtimmung des Seins in ſich am Ziele einer ſo mächtigen Selbſtverfügbarkeit ankommen müſſe, daß ein ſolches geſteigertes Sein allein nur noch im Namen Gottes ſein entſprechendes Wort zu finden vermag. Auch verſteht es ſich hier von ſelbſt, daß, wie früher ſchon jenſeits unendlicher Vergangenheit das Nichts als in das Sein übergegangen vorgeſtellt wurde, ſo auch dieſes Sein ſich von Ewigkeit her in Gott umgewandelt haben müſſe, da uns die Anweſenheit der wirklichen Exiſtenz ihren Anfang immer weiter in die Vergangenheit, und folglich in einen unendlichen Anfang zurückzuſchieben nöthigt. Mit dem gefundenen Gott endet aber augenblicklich die Sphäre der analytiſchen Metaphyſik ſo ſehr, daß er ſelbſt in ihr gleichſam nur noch ausgeſprochen werden darf, mit dem Inhalte ſeines Weſens ſelbſt aber unmittelbar in die Region der eigentlichen Philoſophie hinüberfällt. Denn wir können nicht läugnen, daß wir Gott in der Metaphyſik nur in einer ſehr nothdürftigen Weiſe gefunden haben und überhaupt nur finden konnten. Gott iſt nach dem Buche der Weisheit der Liebhaber des Lebens. Mit dieſem Begriffe Gottes als dem einer unendlichen qualitativen Fülle und Realität ſtimmen Alle, ſelbſt Atheiſten, überein, wenn auch die Letzteren ihn nur als Hypotheſis gelten zu laſſen geneigt ſind. Von einem ſolchen ewigreichen Gotte hat aber die Metaphyſik auch nicht den geringſten Begriff, da ſie Gott nur als die höchſte Virtuoſität eines ſich ſelbſt bedingenden Mechanismus gefunden hat. Nun iſt zwar ein ſich in unendlicher Weiſe und Möglichkeit ſelbſtbeſtimmender Mechanismus gar nichts anderes, als der unbeſchränkteſte, inhaltvollſte Geiſt. Denn Derjenige, welcher Alles thun kann, iſt ja nothwendiger Weiſe Qualität, Innerlichkeit, Freiheit und demnach Geiſt. Aber alle dieſe Begriffe ſind erſt mit der Wirklichkeit gegeben, aus der Wirklichkeit herübergenommen und ſtammen folglich nicht aus dem vorläufigen Nachſinnen des menſchlichen Geiſtes über Nichts, Sein und die zwiſchen dieſen beiden möglichen Bewegungen wie Steigerungen. Es iſt demnach der Satz, daß der unbeſchränkte

Mechanismus abſolut freier Geiſt, und deßhalb Gott ſei, zwar gerade noch erreichter Gedanke der Metaphyſik, aber ſeiner ganzen Ausdehnung nach doch eigentlich nur die von der analytiſchen Metaphyſik zu den Tiefen der wahren Philoſophie hinüberführende Idee. Mit dieſer letzteren aber fällt auch alſobald das ganze mühevolle und verwickelte Gebiet der Metaphyſik wie in ein Nichts zuſammen, wenn gleich der menſchliche Geiſt ihrer geſammten Subkonſtruktion niemals entbehren kann. Denn mit der gefundenen Philoſophie ſetzen ſich alle jene abſtrakten Begriffe von Nichts, Sein und beider Bewegungen in die wahrhaft lebendigen und wirklichen der Allmöglichkeit, des herrſchenden Formenprinzips und dieſer beiden lebhafter Durchdringung und Einheit um, wie wir denn alle dieſe bedeutſamen Erſcheinungen in unſerer Vorleſung über das Studium der Philoſophie hinlänglich entwickelt und bewieſen haben. Es endet demnach die geſammte Wiſſenſchaft der Metaphyſik keineswegs mit irgend einer willkürlichen Kategorie, ſondern damit, daß alle ihre Begriffe mit dem aus ihnen entfalteten Begriffe Gottes in höhere Formeln ſich auflöſen und hie durch die Beſtätigung der Wirklichkeit gewinnen.

Obgleich wir nun aber das ganze Gebiet der analytiſchen Metaphyſik ſeinen ganzen Verlauf entlang von der erſten Spur des Nichts bis zur letzten und höchſten Erfüllung des Seins verfolgt und zum Abſchluß gebracht haben, ſo können wir dieſes Proſcenium der eigentlichen Philoſophie doch noch nicht verlaſſen, indem ſeiner Natur nach einige Verhältniſſe der wiſſenſchaftlichen Sphäre ſo eng mit ihm verwachſen ſind, daß ſie in richtiger Weiſe ihren Platz nirgends anders angewieſen bekommen können. Betrachten wir nämlich alle Diejenigen, welche ſich jemals mit den höchſten Aufgaben der Wiſſenſchaft beſchäftigt haben, ſo tritt uns hier eine ſehr gemiſchte Schaar entgegen, welche im Ganzen weniger nach dem, was ihre Glieder gelehrt, als nach den verſchiedenen Standpunkten geſondert werden muß, welche die Einzelnen eingenommen haben. Nun iſt aber unter allen Vorwürfen des Erkenntnißvermögens derjenige der höchſte, welcher ſich als die Frage nach dem letzten Princip der Dinge charakteriſirt. Sollen daher die verſchiedenen Standpunkte philoſophiſcher Geiſter richtig auseinandergehalten werden, ſo kann dies nur

dadurch geſchehen, daß man ihre Lehre von Gott zum Haupt-Eintheilungsgrund erhebt. Sehen wir uns nun aber danach um, was den Einen oder den Anderen beſtimmen mag, ſo oder ſo von Gott zu denken, ſo reduzirt ſich die Möglichkeit der veranlaſſenden Gründe zuletzt allein auf jenen einzigen: daß jeder in dem Maaße ſich dieſes höchſte Problem zurecht legt, als er ſich die Intenſität des Seins zu denken vermag. Denn je größere Objektivität in einem menſchlichen Geiſt die Materie gewinnt, in demſelben Grade wird ſich ein Solcher die Concentration derſelben weniger zu denken im Stande ſein. Nun aber beruht der Begriff Gottes allein auf einer ſolchen Selbſtdurchdringung des exiſtenten Stoffes, daß dieſe bis zur höchſten denkbaren Concentration in ſich gelangt. Wie demnach eines Mannes Seins-Begriff geſtaltet iſt, ſo wird auch ſein Gott ſein müſſen. Die Entfaltung des Seins-Begriffs nach Rückwärts und Vorwärts iſt von uns als der alleinige Inhalt der analytiſchen Metaphyſik angegeben worden. Ihr kann und muß es daher allein zukommen, die Grade und Abſtufungen der verſchiedenen Seins-Begriffe zu richten, und jeden Standpunkt, der ſich unterhalb der höchſten Steigerung ihres Seins befindet, als einen halben und unrichtigen zurückzuweiſen. Während daher die eigentliche Schilderung und Beurtheilung ganzer Syſteme lediglich und allein Aufgabe der ganzen Philoſophie ſein kann, ſo ſcheint es dagegen offenbar, daß die Beurtheilung der Standpunkte nur der Metaphyſik zugetheilt werden kann, da in ihr jeder einſeitige Gedanke über die Exiſtenz einerſeits zwar anerkannt, andererſeits aber durch eine höhere Umgeſtaltung augenblicklich aufgehoben wird. Wenn die Stufengliederung des Seins-Begriffes der theoretiſche Theil der analytiſchen Metaphyſik genannt werden kann, ſo iſt es natürlich, die Beurtheilung der verſchiedenen Standpunkte als ihren angewandten oder praktiſchen zu bezeichnen: — eine Stellung des Verhältniſſes, welche auch Ariſtoteles dadurch ſanktionirt hat, daß er nirgends ſo ſehr, wie in ſeiner Metaphyſik auf die Kritik fremder Syſteme eingegangen iſt, nur daß er freilich das, was der Metaphyſik, und das, was der eigentlichen Philoſophie zugehört, niemals gehörig auseinanderzuhalten ſucht.

Gehen wir nun aber auf die Fixirung der Standpunkte ein

ſo gibt es, da der Atheismus nur eine Negation iſt, und daher nichts weniger als ein Standpunkt genannt werden kann, deren allein ſechs, indem jede weitere Zerfällung nur Unterabtheilungen keineswegs aber Hauptglieder zu produziren vermag. Der niederſte Standpunkt aber iſt derjenige, welcher, durch die Größe der Exiſtenz zurückgeſchreckt, gleich von Anfang an jede Löſung bereitwillig aufgibt. Wir können ſeine Anhänger deßhalb ganz einfach die Nihiliſten nennen. Auf ſie folgen die höheren Skeptiker. Denn obgleich dieſe noch nihiliſtiſch genug denken, ſo iſt ihr Nihilismus doch immerhin eine gelehrte Unwiſſenheit (ignorantia docta), da derſelben oft die achtungswertheſten und mächtigſten Anſtrengungen vorangingen. Dennoch ſtehen dem Prinzipe nach die Materialiſten höher als Solche. Denn der Abgrund der Exiſtenz hat dieſen ſo ſehr imponirt, daß ihn und ſeine Macht nur gering zu ſchätzen, geſchweige denn mehr oder weniger abzuläugnen, für ſie eine Unmöglichkeit iſt. Ob ſie indeß reine Mechaniker oder Atomiſten oder etwas Anderes der Art ſind, gilt völlig gleich, weil das Prinzip ihrer Anſchauung hiedurch auch nicht die geringſte Veränderung erfährt. Wohl aber iſt dies bei jenen der Fall, welche des Namens der Pantheiſten würdig ſind, mögen ſie nun dieſen Standpunkt in naturaliſtiſcher oder ſpiritualerer Weiſe ergriffen haben. Hier erſt beginnt das höhere und geiſtigere Leben des wahren Denkens. Denn was bei dem Materialiſten noch todt und paſſiv dalag, das beginnt ſich hier in heißer Lebensluſt zu regen, und wie ein Geiſt weht es ſchon durch den Stoff, der nur noch um ein Geringes zu ſtark zu ſein ſcheint, als daß der Geiſt ſich triumphirend über ihn zu heben vermöchte. Ihn hofft der Theiſt (Rationaliſt) als Ziel ſeiner Bemühungen gewonnen zu haben. Aber vergebens. Er hat kaum oder höchſtens ein Geſpenſt errungen, über welches die naturtrunkene Inbrunſt des Pantheiſten weit erhaben iſt. Der ſechſte Standpunkt iſt derjenige, auf welchem der Theiſt Theiſt geworden iſt, ohne deßhalb die Güter des Pantheismus verloren zu haben. Denn der wahre Monotheiſt weiß, daß in der geheimnißvollen Tiefe ſeines Gottes eine Lebensfülle wohnt, welche mit Leichtigkeit Unſummen von Welten ſchafft, ohne dadurch den eigenen Inhalt nur im Geringſten verringert zu fühlen. Es kommt jetzt darauf an, dieſe

ſechs Standpunkte zu unſeren zwei großen Grundabtheilungen der theoretiſchen Metaphyſik in das entſprechende Verhältniß zu ſetzen, und dies wird leichter geſchehen können, als es Anfangs möglich ſcheinen mag.

Suchen wir nämlich in dieſer aufſteigenden Kette vom Nihiliſten bis zum Monotheiſten diejenigen zwei Glieder auf, welche, obgleich nebeneinander ſtehend, dennoch am ausgeſprochenſten ſich von einander abſcheiden, ſo kann gar kein Zweifel ſein, daß dies die Glieder der Skeptiker und der Materialiſten ſind. Denn während ſich der Skeptiker an gar nichts, ſelbſt nicht einmal an das Intellektualſte, zu glauben entſchließen kann, ſo läßt ſich der Materialiſt umgekehrt durch die roheſte Sinnlichkeit ſo ſehr imponiren, daß er dieſelbe für die eigentlich weſentliche Exiſtenz anerkennt. Gehen wir nun aber von dieſen Beiden ſo hinweg, daß wir vom Skeptiker zum Nihiliſten zurücktreten, und dagegen vom Materialiſten bis zum Monotheiſten aufſteigen, ſo finden wir, daß auf der einen Seite der Nihiliſt in ſeiner ſtumpfen Indifferenz eher noch weniger, als der Skeptiker anzunehmen geneigt iſt, während auf der andern Seite vom Materialiſten aufwärts eine immer höhere Anerkenntniß der zwar verfeinerten, aber dadurch um nichts weniger realen Exiſtenz ausgeſprochen wird, ſo daß damit alſo die von uns geſchilderte Sechsheit auf das ausgeſprochenſte in eine polariſche Zweiheit auseinanderfällt, die ſich dadurch in ſich ſelbſt unterſcheidet, daß der eine Pol ein Minimum von Sein, der andere aber dagegen ein ſtetes Wachsthum von Exiſtenz aufzuweiſen vermag. Halten wir nun hiemit die zwei Theile unſerer Metaphyſik zuſammen, von denen bekanntlich der eine den Weg vom Nichts zum Sein, der andere aber den vom Sein zum Gott ſchildert, ſo wird kein aufmerkſamer Beobachter läugnen können, daß der Dualismus der Standpunkte zu dem der analytiſchen Metaphyſik in einem ganz entſchiedenen und analogen Parallelismus ſteht. Denn der Unglaube an Exiſtenz, wie er ſich bei den Nihiliſten und Skeptikern findet, entſpricht ganz offenbar dem vorſchlagenden Nichts im erſten Theile der analytiſchen Metaphyſik: jener Ueberfluß von Exiſtenz aber, welcher ſich zwiſchen den beiden Grenzpfeilern des Materialismus und des Monotheismus aufthut, iſt der entſchiedene Verwandte von jenem anſchwe-

lenden Strome, mit welchem ſich im zweiten Theile der analytiſchen Metaphyſik die Conſiſtenz des Seins unaufhaltſam in den Abgrund der koncentrirten Ueberfülle Gottes ergießt. Vergleichen wir nun aber die beiden Theile der Metaphyſik mit der doppelten Stufenfolge im Dualismus der Standpunkte, ſo ergibt ſich alſobald ein merkwürdiger Unterſchied, der nichts weniger als der genaueren Betrachtung unwerth zu ſein ſcheint. Während nämlich in der erſten Hälfte der Metaphyſik ein ununterbrochener Fortſchritt vom Nichts zum Sein erkannt werden kann, ſo ſind dagegen im erſten Pole der ſechs Standpunkte die Nihiliſten und die Skeptiker auf das unvereinbarſte von einander abgeſchnitten. Ebenſo aber verhält es ſich auch auf der zweiten Stufe der Metaphyſik und im zweiten Pole der Sechsheit. Denn auch hier iſt auf der einen Seite unausgeſetzte Continuität, während auf der andern eine ſtets von Neuem anhebende Unterbrechung ſtattfindet. Ja ſelbſt in dem Inneren von jeder dieſer beiden Doppelſeiten hebt ſich das Gleiche hervor. Denn wie das Nichts zum Sein und das Sein in die Gottheit ohne den mindeſten Aufhalt übergeht, ebenſo läßt ſich auch zwiſchen dem Verlauf vom Wege des Nichts zum Sein zum anderen Wege vom Sein zu Gott auch nicht die geringſte Zögerung wahrnehmen. Dagegen aber iſt zwiſchen der Skepſis und dem Materialismus die Trennungslinie faſt noch unterbrochener und abgeſchnittener, als zwiſchen dem Nihilismus und der Skepſis auf der einen, und den vier weiteren Gliedern auf der andern Seite. Nun aber iſt es klar, daß auf der Seite der analytiſchen Metaphyſik der kontinuirliche Fluß vom Nichts zum Sein, vom Sein zu Gott die Aufſteigerung einer fortgeſetzten Bereicherung iſt, ſo daß nicht nur der Erguß in das endliche Ziel den Ueberfluß der höchſten Fülle vorſtellt, ſondern auch der nächſte Moment immer faſt wie eine quadratiſche Vermehrung des vorigen erſcheint. Wäre daher der Nihilismus eine Wahrheit, ſo müßte plötzlich der Weg vom Nichts zum Sein in ſeiner Mitte ſtehen bleiben: wäre aber die Skepſis Wahrheit, ſo müßte zwar das Nichts mannigfache Verſuche zum Sein machen, daſſelbe aber doch niemals erreichen können. Ein völlig Aehnliches dürfte aber auf dem Weg vom Sein zur Tiefe Gottes ſtattfinden. Das Sein nämlich müßte immer nur Sein und Sein erzeugen können, wenn

der Materialismus Wahrheit wäre; oder wenn dieſes der Pantheismus oder Theismus wäre, ſo müßte das Sein entweder nur beinahe ſeine Concentration erreichen können, oder dieſe nur wie eine ſchwache Eſſentifikation, und nicht als die Kraft der vollendeten All-Einheit erreichen. Da aber Keines von allen Dieſem der Fall iſt, ſondern der Fortſchritt vom Nichts zum Sein, vom Sein zum abſoluten Gott ſich mit Ueberwindung aller und jeder Hinderniſſe fortbewegt, ſo folgt jetzt mit unwiderſtehlicher Nothwendigkeit, daß weder der nihiliſtiſche, noch der ſkeptiſche, noch der materialiſtiſche, noch der pantheiſtiſche, noch der theiſtiſche (rationaliſtiſche), ſondern allein der monotheiſtiſche Standpunkt unwiderlegbare Wahrheit ſein kann. Der hohe und einzig wahre Ruhm der ächten analytiſchen Metaphyſik beſteht demnach allein darin, daß dieſe Wiſſenſchaft als theoretiſche nicht nur alle Hinderniſſe, welche die objektive Welt darbieten kann, ſondern als praktiſche auch alle diejenigen, welche aus falſch fixirten Standpunkten hervorgehen, glorreich überwindet. Denn was ſollte die Metaphyſik, welche als analytiſche die einzig richtige iſt, auch Höheres begehren können, als daß ſie, gleich dem Wüſtenprediger Johannes, dem Heile einer wahrhaft objektiven und unbeſtrittenen Philoſophie des poſitiven Lebens den Weg zu bereiten beſtimmt iſt! —

Mit dieſen letzten Bemerkungen haben wir das vollkommene Ende unſerer Betrachtungen über das Studium der Metaphyſik erreicht. Denn da die analytiſche Metaphyſik ſo eng an die eigentliche Philoſophie hingränzt, ſo wäre es kaum möglich, in Beziehung auf das Talent zur Metaphyſik wie auf die Methode derſelben noch irgend andere Exponenten zu fordern, welche nicht mit den zur poſitiven Philoſophie nothwendigen identiſche wären. Wir brauchen daher nur auf den Schluß der vorigen Vorleſung zu verweiſen, um den der gegenwärtigen vollkommen genügend machen zu können.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie.

A.

Meine Herrn! Wenn ich mit einigem Zögern an die Behandlung eines so schwierigen Gegenstandes, wie die Theologie ist, herantrete, so geschieht dies nicht aus Furcht, von allen Denen mißverstanden zu werden, welche nur mißverstehen wollen, sobald eine ebenso gläubige wie wissenschaftliche Erforschung religiöser Momente in Frage kömmt. Denn wie man Solchen gegenüber die eigenen Gedanken auch mäßigen, umformen und so schlicht wie nur immer möglich anordnen mag, immer werden sie doch noch einen Punkt ausfindig zu machen wissen, welcher ihrer Urtheilskraft nicht rein und gleichsam keusch genug vorkommen mag. Nicht das ist es also, was mich in meinem Innern beim Beginn dieser Vorlesung wie leises Zurückschrecken mahnt, sondern einerseits die Größe der Sache selbst, und sodann die große geistige Zersplitterung der Gegenwart, welche bei ihrer mächtigen Virtuosität im äußerlichen Gebrauch intellektualer Kräfte eine Vertiefung in sich selbst kaum mehr nöthig zu haben glaubt, indem sie die Begabung mit den Kräften des göttlichen Geistes in der Ausbreitung gesitteter Vernünftigkeit und äußerlich exakter Wissenschaft als vollendete Thatsache anschaut. Aber das ist es noch nicht allein, was von der Behandlung der theologischen Wissenschaft abzurathen vermag. Vielmehr wird durch diese Schwierigkeiten jede kräftigere Natur um so unwiderstehlicher angezogen werden. Denn erst ein hinzukommendes Drittes ist es, wodurch allein das Kritische der ersten beiden Momente fast unheilbar zu werden droht.

Dieſes Dritte aber iſt die unverkennbare **Sprachverwirrung**, welche ſich auf den Gebieten des höchſten geiſtigen Lebens gerade am meiſten feſtgeſetzt zu haben ſcheint. So ſprechen z. B. alle Religionen, faſt bis auf den gröbſten Fetiſchismus herab, von Zerrüttung der menſchlichen Natur, von Sünde, Verſöhnung, Gnade ꝛc., und meinen damit etwas ſo ſehr Beſtimmtes, daß es Jedem, wenn er nur will, ſein eigener moraliſcher Inſtinkt augenblicklich zu erklären vermag. Denn es wird darunter nichts als ein habitueller Zuſtand unſrer menſchlichen Natur verſtanden, welcher ſchon mit der Anweſenheit der vis inertiae geſetzt iſt, und daher jedes eigentliche und längere Verweilen auf wahrhaft geiſtiger Höhe faſt zur Unmöglichkeit macht: — ein Zuſtand, der, wenn nicht überwunden, gegen das wahrhafte und letzte Geiſtige erſt Gleichgültigkeit, dann Unwille, endlich Widerwille und Abſcheu erzeugt, und welchen jede Religion, je höher ſie ſteht, mit um ſo convenienteren Mitteln aufzuheben ſucht. Was will es da nun beſagen, wenn man die Verſöhnung irgend einer Religion, und namentlich die der chriſtlichen, blos in irgend eine erträumte Befreiung des denkenden Selbſtbewußtſeins ſetzt, und mit Fichte Chriſtum z. B. als den bezeichnet, der zuerſt den Gedanken des Ich gedacht habe, oder mit Hegel als den, welcher dem geſammten Menſchengeſchlecht zuerſt die wahrhafte Conkretheit des Begriffes enthüllte. Auch hilft es hinwiederum nichts, dieſen Verſetzungen gegenüber den reinen Buchſtaben der Thatſache feſtzuhalten. Denn auch das verwirrt, wenn ich an dem Verlaufe einer Sache gerade ſo, wie ſie iſt, feſthalte und dadurch in Gefahr komme, die zufällige Erſcheinung an die Stelle des Weſentlichen zu rücken. Wir können allerdings nicht anders verfahren, als **deuten**. Indeß unſere Deutung an die Stelle des wahren Inhaltes zu ſetzen, ehe wir von derſelben ſo gewiß überzeugt ſind, wie von einem mathematiſchen Satze, dies erzeugt jedesmal mit höchſter Nothwendigkeit die ausgeſprochenſte Sprachverwirrung, mögen wir entweder das Weſen zu wenig oder die Erſcheinung zu viel hervorgehoben haben. Verhält ſich die Sache aber nun ſo, und wollen wir ihr zu Liebe die hier ſo natürliche Schüchternheit überwinden, ſo bleibt uns nichts übrig, als vor Allem im Anfange einige Standpunkte wegzuräumen, von denen aus die Feſtſtellung einer Theologie eine

Unmöglichkeit iſt, weil in ihnen von uns weder eine praktiſche Religion, noch die offene Annahme einer theoretiſchen entdeckt zu werden vermag. Denn weder ein Standpunkt, welcher die Anthropologie in ſubjektiver Weiſe als den Angelpunkt menſchlicher Religion erklärt, noch der andere, auf welchem in ächt pantheiſtiſcher Weiſe nur der letzte Naturgrund, weniger wie ein königlicher Vater, ſondern mehr nur wie eine allnährende Mutter verehrt werden ſoll, noch endlich der dritte, deſſen rationaliſtiſch-theiſtiſche Art noch immer nicht über jenen von Carteſius gezogenen Graben von res cogitans und res extensa hat hinüberkommen können, — alle dieſe Standpunkte vermögen nichts Anderes, als einen Schein von Religion und Theologie zu erzeugen, und verſündigen ſich daher im Grunde an allen Denjenigen, die ſie nicht gleich im Anfange mit offenem Geſtändniſſe von der nichtsſagenden Natur einer ſolchen Wiſſenſchaft unterrichten. Es iſt jetzt nothwendig auf jeden dieſer Standpunkte noch etwas genauer einzugehen.

Wenn die Anthropologie in eine innige Beziehung zur Religion, und ſomit zur Theologie geſetzt wird, ſo hat dies eine ſehr wahre Seite in ſich, deren irrthümliche Erfaſſung aber gerade deßhalb an den größten Gefahren reich iſt. In der ganzen Sphäre nämlich, in der wir exiſtiren, iſt nichts, was dem Menſchen gleichgeſtellt werden kann, da dieſer eine wahrhaft erſtaunenswerthe Kraft geiſtiger innerlicher Unendlichkeit beſitzt und ſomit allein als Gegenſtand wie Subjekt der Religion betrachtet werden kann. Es iſt daher natürlich, daß allein vom Menſchen der Satz auszuſprechen iſt: Er ſei in Wahrheit auf das Verhältniß zu einer höheren, vollendeten, geiſtigen Sphäre angelegt, und Nichts könne den Hunger ſeiner intellektualen Innerlichkeit ſättigen, als der Verkehr mit einem Gotte, welcher die Lücke, von der eben der Hunger zeugt, auszufüllen im Stande iſt. Denn die Sehnſucht unſeres Inneren deutet auf Nichts hin, als auf eine hohe Vollendung unſerer idealen Form, der es nur an ſpiritueller Subſtanzialität gebricht. Die Welt, in der wir leben, iſt, wenn auch nicht die beſte, doch eine mehr als trefflich geordnete, in welcher keiner Leere ihre Füllung völlig verſagt wird. Wie demnach dem Thiere ſeine Speiſung gewährt wird, ſo iſt anzunehmen, daß dieſelbe auch höherer Potenzialität nicht entzogen ſei. Der hat noch

nicht die Höhe oder, wenn man will, die Tiefe der Menschheit geschmeckt, welchem die Dringlichkeit unseres seelischen Begehrens noch nicht so unwiderstehlich erschienen ist, daß nicht seine Vernunft unmittelbar die nothwendige Sättigung gefolgert hätte. Denn wenn der stürzende Stein seinem Ruhepunkte am nächsten ist, dann pflegt sich auch die Beschleunigung seines Falles als die gesteigertste zu offenbaren. Ihr habt demnach sehr Unrecht, wenn Ihr die unmittelbare Gottbedürftigkeit des Menschen aus der Anthropologie erkannt habt, aus diesem Verhältnisse die Folgerung zu ziehen, daß dieses hochwichtige Bedürfniß nur die Fiktion eines Mangels sei, für den es keinen Grund der Befriedigung gebe. Auch ist es eine lächerliche Anmaßung, zufolge deren Ihr die Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß bisher noch Niemand hinter diese, ich weiß nicht, ob logische oder moralische Selbsttäuschung gekommen sei. Nur in so fern ein Mann real und wirklich denkt, nur in so fern er also objektive Gesetze und noch unenthüllte Thatsachen ausfindig macht, nur in so fern denkt er stark. Ein rein negirender Kopf ist, wie leicht zu beweisen, noch niemals ein großer Geist gewesen. Dieser letzte bestätigt dadurch, daß er Natur oder Geschichte in irgend einer Weise durchdringt, daß er und somit der Mensch, in der Weise Herr der Natur sei, daß er durch seine Natur über ihr stehe, und demnach auf eine Sphäre hindeute, die nicht nach den Gesetzen der Natur, aus der alle Eure Beweise genommen sind, beurtheilt werden kann. Denn das liegt in der Macht keiner Existenz, ein Höheres zu produziren, als sie selbst ist. Es würde also der Mensch wohl schwerlich nur zu denken vermögen, wenn es keinen Gott gäbe. Ihr seid aber nur deßhalb für Viele schwer zu widerlegen, weil Eure kühne Wegläugnung dessen, was erst den Menschen zum Menschen macht, allerdings den Quellpunkt mordet, aus dem Ihr allein zu widerlegen seid.

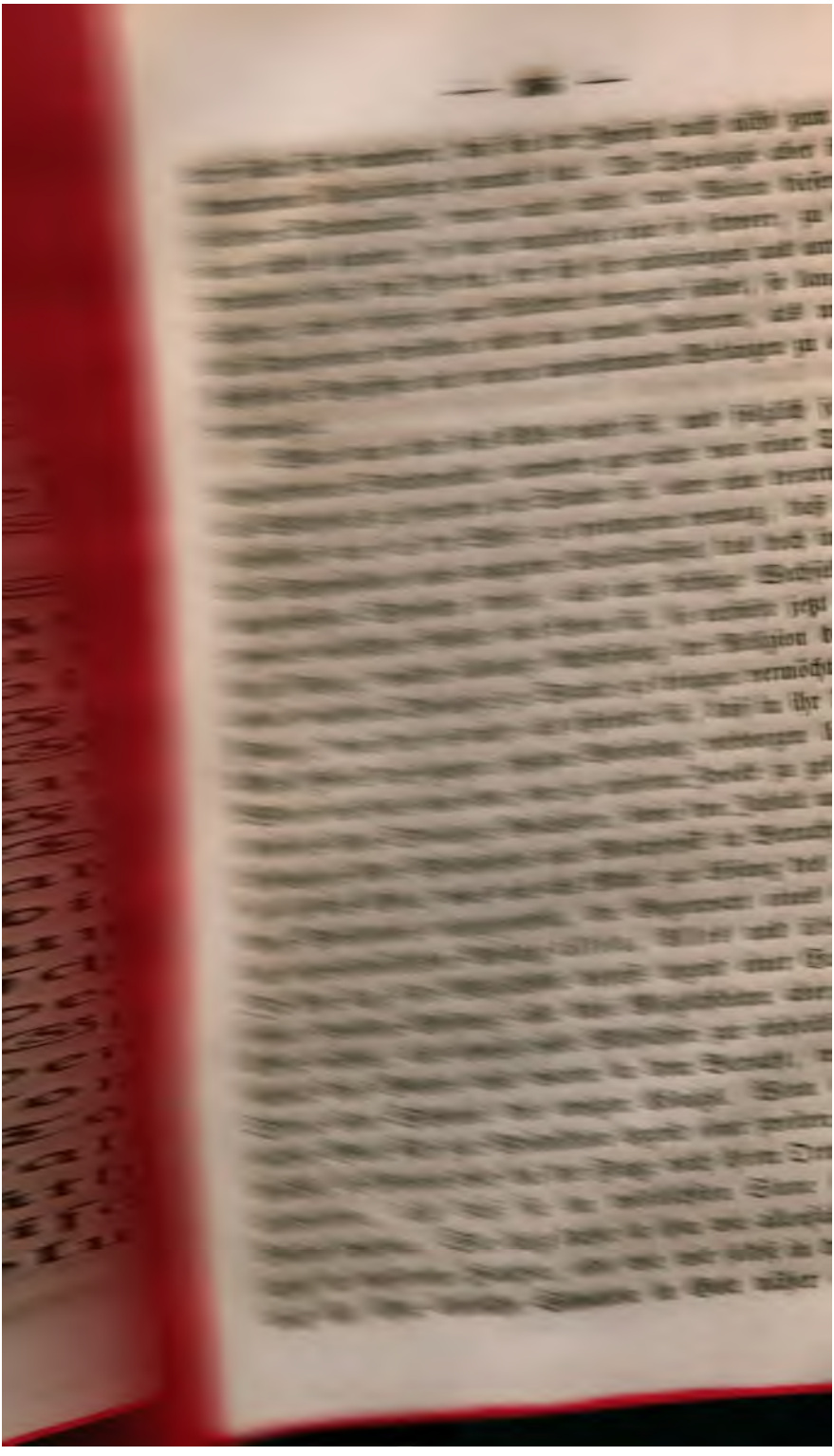
Höher als diese Klasse von Menschen stehen Jene, welche die Welt als einen mächtigen Knäuel von Wirklichkeit und Potenzialität betrachten, und in diesem wie einen Heerd belebenden Feuers voraussetzen, zu welchem mittelbar oder unmittelbar die Wurzeln aller Existenz hinabreichen. Solcher Sonne, solchem Mutterschooße, meinen sie alsdann, sei wohl die tiefe Wärme stiller Empfindung

oder die enthuſiaſtiſche Glut lebendiger Verehrung als Opfer darzubringen. So hoch aber Leute der Art von der einen Seite ſtehen, ſo tief ſcheint unter dem Einfluß ihrer Natur-Inbrunſt auf der anderen ihre Urtheilskraft herabzuſinken. Denn wenn ſie nur ihr geiſtiges Auge einer ruhigen Beobachtung der Wirklichkeit erſchließen wollten, ſo würden ſie wohl finden, wie ein unendliches Können, das nicht blos Chaos bleibt, ſondern immer Form auf Form ſchafft, niemals als eine blind wirkende Kraft bezeichnet werden kann. Je höher ſich die Natur entwickelt, deſto mehr blüht mit der Vollendung einer ſich aufs Unendlichſte in ſich ſelbſt beſtimmenden Kraft die zarte Feinheit des Bewußtſeins, des Denkens, und ſomit des Geiſtes hervor. Es iſt wahr, ohne jene Intenſität des Lebens, wie ſie der Pantheismus fordert, kann keine Welt, keine Individualität, überhaupt keine Exiſtenz gedacht und begriffen werden. Aber es iſt auch nothwendig, daß in demſelben Maaße, als die Intenſität des Lebens ſteigt, dieſes ſich ſo ſehr in ſich ſelbſt umſpannen und bedingen muß, daß es durchaus um ſich weiß und alſo ſeiner Kraft eine gewollte Beſtimmung wird. Auch vermag ich nichts zu verehren, dem ich nichts ſchuldig bin. Die Art aber, zufolge der ich einem blind Wirkenden mein eigenes Daſein verdanke, iſt geradezu ſo, daß ich ſie kein *Verdanken* nennen kann. Eine Verehrung eines ſolchen Weſens würde demnach mit Recht *der* Vorwurf treffen, welchen Kant dem Gebete macht, daß es nämlich das Selbſtgeſpräch eines Wahnwitzigen wäre. Uebrigens trifft dieſe Klaſſe auch der bereits der früheren gemachte Einwand, daß es ein Undenkbares ſei, wie eine unbewußte Allkraft ein überlegendes und denkendes Weſen produziren könne.

Von dieſer Seite her nun iſt die rationaliſtiſch-theiſtiſche Stufe weit über die pantheiſtiſche erhaben. Denn in ihr iſt es bis zu einem intelligenten Welten-Urheber gekommen. Aber der gewonnene Begriff hat ihr noch niemals Freude gebracht. Im Gegentheile gehen ſeine Anhänger unter ſeiner Laſt ſo gedrückt einher, daß für ſie die Welt mehr oder weniger Welt zu ſein aufgehört hat, und jede Freude nur eine verſtohlene geworden iſt, da ihre abſtrakten und inhaltloſen Begriffe in dem vollen Drange der Natur nichts als wilde Waſſer erkennen können und Geſpenſtern

mehr Essentifikation der Existenz und des Vermögens zuschreiben müssen als lebendigen Gestalten. Ich kann mir aber kein Herz zu einem Gotte fassen, dem gegenüber ich nicht triumphirend ausrufen kann: das ist doch Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Wenn ich nicht dahin komme, die realen Bande mit meinem Gotte bis heran an die Grundsäulen meines Herzens zu fühlen, so kann ich nur sein Helote und Sklave sein. Er aber hat mich dazu berufen, das Kind seiner Weide zu werden und sein Bruder zu heißen. Es muß daher die ganze Kraft des pantheistischen Systemes herübergenommen werden in die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, wenn das, was ich als meinen Herrn erkannt habe, auch mein Gott sein soll; nur daß ich das, was der Pantheist als blinde Lebenskraft seines Urgrundes in sich wühlen fühlt, als den genetischen Weg empfinde, auf welchem mich Gott durch den Kunstbau seiner Schöpfung aus sich selbst heraus zu meiner Selbstheit hat erwachsen lassen *). Warum ich aber diese tief reale Wechselbeziehung zwischen mir und Gott zu meinem Gottesdienste bedarf, und ohne solche dieser letztere überhaupt nicht gedacht werden kann, dies mag aus Folgendem erhellen. Einen Welturheber anzunehmen und damit zu erkennen, erzeugt in mir ebenso viele Verpflichtungen, als ich einem blinden Urgrunde gegenüber keine habe. In meiner Verlassenheit aber und dürren Erfassung Gottes als selbstständigen bewußten Herrn bin ich ihm gegenüber gleich einem kleinen Wassertropfen, der auf glühendes Metall fällt. Wenn ich nicht seiner Fülle homogen, und also durch ihn voll werde, so ist es immer der Gegensatz zu ihm, der mich verzehrt, und in erschreckender Weise wird er mir zum Unbegreiflichen. Was aber sind alsdann seine Thaten für mich? Was frommt es mir, von ihm geschaffen zu sein? Was, durch ihn erhalten zu werden? Eure Schande, ihr Christen, ist es, daß Euch der Begriff seiner Genugthuung noch immer ein undurchdringliches Räthsel ist. In der That, wem die Versöhnung noch am leichtesten auf juridischem Wege verständlich wird,

*) Hiob, der überhaupt wie Keiner den tiefen fast wie physischen Zusammenhang zwischen Gott und Mensch zu schildern versteht, sagt daher mit Recht: „Du hast mich wie Milch gemolken; wie Käse hast Du mich gerinnen lassen"



ebenſo unmöglich wie unnöthig, da ja der Gott ſelbſt das perſönlichſte Ueberall vorſtellt. Iſt nun aber inmitten des von Gott geſchaffenen Zweiten ein Weſen, das allein nach Gott begehrt und deßwegen, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Punkte, von Gottähnlicher Natur ſein muß, ſo wird eine ſolche Exiſtenz, ſo koncentrirt ſie auch auftreten mag, dennoch von der lebendigſten Kraft der Beweglichkeit und Verſatilität durchdrungen ſein. Denn da der Gott wie die Fulguration eines Momentes von einem Ende der Unendlichkeit zum andern zuckt*), ſo wird, wenn auch beſchränkt, das Ebenbild des Gottes mit ſeiner geiſtigen Exiſtenz ſich im Nu mannigfach da und dorthin verſetzen können. Auch wird dieſe letzte Behauptung keineswegs durch die Thatſachen widerlegt. Denn wenn ſchon die Sinnlichkeit unſeres Auges das mächtigſte Hinauswirken in die Ferne, und geradezu eine wahre Raumüberſpringung genannt werden kann, ſo muß die Kraft, mit welcher unſer Geiſt an, in und durch die entfernteſten Objekte ſich im Augenblick hinbewegt, geradezu als eine Potenz der Auswanderung deſſelben bezeichnet werden. Auch brauchen wir, dies zu beweiſen, uns nicht auf die Thatſachen, welche bei Sterbenden und Somnambülen vorkommen, zu berufen, obgleich dieſe hiezu die ſchlagendſten Momente enthielten. Vielmehr verweiſen wir jeden nur an eine wahrhaft gründliche Beobachtung ſeines eigenen Geiſtes, die ihn ſtets lehren wird, daß, je tiefer ſein Denkvermögen ſich in ſich ſelbſt verſetzt, dies ebenſo umgekehrt um ſo raſcher und lebendiger aus ihm hinausgetreten iſt: — weßhalb denn auch jener Ausdruck der Sprache: Er iſt außer ſich, der leicht unrichtig erſcheinen kann, vielmehr auf einer tiefen Wahrheit der Beobachtung und Wirklichkeit beruht. Faſſen wir nun aber alle dieſe Momente zuſammen und nehmen hiezu die früher gefundene Beobachtung vom Hunger des Menſchen nach höherer Subſtanz-

*) Von einem ähnlichen Standpunkt der Betrachtung aus müſſen auch, nebenbei geſagt, viele Stellen wie die folgende aufgefaßt werden: „Denn gleich wie der Blitz ausgehet vom Aufgang und ſcheinet bis zum Niedergang, alſo wird auch ſein die Zukunft des Menſchenſohnes". (Matth. 24, 27.) Es iſt nicht zu ſagen, welche feine Realität durch ſolche Deutungen oft in Ausſprüchgebracht werden kann, welche anfänglich nur Bilder zu ſein ſcheinen.

Erfüllung, ſo erſcheint uns alſobald das Weſen der Religion wie eine Luſt der Seele, auszuwandern, um ſich aus der Tiefe eines unerſchöpflichen Weſens höchſte Sättigung und Erfüllung hernieder zu holen: ein Hunger, der von der unerſchütterlichen Hoffnung begleitet iſt, daß die begehrte Speiſung nicht verſagt bleiben, ſondern der Gott ſich vielmehr herablaſſen werde, wie die Seele ausgegangen ſei, ihn zu ſuchen, ſo ſich finden zu laſſen, und mit der rückkehrenden in ihre Wohnung einzuwandern und dort die Wonne eines Abendmahles zu feiern, das den Zuſtand vollkommener Befriedigung herbeizuführen geeignet iſt. Dies Alles nicht blos figürlich und windig ſpirituell gedacht, ſondern ſogar mit örtlicher Wahrheit behauptet und angenommen: — das iſt der einzige Standpunkt, von welchem aus eine Theologie geſchaffen werden kann, die ihren Schüler nicht unbefriedigt läßt, ſondern ihm das gute Zutrauen einflößt, daß er um nichts weniger als ein Naturforſcher auf dem Boden wahrer Subſtanzialität und ächter Beobachtung ſtehe. — Es kommt jetzt darauf an, den gewonnenen Standpunkt noch genauer zu analyſiren, und ſodann einige Folgerungen aus ihm zu ziehen, welche erſt in den Stand ſetzen werden, die Unterſuchung auf der Linie ihrer Entwicklung fortzuführen.

Allein die gewöhnliche rationaliſtiſch-theiſtiſche Anſicht, die gleich rationaliſtiſch iſt, ob ſie nun einen ſupranaturaliſtiſchen Charakter beſitzt oder ob ſie die höheren Lehren geoffenbarter Religion zur Seichtigkeit einfacher Vernunft-Wahrheiten entkleidet, allein dieſe rationaliſtiſch-theiſtiſche Anſicht hat unter den oben angegebenen Standpunkten in Wahrheit einen Gott. Aber dieſer Gott iſt das vagſte und unbeſtimmteſte Weſen, das man ſich denken kann. Denn er wird in beiden Fällen zu einem allesvermögenden Herrn gemacht, welcher entweder dem Anthropomorphismus einer abſtrakten Vernunft dienen muß, oder Geſetze vorgeſchrieben haben ſoll, deren Sinn ein unfaßlicher iſt. Unſer Standpunkt negirt dieſe beiden Annahmen gleichermaßen. Denn zwar iſt auch er von der abſoluteſten Freiheit und Selbſtſtändigkeit des ewigen Gottes aufs Innigſte durchdrungen, aber er fordert für ſich nähere Beſtimmungen, ohne die er der höchſten Gefahr ausgeſetzt zu ſein glaubt, gewiſſen Angriffen nicht begegnen zu

können. Auch erkennt er, gegen das Eine oder das Andere nicht gleichgültig ſein zu dürfen, was zwar nur mittelbar der höchſten Würde des Gottes widerſpricht, aber ſeiner Exiſtenz dadurch nur um ſo gefährlicher werden kann. Wir glauben demnach, daß, wenn eine Zeit zu einer gewiſſen Höhe des bewußten Weſens vorgedrungen iſt, es ſodann für die Religion nicht gleichgültig ſein könne, ob der Raum unendlich oder dieſes nicht ſei. Denn iſt der Raum unendlich, ſo kann zwar über kleinere oder größere Strecken deſſelben eine ſelbſt bis zur Perſönlichkeit geſteigerte Kraft herrſchen. Aber es iſt unmöglich, daß ein univerſeller König ſei, da ein ſolcher, wie gründliche Philoſophie auf das Evidenteſte nachweiſen kann, nothwendig durch den unendlichen Raum gleichſam aufgezehrt und verſchlungen werden müßte. Wir glauben demnach ferner, daß die einzige Unendlichkeit, die gedacht zu werden vermag, allein in der Perſönlichkeit Gottes vorhanden ſein könne, eine ſolche Annahme aber allein dadurch denkbar werde, daß in Gott eine gar nicht zu beſchränkende Potenzialität von Subſtanz vorhanden ſei, die, aus Gott entlaſſen, allerdings im Augenblick ſowohl die Unendlichkeit des Raumes wie der Materie erzeugen würde, die aber fortwährend durch die ebenſo mächtige Perſönlichkeitstendenz Gottes in beſtändiger Potenzialität erhalten wird. Wir glauben ſodann, daß die Subſtanz als Potenzialität von Ewigkeit her in Gott zunehme, und ebenſo in Ewigkeit hinaus ſich immer ſteigere, Gott alſo in einem ewigen Selbſtbejahungsprozeſſe lebe, der ſich unſerem Auge nur als Vermehrung und Zunahme vorſtellen kann. Auch glauben wir hiebei noch, daß ebenſo die Kraft der Perſönlichkeit, womit ſich Gott an ſeiner Subſtanz verwirklicht, ſich in demſelben, ja in noch höherem Grade ſteigere, als die Subſtanz anwachſe und ſich vermehre. So mächtig aber auch namentlich die ſubſtanzielle Innerlichkeit Gottes anwachſen mag, ſo glauben wir doch auch, daß einmal dadurch die Selbſtbeherrſchung Gottes weder räumlich noch zeitlich, noch irgendwie in einer Weiſe abnähme, durch welche die abſolute Gegenwart in ſich ſelbſt nur im Geringſten beſchränkt werden könnte, und daß zweitens Gott eine ſolche unterſcheidende Herrſchaft über die ganze unermeßliche Fülle ſeines Inhaltes beſitze, daß er dieſen auf das unbeſchränkteſte in ſich ſpalten und mit jedem Theilchen beſonders anfangen könne,

was er wolle. Kurz, wir glauben, daß Gott in seinem ewigen innerlichen Leben eine Entelechie und Kraft besitze, welche, obgleich stets sich als dieselbe offenbarend, dennoch in der Spannung einer innerlichen Wechselbeziehung und Steigerung verharre, zufolge deren Gott sich nicht nur in jedem nächsten Moment selbst immer als ein bewunderungswürdigeres Wesen anstaune, sondern auch seinem Inhalte dadurch eine Elastizität und Erhöhungslust beibringe, welche seiner eigenen Größe fast gleich kommt: daß aber diese innerliche Uebergipfelung ganz einfach auf einem sich von selbst ergebenden Gesetze beruhe, nach welchem alle Zunahme des substanziellen Gehaltes in Gott im Augenblick compensirt werde durch eine noch mächtigere Selbstüberbietung in der Herrscherkraft Gottes, welche dadurch dahin gelange, das beiderseitige Verhältniß stets auf gleicher Höhe zu erhalten. Denn ob ich 1 = 1 oder 100 = 100 setze, das Verhältniß der Gleichung bleibt natürlicher Weise doch stets dasselbe. Was aber durch alles dies gewonnen sei, braucht jetzt wohl kaum näher aus einander gesetzt zu werden. Es wird erkannt worden sein, daß nur durch solches Verhältniß Gott in Wahrheit ein lebendiger Gott genannt werden könne, und daß nur bei solchem innerlichen Leben der Gottheit, allein bei solcher energischen Aufrichtung ihres Wesens in sich selbst seine Annahme als eine nicht eitle bezeichnet werden kann. In der That, so scheint es uns, haben bisher die Atheisten immer gewußt, warum sie sich dem Glauben an Gott, wie er sich als menschlicher Gedanke offenbarte, zu widersetzen Ursache hätten. Wer von den Gesetzen und dem inneren Leben der Natur durch Autopsie unterrichtet ist, vermag sich mit der Vorstellung eines lahmen und schlappen Gottes (dergleichen jedes negative Gespenst von Begriff ist) unmöglich zufrieden zu geben.

Hier ist denn nun der Ort, an dem wir, ehe wir fortfahren, erst die höhere Rechtfertigung geben können, warum wir die Theologie als die praktische Disciplin der Philosophie bezeichnet haben. Denn wenn auch das, was wir in der Vorlesung über die Classifikation der Wissenschaften über diesen Punkt anführten, eine recht wohl probehaltige Wahrheit ist: daß nämlich Philosophie wie Theologie, beide gleichermaßen, auf der Annahme des einheitlichen Grundes von Natur und Geschichte, von Nothwendigkeit

und Freiheit beruhen, und alſo recht wohl zu einander geordnet werden könnten, — ſo iſt jener Grund, zufolge deſſen Theologie nach dem Bisherigen als Praxis der Philoſophie bezeichnet werden kann, gewiß noch ein unendlich höherer, da er in nichts Anderem beſteht, als in der Erfahrung, daß allein eine gewiſſe Höhe der Philoſophie es ſei, von der aus eine Theologie als Wiſſenſchaft conſtruirt werden könne. Auch hilft es nichts, dieſen Satz zurückweiſen zu wollen, da ſein Läugner hiedurch nur beweiſt, daß er weder Theolog noch Philoſoph genug iſt, die tiefe Nothwendigkeit einer ſolchen Wechſelſtellung einzuſehen. Nichts erweitert das Denkvermögen ſo ſehr als Philoſophie. Die Lehrſätze der vollendeten Theologie bedürfen aber einer ſo vielfachen Vermittlung, daß ſie ohne die höchſte Erweiterung des menſchlichen Begriffsvermögens kaum denkbar zu machen ſind. Es iſt demnach ſchon für unſer Jahrhundert gründliche Philoſophie die unerläßliche Vorbedingung jedes nur etwas gründlichen theologiſchen Beweiſes. Die Folgezeit wird ſich ſolcher Nothwendigkeit noch weniger entſchlagen können. — Wir wenden uns jetzt der Fortſetzung in der Analyſe unſeres gefundenen Standpunktes zu.

Wir haben ſchon oben gezeigt, in welcher Weiſe eine von Gott geſchaffene Welt in der Unendlichkeit Gottes als in ihrem Orte liege. Aus der unendlichen Steigerungsfähigkeit Gottes aber in ſich, die wir ſo eben entwickelt haben, geht jetzt die Ergänzung für den Gedanken hervor, zufolge deſſen die Welt wie in Gott ſchwimmt. Denn ſo groß die Exiſtenz des Geſchaffenen auch ſein mag, für die Uebergipfelung des Gottes in ſich iſt ſie daſſelbe, was für uns ein Sandkorn. Wollen wir uns daher die Sache ſinnlich vorſtellen, ſo können wir ſagen, daß Gott die Welt nach Gutdünken in ſeiner eigenen Tiefe verſchieben könne, wie er wolle, ja, daß er dies auch mit mehr Welten thun könne, wenn er anders ſolche geſchaffen habe*). Dies führt uns aber auf ein neues

*) Wir zweifeln gar nicht, daß der hier ausgeſprochene Satz für Viele einen recht artigen Gegenſtand für ihre ſkoptiſchen Unterhaltungen zu bilden geeignet iſt. Indeß heißt eben meines Wiſſens Belachen nicht Widerlegen. Auch iſt dies den guten Leuten kaum zu verübeln, da es leider in der letzten Zeit Gewohnheit geworden iſt, das, was man ſeit Langem nicht mehr oder

hieher gehöriges Problem, das ſich auf die Geneſis der Welten bezieht, die wir bis jetzt nur als ſchon neben Gott ſeiende gefaßt haben. Wenn Gott ſchafft, ſo iſt es offenbar, daß er dies nur vermittelſt des Reichthums an Subſtanz thut, den er in ſich beſchloſſen hält. Da nun dieſer aber unendlich iſt, Gott auch indeß eine ebenſo unendliche Kraft der Sonderung beſitzt und ſich ſelbſt als Herrn aller Potenz ſo unermeßlich machen kann, wie er nur will, ſo geht hieraus mit Nothwendigkeit hervor, daß einem ſolchen Gotte nichts entgegenſtehe, ſo viel Welten zu produziren als ihm gutdünkt. Doch ſcheint hiebei eine natürliche Modifikation nicht unbeachtet bleiben zu dürfen, kraft der allein ein ſolcher mächtiger Welten-Rhythmus vor Verwirrung bewahrt werden kann. Auch geht es ſchon aus dem einheitlichen Begriff Gottes hervor, daß jede Welt gleichfalls eine Einheit zu bilden habe, jede alſo durch eine andere ebenſo wenig geſtört werden dürfe, wie ſie hinwiederum von Eingriffen in andere Regionen ſich entfernt halten müſſe. Es iſt demnach ſehr wahrſcheinlich, daß von den vielen Welten, wenn ſie nämlich exiſtiren, keine durch Erfahrung um die andern wiſſe, oder höchſtens nur in die eine oder die andere hinüberblicken dürfe. Es iſt demnach jede Welt für ſich eine beſondere organiſche Einheit, zu der Alles gehört, was nicht durch eine entſchiedene Grenzmauer von ihr abgeſondert iſt. Es iſt folglich auch wahrſcheinlich, daß Alles, was wir mit unſeren Augen faſſen können, zur Einheit unſerer Welt gehöre: — es müßte denn ſein, daß der entfernteſte Schimmer, der aus dem hinterſten Himmels-Hintergrunde in unſer Sehorgan dringt, wenn er nicht zu Gott gehört, die Beobachtung anderer Welten gewährte. Iſt aber ſo unſre Welt eine Einheit, und zwar eine von Gott gewollte organiſche Einheit, ſo geht hieraus unmittelbar die Frage hervor, was der ewige

---

noch gar nicht gedacht hat, als undenkbar und unmöglich zu verſchreien. Den allzu Aengſtlichen ſagen wir nur noch, daß der in ihren Grenzen auf natürliche Weiſe ſich bewegenden Vernunft eine wirkliche Unendlichkeit des Raumes ungleich ſchwerer zu denken iſt, als daß Gott ſeine Welt, wie ein Fürſt ſeinen Reichsapfel, handhabe. Wir dürfen uns nicht einſchüchtern laſſen, wenn es gilt, durch kühne, aber mögliche Sätze Behauptungen von wahrhaften Undingen zu widerlegen oder zu vernichten.

Gott mit ſolcher Einheit gewollt habe. Weun es nun aber nicht unmöglich wäre, daß Gott als Spiel*) gleichſam einer freien Stunde eine willkürliche Arabeske von Welt erzeugte, ſo iſt es doch bei weitem wahrſcheinlicher, daß er mit jeder Welteinheit, und alſo auch mit unſerer eine Nachahmung ſeiner ſelbſt oder ſein Ebenbild habe hervorbringen wollen. Iſt dem nun aber ſo (und es läßt ſich ſolche Wahrſcheinlichkeit leicht zur Gewißheit ſteigern), ſo geht hieraus hervor, daß die äußere Einheit, wie ſie ſich z. B. im beweglichen Tanze der Planeten offenbart, nicht die von Gott gewollte, eigentliche Einheit vorſtellen könne. Denn da die Welteinheit ein Bild ſeiner Einheit vorſtellen ſollte, ſo iſt allein da die Einheit der Welt in Wahrheit anzunehmen, wo baſiſche Subſtanz und geiſtige Herrſchkraft über dieſelbe ſo zuſammengearbeitet auftreten, daß ſie ſich vollkommen in ihrer Innerlichkeit die Wagſchale halten, und demnach in ſolcher Vereinigung der ewigen Form Gottes gleich werden, die darin beſteht, daß die Subſtanz vollkommen in die Herrſchkraft und dieſe in jene aufgeht. Es iſt offenbar, daß auf der Erde allein der Menſch eine ſolche Central-Einheit bildet und dadurch mitberufen iſt, die Seele des Univerſums vorzuſtellen. Denn ſo wenig den Begriff der menſchlichen Gott-Ebenbildlichkeit die tauſend Millionen von Menſchen umſtoßen können, welche die Erde bewohnen, ebenſowenig werden dies alle die übrigen Gottebenbildlichen Geiſter vermögen, welche etwa noch da und dort unſre Welteinheit zu bewohnen berufen ſind. Im Gegentheil werden auch ſie den Begriff des Menſchen nur verſtärken können, da nach allem Bisherigen die unzähligen Gottebenbildlichkeiten unſerer Welteinheit ſich zur Idee des Menſchen nur ſo verhalten können, wie ſich alle möglichen wirklichen Dreiecke zu der des Dreiecks verhalten. Auch liefern uns viele der früheren Vorleſungen wie die über Naturwiſſenſchaft, Medizin, Geſchichte, Philologie und Jurisprudenz für die Würde der menſchlichen Gottebenbildlichkeit wahrhaft überführende Beweiſe, indem ja an dieſen verſchiedenen Orten mit Evidenz nachgewieſen wurde, daß allem Natürlichen unſerer Welteinheit der Stempel der menſch-

*) So nennt z. B. Heraklit, wenn gleich mit Beiziehung eines tieferen Sinnes, die Welt ein Spielwerk Gottes.

lichen Geſtalt aufgeprägt ſei. Nun aber haben wir oben bei der erſten Gliederung unſeres einzig ächten theologiſchen Standpunktes bereits gefunden, daß Religion im Menſchen darin beſtehe, daß ſeine Seele auswandere, ſich göttlichen-Inhalt in ihre Tiefe herabzuholen. Auch kann dies in keiner Weiſe befremden. Denn da zufolge unſerer jetzigen Entwicklungen der Menſch die ganze göttliche Form beſitzt und nur darin von Gott unterſchieden iſt, daß er Theil von einem Theil der göttlichen Subſtanz vorſtellt, ſo iſt es natürlich, daß er, weil er ja die Form Gottes hat, auch eine Ahnung von der immanenten Seligkeit Gottes mit ſich herumträgt. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß der Menſch, eben wegen ſeiner Ebenbildlichkeit auch dieſe Seligkeit in Wahrheit haben möchte. Nun aber bietet ihm dieſe Welt dergleichen Nichts. Gezeigt wurde aber ſchon, daß, wie Gott mit unendlicher Freiheit ſich im Nu durch die ganze Ewigkeit ſeines Inhaltes und weiter noch hinbewegt, auch der menſchlichen Seele etwas von dieſer Kraft der momentanen Translokation einwohne: — was ja übrigens bereits aus dem Begriffe der formellen Gottebenbildlichkeit gefolgert werden könnte. Es iſt daher wie eine phyſikaliſche Attraktionsluſt höherer Art zu betrachten, daß die menſchliche Seele aus ſich auszugehen ſucht um den höheren Inhalt der Gottheit oder ergänzende Gottesſubſtanz in ſich hereinzubekommen. Wie wir demnach als erſte unerläßliche Baſis unſeres, wie wir jetzt ſagen können, wahrhaft ſubſtanziellen theologiſchen Standpunktes den Begriff eines Gottes aufſtellten, der nicht ein ſchlaffes Bildwort wäre, ſondern die lebendigſte Lebendigkeit ewiger Spannung und immanenter Ruhe, ſo iſt jetzt als ſeine zweite Grundbedingung ein Zuſtand der menſchlichen Seele nachgewieſen worden, deſſen gleichfalls vorhandene lebhafte Hindrängung zur Religion nicht als ein überflüſſiges Opfer der Verehrung und Dankbarkeit, ſondern als die natürlichſte Naturthat der menſchlichen Seele erſcheint. Jetzt iſt nur noch nöthig, das Verhalten Gottes dem Begehren ſeines Ebenbildes gegenüber kennen zu lernen, um die Höhe des Standpunktes vollkommen begreifen zu können, den wir als den einer wahren Theologie einzig würdigen bezeichnen zu müſſen glauben. Denn es iſt offenbar, daß wir noch das Verhalten Gottes ſeinem

Ebenbilde gegenüber zum Gegenſtande der Betrachtung machen müſſen, wenn anders die Kette unſeres theologiſchen Standpunktes als eine geſchloſſene ſoll anerkannt werden können.

Nach der im Vorigen gegebenen Schilderung kann es keinem Zweifel unterworfen ſein, daß Gott gegen alle Nothwendigkeit, Schöpfer werden zu müſſen, völlig frei daſteht. Ebenſo wird auch nicht ganz zu läugnen ſein, daß der Trieb Gottes zur Produktion einer Welt oder von Welten in ihm als eine Freude aufſteigt, die ſich ſeiner unbeſchränkten Kraft wie eines Spielwerks zu bedienen Luſt trägt. Ja ſelbſt die Anſchauung kann nicht einmal ganz zurückgewieſen werden, daß Gott ſeine geſchaffene Welt, ſein gewordenes Ebenbild augenblicklich zurücknehmen, alſo dem Nichts preisgeben könnte, wenn ihn ſolcher Einfall anwandelte. So wahr aber auch alles dies iſt, ebenſo wahr iſt auch der andere Satz: daß eine ganz ähnliche Attraktionsluſt, welche den Menſchen anſtachelt, aus ſich ſelbſt auszugehen und Gott zuzuwandeln, ſich, ſobald der Menſch geworden iſt, auch Gottes bemächtigt und dieſen beſtimmt, dem Menſchen einwohnen zu wollen und ihn mit der Subſtanz ſeines Inhalts zu ſpeiſen. Daß dem aber ſo ſei, wollen wir durch Folgendes zu beweiſen ſuchen. In ſich ſelbſt nämlich iſt Gott von Ewigkeit her der ſich beſtändig und überall Gleiche. So hoch er ſich daher nach dem Früheren auch innerlich ſteigern mag, dieſe Steigerung wird immer auf ganz gleiche Weiſe ſeine geſammte innerliche Natur durchdringen, ſo daß alſo immer ein Hauch ungehinderter, durch Nichts ungleich gemachter Freude den ganzen Inhalt Gottes gleichſam durchgeiſten wird. So bleibt es aber keineswegs, ſobald Gott Schöpfer wird. Da er nämlich jede Welt als ein Geſondertes von ſich wird hinſtellen wollen und müſſen, auch jede Welt, ſchon ihrer genetiſchen Momente wegen, unmöglich die gleiche Intenſität und Fülle mit Gott enthalten kann, ſo geht hieraus die augenſcheinliche Folgerung hervor, daß Gott, um (was hier gleichgültig iſt) eine oder mehrere Welten zu produziren, nothwendig ſich ſelbſt und ſeinem Weſen eine Negation wird anthun müſſen. Denn da, wie wir fanden, der Ort einer Welt nirgends als in Gott ſelbſt ſein kann, ſo muß ſich Gott wenigſtens in irgend einer Weiſe aus ihm

hinwegbewegen, um der werdenden Exiſtenz Raum zu geben. Von ſolcher Negation iſt es nun aber klar, daß ſie, wenn auch mit Gottes Willen, dieſem letzteren doch in ſo fern Gewalt anthut, daß er an der Stelle, wo die Welt hervorgeht, einer Ungleichheit mit ſich ſelbſt Platz machen muß, welche ſeiner eigenen Vergangenheit nicht anders als ungewohnt erſcheinen kann. Sobald daher (durch welche Operation der Geneſis, iſt hier gleichgültig) in der gewordenen Welt die Ebenbildlichkeit mit Gott ſich im Menſchen aufthut, und ſomit dieſes Ebenbild Gottes lebhaft zu begehren anfangen wird, ſo wird ſich alſobald hiemit dem Gotte die Möglichkeit offenbaren, nun wieder jenem Orte einwohnen zu können, aus welchem ihn ſein eigener Wille: daß eine Welt ſein ſolle, verbannt hatte. Das Auftauchen der Ebenbildlichkeit demnach in der gewordenen Welt läßt es von nun an wieder zu, daß Gott mit vollkommener Gleichheit auch da wieder erſcheinen kann, von wo er aus Liebe zur Welt gewichen war. Es iſt folglich ſchon von dieſer Seite höchſt glaublich, daß Gott dem Zuge des Menſchen, vermittelſt deſſen dieſer letztere Gott in ſich zu bekommen ſtrebt, Folge leiſten werde. Aber ſelbſt wenn dieſes nicht der Fall wäre, ſo würde es doch noch einen weiteren Grund geben, welcher Gott zur Einkehr im Menſchen beſtimmen könnte. Wir haben nämlich erkannt, daß der Menſch in formeller (wenn auch nicht in materieller) Beziehung ganz Gott gleich wäre. Wie ſich daher Mikrokosmus zu Makrokosmus verhält, ſo verhält ſich auch der Menſch als kleiner Gott, oder als Gott der Welt, zu Gott dem großen Gott, oder dem Könige der Ewigkeit. Es iſt demnach, was die Conſtellation der innerſten Elemente anbetrifft, zunächſt zwiſchen Gott und Menſch ein nur geringer Unterſchied. Wie daher, wo ein wirkliches Dreieck iſt, auch der Begriff des Dreiecks an ſich als vorhanden angenommen werden muß, ſo wird ebenſo, wo der Menſch iſt, auch Gott nicht abweſend ſein können: — oder milder ausgedrückt: wo das Allerheiligſte erſcheint, da kann auch ſeine Erfüllung nicht ferne ſein. Wenn deßhalb der Menſch mit gottgenehmer Geſinnung Gottes begehrt, ſo wird auch Gott ſich dieſem Wunſche zwar entziehen können, dieſes aber doch niemals in Wirklichkeit thun. Denn da Gott ſo unermeßlich groß iſt, daß die Exiſtenz einer Welt für ihn völlig gleichgültig iſt, ſo

iſt es offenbar, daß der Reiz, eine Welt zu erhalten, für ihn größer ſein muß, als der, eine ſolche zu zerſtören, da die unendliche Liebe, welche das unendlich Kleine bejaht, jedenfalls ein Erhabeneres iſt, als die Macht, welche den Wurm zertritt. Es iſt folglich ausgemacht, daß die Sehnſucht der göttlichen Form im Menſchen auch göttlichen Inhalt zu beſitzen, auch auf's entſchiedenſte den ewigen Gott veranlaßt, mit ſeiner ganzen Realität herabzuſteigen und im Menſchen die ihm konveniente Wohnung zu finden. Die Vereinigung daher, welche die Religion zwiſchen Gott und Menſch bewirkt, iſt nicht ein bloß rationell-ſpiritualer Einheits-Gedanke, welcher einem Nichtſein ſolcher Vereinigung faſt gleichkommt, ſondern ſie iſt in der Weiſe eine ſolche, wie ſie eintritt, wenn wir Wein dem Waſſer miſchen, oder wie in der Luft Stickſtoff dem Sauerſtoff verbunden iſt. Man muß die Ausſprüche der Schrift in einer Weiſe deuten, wie ſie nur dem flachſten „Denkgläubigen" möglich iſt, wenn man die Realität ſolcher intimen Einheit auf eine ſchwächere oder äußerlichere Stufe der Wirklichkeit herabſetzen will.

Dies iſt denn nun die gründliche Entwicklung des früher ſchon angedeuteten Standpunktes, von dem aus allein eine objektive Behandlung und Conſtruktion der Theologie als möglich angenommen werden kann, ohne daß man dadurch die Größe der Sache oder die gerechten Anſprüche des menſchlichen Geiſtes beeinträchtigt. Auch würde Mancher, dem es weniger gründlich Ernſt iſt, als uns, meine Herrn, das bereits Geſagte für hinlänglich halten für eine encyklopädiſche Ueberſicht der Theologie, welche allein den richtigen Standpunkt aufzuſtellen berufen ſein kann, von dem aus an die Behandlung des Ganzen wie des Einzelnen herangetreten werden muß. Wir halten aber die vorliegende Sache wie die Gefahr der Zeiten für zu groß, als daß wir uns nicht aufgefordert fühlen ſollten, die gegebene Grundlage in ſo weit bis in die Anfänge der Einzelheiten hinein zu entwickeln, daß von dieſen weg die weitere Anwendung ſelbſt ſchwächeren Kräften nicht mehr allzuſchwer erſcheinen kann. Ehe wir uns aber in der beſchriebenen Weiſe auszubreiten anfangen, werden erſt noch mit den bisherigen, und namentlich den letzten Darſtellungen einige freiere Folgerungen und Betrachtungen zu verbinden

ſein, deren Reſultate alsdann weiter zu führen geeignet ſein werden.

Wenn ſich Gott, wie nun von uns bewieſen iſt, zur Produktion einer Welt herbei läßt, in welcher als ihr letzter Gipfelpunkt ſein Ebenbild hervortritt, ſo iſt die gewordene Welt damit in vieler Beziehung freilich auf einen mit Gott ſelbſt gleichen Standpunkt verſetzt. Indeß würde man ſich täuſchen, wenn man den großen Unterſchied, der nichts deſto weniger zwiſchen beiden zu beſtehen fortfährt, einen Augenblick aus dem Auge laſſen wollte. Denn weit entfernt, daß durch die Verebenbildlichung der Welt mit Gott im Menſchen der Gegenſatz zwiſchen beiden aufgehoben worden wäre, iſt er durch dieſe Thatſache vielmehr erſt recht zur Anſchaulichkeit gebracht worden, da, obgleich in der Welt ein kleiner Gott entſtanden iſt, dieſe beiden dennoch ſo ſchwach bleiben, daß ohne eine erneute Inwohnung Gottes im Menſchen für beide kein wirklicher Fortſchritt zu hoffen iſt. Der ſcheinbar abolirte Unterſchied zwiſchen Gott und Menſch zeigt ſich demnach erſt jetzt recht in ſeiner vollendeten Größe. So bedeutend indeß dieſer Unterſchied auf der einen Seite auch ſein mag, ſo wenig führt er doch auf der anderen zu einer entſchiedenen oder gar abſoluten Trennung. Vielmehr je hülfsbedürftiger der formelle Menſch auftritt, um ſo mehr wird ſich Gott beeilen, ſeiner Schwäche und Inhaltloſigkeit beizuſtehen. Denn je bewegungsloſer zur Aufſteigerung dem ewigen Gotte der Menſch entgegentreten wird, um ſo mehr wird ſich jener beſtreben, ſeine formelle Aehnlichkeit nicht allzulange in Leerheit ſchmachten zu laſſen und dadurch mehr ſich ſelbſt, als jene, zu beſtrafen. So erhaben folglich auch Gott über die ſein Ebenbild enthaltende Welt ſein mag, ſo wird doch dies Ebenbild die Urſache ſein, warum Gott mit dieſer Welt dennoch in einer gewiſſen Verknüpfung oder Cohärenz aushalten wird, ſo daß man Gott ſelbſt als das letzte und höchſte Glied oder als das Haupt jeder, und demnach auch unſerer Welt, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne, betrachten könnte. Thun wir aber dies, ſo ergibt ſich für uns hieraus ein merkwürdiges Reſultat, das wir in folgender Art klar zu machen gedenken. Wo wir nämlich in irgend einer Weiſe Höheres und Geringeres mehr oder weniger in eine Einheit vereinigt wahrnehmen, da entdecken wir, daß das

Niederere einer roheren Materialität dahingegeben iſt, das Höhere aber, mit Unterſcheidung und freierer Gliederung begabt, durch dieſe ſich in der ausgeſprochenſten Weiſe gegen alle ſtoffliche Maſſenentwicklung zu ſichern weiß. Wenden wir uns nun dem Punkte zu, wo das Höhere, das mit dem Niedreren eine organiſche Einheit bildet, dieſem letzteren verknüpft iſt, ſo finden wir, daß dieſer Uebergangspunkt ſowohl an den Maſſenzuſtand des Niedreren, wie an der höheren Freiheit der Gliederung Theil nimmt. Es gibt ſich demnach eine ſucceſſive Aufſteigung der Veredelung vom Niedreren zum Höheren zu erkennen, deren Weſen nicht uneben eine Flucht des Höheren vom Niedreren weg genannt werden könnte. Sehen wir uns nun aber darnach um, wie gewöhnlich eine ſolche polariſche Sonderung zwiſchen dem Niedreren und Höheren bezeichnet zu werden pflegt, ſo gibt es hiefür keine anderen Namen, als die des Oben und Unten. Denn wo wir auch in der Natur hinſehen mögen, überall tritt uns das Höhere und Edlere als das Oben, das Niedrere aber und Gemeine als das Unten entgegen. Denn ſo heißt bei dem Menſchen und der Pflanze Haupt und Krone das Oben, Wurzel und Rumpf aber das Unten; und auch die mächtige Länderentwicklung auf der nördlichen Halbkugel unſrer Erde wird jeder Vernünftige als das Oben bezeichnen, dem gegenüber die Waſſermaſſe der ſüdlichen Halbkugel, in welche die Enden von Afrika, Aſien und Amerika wie Wurzeln hinabſtreben, nur als das Unten erſcheinen kann. Kurz jene Scheidung in Oben und Unten iſt ſo durchgängig an die Verhältniſſe des Höheren und Niedreren geknüpft, daß Jeder ſcheinbare Gegenſatz auf das leichteſte eben nur als ein ſcheinbarer nachgewieſen werden kann. Iſt dem nun aber in Wahrheit ſo, und wenden wir das hiemit gewonnene Reſultat auf unſere vorliegenden Unterſuchungen an, ſo geht daraus hervor, daß das abſolute Oben unſerer wie jeder Welt durchaus ihr höchſter Träger und Erhalter, alſo der ewige Gott ſein müſſe. Da aber der ewige Gott das Höchſte iſt, was es überhaupt gibt, ſo wandelt ſich der gewonnene Satz augenblicklich in den noch beſtimmteren um, daß der ewige Gott nothwendiger Weiſe das abſolute Oben ſein müſſe, oder: Wo kein höheres Oben zu finden iſt, da iſt Gott. Was

demnach über einer organiſch in ſich abgeſchloſſenen Welteinheit liegt, kann nichts Anderes als ihr Gott ſein. Alle religiöſe Tendenz geht demnach von Unten nach Oben, und es iſt daher nichts natürlicher, als daß die betende Ebenbildlichkeit auf die Kniee fällt, dadurch ihr Unten gleichſam nichtſeiend zu machen ſucht, ihre Arme nach Oben breitet und im ſchwimmenden Blicke die Seele aufwärts zu entfliehen ſucht *). Haben wir nun aber durch ſolche mächtige und unmittelbare Gebundenheit des Gottes an ſeine Welt und durch die abſolute Scheidung eines ebenſo abſoluten Oben und Unten die ganze vorliegende Darſtellung in ein noch entſchiedeneres und ausgeprägteres Bild eingeführt, als wir ein ſolches ſchon vorher beſaßen, ſo ſind wir durch das letzte unſerer Reſultate in eine für uns nun noch deutlicher enthüllte geiſtige Welt eingeführt worden. Denn wenn aus unſeren Entwicklungen ſich mit Nothwendigkeit ergab, daß die betende Seele ſich von Unten nach Oben bewege, ſo iſt es jetzt natürlich, daß der ihr nach dem Früheren freudig und voll Willen entgegenkommende Gott entſchieden den umgekehrten Weg einhalte, und ſich demnach von Oben nach Unten bewege, ſo daß demnach die Welt nur wie die Region oder das Gehäuſe bildet, in welchem ſich Gott zum Ebenbild und Ebenbild zum Gott bewegt. Es liegt nun aber etwas in dieſer Doppelbewegung, was der ſpeziellen Hervorhebung wohl werth iſt, da hiemit eine Seite der Betrachtung eröffnet wird, die nicht ohne Einfluß auf viele hier einſchlagende Verhältniſſe iſt. Indem nämlich Gott von Oben nach Unten und das Ebenbild von Unten nach Oben geht, und beide doch zu einander ſtreben, ſo ſcheint hierin ein Gegenſatz zu liegen, der neben dem Freundlichen faſt auch etwas wie ein Feindliches erkennen läßt, da jede Gegenbe-

*) Der leichteſte Einwurf, der hier gemacht werden könnte, der aber freilich durch die vorhergehende Unterſuchung ſchon aufgehoben erſcheint, iſt der, daß bei den Antipoden alle dieſe Verhältniſſe entgegengeſetzte ſind. Abgeſehen aber davon, daß durch die Drehung der Erde in jedem Momente alle Antipoden-Verhältniſſe als relative erſcheinen, ſo iſt für jeden Menſchen das Ueber der Erde ſein Oben, das Unter der Erde aber ſein Unten: — und es iſt demnach etwas mehr als zufällig und gleichgültig, daß namentlich die Myſterienlehre der Alten dieſes Ueber und Unter ſo bedeutſam hervorhob.

wegung ebenſo gut eine Abhaltung wie eine Ineinsbildung involvirt. Aber weit entfernt, daß jene Anweſenheit von Widerſtand in der doppelten Gegenbewegung eine Entzweiung zwiſchen Gott und Ebenbild hervorzurufen vermöchte, iſt ſie ſelbſt nur wieder eine neue Baſis, auf welcher die Möglichkeit einer um ſo innigeren Vereinigung erwächſt. Denn alle Liebe beruht mit auf der Entwickelung einer Ausſchließlichkeit, da dieſe die Selbſtheit bewahren hilft, ohne welche überhaupt eine wahre Liebe unmöglich iſt. Es erſcheint demnach die oppoſitionelle Zuſammenbewegung von Gott und Ebenbild nur als etwas um ſo Herrlicheres, weil hiedurch der Zweck ihrer Zuſammenbewegung nur in einem um ſo höheren Maaße erreicht wird. Aber ſo herrlich nun auch der hier angegebene Grund für dieſe Doppelbewegung iſt, ſo gibt es dennoch für uns einen noch höheren, auf deſſen Hervorhebung wir es ſo ſehr allein abgeſehen haben, daß wir faſt nur um ſeinetwillen hier die Wechſelverhältniſſe von Oben und Unten der näheren Betrachtung unterworfen haben. Denn nicht zum erſten Male tritt uns hier zwiſchen Gott und Ebenbild das Geſetz der umgekehrten Ineinanderbewegung entgegen. Vielmehr haben wir desſelben bereits in unſerer Vorleſung über Philoſophie Erwähnung gethan, indem wir dort zeigten, daß Subſtanz oder Allmöglichkeit und die Kraft der Sonderung und Scheidung in einer ſo innigen Liebe und Beziehung zu einander ſtünden, daß ſie, ſich entgegenkommend, faſt wie Feinde ineinanderſtürzten und in ſolchem Wechſelverhältniſſe auch in der Welt zu Verhältniſſen die Veranlaſſung gäben, wie ſie in den Wechſelbeziehungen des Hauptes zum Rumpfe und der beiden großen Erd-Diagonalen von Südoſt nach Nordweſt und von Nordoſt nach Südweſt hervorträten. Iſt dem aber alſo, ſo geht hieraus das ſehr bedeutſame Reſultat hervor: daß wie ſich Allmöglichkeit zu der über ihr thronenden Kraft der Scheidung verhält, ebenſo auch der Menſch oder das Ebenbild ſich zum Gott verhalte, ſo daß es uns alſo auch nicht wird wundern können, wenn in Beziehung auf Religion oder doch wenigſtens auf Religionsgeſchichte unſere beiden großen Erd-Diagonalen wieder zum Vorſchein kommen werden. Es iſt übrigens ſehr natürlich, daß zwiſchen Gott und Ebenbild (Menſch) auf der einen Seite und Kraft der

Sonderung und Allmöglichkeit auf der andern ein ausgeprägter Parallelismus hervortritt. Denn wie die Allmöglichkeit nach unſeren früheren Unterſuchungen gleichſam ein impotenter Ueberfluß iſt ohne die ſcheidende Kraft, ſo vermag auch die formelle Aehnlichkeit des Menſchen mit Gott gar nichts zu des letzteren Entwicklung, wenn nicht der zuſtrömende Gott ſie entbindet und zum aufſteigenden Wachsthum ſowohl voll wie gelenk macht. Weniger natürlich, aber um ſo großartiger mag dagegen die aus den letzten Sätzen ſich ergebende nothwendige Folgerung erſcheinen, daß das tiefe innerliche Wechſelverhältniß, welches zwiſchen Gott und der Eſſentifikation ſeiner Welt, dem Ebenbilde, beſteht, ſchon vorgebildet liege in dem anderen, von Ewigkeit her beſtehenden Wechſelverhältniß zwiſchen der ſondernden Kraft und der Allmöglichkeit: — oder anders ausgedrückt: die Schöpfung des Ebenbildes und ſein Verhältniß zu Gott iſt von der einen Seite gar nichts Anderes als die Aufſteigerung eines ſchon vorher in der Gottheit vorhandenen Verhältniſſes zur höchſten Höhe vollendeter Selbſtſtändigkeit. So ſehr aber dieſer Parallelismus nach der einen Seite hin ein vollendeter ſein mag, ſo ſehr iſt er nach der anderen hin ein nur theilweiſer. Denn Subſtanz und ſcheidende Kraft ſind jede für ſich allein nichts: beide ſind Halbheiten, die erſt durch Vereinigung zu Ganzheiten erwachſen. Anders verhält es ſich bei Gott und Ebenbild. Hier ſind beide Ganzheiten, die folglich, wenn ſie ſich vereinigen, gleichſam eine Ueberfüllung erzeugen. Iſt aber ſchon die Einheit von Subſtanz und Kraft der Sonderung die Seligkeit der vollendetſten Klarheit, wie groß muß erſt die Wonne zwiſchen dem vereinigten Gott und Ebenbilde, alſo was daſſelbe iſt, in der vollendeten That der Religion ſein! Die Hoheit dieſes wunderbaren Zuſtandes müſſen wir jetzt noch einer kurzen Betrachtung unterwerfen, da aus ihrer Schilderung ſich der Punkt ergeben wird, aus welchem die Entwickelung des Fortſchrittes hervorzugehen hat.

Wenn ſich zwei Kräfte der Natur oder ſonſt welche, die in irgend einem polariſchen oder ſich ergänzenden Verhältniß zu einander ſtehen, mit größerer oder geringerer Heftigkeit vereinen, ſo

kann es nicht anders ſein, als daß die entgegengeſetzte Sättigung, welche einer jeden wird, durch beide die höchſte Wonne und Seligkeit ausgießt. Iſt dies aber ſchon der Fall, wenn überhaupt zwei irgendwie korreſpondirende Exiſtenzen zuſammentreten, ſo wird ſolche innerliche Wonne ſich in demſelben Grade aufſteigern, als die beiden Pole einen allheitlicheren Charakter annehmen; und am höchſten wird der immanente Wellenſchlag ſein, wenn die beiden Glieder zuſammen die abſolute Kraft jeder Möglichkeit enthalten. Denn in ſolchem Falle ſtellt der vereinigte Gegenſatz in jedem Theile ſeiner Wechſeldurchdringung die Univerſalität der Allheit vor, und die einfache That der Einigung iſt gleichſam die Beſchlußnahme einer ganzen Welt von Möglichkeiten unter eine einzige Verwirklichung. Nun aber haben wir gefunden, daß Alles, was exiſtirt, nur vermittelſt der ſubſtanziellen Allmöglichkeit und der Kraft der Scheidung das Leben hat. Es kann daher ſchon die Luſt, mit welcher ſcheidende Potenzialität und Allmöglichkeit bei ihrer Vereinigung in einander erzittern, kaum groß genug angenommen werden. Wie gering iſt aber ſolcher Wechſelgenuß dieſer beiden Polaritäten gegen jene That der Religion, in welcher Gott und Ebenbild in eine gegenſätzliche Einheit zuſammentreten und ſich ihrer gegenſeitigen Anweſenheit erfreuen. Jedes dieſer Weſen beſitzt nämlich vollkommene Allheit in ſich; jedes ſchaut im andern wie in einem Spiegel ſein eigenes unergründliches Weſen mit individueller Neuheit reproduzirt. Der Menſch (das Ebenbild), welcher mehr die formelle Weſenheit des Gottes, als ſeine Fülle empfangen hat, ſieht im ewigen Abgrunde Gottes die Ahnungen zu Wirklichkeiten aufgehen, welche in ihm nur als keimende Möglichkeiten vorhanden waren, und empfindet in jedem Tropfen der Einwohnung Gottes gleichſam unendliche Befruchtung zu noch unendlicherem Wachsthum. Der Gott dagegen ſieht im Menſchen wie einen werdenden Gott, fühlt ſich dadurch auf's freudigſte in ſeinen eigenen Grundlagen erregt und beſtätigt, und führt ſomit im Menſchen ſich ſelbſt einer neuen Vollendung zu. Es iſt ein ſeliges Gefühl, in ſich eine abgeſchloſſene Einheit vorzuſtellen, welche, ganz mikrokosmiſcher Natur, dem Weltbaue Plato's ähnlich weder Hände noch Füße noch irgend eines nach außen gehenden Gliedes bedarf, weil im Inneren die ganze Fülle der Möglichkeit

beſchloſſen ruht. Zu welcher Wonne aber der Bewegung in der Tiefe des innerlichen Raumes müſſen zwei Weſen gelangen, von welchen jedes mikrokosmiſche Einheit iſt, alſo jedes in dem anderen wie die Welt einer unendlichen Subſtanz wahrnimmt. Denn ſei es auch, daß der Gott in ſich unendlich reicher und ſomit auch unendlich über ſein Ebenbild erhaben iſt, nichts deſto weniger läßt er das, was er dem Menſchen gibt, alſo ſich ſelbſt von dieſem gebrauchen und genießen, ſo wie umgekehrt das Ebenbild für ihn der Boden iſt, aus welchem er die Blumen der Ewigkeit aufblühen läßt. Nicht als wenn der Gott des Menſchen bedurft hätte, um die höchſte Seligkeit zu koſten, aber die Produktion des Ebenbildes ſcheint ihm die konvenienteſte und natürlichſte Weiſe geweſen zu ſein, das Ziel ſeines eigenen höchſten Genuſſes zu erreichen. Kurz, die That, welche als das Weſen der höchſten und innigſten Religion bezeichnet werden muß, dieſes Wohnen des Gottes beim Menſchen und des Menſchen bei Gott, jenes wechſelſeitige Spielen beider voreinander (Proverb. 8, 31. 32.) iſt nicht etwa ein Bildwort oder ein abſtrakter Begriff der Vereinigung, ſondern eine wirkliche phyſikaliſche Thatſache, deren Anfang allein Sehnſucht und Begehren, deren Ende aber Befriedigung und Erfüllung iſt. Der eigentliche Ascete bleibt am Anfang der religiöſen Handlung ſtehen, der Myſtiker anticipirt ihr Ende, der Epikureer vergreift ſich im Objekte, und nur der wahrhaft Erkennende weiß Allem ſeine rechte Stätte zu geben. Denn allerdings nehmen wir, beſtändigen Einſeitigkeiten verfallend, nichts von jener objektiven Sättigung und Füllung wahr, welche die That der vollendeten Religion mit ſich führte. So Herrliches daher auch das Weſen der Religion verheißt, immer fühlen wir uns ihren Verſprechungen gegenüber in einer Tantalus-Qual befangen, gegen die uns zwar Tropfen, aber kein voller Trunk gewährt wird. Wie läßt ſich dieſes den gegebenen Entwicklungen gegenüber erklären und deuten?

Wir haben in den Vorleſungen über Philoſophie und Metaphyſik ſowie auch bereits ſchon einigemale in der gegenwärtigen den Satz ausfindig zu machen und auch zu beweiſen geſucht, daß die wirklich anweſende Exiſtenz, ſobald ſie eben nur exiſtirt, nothwendig auf die höchſte Vollendung, Erfüllung und die unbeſchränkteſte Beweglichkeit ihres eigenen Inhaltes hinführen muß, ſo daß

alſo mit dem geringſten Atom eine auch gar nicht beeinträchtigte Möglichkeit zu allen Dingen und allen Situationen gegeben iſt. Denn, ſagten wir, die kleinſte Exiſtenz ſetze neben ſich durch ſich ſelbſt eine Nachbarſchaft, deren immer weiter greifender Conflikt zuletzt nothwendig zu der dynamiſchſten Vollendung und damit zu einer von Ewigkeit her beſtehenden Abrundung in ſich ſelbſt führen muß. Iſt dem aber ſo, ſo kann innerhalb eines ſolchen in ſeiner Vollendung abgeſchloſſenen Weſens durchaus keine Störung ſeiner Verhältniſſe und ſeines Willens mehr gedacht werden, da ja das kleine Atom zum Alles-Vermögenden herangewachſen iſt. Wenn daher ſolch allmächtiger Schöpfer in ſeiner von ihm produzirten Welt ein Weſen hervorgehen laſſen will, das zu ihm im Verhältniß der religiöſen That zu ſtehen hat, ſo iſt nicht abzuſehen, wie eine Störung eines ſolchen intentionirten Verhältniſſes möglich ſei. Denn alles Widerſtrebende wird der wollende Gott mit leichter Mühe vor ſich niederwerfen können. Nun aber ſcheint denn doch eine ſolche Störung eingetreten zu ſein. Denn da wir die zur religiöſen That beſtimmten Weſen ſind und doch nicht die Vollendung dieſer letzteren erreichen, ſo muß doch irgendwie ein Hinderniß ſich geltend gemacht haben, welches die Abſicht des Gottes aufzuheben vermochte. Wir wollen dieſes Hinderniß in folgender Weiſe ſuchen.

Der Menſch iſt das Ebenbild des Gottes, der ſich in religiöſer Liebe ihm vereinen will. Als ſolche Aehnlichkeit mit Gott beſitzt der Menſch eine mikrokosmiſche Allmöglichkeit, die ihm ideell in ſich ſelbſt die unbeſchränkteſte Verfügung über alle ſeine Kräfte geſtattet. Der Menſch iſt demnach ein durch ſeine ganze Tiefe hin freier Mikrokosmus, deſſen Einſtimmung zu allen ihn betreffenden Handlungen nothwendig iſt, wenn er nicht blos durch blinde wilde Gewalt zu irgend Etwas fortgeriſſen werden ſoll. Mit dieſem Weſen nun will ſich Gott in der religiöſen That vereinigen: — eine That, welche durch ihre ganze Natur hin unmöglich iſt, wenn ſie nicht auf eitel Güte, Liebe und Sanftheit baſirt iſt. Das religiöſe Verhältniß iſt demnach ohne Freiheit und Liebe eine völlige Unmöglichkeit. So mächtig daher der Gott auch ſein mag, eine That, die auf Freiheit und Liebe beruht, kann nicht erzwungen werden, und ſelbſt

wenn ſie erzwungen werden könnte, ſo würde der Gott ſie in keiner Weiſe erzwingen wollen. Die Vollziehung der religiöſen That wird daher in jedem Augenblicke gehemmt werden können, ſobald der Menſch nur der Abſicht Gottes zu widerſtreben Luſt trägt. Ja hierin beſteht eben allein nur die Größe einer Schöpfung, daß ſie bis auf einen Punkt hin geſteigert wird, an welchem ſie gegen ihren eigenen Urheber mit völliger Unabhängigkeit aufzutreten vermag. Ich weiß in der That nicht, ob, was ſie behaupten, Wahrheit ſei, daß nämlich in dem Gedanken eines ſolchen Verhältniſſes für die Faſſungskraft des Geiſtes ſo unendliche Schwierigkeiten liegen ſollen, da mir derartige nur in meinem Willen zu liegen ſcheinen. Die Thatſache aber ſo angenommen, wie wir ſie geſchildert haben, ſo bleibt uns jetzt nur noch der Grund zu erforſchen übrig, durch welchen ſich das Ebenbild veranlaßt fühlen konnte, der religiöſen Vereinigung in Freiheit und Liebe zu widerſtreben. Wir ſuchen uns hier in folgender Weiſe zu erklären.

Der Gott iſt ſelbſt Alles ſo wie der Allesvermögende. Scheidende Kraft und Allmöglichkeit ſind in ihm daher bis auf einen ſolchen Punkt geeint und geſteigert, daß der kleinſte Punkt in dem ewigen Gotte mikrokosmiſche Allheit und Einheit iſt. Gott ſtellt demnach an jedem Punkte ſeines Weſens ſich ſelbſt mit gleicher Größe dar, wie er dies mit ſeiner Geſammtheit thut. Nun will er ſich in ſeiner Schöpfung als Ebenbild wieder ſelbſt ſo erreichen, wie er in ſeiner Ewigkeit er ſelbſt iſt. Der Menſch wird demnach einem Punkte von Gottes ewigem Weſen völlig gleich. Da nun aber, wie wir fanden, der kleinſte Punkt Gottes gleich dem ganzen Gotte iſt, ſo iſt der Irrthum, auch als Ebenbild gleich dem ganzen Gotte ſein zu wollen, für den Menſchen ein ſehr nahe liegender. Ja ſteht der Menſch in ſeiner Verblendung nun noch überdies, daß ſich der Gott um die Vereinigung mit ihm bemüht, ſo vermag ſich ſein Irrthum bis dahin zu ſteigern, daß er glaubt, Gott bedürfe ſeiner mehr, als er Gottes; und mit dieſem Punkte iſt denn eine Störung gegeben, deren Wirklichkeit ebenſo wenig nothwendig iſt, als ſie ſich als eine ſehr wohl mögliche darſtellt. Nun iſt aber die Störung in der religiöſen Vereinigungsthat zwiſchen Gott und Menſch entſchiedene Thatſache: ja unſer ganzes

Innere tritt uns um ſo mehr als ein unauflösliches Räthſel entgegen, je mehr wir uns der Anerkennung ſolcher Thatſache zu entziehen ſuchen. Es ſcheint demnach mehr als wahrſcheinlich, daß der Menſch die einzige Urſache für den Eintritt ſolcher Störung ſein konnte, wenn wir ſie nicht dem Gotte etwa gar zur Laſt legen wollen. Von den Ueberlieferungen des Anfangs wird dieſe That, durch welche der Menſch die Einkehr des Gottes von ſich ferne halten wollte, als die erſte Sünde bezeichnet. Was wird uns als unmittelbare Folge dieſer Verhältniſſe entgegentreten?

Der Menſch iſt zwar vollendete Ebenbildlichkeit. Zufolge ſeiner ganzen Schöpfung war er aber auf den Verkehr mit der ewigen Fülle angewieſen. Sobald daher die Ausſchließung Gottes aus den Tiefen des Menſchen dieſem letzteren nicht jene Herrſchaft brachte, welche er ſich imaginirt haben mochte, ja ſobald er bemerkt haben mußte, daß jener ſein Widerſtand ihn ſogar um viele Kräfte ſeiner Allmöglichkeit gebracht hatte, welche ihm zunächſt nur als innerliche Unendlichkeit, nicht aber zum beliebigen Gebrauche nach Außen gegeben worden war, — ſo war es natürlich, daß der Enttäuſchte wieder da anzuknüpfen ſuchte, wo er von dem ihm angewieſenen Wege abgewichen war. Aber als ebenſo natürlich muß es erſcheinen, daß ſich ihm alſobald die Brücke dieſes Weges wie abgebrochen offenbarte. Wollte daher das durch ſeinen eigenen Egoismus entleerte Ebenbild die alten Zuſtände ſoviel nur möglich reſtituiren, ſo blieb ihm nichts Anderes übrig, als wenigſtens den Anfang jener früheren Wege zu betreten. Dieſer Anfang aber iſt Sehnſucht und Begehren nach Erfüllung. Der Wunſch, ſolchen Anfang zum Ende durchführen zu können, im Verein mit den dagegen anſtrebenden Hinderniſſen, mußte von menſchlicher Seite ganz nothwendig den Verſuch der Verſöhnung erzeugen. Dies iſt der Anfang aller Religionen, ſo groß deren Mannigfaltigkeit auch über die ganze Erde hin ſein mag und wie immer dieſelben ſich auch entwickelt haben. Obgleich ſie alle auf die Religion des Anfangs hindeuten, von der Anweſenheit dieſer ſelbſt iſt in ihnen wenig oder nichts zu bemerken. Wohl aber das, daß die eine ihrem Ideal näher gerückt iſt als die andere, ja daß ſich ſogar eine Kette der Entwicklung in ihnen erkennen läßt, deren Löſung auch hier wieder aus dem

Verhältniſſe unſerer beiden großen Welt-Diagonalen hervorgeht. Auch iſt dieß ganz natürlich. Haben wir doch früher gezeigt, wie die Kreuzung dieſer Diagonalen an die eigentliche Umkehr geknüpft iſt, mit der die Allmöglichkeit von Unten nach Oben in die ſcheidende Kraft, und dieſe von Oben nach Unten in die Allmöglichkeit hinein ſteht. Ein gleiches Verhältniß haben wir aber auch zwiſchen Gott und Ebenbild nachgewieſen. Es iſt daher ſehr natürlich, daß auch die Entwicklung der Religionen ſich mehr oder weniger an die zwei großen Diagonalen des Erdkreiſes anſchließt, die uns bereits an ſo vielen Punkten die löſenden Mittel der ſchwierigſten Probleme an die Hand gegeben haben. So andeutend wir hier auch nur verfahren können, ſo wollen wir doch, ehe wir dieſe erſte Vorleſung über Theologie beſchließen, noch einen genetiſchen Blick auf die hier bezeichneten Verhältniſſe zu werfen ſuchen, da gerade die wichtigſten Punkte der folgenden Unterſuchung ſich ganz enge an die hier noch zu bezeichnenden Momente anſchließen werden. Es leuchtet ein, daß Gedanken, welche Bücher füllen könnten, hier mehr durch ihre überraſchende Bedeutſamkeit, als durch die Kraft ihrer Beweiſe ſich geltend machen werden.

Wenn nach der eingetretenen Störung des Urverhältniſſes zwiſchen Gott und Ebenbild die über die Erde hin verbreiteten Maſſen der Menſchen ſich anſchicken, wenigſtens in irgend einer Weiſe in den Anfang der zerrütteten Wechſelbezüglichkeit zurückzukehren, ſo iſt ein doppelter Weg denkbar, auf welchem die hungernden Ebenbildlichkeiten ihr Ziel zu erreichen ſich Hoffnung machen können. Die Einen werden nämlich glauben, daß ſie mit Uebergehung aller dazwiſchen liegenden Momente und Wechſelfälle nur unmittelbar da wieder anzuknüpfen brauchen, von wo ſie ſich durch ihre eigene Schuld hinweg bewegt hatten. Nun war aber in der ganzen Sphäre des Seins Gott und ſein Ebenbild das Höchſte. Alles, was neben ihnen war, erſchien demnach nur wie die Bühne, auf oder innerhalb welcher jene beiden den Akt ihrer Vereinigung ſchloſſen. Es war deßhalb, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne, die Natur nur das Allerheiligſte für jene tiefe Ineinsbildung zwiſchen Gott und Menſch, und konnte daher auch vom Letzteren ganz gut als die Stätte betrachtet werden, welche

nur dazu bestimmt wäre, die beiden (sit venia verbo!) vereinigten Götter in sich aufzunehmen*). Wollten daher die Einen der Menschen mit Uebergehung der mächtigen dazwischen liegenden Veränderung unmittelbar an den ersten Moment der Vereinigung wieder anknüpfen, so blieb ihnen nichts übrig, als sich mit höchstem Eifer auf die Produktion eines Penetrale zu werfen, dessen kolossale Entwicklung ihnen wie ein völlig bereiter Weltbau erscheinen mußte, ihnen zu Liebe von Neuem die Anwesenheit des Gottes in sich aufzunehmen. Die Anderen dagegen, welche der durch sie selbst veranlaßte Umsturz zu sehr bedrängte, als daß sie ihn zu übersehen im Stande gewesen wären, entschlossen sich nicht so plötzlich oder selbst gar nicht in die erste Stufe des Urverhältnisses ohne alle Vermittelung wieder eintreten zu wollen. Vielmehr trat ihrem geistigen Auge mehr oder weniger deutlich nur eine Möglichkeit solcher Rekonstruktion entgegen: sich nämlich vor Allem ihrer eigenen Natur zu entschlagen und vor Allem, wenn auch nicht neue, doch wenigstens veränderte Menschen zu werden, ehe an eine Wiederaufnahme des früheren Zustands gedacht werden könnte. Brachten daher diese beiden Klassen Gott ihre Opfer dar, so geschah es bei den Ersten, ihm gleichsam die Bereitwilligkeit zur Aufnahme des früheren Bündnisses entgegenkommend anzubieten, während die Letzteren mit den Flammen ihres Opfers und Rauchwerks nur die Rache des erzürnten Königes abzuwenden sich bemühten. Ueber die Dignität dieser beiden großen Menschengattungen aber kann auch keinen Augenblick nur irgend ein Zweifel obwalten. Sind nämlich die Bestrebungen der ersten Menschenklasse auch für den ersten Anblick scheinbar kühnere und in so fern großartigere, so sind sie zugleich auch weniger intelligente und dem Momente des Verhältnisses entsprechende. Sie gehen demnach bei ihrer Unternehmung aus einer entschiedenen Unkenntniß sowohl ihrer selbst wie des Gottes hervor. Die zweite Klasse ist demnach die wahrhaft menschlich kluge, ja weise, so gut wie die bessere, weil die Versuche ihrer Wiederanknüpfung mit Gott auf einer gründlichen Kenntniß der Verhältnisse wie des Bedürfnisses beru-

*) Vgl. des Verfassers „System der positiven Logik". §. 227. Zusatz. S. 333 — 334.

hen, welches ſich in ihrem Innern zu regen beginnt. Da wir nun aber bereits geſagt haben, wie wir mehr als einen Grund hätten, die Vertheilung und Entwicklung der Religionen über die Erde hin an unſere beiden großen Welt-Diagonalen zu weiſen, ſo kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten, welcher dieſer beiden Diagonalen wir unſere erſte religiöſe Menſchenklaſſe, und welcher wir die zweite zu übergeben uns bewogen fühlen müſſen. Weil ſich uns nämlich ſchon zur Genüge herausgeſtellt hat, daß Alles, was der Nordoſt-Südweſt-Diagonale anheim fällt, das bei weitem Geringere und Untergeordnetere iſt, während die Südoſt-Nordweſt-Diagonale ſtets den Charakter der Aufſteigerung an ſich offenbart, ſo werden höchſt wahrſcheinlich jene, welche unmittelbar in die erſte Stufe des Urzuſtandes zurückkehren wollen und deßhalb Weltbauten aufthürmen, von Nordoſt nach Südweſt ſtreichen; die Andern aber, welche, das Bedürfniß des Momentes erkennend, zuerſt das Falſche aus ſich ſelbſt zu entfernen ſtreben, um wieder des Gottes werden zu können, ſie werden ſich faſt mit Nothwendigkeit von Südoſt nach Nordweſt ſtufenweiſe emporheben und zuletzt in einem Punkte kulminiren, der unmöglich von dem Gewollten ſehr entfernt liegen kann. Wir wollen jetzt mit raſchen Zügen in die Wirklichkeit der bezeichneten Völker-Richtungen eingehen, um zu ſehen, ob wir uns in unſeren Vorausſetzungen nicht getäuſcht haben, und mit jener Linie den Anfang machen, welche vom höchſten Norden Amerikas über die Mandſchurei, Mongolei, Tibet und Indien nach dem oberen Nil und dem Inneren Afrikas herabfällt. Es wird hiebei natürlich ſein, daß die von uns anzuführenden Charakteriſtika der beiden Klaſſen nicht in der Weiſe an ihre entſprechenden Regionen eingeſchränkt verlangt werden können, daß außerdem gar nichts Aehnliches über die Erde hin verbreitet erſcheinen dürfte. Denn da einestheils die Oberfläche unſeres Planeten von Menſchenzügen wie gepflügt wurde, und anderntheils in allen Menſchen die Analogie ihres Namens herrſchend iſt, ſo iſt es offenbar, wie es allein dem Pedantismus möglich ſein kann, mit den großen Zügen der Verhältniſſe nicht zufrieden zu ſein, ſondern ſich vorzüglich und mit Luſt an die einzelnen Ausnahmen zu halten.

Jene religiöſe Richtung, welcher wir die Nordoſt-Südweſt-

Linie beilegen, ist also die, welche die Umänderung ihres verschlechterten Zustandes so gering anschlägt, daß sie unmittelbar in die erste Stufe des Urzustandes zurückzukehren sich anschickt. In diesem Urzustande nun war, wie wir fanden, die Welt wie die Bühne und das Gehäuse, in welchem sich die Vereinignng zwischen Gott und Mensch vollzog. Was wird daher näher liegen, als daß die an solchen Punkt sich anschließenden Völker darauf denken, ihre Umgebung in eine so tempelartige Gliederung, wie nur immer möglich zu versetzen. Hiebei wird es ihnen aber nicht genügen, Gotteshäuser zu bauen, wie dies wohl überall der Brauch gewesen ist, seitdem der Mensch vom Gotte selbst verlassen worden war. Vielmehr werden sie die ganze Natur, in der sie leben, in ihre Bestrebungen mit hineinzureißen suchen oder, wo dies nicht geht, sich so viel wie möglich gegen die natürliche Umgebung unabhängig machen. Soll daher die Nordost-Südwest-Linie diejenige vorstellen, der wir an diesem Orte bedürfen, so wird sie uns Bauunternehmungen vorführen müssen, welche durchweg an das Colossale grenzen und nirgends ihres Gleichen finden. Auch bewahrheitet sich die angesprochene Linie augenblicklich als das, was wir suchen. Durchforschen wir nämlich den Norden Amerikas, so treten uns hier wie von einer Art cyklopischer Mauer umgebene Räume entgegen, deren Inhalt oft mehrere Meilen groß ist. Es ist nicht abzusehen, was solche kolossale Hürden bedeutet haben sollten, wenn sie nicht die Verwirklichung einer Idee ausdrücken. Gehen wir sodann mit Auslassung unbedeutenderer Dinge an die Grenze Chinas heran, so können wir nicht umhin, auch der mächtigen chinesischen Mauer einen an das Religiöse hinstreifenden Sinn beizulegen. Wenige Meilen hinter derselben stoßen wir auf Pecking, Chinas Hauptstadt. Es ist bekannt, daß diese Stadt so lang als breit ist; bekannt, daß sie in ganz regelmäßige Quadrate zerfällt, welche wie ungeheure Würfel zu bilden scheinen, sowie auch, daß alle ihre Straßen durch mächtige eherne Thore geschlossen werden können. Es ist diese Stadt wie ein Bienenkorb oder wie die vielen Wohnungen des ewigen Königs, dessen Stellvertreter der Geist des himmlischen Reiches und vor Allem seiner Hauptstadt darstellt. Lassen wir nun die vielen hiehergehörigen Erscheinungen Tibets bei Seite und wenden uns augenblicklich

Indien zu, so begegnen uns hier die Grottenstädte von Salsette, Elora und Elephanta, durch welche ganze Gebirge wie in organische Gotteswohnungen umgebildet scheinen. Verlassen wir aber nun Indien, und treten nach Afrika hinüber, so brauchen wir nicht einmal des hundertthorigen Thebens zu erwähnen, da ja die kolossale Größe dieser Königsstadt für Lebende und Todte fast sprichwörtlich geworden ist. Auch hier hat also die Annahme in Beziehung auf die Gliederung der Verhältnisse die Richtung von Nordost-Südwest entlang unsere Erwartung nicht betrogen. Wir wollen jetzt sehen, ob uns auch die Südost-Nordwest-Diagonale das halten wird, was sie zu versprechen scheint.

Auf dieser Linie sollen jene edleren Völker sich entwickelt haben, deren religiöse Stimmung sich von keinem voreiligen Begehren bewältigen ließ, sondern die es wohl inne waren, daß erst ein durch die Störung der Sünde in ihnen hervorgetretenes Etwas entfernt werden müßte, ehe sie nur in den Anfang einer näheren Bezüglichkeit zu Gott zurückzukehren vermöchten. Wenn sie nun aber das Gefühl einer nothwendigen Erneuerung lebhaft durchdrang, was war natürlicher, als daß dieser Trieb sich zuerst und lange weniger als die Position einer lebendigen Umwandlung, sondern als die Hast einer Negation zu erkennen gab, welche mit Ungestüm gegen den eigenen Leib und das eigene Leben wüthete. Blut und Leben, Kraft und Verstand suchten diese Völker hinzuopfern, um nur den Anfang eines neuen Verhältnisses ausfindig zu machen. Denn wenden wir uns den südlichen Amerikanern zu, so finden wir bei ihnen das Bestreben, durch hölzerne Einengungen die natürlichen Dimensionen des Kopfes zu verkümmern: — ein Bestreben, das bei den Umwohnern des Sees Titicaca in Peru und Bolivia die höchste Höhe erreicht. Auf den Inseln des stillen Oceans sodann bricht namentlich die Lust des Tättowirens hervor, deren innerster Grund auch auf eine Umzeugung des ganzen Wesens hinausläuft. Im südlichen Neuholland existiren ferner Stämme, in welchen es nicht wenige gibt, welche, von einer Art religiösen Taumels ergriffen, sich Finger und Zehen abschnüren. In China sodann stoßen wir auf die sonderbare Sitte der Verkleinerung der Füße, und jener Brauch, das Haupt fast völlig zu scheeren, deutet auf den Versuch eines Scheines hin, den wir bei

den Amerikanern als Realität fanden. Indien ſelbſt, das wegen ſeiner Nähe an der Nordoſt-Südweſt-Linie auch deren Zuge folgte, kann ſich jetzt dieſer zweiten Tendenz gleichfalls nicht entziehen. Nur drücken ſich in ihm alle dieſe Verhältniſſe in einer eigenthümlich modifizirten Weiſe aus. Indem es nämlich allein ſeinen religiöſen Ideen eine geſchlechtliche Färbung gibt und in ſeinen Grotten-Sanktuarien Lingam und Joni erſcheinen läßt, ſo weiſt es damit auf eine Richtung hin, welcher nun nordweſtlich von ihm alle Zerfleiſchungen folgen. Denn bis zu den Prieſtern der großen Mutter der Götter (magna mater Deûm) auf Phrygiens waldigen Gipfeln werden jetzt Entmannungen gleichſam zur Tagesordnung der Völker: — Entmannungen, deren mildere Form nur die Beſchneidung war. Aber man verſtümmelte das nur, was am Alten zwar nichts nütze war, wovon aber doch das Neue kommen ſollte, dem nach Oben wieder anzuknüpfen vergönnt wäre. In den Myſterien Griechenlands nämlich blühte endlich die verhüllte Hoffnung auf, daß ein Jüngling als König eines neuen Geſchlechtes die verſchütteten Bahnen wieder ebenen und zu neuem Verkehre wieder eröffnen werde. Hiemit war das Höchſte erreicht, was nur irgend menſchlicher Selbſthülfe möglich war. Nordweſtlich von Griechenland weg liegt die Welt der neuen Geſchichte, wo, was jene gehofft, den feſten Sitz ſeiner Wirklichkeit aufgeſchlagen hat. Zu den Zeiten mythiſcher Dämmerung war hier der Ort, wo die koloſſalen Schatten den Realitäten amerikaniſchen Nordens verwandter Kosmogonieen ſich mit Sagen von Rieſen und Zwergen gatteten, welche von Ferne an die leidenden und ſtreitenden Helden Griechenlands erinnerten.

Was aber that der Gott während oder am Ende der Zeit, welche als das Suchen der Völker nach einem Anknüpfungspunkte mit ihm bezeichnet werden kann? Seine Größe beſteht darin, ſeine Hülfe und ſich ſelbſt Niemandem und niemals zu verſagen. Sein Auge war daher unverrückt nach jenem Punkte gewandt, wo im großen Weltthale die beiden Welt-Diagonalen ſich ſchneiden. Auch wir werden faſt während der ganzen nächſten Vorleſung unſern Blick nach dieſem Orte hin gerichtet halten müſſen.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie.

II.

Meine Herrn! Nachdem wir in unserer vorigen Vorlesung die Natur jenes Grundtypus entwickelt hatten, welcher das Wesen alles Verhältnisses zwischen Gott und Ebenbild charakterisirt, und sodann mit den hier eben möglichen Beweis-Modifikationen zur Urthat der Sünde übergegangen waren, hatten wir zuletzt, was ja in unserer Aufgabe lag, jene zwei Hauptverzweigungen zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, auf deren Wegen das Menschengeschlecht den Versuch zur Wiederanknüpfung des abgebrochenen Zusammenhanges allein wieder machen konnte, und in Folge hievon eine historische Construktion gegeben, deren wesentliche Punkte wiederum auf die Entwicklung der zwei großen Welt-Diagonalen hinführten. Fragen wir uns hier nun aber weiter, in wie fern ein solcher Doppelversuch des menschlichen Geschlechtes von Erfolg gekrönt sein konnte, so erheben sich uns billig bedeutende Zweifel. Denn wenn auch im Anfange des Verhältnisses zwischen Gott und Ebenbild dieses letztere nicht ohne alle Berechtigung war, die Einkehr Gottes in die menschliche Natur anzusprechen, so mußten augenblicklich alle Ansprüche hierauf zu nichte werden, sobald der Mensch sich weigerte, den hiezu von Gott gegeben Weg einzuhalten. Gott ist Herr und Schöpfer des Alls. Die Grundbedingungen also von dessen basischen Constellationen können nur von seiner Hand ausgehen. Wer daher die von ihm gewollten Verhältnisse irgendwie aus eigener Macht umzugestalten sucht, der verliert alles Anrecht darauf, das von Gott zuerst

Angebotene weiter fordern zu können. Der Wunsch des Ebenbildes folglich, die Folgen seiner eigenen Thaten entfernt zu sehen, wird, so aufrichtig er auch gemeint sein mag, durch sich selbst nicht zu irgend einem befriedigenden Ziele gelangen können. Denn selbst angenommen, daß das gefallene Ebenbild die richtigen Mittel ergreife, seine eigene That ungeschehen zu machen, so ist es doch offenbar, daß ein solcher Beweis von richtigem Urtheile und nach Umständen selbst von Weisheit von Gott keineswegs verlangen kann, daß dieser auf einen derartigen verstandvollen Plan eingehe. So richtig daher auch der Instinkt namentlich der edleren von Südost nach Nordwest streichenden Welt-Diagonale sein mag, so geht hieraus auch noch keine einzige Folgerung hervor, zufolge der geschlossen werden könnte, daß Gott das Anerbieten des Ebenbildes anzunehmen gezwungen sei. Die Richtung des menschlichen Geschlechtes auf einen rettenden Götterjüngling kann deßhalb zwar eine ebenso glückliche Ahnung wie eine selige Hoffnung sein: nichts destoweniger könnte aber der Drang nach einer solchen Entwicklung nur eine große Täuschung der Geschichte sein, so daß demnach die ganze Kette der Religionen von der niedersten bis zur höchsten nur einen fortgesetzten Enttäuschungsprozeß vorstellen könnte, dessen Ende nothwendiger Weise höchste Verzweiflung oder vollendete Apathie sein müßte. Es ist jetzt die Frage, ob von Gott zu hoffen ist, daß er den selbstständigen Bestrebungen des Ebenbildes nicht allen Beifall versagen, sondern ihnen sogar mit thätiger Hülfe entgegenkommen werde?

Wenn wir hier nun davon absehen, wie es Thatsache ist, daß der Gott willig die dargebotene Hand annahm, so spricht für eine derartige Vermuthung bereits der Begriff, den wir von Gott gegeben haben. Dieser besitzt nämlich die uneingeschränkte Fähigkeit, seine eigene Substanz, welche der absolute Makrokosmus der Allmöglichkeit ist, zu bestimmen und zu gestalten, wie es ihm gerade gutdünkt. Er hat demnach die vollkommenste Verfügung, hier einer Möglichkeit den vollen Lauf zur Wirklichkeit zu lassen, und dort wieder hundert andere im Zustande der Latenz zurückzuhalten. Vermag er aber dies Letztere, so ist es klar, daß er auch an jeder zur Wirklichkeit gewordenen Möglichkeit zu handeln vermag, wie es ihm gerade nothwendig scheint. Denn einen ganzen

Abgrund von Möglichkeiten von ihrer Verwirklichung zurückzuhalten ist unläugbar ein Schwierigeres, als eine mehr oder weniger passiv gewordene Wirklichkeit so oder so umzumodeln. Hat sich demnach eine solche Wirklichkeit durch die Kraft ihres Vermögens in irgend eine von Gott nicht gewollte Lage versetzt, so kann Gott nicht nur an ihr richten, wie er will, sondern für den freien Spielraum seiner Kräfte scheint fast ein Reiz darin zu liegen, an solchem Orte eine neue, nicht gewaltsame, sondern genetische Umbildung einzuleiten. Jede Möglichkeit nämlich, die sich auf göttliche Autorisation zur Wirklichkeit macht, thut dies, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade, auf einem ihr von Gott gleichsam eingegebenen Wege. In dem Grade daher, als sie sich von ihm entfernt, gibt sie Gott ein unerwartetes Problem auf. Solchem Versuche nun ein positives Ende zu bereiten, ist Gott als dem Allesvermögenden sehr leicht. Da es aber jedenfalls für ihn eine höhere Bethätigung seiner universell scheidenden Kraft ist, durch eine relativ ihm selbst neue Wendung die künstlerisch-friedliche Auflösung des Nicht-Gewollten herbeizuführen, so scheint alle Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß sich die unaussprechlich hohe Selbstgelassenheit Gottes nach dieser Seite hin entscheiden werde. Aber Wahrscheinlichkeit ist doch eben nur Wahrscheinlichkeit, und es kommt darauf an, sie zur unwidersprechbaren Wahrheit zu verklären. Auch ist dies nicht so schwer, wenn wir nur die bereits gewonnenen Resultate richtig zu gebrauchen verstehen. Zufolge dieser haben wir nämlich erkannt, daß der Zustand des Ebenbildes, ehe Gott sich ihm vereint, ein sehr eigenthümlicher und ihm zugleich sehr schwieriger, weil ein unverständlicher, ist. Das Ebenbild ist ganz und durch alle seine Tiefe hin Ebenbild. Die Constellationen seiner Faktoren gleichen demnach völlig denen des göttlichen Wesens. Nun aber haben wir gefunden, daß die gleiche Unerschöpflichkeit der Allmöglichkeit, wie sie Gott besitzt, dem Ebenbilde dennoch fehlt. Zugleich aber kann auch nicht geläugnet werden, daß die ganz gleiche Dynamik der Constellationen in den Kräften des Ebenbildes mit denen Gottes diesem Ebenbild einen eigenthümlichen Schwung, eine besondere Erhabenheit seines Wesens einflößen muß. Es ist ein hoher Reichthum bei tiefer Armuth, eine Ueberfülle bei ebenso großer Leere. Nun besteht der

hohe Reiz, welchen die Gottheit bei der Einwohnung in der menſchlichen Seele empfindet, eben darin, daß ſie mit allen ihren Schätzen der Allmöglichkeit in das ihr Gleiche tritt, und dieſem die Anſchauung der unendlichſten Perſpektiven mittheilt. Die Leerheit des Ebenbildes an ſubſtanziellem Reichthum von Seiten des Menſchen gehört demnach, wie zu den Grundbedingungen ſeiner Schöpfung, ſo auch zu der hauptſächlichſten Triebfeder des Zuges, von dem ſich der Gott nach dem gewordenen Ebenbilde hinbewegt fühlt. Fragen wir jetzt aber, was als die erſte Folge von jener Ausſchließung bezeichnet werden muß, mit welcher der Menſch die Einkehr Gottes von ſich abgehalten hat, ſo können wir leicht wahrnehmen, daß dieſe allein und hauptſächlich eine Steigerung der urſprünglich ſchon vorhandenen Leere des Menſchen ſein mußte. Denn da ſchon jede Anſtrengung Subſtanz aufbraucht, ſo mußte eine Kraftäußerung, deren Aufgabe in der Zurückdrängung des Gottes beſtand, den höchſten Verluſt an Subſtanz oder Allmöglichkeit nach ſich ziehen. Nun iſt aber Leere nichts als Mangel an Subſtanz. Folglich kann eine That, wie die der Sünde war, die anfängliche erſt auszufüllende Leere des Ebenbildes nur vergrößert haben. Nun wollen wir uns aber erinnern, daß eben jene anfängliche Leere von Allmöglichkeit der Hauptgrund war, warum Gott ſelbſt ſo ſehr der Einkehr im Menſchen begehrte. Es iſt demnach klar, daß jene mächtige Steigerung an innerlicher Leere, wie ſie die Sünde dem Menſchen brachte, auch für Gott in gleichem Maaße den Reiz ſteigerte, den ſich ſeine Liebe von der Einwohnung im Menſchen ohnehin ſchon verſprach. Dem erſten Grunde daher, welcher Gott beſtimmen konnte, dem Menſchen die hülfbereite Hand zu reichen, und der darin beſtand, daß die Sünde dem Gotte eine unerwartete Sphäre neuer Thätigkeit und Bethätigung ſeiner Alles ſcheidenden Kraft darbot, dieſem erſten Grunde reihte ſich ſomit der entwickelte zweite an, zufolge deſſen Gott durch die Sünde nur ein geſteigertes Mittel findet, ſich der Liebe zum Menſchen nach einem für ihn nur kurzen Hinderniſſe in unendlich reichem Maaße zu erfreuen. Wem nun alle dieſe Veranlaſſungen, welche Gott reizen können, dem Menſchen beizuſpringen, noch nicht als hinreichende zu ſolcher Gottesthat erſcheinen, für Solchen fügen wir endlich noch ein Letztes bei, *

an sich zwar nicht genügend ist, aber doch in Zusammenwirkung mit den bereits gegebenen Motiven den Gott schließlich bewegen konnte, sich zu der dem Menschen zu gewährenden Hülfeleistung zu entscheiden. Fassen wir nämlich jenen schon bezeichneten Zustand ins Auge, zufolge dessen der gewordene Mensch in Einem ebenso überschwenglich reich wie unergründlich leer war, so müssen wir, wenn wir anders billig sind, zugestehen, daß solch ein innerliches Verhältniß das eben noch nicht seiende, nun aber existirende Ebenbild in die sonderbarste Stimmung, in die eigenthümlichste Schwankung versetzen mußte. Nahte sich ihm nun bei solch unklarer und fast zweideutiger Situation seiner Seele eine solche lockende Uebermacht, wie der herannahende Gott ihm erscheinen mußte, so war damit ein inkonvenientes Verhalten seiner innerlichen Natur zwar nichts weniger als nothwendig, aber doch eine Möglichkeit, ja vielleicht sogar eine Wahrscheinlichkeit, deren traurige thatsächliche Verwirklichung den Gott zur Milde zu stimmen in Wahrheit geeignet genug war. So kann die edelste, großartigste und zugleich unschuldigste Seele durch irgend welche Constellation zu einem Verbrechen, ja selbst zu einer Schändlichkeit hingerissen werden, deren leicht zu erklärende Entschuldbarkeit die Größe der Abscheulichkeit dennoch nicht aufzuheben im Stande ist. Es scheint somit erwiesen zu sein, daß Gott mit der That der Sünde auch unmittelbar zur Abwendung ihrer Folgen sich aufgemacht habe. Nur kommt es jetzt darauf an, die Art und Weise der nothwendig gewordenen Abhülfe dergestalt ausfindig zu machen, daß mit ihrer Schilderung auch ihre Rechtfertigung gegeben ist. Die Fragen aber, welche sich auf diesem Punkte ziemlich zahlreich darbieten, mögen sich am besten wohl in folgender Weise entwirren lassen.

Wenn nämlich der Gott trotz der Zurückweisung, die er von seinem Ebenbilde erfahren hat, dennoch seine Einwohnung im Menschen zu effektuiren fortgesetzt Lust trägt, so wird er jetzt vor Allem darauf bedacht sein müssen, die Möglichkeit zu einer solchen Einkehr wieder herzustellen. Denn wie der Mensch nach der einmal eingetretenen Sünde nicht nach seinem eigenen Wohlgefallen die Restitution des alten Verhältnisses wieder herbeiführen kann, ebenso wenig vermag der Gott augenblicklich wieder in und bei dem Menschen zu wohnen, wenn ihn das Begehren hiezu anwandelt.

Nicht als wenn er nicht könnte, ſo er wollte. Aber wie Gott in jeder Beziehung ein gerechter Gott iſt, ſo iſt er dies auch gegen die unbefleckte Reinheit ſeiner Natur oder, was daſſelbe iſt, ſeiner ſubſtanziellen Allmöglichkeit. Von dieſer vermag er es aber nicht zu verlangen (ſelbſt wenn wir von ſeinem eigenen bewußten Weſen abſehen), daß ſie mit einer Subſtanz zuſammenwohne, welche durch die Weigerung, den Gott in ſich aufzunehmen, nicht allenfalls nur in eine durchaus falſche Stellung gerathen, ſondern geradezu eine entſchieden verkehrte geworden iſt. Denn würde er einem ſolchen Weſen gegenüber ohne ganz ſpeziellen Eingriff, den er verſchmäht, ſeiner eigenen Subſtanz Gewalt anthun und ſie gleichſam in das ihr antagoniſtiſche Ebenbild hineintreiben, ſo würde auch dieſe ſeine eigene hehre Allmöglichkeit im Menſchen auch nur in verkehrter Weiſe handeln können und ſo wie phyſikaliſch und naturphiloſophiſch einen Beweis für den Satz liefern, daß Gott bei den Frommen fromm, bei den Verkehrten aber in ebenſo entſchiedener Weiſe verkehrt ſei. Der Menſch hat durch ſeine ſündliche That aufgehört, ein Tempel Gottes zu ſein. Es iſt daher mehr als natürlich, daß es einem Weſen, welches in irgend einer Weiſe zum Inhalt Gottes gehört, in dem befleckten Hauſe der Ebenbildlichkeit fürs Erſte unmöglich wohl werden könne. Aber es iſt nicht dies allein, warum Gott die Möglichkeit, in dem Menſchen zu wohnen, nach der That des Falles nicht augenblicklich an ſich reißen kann. Denn obgleich wir gefunden haben, wie das Heidenthum mannigfache Beſtrebungen mache, den abgebrochenen Verkehr mit dem Gotte wieder anzuknüpfen, ſo können doch dieſe Beſtrebungen in keiner Weiſe als völlig lautere und reine bezeichnet werden. Es ſind vielmehr egoiſtiſche und unklare Anſtrengungen, den Beſitz eines verlorenen Gutes wieder zu erzwingen, die ſich theils als eine einſichtsloſe Hartnäckigkeit des Willens, theils als ein blindes und verzweifeltes Wüthen gegen die eigene Natur offenbaren. Wenn ſich ein Kind mit ſeinen Aeltern, gegen die es ſich verſündigt hat, wiederum in ein gutes Vernehmen zu ſetzen ſucht, ſo braucht ein ſolches Beſtreben keineswegs ein Anzeichen der Reue zu ſein, da es in den meiſten Fällen mehr einen klugen Verſuch vorſtellen wird, ſelbſtverſchuldete Folgen von ſich abzuwenden. Das einmalige Widerſtreben des

Menſchen gegen Gott iſt eine That von ſo beſchwerender Bedeutſamkeit, daß ihre gewichtigen Folgen nur durch einen fortgeſetzten Prozeß, keineswegs aber durch einen einfachen Willen abzuwenden und aufzuheben ſind. So eifrig und brennend daher die Liebe Gottes ſein mag, die Reſtitution des urſprünglichen Menſchen ſobald wie möglich herbeizuführen und in der Seele des Menſchen als in einem heiligen Gehäuſe des Bundes thronen zu können, — ſeine Gerechtigkeit und die ihm natürliche Anerkennung, daß überall eine konſequente Motivirung und Vermittlung nöthig ſei, ſind zu groß, zu allumfaſſend, als daß er ſich von ſeiner individuellen Hinneigung zum Ebenbild verleiten ließe, von Neuem die volle Unmittelbarkeit eines Verhältniſſes zu begründen, welches nur dann wieder von gerechtfertigter Dauer ſein kann, wenn alle unwahren und entſtellenden Hinderniſſe aus dem Wege geräumt ſind. Es iſt folglich für den Gott mit einem mehrfachen Widerſtand verknüpft, nach der eingetretenen That der Sünde wiederum in den Menſchen zu kommen. Es iſt jetzt zu unterſuchen, wodurch ein ſolcher Widerſtand allein überwunden werden kann, und es werden ſich hier namentlich zwei Punkte erkennen laſſen, deren Auflöſung durchaus nothwendig iſt, wenn es zu einem günſtigen Reſultate kommen ſoll. Denn es iſt offenbar, daß zuerſt der Gott eine objektive Leiſtung hervorbringen muß, wodurch ebenſo objektive Hinderniſſe allein beſeitigt werden können: — ſodann aber muß auch der Menſch einen ſubjektiven Entſchluß faſſen, deſſen Anweſenheit allein den entgegenkommenden Willen Gottes ergänzen kann.

Der innerliche Widerſtand, welchen Gott nach der That der Sünde findet und der ihn abhält, unmittelbar wieder in den Menſchen einzukehren, beſteht einmal darin, daß ſich die ewige und allvermögende Kraft Gottes von dem zurückgewieſen ſieht, dem ſie als ihrem Geſchöpfe noch die Gabe der Ebenbildlichkeit verliehen hatte, und welcher daher für den Gott die höchſte Wonne ſeiner produktiven Kraft werden ſollte: — weiter aber auch darin, daß eine ſolche That, wie die Sünde, nicht blos ein ideelles, ſondern ein reales Verhältniß aufhob, und ſomit nothwendig alle Faktoren der gewordenen Exiſtenz durcheinander warf und in eine neue nicht mehr kongruente Stellung brachte. Will demnach Gott den

Bau der geſammten Welt nicht völlig zerfallen laſſen oder durch neuen Entſchluß ſelbſtthätig aufheben, ſondern bei den nun einmal veränderten Faktoren anknüpfen und trotz ihres Widerſtandes für ſich eine vermittelte Einkehr in ſein Ebenbild gewinnen, ſo iſt dies in keiner andern Weiſe, als in dieſer denkbar, daß Gott kraft ſeiner univerſellen Einſicht in alle Verhältniſſe des Subſtanziellen ein Mittel erſinnt, welches ihm die durch ſo viele Riegel der Verkehrtheit verſchloſſene Tiefe des Menſchen öffnet. Nun beſtund aber vor der That der Sünde die Möglichkeit der göttlichen Einkehr im Menſchen als eine ganz allgemeine und unbeſchränkte. Denn da die Exiſtenz des Ebenbildes überhaupt dazu geſchaffen war, Gott aufzunehmen, ſo würde Gott durch alle einzelnen Glieder deſſelben mit vollkommener Erfüllung und Hingabe geſtrömt ſein. Sobald daher durch den Eintritt der Sünde dieſe Univerſalität aufgehoben und damit die Fülle des Gottes zurückgedrängt wird, ſo ſcheint dieſem letztern nichts Anderes übrig zu bleiben, als den Menſchen und ſeine Region zu beobachten, und augenblicklich einen Punkt zu erfaſſen, welcher den Anſchein nimmt, als ob ſeine Verhältniſſe den Gott mehr zu leiden und zu ertragen vermöchten, als die Verkehrtheit der übrigen. Nun aber iſt der Menſch die Urſache für die unwahre Verſtellung aller in der Welt exiſtirenden Faktoren. Sollten daher auch dieſe letzteren dann und wann in eine vorübergehende Gruppirung treten, welche zur Aufnahme des Gottes nicht ganz ungeeignet erſchiene, ſo iſt es doch klar, daß eine ſolche Situation keinen übergroßen Vortheil darbietet, wenn ſich Gott in ſie hineinverſetzen wollte. Denn es iſt ja dem Gotte nicht um ſeine Anweſenheit in der Welt, ſondern um die im Menſchen zu thun. Er wird daher unter der Maſſe ſeiner Ebenbilder auf die Exiſtenz eines ſolchen zu warten gedacht haben, deſſen Geſinnung wenigſtens potenziell eine Gott genehme Conſtellation einnahm. Auch darf dieſe Anſchauung keineswegs in Erſtaunen ſetzen und den Einwurf erzeugen, als ob nach der That der Sünde eine derartige Geſinnung unmöglich geweſen wäre, da ſchon Henoch hiegegen einen vollgültigen Beweis zu geben im Stande iſt. Auch ſcheint das Wort der Eva nach der Geburt ihres erſten Sohnes: Ich habe den Mann, den Herrn, entſchieden auf etwas Derartiges hinzudeuten. Nur muß freilich, um di

denken zu können, der Geist sich bereits befreit und die hier in Frage kommenden Verhältnisse unter einem verallgemeinerten Gesichtspunkt betrachtet haben, dessen Erfassung auf folgendem Wege zu liegen scheint. Es ist nämlich allerdings mit der That der Sünde in dem Menschen ein Widerstand aufgetreten, welcher sowohl die ebenbildlichen Verhältnisse verkehrte, als auch die Annäherung des Göttlichen unmöglich machte. Indeß war der Widerstand der menschlichen Natur nur ein momentaner und allein gegen eine Forderung Gottes gerichteter gewesen. Es wäre daher leicht möglich gewesen, daß, wenn sich der Mensch unmittelbar nach der ersten Uebertretung in sich selbst gefaßt und dem Willen Gottes unterworfen hätte, das gestörte Verhältniß nach einigen kurzen Zwischenprozessen sich rasch wieder hergestellt haben würde. Ja die unbestimmte Weise, wie den ersten Menschen ihr Befreier geweissagt wird, scheint schon darauf hinzudeuten, daß die Art seines Hervortretens allein von dem Betragen des Menschen abhängig gemacht worden sei. Würde daher der Mensch unmittelbar nach dem Falle die Kraft seines Widerstandes wenigstens potenziell gebrochen haben, so würde höchst wahrscheinlich in kurzer Frist eines seiner Glieder soweit vorgeschritten sein, daß Gott wenigstens im Punkte von dessen Seele seine Wohnung hätte aufschlagen können. Die universelle Einströmung folglich, welche ohne Sünde von Gott her in den Menschen statt gefunden hätte, wäre ohne ein Beharren in der widergöttlichen Gesinnung nur auf einen Punkt beschränkt worden, von dem aus sie sich sodann successiv hätte ausbreiten können. Denn wie in dem Begriffe eines Dreiecks alle wirklichen Dreiecke enthalten sind, so würde die Anwesenheit Gottes in einem Menschen, also die innige Vereinigung der ganzen göttlichen Substanzialität in diesem einen Ebenbilde der absolute Schematismus gewesen sein, dessen Anwesenheit über kurz oder lang alle anderen Ebenbilder attrahirt und ihnen die Einströmung Gottes mitgetheilt hätte. Der reinste und heiligste Mensch würde demnach der Mittler geworden sein, dessen sich Gott bedient hätte, die gestörte Ineinsbildung von Gott und Mensch wieder zu rekonstruiren*). Diese

*) Fassen wir die ersten auf einen Erlöser bezüglichen Andeutungen der heiligen Schrift ins Auge, so ist hier auch anfänglich gar keine Spur wahr-

ſchnelle und glückliche Wiederherſtellung des früheren und durchaus nothwendigen Verhältniſſes iſt aber, obgleich ſie Gott gewollt hat, nicht eingetreten. Die Urſache hiezu konnte nur im Menſchen liegen und wird ſich leicht in folgender Weiſe entwickeln laſſen.

Prüfen wir nämlich nur mit einiger Wahrheit uns ſelbſt, ſo können wir nicht umhin, mit Kants Ausſpruch in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft vollkommen übereinzuſtimmen, daß „die Bösartigkeit der menſchlichen Natur eine radikale Verkehrtheit im menſchlichen Herzen ſei, und daher wohl eine angeborene Schuld genannt zu werden verdiene“. Denn nicht nur nach dieſer oder jener Seite hin kann das menſchliche Herz als ein vorzüglich ſündliches und inficirtes betrachtet werden, ſondern es iſt vielmehr in demſelben eine verborgene Neigung wahrzunehmen, die es überall nach falſchen Conſtellationen hinzuzerren ſucht, und ihren natürlichen Träger (wie auch glücklicher Weiſe oft ihren beſten Bekämpfer) in der eigenthümlichen vis inertiae der menſchlichen Natur beſitzt. Was daher im Anfange der Geſchichte nur eine halb vom Hochmuthe, halb aber auch von der Verblendung der menſchlichen Natur erzeugte, einſeitige Negation gegen einen ſpeziellen Willen Gottes geweſen war, dies hat ſich, wie es ſcheint, in der Folgezeit zu einer entſchiedeneren, direkteren und univerſelleren Oppoſition gegen Gott ausgebildet. Weit entfernt demnach, daß der Menſch ſeinen einmaligen Widerſtand ſo raſch wie möglich wieder gut zu machen verſucht hätte, muß er vielmehr ſich von Stufe zu Stufe in ſeinem Widerſtande verſtärkt haben, bis endlich wenig freier Raum mehr in ſeinem Herzen überblieb, und ſein ganzes Gemüth in die Herrſchaft einer von ihm ſelbſt erzeugten Nothwendigkeit des Schlechteren gerieth. Auch haben wir für dieſe von der Exiſtenz des ſeienden Menſchen abge-

---

zunehmen, daß dieſer in dem Sinn Gottes Sohn ſein müſſe, wie es Chriſtus geweſen iſt. Denn Worte wie die, daß der Same des Weibes der Schlange den Kopf zertreten ſoll, und dieſe hinwiederum jenen in die Ferſe ſtechen werde; oder, daß durch den Samen Abrahams alle Völker auf Erden geſegnet werden ſollen, ja ſelbſt die meiſten Andeutungen der Propheten weiſen mehr noch auf einen kühnen Helden, als auf eine eigentliche Inkarnation Gottes hin.

zogene Beobachtung mehr als einen Beweis in jenem Buche, deſſen Wahrheit uns ſchon die Schonungsloſigkeit bezeugen ſollte, mit der es gegen den auf ſich ſelbſt ſo ſehr ſtolzen Menſchen verfährt. Denn weit entfernt, daß mit der That der erſten Sünde die Empörung des Menſchen ihr Ende erreicht hätte, ſteigert ſie ſich bald nachher bis dahin, daß die Schönheit der Menſchentöchter die Kinder Gottes*) verführt und hiedurch eine Kriſis veranlaßt, welche Gott zu Thaten kräftig einſchreitender Gewalt nöthigt. So ſehr aber Gott die Welt als eine umgeſtaltete aus der nöthig gewordenen Veränderung hervorgehen läßt, indem es offenbar iſt, daß in Folge dieſer letzteren alle Exiſtenz materialiſcher und der Verderbniß unterworfener geworden ſei, ſo wenig iſt hieraus dem wilden Streben des Ebenbildes eine Lehre erwachſen. Denn nach kurzer Zeit laſſen ſich deſſen Schaaren auf ein Unternehmen ein, das von Neuem das Eingreifen Gottes nothwendig macht, und dieſen zwingt, nun auch die Einheit des Menſchengeſchlechtes aufzuheben, deren Univerſalität in irgend einer Weiſe noch zu erretten ſein beſtändiges Denken war. Nach ſolcher Nothwendigkeit aber fangen jetzt die Pläne Gottes an, ſich bis aufs Aeußerſte zu iſoliren und zu modifiziren, da ſelbſt das Volk, welches zum mitwirkenden Erretter ſeiner Brüder beſtimmt war, ſich in einer Weiſe geſchichtlich entfaltete, welche Gott faſt auch bis zu ſeiner Vertilgung brachte. Wenn dies nicht geſchah, ſo war nur Liebe und Erbarmen Gottes die Urſache davon. Denn Gottes Pläne zur Reſtitution waren mit der unabwendbaren Verwerfung Iſraels ganz individuell und punktualiſirt geworden: — ſo zwar, daß aus Iſrael allerdings der errettende Held noch kommen ſollte, dieſer aber zunächſt dem Volke Iſrael nur noch individuelle Gnade anzubieten, keineswegs aber mit dieſem und durch dieſes den allgemeinen

*) Daß hier unter den Kindern Gottes keineswegs die Sethiten gemeint ſein können, geht aus vielen zum Theil ſehr weit ausgreifenden und umfaſſenden Gründen hervor. Uns genügt hier die eine Bemerkung, daß, wenn die Sethiten dieſe Kinder Gottes wären, ſie nothwendiger Weiſe als Söhne Jehovahs und nicht als Söhne der Elohim bezeichnet werden müßten. Die Geneſis iſt bei der Unterſcheidung dieſer zwei Begriffe genauer, als unſere Sprachforſchung und Theologie bis jetzt erkannt haben mag.

Zweck ſeiner Sendung zu erfüllen hatte. Wie — denn das iſt jetzt die uns zunächſt vorliegende Frage, — wie ſucht der ganz auf ſich ſelbſt angewieſene Gott ſein früheres Verhältniß zum Ebenbilde zu reſtituiren?

Wenn wir dieſe Frage beantworten wollen, ſo müſſen wir uns vor Allem erinnern, was eigentlich Gott von Anfang an mit der Exiſtenz des Menſchen beabſichtigte. Sehen wir nun hiebei davon ab, daß Gott den ewigen Trieb der Liebe und der Offenbarungsluſt in ſich beſitzt, ſo iſt nach der einmal eingetretenen Schöpfung des Ebenbildes die Intention des ewigen Königs keine andere geweſen, als die: in dem Menſchen zu wohnen, dadurch in einem Anderen ſich ſelbſt zu finden, folglich in ſich und doch nicht in ſich zu ſein, und ſomit eine Hütte des Wunderbaren zu begründen*). In dieſem Unternehmen, das allerdings ſein Lieblingsunternehmen war, durch den Menſchen ſelbſt ſtets von Neuem geſtört, ſucht Gott gleichfalls ſtets von Neuem eine neue Wendung und Modifikation zu erzeugen, und endlich einen Punkt zu finden, von wo aus es ihm einmal möglich würde, ungehindert in den Menſchen einzutreten und die urſprüngliche Abſicht, wenn auch nach vielen Hinderniſſen, nur um ſo herrlicher verwirklichen zu können. War da nun nach der erſten Störung die Abſicht Gottes, ſich eines beſonders reinen und edlen Individuums als des Mittlers zu bedienen, um ſeine göttliche Einſtrahlung nach und nach hinwiederum über das ganze Menſchengeſchlecht ausbreiten zu können, ſo wird er dieſen Plan nach der Sündfluth, dem Thurmbaue von Babel und der erſten Unzufriedenheit Iſraels in einer höchſt erfinderiſchen Weiſe modifizirt haben, die uns zwar hier zu weit führen würde, aber nichts deſtoweniger auf exegetiſchem und ſpekulativem Wege ausfindig gemacht werden kann. Uns gebührt es hier nur, den Weg, den Gott wirklich eingeſchlagen hat, ins Auge zu faſſen und in ſeinem Zuſammenhange mit unſerer genetiſchen Entwicklung nachzuweiſen. Es iſt aber dieſer Weg ganz einfach folgender, und er ſcheint uns in dieſer Faſſung über manche ihm ſonſt einwohnende Schwierigkeiten hinwegzuheben.

Alles kommt, das wiſſen wir, auf die Einkehr des Gottes

*) L'homme — c'est le miracle, ſagt St. Martin.

im Menſchen an. Denn dieſe iſt ein vor Grundlegung der Welt bereits von Gott gefaßter Wille. Mag daher das Ebenbild, wie es immer will und kann, ſich dieſer Anforderung zu entziehen ſuchen, Gott wird ſein Ziel dennoch erreichen, ſelbſt wenn er zuletzt den Eingang mit Mitteln der Gewalt erzwingen müßte. Bis dahin brauchte es aber nicht zu kommen. Vielmehr wußte Gott eine Art und Weiſe ausfindig zu machen, vermittelſt deren ihm ein glückliches und zugleich friedliches Reſultat nicht entgehen konnte. Denn wenn es ihm unmöglich gemacht war, in einen ſeienden, ganzen und einheitlichen Menſchen einzukehren, — was kann ihn verhindern, einen werdenden Menſchen ſich in der Weiſe zuzurüſten, daß dieſer nicht umhin kann, die Wohnung Gottes bei den Menſchen vorzuſtellen? Der Menſch nämlich iſt beſtimmt, ſich und ſein Geſchlecht faſt bis ins Unendliche zu vervielfältigen. Es iſt demnach in jeden Menſchen der Keim einer gewaltigen Zukunft gelegt, und namentlich iſt das Weib dazu beſtimmt, die ſubſtanzielle Baſis der Fortpflanzung darzureichen. An dieſer ſtellt aber der Mann die ſcheidende, ſondernde, ebenſo poſitiv bildende, wie regierende Kraft vor, zufolge deren die ſubſtanzielle Natur des werdenden Individuums erregt, geſteigert, gegliedert und verſelbſtſtändigt wird. Bleibt nun dem Gotte kein anderes Mittel übrig, als ſich eines werdenden Menſchen zu bedienen, wenn er in ſein Ebenbild kommen will, ſo iſt bei der von uns geſchilderten und univerſellen Kraft Gottes nicht einzuſehen, warum das, was das ſondernde Prinzip in ihr vorſtellt (und mit ihm in gewiſſem Sinne der ganze Gott) nicht aus der ewigen Tiefe heraus- und an die Subſtanz eines neuen und zukünftigen Menſchen herantreten ſollte, um auf dieſe Weiſe die zukünftige Hütte des Gottes zu bilden. Die hierin noch allenfalls verborgene Schwierigkeit wird für den, welchem der Inhalt unſerer Vorleſungen über Philoſophie, Metaphyſik und der erſten über Theologie gegenwärtig iſt, auch durch Folgendes noch ganz beſonders erleichtert. Es könnte ſich nämlich der Einwurf erheben, ob ein derartig gebildeter Menſch auch ein wirklicher und ganzer Menſch wäre. Denn da der Gott den Menſchen mit herauswirken hilft, ſo ſcheint dieſer werdende Menſch faſt wie eine Art von Halbgott die Welt beſchreiten zu müſſen. Aber ſelbſt abgeſehen davon, daß wir in Gott leben, weben und

ſind, daß dieſer jede Bewegung, Umbildung und Erhaltung unſeres Weſens alſo bedingt, und demnach die Kraft, womit ſich nur mein Arm hebt, in gewiſſem Sinne Kraft Gottes genannt werden kann, — ſo erinnern wir nur daran, wie ſich uns der Satz ergeben hat, daß die Allmöglichkeit (und eine ſolche liegt doch unſtreitig, wenigſtens potenziell, in der Subſtanz des werdenden Menſchen) durch fortgeſetzte Steigerung ihres eigenen Inhalts zuletzt durch eigene Kraft dahin zu gelangen vermöchte, negirende, und damit ſondernde und formende Kraft aus ſich ſelbſt zu erzeugen. Iſt nun aber, wie nicht zu läugnen, in dem Subſtanziellen des werdenden Menſchen eine Potenz von Allmöglichkeit vorhanden, ſo iſt es klar, daß dieſe nur ihrer Schranken enthoben zu werden brauchte, um durch ſich ſelbſt zum Menſchen und Ebenbilde heranzureifen. Wenn aber in dieſer Weiſe die ſubſtanzielle Allmöglichkeit im Weibe durch ſich allein nicht zu dem in ihr verborgenen Menſchen emporblühen könnte, ſo ruht das eigentlich Menſchliche offenbar in dem Subſtanziellen ſeiner Allmöglichkeit eingeſchloſſen. Die Aſſiſtenz Gottes zur Produktion ſeiner Menſchenhütte iſt daher keineswegs ſo übermächtig und alleiu wirkend, daß das durch ſie hervorgerufene Ebenbild durch ſie allein ſchon ſeines menſchlichen Charakters entkleidet und wie zu einem Halbgotte hätte erhoben werden können. Vielmehr iſt der durch göttliche Mitwirkung gewordene Menſch Jeſus ſo ganz Menſch, daß erſt und hauptſächlich bei ſeiner Taufe der Himmel ſich über ihm öffnet, der Geiſt auf ihn herniederfährt und jene die Einkehr Gottes im Menſchen beſtätigende Stimme ertönt: „Dies iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe“. Wäre daher kein anderer Einwurf gegen die von uns gegebenen Conſtellationen der Verhältniſſe zu erheben, als der jetzt durch gründlichere Erfaſſung des ganzen Verhältniſſes gelöſte, ſo würde uns jetzt nichts hindern, die genetiſche Hauptfrage als erklärt zu bezeichnen und in ihre weitere Entfaltung einzugehen. Es iſt aber noch ein Einwurf vorhanden, welcher erſt zum Abſchluſſe gebracht werden muß, ehe wir die errungenen Reſultate als geſicherte betrachten können. Da nämlich Mann und Weib von Stufe zu Stufe immer mehr in unrechten Widerſtand gegen Gott verſunken waren, und namentlich, wie leicht zu erweiſen wäre, auch das Geſchlecht von dieſer Oppoſition gegen

Gott angesteckt wurde, so war ja auch jene Substanz, aus welcher die Assistenz Gottes das erwartete Heil bereiten wollte, mit Sünde geschwängert, womit denn augenblicklich die Möglichkeit aufgehoben ist, daß Gott sich derselben nähern konnte. Es ist daher vor allen Dingen das Verhältniß der Inkarnation noch etwas genauer zu betrachten, ehe zu weiteren Folgerungen fortgeschritten werden kann.

Als nämlich die Schöpfung vollendet und sodann die Sünde eingetreten war, so war es natürlich, daß der unzufriedene Gott dem Ebenbilde seine Existenz und den Kreis seiner Bewegungsfähigkeit lassen mußte, wenn er nicht wollte, daß der Mensch völligem Untergange anheimfallen sollte. Da nun aber das, was an dem Gefallenen Existenz war, ohne fortgesetzte Erhaltung Gottes nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen, so mußte offenbar der erhaltende Gott wider seinen Willen in seinem Ebenbilde forteristiren. Er vergißt daher, um dies zu können, gleichsam alle seine früheren Ansprüche und verhält sich daher von jetzt an in einer völlig andern Weise zum Menschen. Um dies aber zu können, betrachtet er den Menschen stets als einen zukünftigen, und es ist ihm namentlich der zweit- und drittgeborene Sohn lieber als der Erstgeborne, weil er ein in viel höherem Sinne auf die Zukunft deutender ist, als der Erstgeborne, und es heißt daher ganz konsequent im Gesetze Mosis: „Allem, was erstgeboren und männlich ist, sollst du den Hals brechen", — gleich als wenn eine Zukunft eintreten könnte, in welcher durch den Wechsel der Generationen das Substanzielle der Sünde, zugleich unter sehr Viele vertheilt, geschwächt und abgeschliffen worden wäre. Indeß würde auch dieses wenig gefruchtet haben, wäre nicht Gott durch eine Einrichtung zwischeneingekommen, welche das Entsetzliche der Sünde gebrochen hätte. Diese Dazwischenkunft ist die Schöpfung des Weibes, die bereits mit Rücksicht auf die Sünde eingeleitet wurde. Das Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" — bedeutet demnach soviel wie: Es ist nicht gut, daß der Mensch bei der Sünde und im Sündigen allein sei. Ich will ihm eine Gehülfin zur, bei, mit und in der Sünde geben, wodurch ihm also die drückende Last nicht nur in ihren Folgen, sondern selbst durch getheilte Verantwortlichkeit leichter werde. Die auf

Zwei ausgeſchlagene Urſächlichkeit der Sünde gibt demnach die Möglichkeit, daß der Mann als Urſache von der Sünde des Weibes wie umgekehrt das Weib als Urſache von der Sünde des Mannes erſcheint. So viel Licht jedoch dieſer Satz zu verbreiten anfängt, ſo erſchöpft er die Sache doch noch nicht vollkommen. Denn Mann und Weib ſtehen doch nicht ſo völlig auf gleicher Linie in Beziehung auf die Urſächlichkeit der Sünde, wie wir dies Verhältniß ſo eben dargeſtellt haben. Wie die Sachlage im Grunde ſei, lehrt erſt folgende Betrachtung des Thatbeſtandes. Das Weib iſt nämlich nicht ſo, wie der erſte Menſch, mit Ausſicht auf die Schuldloſigkeit, mit der Erwartung der Reinheit geſchaffen worden. Als es wurde, war die Sünde bereits koncipirt. Sie, das Weib, war daher von Ewigkeit her verſehen unter dem Begriffe ideeller; geiſtiger wie geiſtlicher Uebertretung. Darum war ſie ja geſchaffen worden, um unter der imaginirten, von Seiten des Mannes imaginirten, für ſie nicht ſündlichen Sünde zu leben. Für ſie war, in reelle Sünde zu fallen, nichts Strafwürdigeres, ja ein Unſchuldigeres, als die Sünden-Imagination des Mannes. Die evolvirte Sünde des Weibes iſt nichts Schlimmeres, als die involvirte des Mannes. Wäre der Mann ohne das Weib in thatſächliche Sünde gefallen, — er wäre wie auf ewig verloren geweſen. Denken wir uns nun jetzt nach allem dieſem einen vom Weibe Geborenen, ſo kann es weiter nicht ſehr auffallend ſein, wie es durch dieſe Geburt möglich wäre, daß der in der Materie des Weibes Gebildete durch ſein Kommen aus der Naturbaſis des Weibes die evolvirte Sünde nur noch als die Laſt potenzieller Uebertretung angerechnet empfange, beſonders wenn er zu den Nachgeborenen gehört. Dennoch ſind wir hiemit noch nicht beim Ende angekommen. Denn durch den Mann wird dem Weibe noch immer das Potenzielle, Intentionelle der Sünde als ein Unverantwortliches eingeſäet. Indeß iſt dieſe Einſäung doch nichts Anderes, als nur Formung und Steigerung der im Weib an ſich ſchon vorhandenen potenziellen Setzung des Menſchen. Dieſe Setzung iſt folglich im Weibe als Weibe vorhanden. Da dieſes aber von uns unſündlicher als der Mann erklärt wurde, ſo folgt hieraus die Möglichkeit, daß durch den langen Prozeß aufeinanderfolgender Geſchlechter und Generationen, wenigſtens nach ei-

Richtung hin, eine steigende Entsündigung des potenziellen Menschen eintreten mußte. Es ist daher wohl denkbar, daß endlich in der reinen Jungfrau ein Keim (höchst wahrscheinlich ihr letzter als postumus) aufsteigt, der so rein ist, daß er auch kein Minimum evolvirte, sondern nur noch potenzielle Sünde in sich trägt: — potenzielle Sünde, die ja dem Weibe gestattet ist. Es enthält folglich dieser Keim Sünde, die keine Sünde ist, und es tritt damit ein Punkt vollkommener Schuldlosigkeit in die Welt ein. Dies erregt aber unmittelbar die entschiedenste Einwirkung Gottes, da dieser schon längst eines solchen Punktes begehrte, und der Mensch Jesus wird geboren, welcher die höchste Fähigkeit besitzt, vollkommener Tempel der Gottheit zu werden. Mit ihm ist die Fülle der Zeiten erschienen, die so lange hinausgeschoben bleiben mußte, bis eben ein Punkt der völligen Schuldlosigkeit, wie eine Anadyomene, aus dem Meer der Ungerechtigkeit aufgestiegen war*). Es muß jetzt nur noch dem Gegebenen eine mitfolgende Ursache beigefügt werden, theils um es noch mehr zu festigen, theils um es mit einem Verhältnisse in Zusammenhang zu bringen, welches als Grundgedanke auch alle unsere Untersuchungen durchdrang.

Abraham, aus dessen Stamm die reine Jungfrau sammt ihrem Sohne entspringen sollte, wohnte gegen Osten im Lande Mesopotamien. Als er dort seine Heerden weidete, erging der Ruf Gottes an ihn, Vaterland und Freundschaft zu verlassen und in das Land Kanaan einzuwandern. Um diesen verheißenen Boden nun drehten sich Jahrhunderte lang die Züge des auserwählten Geschlechtes, bis dasselbe endlich an dem ihm bestimmten Orte seine festen Wohnsitze fassen konnte. Es scheint demnach irgend eine geheime Nothwendigkeit geherrscht zu haben, welche es verlangte, daß der vermittelnde Mensch und Gott in Palästina geboren werde. Uns kann die Frage nach dieser Nothwendigkeit nicht allzuschwer fallen.

---

*) Es ist natürlich, daß wir alle hiehergehörigen Verhältnisse nur wie im Fluge berühren konnten, da eine encyklopädische Uebersicht nichts weiteres erlaubt. Vielleicht ist über kurz oder lang ein näheres Eingehen gestattet. Bis dahin müssen wir aber die Kritik bitten, mit dem Knäblein Absalom möglichst säuberlich zu verfahren.

Denn bildet nicht das todte Meer ſo ziemlich den tiefſten Punkt in dem großen Welt-Thale, welches vom rothen Meere bis zum Obiſchen Buſen ſtreicht? In dieſem Thale aber liegt auch der weſtlichſte bedeutendſte und eigentlich alleinige Schneidepunkt unſerer beiden Welt-Diagonalen, von denen die eine von Nordoſt nach Südweſt, die andere aber von Südoſt nach Nordweſt ſtreicht; ja, wenn man den in der Wirklichkeit durch die Maſſenhaftigkeit derſelben ſo ſehr getrübten Schneidungsknoten in einem überſichtlichen und reinen Schema darzuſtellen ſucht, ſo iſt ohngefähr gerade die Gegend des todten Meeres und Jeruſalems der eigentliche Hauptpunkt, an welchem ſich im Welt-Thale die Welt-Diagonalen ſchneiden. Nun aber haben wir gefunden, daß, wie auch die Nordoſt-Südweſt-Diagonale, ſo beſonders die geſchichtliche Entfaltung der Südoſt-Nordweſt-Linie auf die Produzirung eines neuen Menſchen hinſtrebt, in welchem die Gottheit wohnen konnte: — ein Drang, der beſonders in der Gegend von Syrien und Paläſtina ſo mächtig wird, daß die Wuth der Entmannung wie eine Anſteckung um ſich greift, wie denn hier ebenfalls, in der gleichen Region, unſchuldige Kinder dem glühenden Moloch in die Arme gelegt wurden. Es ſcheint demnach auch dieſer Schneidepunkt vorzüglich befähigt geweſen zu ſei, in der reinen Jungfrau den reinen Punkt der Schuldloſigkeit entſtehen zu laſſen. Wie dies möglich ſei, kann allerdings, nur hier nicht nachgewieſen werden. Wie aber, nur anders und allgemeiner bedingt, dieſelbe Gattung des Thier- oder Pflanzenreichs im Süden als eine völlig verſchiedene auftritt, wie im Norden, ebenſo ſcheint die Geſchichte ſich nach Norden hin mit ganz beſonderer Bedeutſamkeit und Modifikationsfähigkeit zu entfalten, und es iſt kein Grund vorhanden, warum es nicht im einheitlichen und organiſchen Bau der Erde ganz bevorzugte und weſentliche Punkte geben ſollte. Denn ſo ſehr es überhaupt nach der einen Seite hin ein gerechtfertigtes Beſtreben ſein mag, ganz univerſelle und allgemein geltende Geſetze des Lebens auffinden zu wollen, ebenſo ſehr hat auch das Individuelle ſein Recht, welches im Weltſyſtem und im Erdbau um nichts weniger anweſend iſt, als im Kryſtall oder der einzelnen Pflanze. Wenn das, was die neueſte Expedition nach dem Südpole gefunden haben will, daß es nämlich dort nur einen

magnetiſchen Pol gebe, während der Norden deren zwei beſitzt, wenn ſich dies als Wahrheit beſtätigen ſollte, ſo läge hierin ein keineswegs geringer, ſondern ſelbſt ſehr univerſeller Beweis der von uns hier ausgeſprochenen Behauptungen. — Jetzt, nachdem jener großartige Menſch, welcher, zugleich Gott, die ganze Einwohnung Gottes in ſich zu empfangen geeignet iſt, nicht nur ausfindig gemacht, ſondern als wiſſenſchaftlich berechtigte Exiſtenz gewonnen wurde, muß es unſre Aufgabe ſein, dieſer letzteren ebenſo geſchichtliche wie nothwendige Lebensentwicklung genau ins Auge zu faſſen.

Es iſt wahr, daß, nachdem das Ebenbild einmal in die Irrgänge der Sünde hineingerathen war, daſſelbe allerdings genug Gelegenheit gehabt hätte, über die Natur ſeines Zuſtandes die nöthige Einſicht ſich aufgehen zu laſſen. Indeß finden ſich für den Menſchen ſelbſt auf dieſem Punkte, wenn auch nicht Entſchuldigungsgründe, ſo doch noch einige mildernde Umſtände. Wenigſtens könnte geſagt werden, daß die Natur der eingetretenen Verblendung ſo außerordentlicher Art geweſen wäre, daß ein plötzlich mit ſoviel Verkehrtheit beladenes Weſen, wie der Menſch, ſtatt ſich herausarbeiten zu können, faſt in noch größere Verwirrung verfallen mußte. Ganz anders dagegen geſtalten ſich die Zuſtände, ſobald einmal ein ſolch verſühnendes Mittelglied wie Chriſtus in die Welt eingetreten iſt. Denn ſo ſehr das gefallene Ebenbild auch ſchwach ſein mag, immer iſt es doch Ebenbild, und damit wenigſtens eine potenzielle Größe. Es wohnt ihm demnach ein gewiſſer geiſtiger Inſtinkt ein, der zwar irren kann, aber das Rechte doch erfaſſen muß, wenn es ſich ihm in nicht zu verkennender Wahrheit darſtellt. War daher das Beharren in der Sünde, ehe Chriſtus erſchien, wenn gleich großes Unrecht, doch noch immer mit einer gewiſſen Unbefangenheit verbunden, ſo mußte dieſe doch augenblicklich weichen und zum Gefühl der tiefſten Schuld werden, ſobald die göttliche Größe in Perſon zum Einwohner der Welt wurde. Brach daher nach ſolcher Thatſache der Widerſtand des Menſchen nicht unwillkürlich in ein vollendetes Nichts zuſammen, ſo mußte er ſich nothwendiger Weiſe augenblicklich zum bewußten Verbrechen ſteigern. Wir wiſſen, daß er nicht gebrochen wurde, ſondern vielmehr zum größten Theile in jenes Verhältniß umſchlug,

welches vom Mittler als die Sünde wider den heiligen Geiſt bezeichnet wird und daher um ſo mehr zu einem blinden und wilden Wüthen werden muß, je mehr ſich die Gottheit in jenem offenbarte. Chriſtus iſt nicht in die Welt gekommen, um ſie zu richten, ſondern um ſie ſelig zu machen. Da nun die große Mehrzahl des Ebenbildes ſich das nicht wollte anthun laſſen, ſo können wir freilich nicht mit Gewißheit erkennen, was eingetreten wäre, wenn das Menſchengeſchlecht ihm in hellen Schaaren zugefallen wäre. Indeß iſt doch mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu glauben, daß alsdann der Herr unter uns wohnen geblieben wäre, und, als ein guter Hirte die Menſchen zum Ziele geleitet, und damit ein Reich gegründet hätte, das jetzt erſt nach vielen Stürmen das unſre werden wird. Da nun aber dies nicht geſchehen iſt, durch unſre Schuld nicht geſchehen konnte, ſo blieb offenbar nur ein Gedoppeltes übrig. Denn entweder mußte der gekränkte Gott, an uns zunächſt verzweifelnd, wieder an ſeinen Ort entweichen, und alſo plötzlich ſeinen Leib verlaſſen, ſo daß ſich ſodann die Menſchen um ſeinen Leichnam hätten ſtreiten können, wie dort der Widerſacher und der gute Geiſt um den des Moſes *), — oder als der, welcher mit aufopfernder Standhaftigkeit dem einmal gefaßten Entſchluſſe treu bleibt, und ſo bis zum letzten Augenblick die Möglichkeit der Anknüpfung darbietet, mußte Chriſtus bis zum Ende ausharrend den Seinen, nicht nur die Wahl ihres eigenen Looſes, ſondern auch die Verfügung über ſein heiliges Leben überlaſſen. Was der Gott noch immer hoffte, iſt nicht geſchehen. Vielmehr trieb das Ebenbild ſeine Thorheit, ja, was ſage ich, ſeinen Wahnſinn ſo weit, daß es mit unverhehlter Freude ſeinem Leben, ſeinem Heile den Tod gab. Er aber war gehorſam bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und vor ſeinem Scheerer verſtummet. Es war dies das Ziel, zu dem die Fortſetzung des begonnenen und geſteigerten Widerſtandes mit Nothwendigkeit führen mußte. Aber ein Ziel war es auch, das trotz ſeiner Schrecklichkeit dennoch nicht in ſich

*) „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr, dein Gott, dir erwecken, aus dir und aus deinen Brüdern: dem ſollt ihr gehorchen". 5. Moſes 18, 15.

ſelbſt zu einem ebenſo furchtbaren wie unwiderruflichen Ende führte, ſondern nur zum neuen Gliede einer um ſo geſteigerteren und herrlicheren Kette werden ſollte. Denn daß der Gott durch den unglaublichen Widerſtand des Menſchen mit Gewalt aus der Welt getrieben wurde, hebt nicht auf, daß er da geweſen war und Hand zum Bunde geboten hatte. Auch ſollten die Unwiſſenden nicht mit den Uebelthätern leiden. Seine Erſcheinung hat ein Licht über die Sünde, ihre Folgen und die Verkehrtheit der Welt angezündet. Jeder demnach, der ihn als dageweſenen erkennt, beſitzt die Fähigkeit, an dieſem Punkt zu ſeiner eigenen Reſtitution wieder anzuknüpfen, und dadurch die Einwohnung des Gottes in ſich zu empfangen. Denn auch nach ſeinem Tode und alſo jetzt und lange noch gibt er Allen denen, die ihn aufnehmen, die Macht Gottes Kinder zu heißen. Mit Chriſti Tod iſt demnach die Entwicklung der Heilsgeſchichte nicht abgeſchloſſen, vielmehr beginnt von dieſem Punkte an das Gebiet einer neuen Geneſis und es eröffnet ſich damit ein Feld, deſſen Ende noch nicht abzuſehen iſt. Es iſt jetzt unſre Aufgabe, auch auf dieſe neue Phaſe der höheren Religionsgeſchichte einzugehen und ſie wenigſtens mit einigen Zügen ihren Verlauf entlang zu charakteriſiren. Bevor wir uns aber hierauf einlaſſen können, iſt es noch nöthig, einige Blicke auf den Begriff der Menſchwerdung, wie wir denſelben feſtgeſetzt haben, und die damit verbundenen der Verſöhnung und Rechtfertigung zu werfen, damit ſoviel wie möglich auch das geringſte Mißverſtändniß ferngehalten werde.

„Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Gründe und Figuren, durch Poeten und Propheten ſich erſchöpft und aus dem Othem geredet hatte, ſo hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch ſeinen Sohn, bis die Verheißung ſeiner Zukunft, nicht mehr in Knechtsgeſtalt, auch erfüllt ſein wird". Solche letzte Rede des Vaters nun aber durch Wort und That iſt ein Entſchluß der ewigen Gottheit, vermittelſt deſſen ſie den Menſchen durch ein letztes und äußerſtes Mittel zu ſich zurückführen wollte. Die Menſchwerdung ſammt der durch ſie gewirkten Verſöhnung und Rechtfertigung iſt daher eine freie, ja vielleicht ſelbſt willkürliche Handlung Gottes, deren Zweck etwa auch durch einen anderen Verſuch hätte erreicht werden können, oder doch wenigſtens der

Mitwirkung keiner Art von Nothwendigkeit bedurft hat. Dies ist ungefähr die gewöhnliche Ansicht von der Menschwerdung, und wir sind auch keineswegs gemeint, ihr in ihrer richtigen und tiefen Begründung widersprechen zu wollen. Denn auch wir glauben, daß durch die Inkarnation des heiligen Sohnes uns die alleinige und ewige Versöhnung geworden sei. Auch wir glauben, daß das Opfer Christi uns dem Abgrunde eines unausbleiblichen Sturzes entzogen und die Kraft einer völlig zureichenden Entsündigung habe, deren Eintritt eine absolute Nothwendigkeit war. Auch wir glauben, daß der Entschluß zu solcher Menschwerdung ein im höchsten Sinne freier genannt werden müsse. Aber dennoch scheint es uns, als wenn wir hinreichenden Grund zu der Annahme hätten, daß die Menschwerdung nicht blos ein wie ein Deus ex machina hereinbrechendes Ereigniß gewesen wäre, sondern daß sie sich mit Nothwendigkeit auf ein mit der Schöpfung schon gesetztes Verhältniß beziehe, und durch den Grad der Versunkenheit bedingt gewesen ist, in den wir successiv verfallen waren. Es geht demnach unsere Ansicht dahin: Der Gott hatte nämlich die Schöpfung seines Ebenbildes vor Allem mit aus dem Grunde unternommen, um in demselben wie in seinem zweiten Ich als in einer Hütte des Bundes wohnen zu können. Dieser ersten, in einem gewissen Sinne uneigentlichen und nur relativen, Menschwerdung hat sich nun der Mensch, wie wir wissen, durch seinen Fall zu entziehen gewußt. Der Gott ließ sich aber dadurch von seinem Vornehmen keineswegs abbringen. Vielmehr ging er von nun an darauf aus, diese Menschwerdung nur um so mehr zu verwirklichen, und mußte sie daher vor Allem zu beschränken und zu individualisiren suchen, da von nun an ihre Ausbreitung über die Gesammtheit nur durch ein vermittelndes Glied möglich werden konnte. Der Mensch aber ließ sich durch diese nachgebenden Versuche keineswegs eines Besseren belehren. Vielmehr nöthigte er den liebenden Gott, seiner Verkehrtheit immer mehr und mehr und zuletzt bis zu dem Punkte nachzugeben, daß endlich das ewige Wesen der Gottheit nur noch in der Weise seine Einwohnung im Menschen vollziehen konnte, daß es selbst Mensch ward. Die Menschwerdung Christi ist demnach nur der Wille Gottes, um jeden Preis im Menschen wohnen zu können, und dadurch dem

Menſchen die Möglichkeit zu bereiten, wieder, nur in vermittelter Weiſe, an Gott anknüpfen, und in der Subſtanz der Gottheit oder (wenn man will) in Gott ſelbſt als in ſeiner Hütte des Bundes ein völlig geſättigtes, befriedigtes und ſomit ſeliges Leben führen zu können. Dies iſt, wenn man alles von uns Geſagte in einem Sehepunkt vereinigen und nicht abſichtlich mißverſtehen will, die einzig richtige Theorie von der Menſchwerdung Gottes. Erſt mit ihr vermögen wir freier zu athmen. Denn Alles das, deſſen Plötzlichkeit uns ſonſt wie eine ſchwere Unbegreiflichkeit überfällt und beängſtigt, wird nach unſerer Erklärung zur konſequenten Motivirung eines ewigen Planes, deſſen Weſen auf die einleuchtendſte Weiſe faßbar gemacht werden kann. Auch nach unſrer Anſicht alſo wären wir ohne die Menſchwerdung des ewigen Sohnes nimmer zu retten geweſen. Auch nach unſerer Anſicht mußte dieſer Sohn bis zum Tode in ſeiner menſchlichen Natur beharren, weil ohne das der Vater nimmermehr an die Schlechtigkeit unſerer Verkehrtheit hätte anknüpfen können. Kurz auch nach unſerer Anſicht iſt das Blut des menſchgewordenen Gottes das Löſegeld, durch deſſen Darbringung allein die Sünden der Welt getilgt werden konnten. Wer mit Ernſt über dieſe Entwicklungen nachzudenken Luſt trägt, wird finden, daß hiemit keine Entleerung, ſondern eine wahrhafte Erklärung der in ihrer Würde und Bedeutſamkeit ungeſchwächt erhaltenen göttlichen That gegeben iſt. Es kann demnach von uns hierüber für jetzt kein Wort mehr verloren werden, und wir haben ſomit die Freiheit gewonnen, von der ergründeten Thatſache unmittelbar zur kurzen Entfaltung ihrer Folgen übergehen zu können.

Chriſtus hat beharrt bis zum Tode in der ihm von Gott beſtimmten wie von ihm ſelbſt erwählten Stellung, und iſt ſodann, da ihm eben von wegen ſeiner Ausdauer in der Sphäre ſeiner Sendung der Tod auch nicht das Geringſte hatte anhaben können, mit Allem, was ſein war, vom Tode erſtanden und in die Himmel zurückgekehrt. Dieſe Treue in ſeinem Berufe iſt denn nun auch der Grund, warum, obgleich er durch die Bosheit der Menſchen aus der Welt wie aus der unter uns vorhandenen Menſchheit ausgetrieben wurde, ſeine Menſchwerdung nicht nur als eine vollkommene und ſomit als keine nutzloſe, ſondern als eine abſolut

gültige und ewig bleibende angeſehen werden muß. Er war daher nicht nur Menſch, ſondern iſt und bleibt dies in alle Ewigkeit: — ein Satz, den daher auch die Lehre aller chriſtlichen Kirchen als einen unumſtößlichen und durchaus nothwendigen angenommen hat. Iſt dieſes aber der Fall, ſo iſt damit eine für alle Zeiten gültige Einwohnung der Gottheit in der Hütte des Ebenbildes gegeben, und alle damit geſetzten Folgen treten nothwendig als für immer errungene und erhaltene auf. Es iſt demnach der menſchgewordene Gott ein Mittler in Ewigkeit, und wer ſich ſeiner Hülfe in Wahrheit bedienen will, der braucht nicht mehr wie ehemals das Himmelreich mit Gewalt an ſich zu reißen, ſondern nur in Frieden in ſich ſelbſt einziehen zu laſſen. Jeder nach Gottes Ebenbild geſchaffene Menſch braucht daher nur den ihm eigenthümlichen hartnäckigen Widerſtand gegen Gott und ſeine Einwohnung fallen zu laſſen und alſobald iſt er durch die vollgültige Gerechtigkeit Chriſti befähigt worden, die Einwohnung des göttlichen Weſens ſammt ſeiner Subſtanz in ſich zu empfangen. Wer nur einmal und in Wahrheit (und dies iſt nicht ſo ſchnell gethan wie der oberflächliche Wille der Leichtſinnigen und Spötter ſich einbildet und aus einem nichtigen Verſuche Konſequenzen zu ziehen ſucht) wer nur einmal den Willen Gottes in dieſer Beziehung vollzogen hat, der wird gefunden haben, welche Segnungen ihm dadurch zugegangen ſind, indem er gefühlt haben wird, wie ein unendliches Wachsthum und das Sproſſen zahlloſer neuer Entwicklungen in den Tiefen ſeines Geiſtes und ſeiner Seele den herrlichſten Anfang genommen hat*). Denn ſobald durch die Erſchließung des Geiſtes für den vermittelnden Chriſtus die Verkehrtheit unſeres ſündigen Widerſtandes gebrochen iſt, ſo fängt in demſelben Maaße, als dieſes geſchah, die volle Gottheit an, in uns einzukehren und Schritt vor Schritt mit der gerechteſten Con-

*) Selbſt die Starrheit und Kälte, welche oft den Anfänger in der Erkenntniß begleitet, iſt nur ein neuer Beweis für das Behauptete. Denn zum Theil hat dieſer Zuſtand in einem noch nicht völlig gebrochenen Widerſtand ſeinen Grund, theils rührt er davon her, daß bei manchen Naturen die erſte Grundlegung der neuen Verhältniſſe einer durchgreifenderen Reinigung des objektiven Bodens verlangt.

ſequenz Platz zu greifen, indem jenes Gut, welches der ſcheidende Chriſtus ſeinen Jüngern verheißen hat, der heilige Geiſt, nun nothwendig über alle die kommen mußte, welche die Bedingung ſeiner Annäherung erfüllt haben. Auch iſt der Einwohnung dieſes Geiſtes in keiner Weiſe ein Ziel geſetzt. Vielmehr je mehr wir von demſelben begehren und von ihm in uns mit wahrer Treue verarbeiten, ein um ſo reicheres Maaß deſſelben iſt uns der ewige Gott zu ſchenken bereit, da er bei ſeiner inneren Unerſchöpflichkeit aufs tiefſte erfreut iſt, wenn nach der von ihm zugerichteten Speiſe verlangt wird. Denn das ganze Buch ſeiner Offenbarung iſt von der Zuſage ſolcher Nahrung erfüllt. Auch verheißt namentlich eine Stelle, deren Inhalt ohne allen Zweifel auf eine ſehr vorgerückte Epoche der Geſchichte geht, daß der Vater der Dinge nach dieſem ſeinen Geiſt über alles Fleiſch ausgießen wolle, daß die Söhne und Töchter weiſſagen, die Aelteſten Träume haben und die Jünglinge Geſichte ſehen ſollen. Es iſt uns daher bei ſolcher Gewißheit nur noch die Frage übrig, was und wer dieſer heilige Geiſt ſei, der ſich doch überall von Gott und ſeinem Sohne ſelbſt in der ausgeſprochenſten Weiſe zu unterſcheiden ſcheint*). Wollen wir aber nun über ihn Entſchiedenes erfahren, ſo genügt es nicht, nur nach ihm allein in ſeiner Vereinzelung zu forſchen, da er offenbar nur im Zuſammenhange mit dem Sohn und dem Vater erkannt zu werden vermag. Hiedurch aber werden wir auf den tiefſten Punkt der geſammten objektiven Theologie geführt: — einen Punkt, den wir daher auch als den Höhenpunkt unſerer ganzen Unterſuchung anzuſehen Urſache genug haben. Es iſt die Frage nicht nach dem abſoluten Weſen (denn deſſen wollen wir

*) Der heilige Geiſt iſt Etwas von dem unendlichen (vgl. Vorleſung 4.) Inhalt Gottes, was weder Vater noch Sohn iſt. Dieſe beiden bleiben auch nach der durch den Sohn vollzogenen Erlöſung im Prozeſſe ſtehen. Es iſt demnach natürlich, daß ſie dem erneuten, wiedergewonnenen Menſchen, wenigſtens einſtweilen, aus der ewigen Fülle der Gottheit ein complementariſches Surrogat zukommen laſſen. Wir kommen deßhalb auch in unſerer ohnehin nur encyclopädiſchen Darſtellung nicht mehr auf dieſen Geiſt zurück, weil der Inhalt dieſer Anmerkung, zuſammengehalten mit dem bereits Geſagten und den folgenden Bemerkungen über die Dreieinigkeit, das Weſen ſolcher hohen Natur völlig zu enthüllen vermag.

uns nicht vermeſſen), ſondern nur nach dem möglichen Wechſelbeſtand der Dreieinigkeit in ſich ſelbſt und der menſchlich-richtigen Denkweiſe über ſie. Auch muß ich Sie nicht zu glauben bitten, meine Herrn, als wollte ich, wenn wir nun an die vorliegende Unterſuchung gehen, einen letzten Entſcheid über dieſelbe ausſprechen, da ich doch nur einige Gedanken mitzutheilen die Abſicht habe, die im Zuſammenhange unſerer ganzen Unterſuchungen vielleicht nicht als ganz unerheblich erſcheinen möchten. Wenigſtens brauchen Sie nur meine kleine Schrift über den Begriff der Kirche und ſeine praktiſchen Folgerungen zu leſen, die auch ſonſt noch hier einſchlagende Verhältniſſe berührt, um ſich über jegliche Anmaßung der Apodiktik von meiner Seite vollkommen beruhigt zu finden.

Wenn wir uns nun aber etwas näher mit der Frage nach der Dreieinigkeit befaſſen wollen, ſo iſt es billig, uns vor Allem da umzuſehen, wo allein einige Aufſchlüſſe über die Conſtellationen ihrer Natur zu finden ſind. Dieſer Ort iſt, wie natürlich, die heilige Schrift und in ihr vor Allem die alle übrigen Aeußerungen zuſammenfaſſende Stelle, welche ſich im fünften Capitel des erſten Briefes Johannis findet, und uns nur mit Unrecht von der Kritik ſo ſehr angefochten zu werden ſcheint*). Dort heißt es nämlich, daß, wie auf Erden drei der Zeugen ſeien, nämlich das Waſſer, das Blut und der Geiſt, und zuſammen in eine Einheit konkurrirten (καὶ οἱ τρεῖς εἰς τὸ ἕν εἰσιν), ebenſo im Himmel drei der Zeugen ſeien, nämlich der Vater, der Sohn und der Geiſt, und zuſammen ein Eines (ἕν) bildeten. Fragen wir uns nun hier, um durch die Analogie aufſteigen zu können, was die auf Erden zeugende Dreiheit ſein möge, ſo finden wir alſobald folgendes Reſultat. Es kann nämlich offenbar das Waſſer zuerſt nur auf die Sündfluth, ſodann aber auf die Taufe, das Blut dagegen zuerſt nur auf den Tod Chriſti, ſodann aber allein auf das heilige

*) Selbſt der indeß, welcher ſich von der Aechtheit dieſer Stelle durchaus nicht überzeugen zu können behauptete, wird zugeſtehen müſſen, daß in ihr die analogia fidei einen Ausdruck geſchaffen habe, welcher die ganze Anſchauung des neuen Teſtamentes von der Dreieinigkeit aufs vollſtändigſte zuſammenfaßt.

Abendmahl bezogen werden. Der Geiſt endlich wird allein das hinzukommende Dritte und die beiden Erſten in ihrer Stellung Beſtätigende und Bezeugende ſein können. Es iſt folglich mehr als klar, daß zwiſchen dieſen drei (daß ich ſo ſage) Symbolen dreier Momente ein Verhältniß ſtatt findet, das ſich als nichts Anderes denn als Succeſſion ankündigt. Es entſteht daher, wenn wir über den übrigen Parallelismus hinwegſehen wollen, jetzt die Frage, ob auch zwiſchen Vater, Sohn und Geiſt vielleicht ein ähnliches Verhältniß der Succeſſion obwaltet. Da aber unſere Stelle über dieſen Punkt wenig oder gar nichts ausſagen zu können ſcheint, ſo müſſen wir uns ſchon nach irgend einer anderen Hülfe umſehen, vermittelſt deren wir zu einer erwünſchten Auflöſung zu kommen vermöchten. Ein ſolcher Beiſtand fehlt uns denn auch in der That keineswegs, da wir nur auf die Geſammtheit unſeres Zuſammenhanges zurückgehen dürfen, um über alle Verlegenheit hinweggehoben zu werden. Wenn wir uns nämlich erinnern wollen, in welcher gegliederten Weiſe wir die Geſchichte des Ebenbildes bis zum Heimgange Chriſti und der Gabe des Geiſtes verfolgt haben, ſo tritt uns alſobald der Vater wie das ſein Ebenbild ſetzen und ihm einwohnen wollende, der Sohn dagegen als das dieſe Einwohnung unter ſo ſehr modifizirten Umſtänden vollziehende, der Geiſt zuletzt aber als jenes Glied entgegen, welches die einmal vollzogene Einkehr des Ebenbildes unter gewiſſen gegebenen Bedingungen unzählige Male zu wiederholen bereit iſt. Es iſt daher offenbar, daß Jeder dieſer drei die Entwicklung des Prozeſſes da aufnimmt, wo der Vorhergehende dieſelbe hat fallen laſſen. Folglich hat denn auch die von Johannes ausgeſprochene Paralleliſation zwiſchen Waſſer, Blut und Geiſt*) auf der einen, und Vater, Sohn und Geiſt auf der andern Seite ihre vollkommene

*) Es würde hier faſt etwas mehr als ſonderbar ſein, wenn ſich Jemand daran ſtoßen wollte, daß Johannes dieſe drei genetiſchen Momente im 8. Verſe des fünften Kapitels (1. Brief) in folgender Reihenfolge aufzählt: Der Geiſt und das Waſſer und das Blut. Denn wie dieſes zu verſtehen ſei, lehrt ſchon der vorangehende 6. Vers: „Dieſer iſt es, der da kommt durch Waſſer und Blut, Jeſus Chriſtus, nicht im Waſſer allein, ſondern im Waſſer und Blut: und der Geiſt iſt es, der da bezeuget, daß Geiſt Wahrheit ſei“.

Richtigkeit, indem, wie Waſſer, Blut und Geiſt, ſo auch Vater, Sohn und Geiſt an unſerer klaſſiſchen Stelle auf das allerentſchiedenſte im Verhältniſſe der Succeſſion auftreten. Es kommt jetzt nur darauf an, in welcher Weiſe dieſe Succeſſion dreier göttlicher Perſonen gedacht werden müſſe, indem mit ſolchem Begriffe der Succeſſion, wie jedermann zugeſtehen wird, ein weites Feld von Vermuthungen und Hypotheſen ſich eröffnet. Fürs erſte nämlich kann man ſogleich fragen: Iſt der Vater nothwendig der Vater und der Sohn nothwendig der Sohn? Oder hätten beide und vielleicht ſelbſt alle drei Perſonen der Gottheit ihre übernommenen Stellungen wechſelſeitig austauſchen können? Oder ferner, iſt es allenfalls nur die Wechſelſtellung des Verhältniſſes zu einander, oder am Ende ſelbſt nur zum Ebenbilde, was den Vater als Vater, und den Sohn als Sohn erſcheinen läßt? Für alle dieſe Annahmen laſſen ſich mannigfache Gründe aufzählen. Wir wollen uns hier nicht in das Labyrinth derſelben einlaſſen, ſondern nur die zwei extremſten Behauptungen aufſtellen, auf welche man durch die Entfaltung ſolcher Gründe geführt werden kann. Die eine nämlich iſt die, daß Gott von Ewigkeit her bei vollkommener Einheit dieſe drei Perſonen mit allen ihren Wechſelverhältniſſen als eine ihm naturgemäße, ihm ſomit vollkommen nothwendige Geſtaltung und Erſcheinung in ſich enthalten habe: — die andere dagegen (wenn man das, was ein mehr oder minder flacher Rationalismus behaupten könnte, bei Seite läßt) die, daß Gott vom Anfang her eine unendliche Einheit ſei, die aber, ſobald ſich Gott zur Produktion ſeines Ebenbildes entſchließt, alſobald in eine ihm naturgemäße Dreiheit auseinandergeht: in eine Dreiheit aber, welche bei dem unendlichen Lebensabgrunde der Gottheit ſich als eine ſo gegliederte und in ſich abgerundete herausſtellt, daß ſie nur als eine Dreiheit der Perſonen gedacht werden kann. Die erſte Anſicht einer ewigen Dreiheit iſt die allgemein und, was das Wichtigſte iſt, hiſtoriſch angenommene Anſicht. Indeß ſcheint ihrer Unbedingtheit doch Einiges entgegenzuſtehen. Denn erſtlich iſt wohl kein einziger Ausſpruch der heiligen Schrift ausſindig zu machen, aus welchem eine ſo diſtincte dogmatiſche Folgerung gezogen werden könnte, da z. B. das Wort Chriſti: Ehe denn Abraham war, bin Ich — in keiner Weiſe heißen kann: Ehe

denn das Ebenbild oder nur irgend eine Ahnung von ihm war, bin Ich. Sodann aber ist bei jener Ansicht noch Folgendes in Betracht zu ziehen. Nimmt man nämlich die Dreieinigkeit Gottes als eine absolut ewige Existenz an, so bleibt nur folgende Wahl übrig: entweder Gott als einen mit Nothwendigkeit Dreieinigen zu betrachten, oder es als seinen freien Entschluß anzunehmen, von Ewigkeit her als Dreieiniger existiren zu wollen. Nun aber haben wir schon früher die absolute Freiheit Gottes nachgewiesen. Folglich können wir uns nur für die freie Wahl Gottes entscheiden, zufolge der er ein Dreieiniger sein *will*. Eine solche Wahl ist aber bei Gott als Entschluß der bloßen Willkühr undenkbar. Wir müssen demnach annehmen, daß ein Grund vorhanden sei, welcher Gott bestimmt, von Ewigkeit her als Dreieiniger erscheinen zu wollen. Ein solcher Grund aber kann nur zufolge eines außerhalb Gottes liegenden Zweckes vorhanden sein, da bei seiner völligen Freiheit Gott in seinen eigenen Tiefen sich nicht veranlaßt fühlen kann, so oder so aufzutreten. Nun aber liegt, so zu sprechen, außerhalb Gott kein anderer Zweck als der: sein Ebenbild hervorbringen zu wollen. Es scheint demnach, daß Gott sich allein mit Rücksicht auf die Produktion seines Ebenbildes oder des Menschen als dreieinige Persönlichkeit gesetzt habe: eine That, die auch so noch völlig freier Entschluß ist, und von Gott nur gewählt wurde, weil ihm dieser Weg zur Genesis des Menschen im Ganzen wohl als der naturgemäßeste erscheinen mochte. Denn Gott liebt immer die möglichste Einfachheit, und, wo er sich mit einem Zwei oder Drei abfinden kann, wird er niemals nach einem Vier oder Fünf greifen. Obgleich wir uns nun aber mit dieser Ansicht der Verhältnisse von der allgemein gültigen abzuwenden und jener oben bezeichneten zweiten zu nähern scheinen, so *scheint* dies doch nur so, und findet nur in einer *sehr beschränkten* Weise statt. Gott ist nämlich kein Gott, welchem die Entschlüsse seiner Freiheit Pein oder Qual machen können. Sein Plan demnach, sein Ebenbild zu produziren, ist kein willkürlich und zufällig entstandener, sondern er ist ein von Ewigkeit her vorhandener, und wir behaupten daher gleich dem orthodoxesten Theologen, daß Gott von Ewigkeit her als Dreieinigkeit existire. Wir haben jetzt bei dem beschränkten Raume, der uns gestattet ist, nur noch einige

Worte über die Natur-Möglichkeit eines Wesens zu verlieren, welches zugleich Einheit und Dreiheit ist. Wir werden hier kürzer sein können, als es vielleicht möglich erscheint. Gott besteht nämlich in seinen Tiefen aus der unermeßlichsten Allmöglichkeit, der eine ebenso große Kraft und Unbedingtheit als scheidende und gliedernde Potenz zur Seite geht. Allmöglichkeit und sondernde Kraft zusammen bilden daher immer die Allheit der Existenz. Nun aber ist die Allmöglichkeit das Weitschichtigste, was gedacht werden mag. Denn da sie Allmöglichkeit im strictesten Sinne des Wortes ist, so ist auch jeder Punkt in ihr ihrer Ganzheit gleich. Die Allmöglichkeit ist demnach das Gehäuse von unzähligen Allmöglichkeiten, von denen jede wiederum das Gleiche vermag. Nun aber haben wir gefunden, daß in der Allmöglichkeit die sondernde Kraft mit einer der ihrigen ganz gleichen Potenz aufzutreten vermag. Es ist folglich die sondernde Kraft um nichts weniger unendlich untheilbar, als die Allmöglichkeit. In der wirklich vorhandenen sondernden Kraft und wirklich vorhandenen Allmöglichkeit liegen daher ganz unbeschränkte Wiederholungen von Allmöglichkeit und sondernder Kraft. Nun aber ist Gott der absolute König der wirklichen Allmöglichkeit wie der wirklichen sondernden Kraft. Folglich birgt Gott in sich die Möglichkeit unendlicher Götter: ein Sinn, der ebenso im Worte Elohim, wie in dem Ausdrucke liegt, daß Gott der Götter Gott sei, wenn man von dem Letzteren nämlich den nächsten und äußerlichen Sinn hinwegnimmt. Es ist demnach natürlich, daß Derjenige, welcher die Potenz unendlicher Vielheit in sich besitzt, sich, wenn es ihm gutdünkt, ebenfalls als Dreiheit verwirklichen kann. Auch widerspricht dies keineswegs der Denkweise der biblischen Bücher, die überall, wo auf die Dreieinigkeit Bezügliches in ihnen hervortritt, sich entschieden mit einer gewissen Allgemeinheit ausdrücken, die z. B. schon daraus ersichtlich ist, daß, wo in ihnen von der Einheit des Vaters und Sohnes oder von der des Vaters, Sohnes und Geistes gehandelt wird, diese Einheit nicht als εἷς, sondern als ἕν charakterisirt auftritt *).

*) Vgl. Ev. Joh. 3, 27—36. 10, 30. 14, 9. 17, 10. 11. 21. 22. 23. 26. — 1. Joh. 2, 22. 23. 5, 6—8.

Dies iſt es nun, was wir hier nur mit wenigen Worten bezeichnen konnten, und was mehr dazu beſtimmt iſt, im Verein mit unſerem Geſammt-Zuſammenhang auf ein richtiges Nachdenken über Natur und Weſen der Dreieinigkeit hinzuleiten, als daß damit eine objektive Feſtſtellung gegeben werden ſollte. Jetzt wollen wir nur noch, ehe wir zu äußerlicheren Schlußbemerkungen übergehen, zum Abſchluſſe einige Gedanken beifügen, die ſich auf das Weſen der Kirche und ihrer Entwicklung beziehen.

„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre mein Reich von dieſer Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde“: — alſo hat der ewige Sohn vor ſeinem ungerechten Richter geſprochen. Ebenſo beſtehet das Reich Gottes nicht in Worten, ſondern in der Kraft, und der Jünger der Liebe ſagt, daß, wer ſeinen Bruder, der mit ihm einen Glauben, eine Taufe, eine Speiſung habe, nicht liebe, daß ein Solcher ein Todtſchläger ſei. Die Gemeinſchaft der Gläubigen iſt demnach eine weſentlich innere, und alles Aeußere nur für das Fleiſch und die Welt, ſomit zwar recht und gut, aber auch jeden Augenblick der Gefahr ausgeſetzt, aus der Sphäre ſeines Rechtes in den Gebrauch der ſchmählichſten Ungerechtigkeit umzuſchlagen. Es iſt folglich abſolut chriſtliche Nothwendigkeit, daß jede erſcheinende Kirche, wo ſie den Geiſt Chriſti auch nur von ferne ahnt, wenn auch nicht billigend, ſo doch wenigſtens duldend und ſchweigend verfahre, und Bako von Verulam hat deßhalb mehr als Recht, wenn er ſpricht: **Videmus, tunicam salvatoris inconsutilem exstitisse, vestem autem ecclesiae versicolorem. Palea in arista separanda est a frumento, at zizania in agro non protinus evellenda. Moses, cum certantem reperisset Aegyptium cum Israëlita, non dixit: Cur certatis? sed gladio evaginato Aegyptium interfecit. At cum Israëlitas duos certantes vidisset, quamvis fieri non potuit, ut utrique causa justa contingeret, ita tamen eos alloquitur: Fratres estis, cur certatis?***) Es iſt leider und allerdings wahr, daß die Gemeinde der Gläubigen nicht immer in dieſem hohen und allein chriſtlichen Sinne verfahren iſt. Indeß iſt ein

*) Baco, de augm. scient. lib. IX. cap. 1.

Troſt und eine Hoffnung vorhanden, welche ſich beide nicht nur verwirklichen werden, ſondern nothwendiger Weiſe verwirklichen müſſen. Da nämlich der Widerſtand des Ebenbildes, welchen Gott immer und Chriſtus am härteſten erfuhr, nicht nur nicht aus der Welt gewichen iſt, ſondern zufolge der Erfahrung wie der Schrift ſich fortſchreitend zu einer immer höheren Spitze ſteigern wird, ſo wird denen, welche an der genetiſchen Erſcheinung der Gottheit feſthalten, zuletzt im Widerſtande gegen das abſolut Böſe kaum mehr Zeit und Luſt bleiben, von dem großen Kampfe abzuſehen und ſich in kleine Uneinigkeiten zu verlieren. Der Widerſtand der äußerſten menſchlichen Hartnäckigkeit gegen Gott und ſeinen Willen wird ſich aber zuletzt bis zu einem ſolchen Punkte ſteigern, daß der die äußerſte Langmuth übende Gott ſich endlich doch genöthigt ſehen wird, eine Kriſis herbeizuführen, welche ſich mit dem herrlichen Baue eines neuen Himmels und einer neuen Erde ſchließen wird*). Hiemit haben wir aber das Ende der theologiſchen Wiſſenſchaft erreicht, deren encyklopädiſche Ueberſicht wir nicht beſſer liefern zu können glaubten, als dadurch, daß wir ein gedrängtes Gefüge ihres Zuſammenhanges vorzuführen verſuchten. —

Wir haben jetzt nur noch einige wenige Bemerkungen zu geben, die ſich auf das Talent zur Theologie und die Methode derſelben beziehen.

Wenn es ſich um das Talent zur Theologie handelt, ſo iſt hier mehr, als irgendwo, die theoretiſche und die praktiſche Seite zu ſcheiden. Denn obwohl ſich auch hier der Theoretiker und der Praktiker mit mehr als einer Fläche berühren, ſo gehen ſie doch nirgends auch ſo weit auseinander, ſo daß ſogar alle Berührung aufhört, indem der eine die lebendige Kraft von Thatſachen in die Seelen zu pflanzen hat, während der andere derartige Realitäten den Geiſtern gegenüber zu rechtfertigen berufen iſt. Gehen wir hier nun zuerſt an die theoretiſche Theologie, ſo muß ihr Bebauer nicht gerade ein ſpezifiſches Talent zu derſelben, ſondern mehrere von denen beſitzen, welche in größerer Trennung und Auseinander-

*) Vgl. des Verfaſſers Schriftchen „über den Begriff der Kirche und ſeine praktiſchen Folgerungen". Erlangen 1841 bei Palm und Enke. S. 56 — 64

haltung bei anderen Disciplinen vorkommen. Namentlich sind es da jene Begabungen, die wir als die dem Philologen, dem Geschichtsforscher und dem Philosophen nothwendigen bezeichnet haben. Ohne das Zusammentreffen dieser Drei wird kaum unter den Theologen einer jener Männer aufzustehen vermögen, welche die Umschwünge des Genies herbeiführen. Solchen Anforderungen gegenüber ist es freilich ein viel geringeres Maaß von angeborner geistiger Kraft, welches dem praktischen Theologen gewünscht werden muß. Wenn er nur jene Gemüthsstimmung, deren volles Bewußtsein den Philosophen erst zum Philosophen macht, als einen tiefen inneren Drang des Gefühles besitzt, wenn er also durch das Erzittern seiner eigenen Substanz zur Congenialität mit der göttlichen Allmöglichkeit hingestachelt wird, so wird in ihm die Anerkennung der objektiven Realität sich bald bis zur tiefsten Ehrfurcht vor den Thaten göttlicher Geschichte steigern. Wo aber solche Grundlage vorhanden ist, da offenbart sich auch die Möglichkeit der nöthigen Vorbereitung, die Kraft einer hinnehmenden Beredtsamkeit und der Eifer für das Heil der Brüder: — Fähigkeiten, welche weniger als das Produkt besonderen Talentes, sondern als Resultate einer durch wahre Treue und ächten Willen angebauten Grundstimmung der tiefsten Seele angesehen werden müssen. — Was nun die Angabe der rechten Methode für das theologische Studium betrifft, so scheint diese hier fast leichter, als bei irgend einer anderen Wissenschaft. Abgesehen nämlich von der Mitwirkung des Philosophischen, welches dem Geist nicht gegeben werden kann, sondern gegeben sein muß, so sind die Grundsäulen der Theologie allein Exegese und Geschichte. Denn selbst die Dogmatik, eine so wichtige Disciplin sie immerhin sein mag und wirklich auch ist, — als theologische namentlich kann sie nur als die höchste Blüthe vereinigter Schriftdeutung und Geschichtsforschung bezeichnet werden. Es hat sich demnach der werdende Theologe vor Allem ganz in die Tiefe der hebräischen und griechischen Quellen zu versenken, von dem Glauben beseelt, daß die Oekonomie jener Schriften in sich eine Wahrheit enthalte, deren Gewinnung ihm ein vollendetes System abgerundeter Erkenntniß zu bieten vermöge. Auch wird er nicht so feig sein, die Kenntnißnahme jener ebenso lächerlichen wie verbrecherischen Versuche umgehen zu wollen, welche

mit David Friedrich Strauß und Bruno Bauer endlich die letzte Höhe ihrer ungeſchichtlichen und unphiloſophiſchen Erbitterung erreicht zu haben ſcheinen. Wenn der wahre Trieb der Forſchung ſich die ächte und ſchöne Naivetät und Unbefangenheit bewahrt hat, mit welcher der Geiſt jedes Alterthums und namentlich der des bibliſchen in der Seele empfangen werden muß, ſo muß dieſer Trieb bei den ſo ſehr beweisloſen und willkührlichen Beſtrebungen der neueren Kritik in jene Verlegenheit gerathen, die unſerem großen deutſchen Geſchichtsforſcher Johannes von Müller ſo ſchön läßt, wenn er in den Briefen an ſeinen Bruder Georg über die gewiſſenloſen Veruntreuungen des anvertrauten Schatzes von Seiten der modernen Exegeten und Hiſtoriker nur zu gerechte Klagen erhebt. Denn nicht nur auf dem Gebiet der bibliſchen Kritik, ſondern auch auf dem rein hiſtoriſchen Boden hat jener gerügte Unfug ſein Feldlager aufgeſchlagen, ſo daß der vom Studium der Exegeſe zu dem der Geſchichte fortſchreitende Schüler auch hier nicht vorſichtig genug verfahren kann. Vor Allem aber muß ſich ein Solcher auf dieſem Gebiete den Wink geſagt ſein laſſen, daß die Kirchengeſchichte nur dadurch vor Unwahrheit und Einſeitigkeit bewahrt werden kann, daß ſie ihren Bau auf der tiefſten Kenntniß der profanen Geſchichte aufzuführen ſucht. Denn der gewaltige Zug im Fortſchritt der weltlichen Angelegenheiten iſt mit allen ſeinen Antipathieen und Sympathieen hier wie überall Grund und Träger für die Fixirung jener ideellen Momente, welche das menſchliche Geſchlecht von jeher nur bald mit größerem, bald mit geringerem Recht, als die fortbewegende Kraft ſeiner Entwicklungen betrachtet hat.

Dreiundzwanzigſte Vorleſung.

Ueber die Wiſſenſchaft der Kunſt.

Meine Herrn! Mit dem, was wir in den beiden letzten Vorleſungen über das Studium der Theologie zu erwähnen für gut fanden, haben wir unſere Betrachtungen über das geſammte Gebiet der eigentlichen Wiſſenſchaften zum Ende gebracht. Kaum vermöchte noch irgend ein Zweig des realen Erkennens ausfindig gemacht zu werden, den wir, wenn ein größerer, nicht ſelbſt ziemlich ausführlich behandelt, wenn aber ein geringerer und unbedeutenderer, nicht mit ſeiner Möglichkeit, hervorzutreten, dahin geordnet haben, wo ſeine ihm gebührende Stelle iſt. Welchem Gebiete des Erkennens und Handelns ſich daher ein junger Mann auch zuwenden mag, wir haben ihn für die Zeit ſeines akademiſchen Studiums, ja vielleicht noch darüber hinaus, überall einen ſoviel wie möglich erſchöpfenden Grundriß an die Hand gegeben, vermittelſt deſſen er ſich getroſt in die Tiefe des Details verſenken, wie auf die höchſte Höhe des Standpunktes erheben kann, deſſen allumfaſſender Baſis das Studium jeder Wiſſenſchaft bedarf. Aber ſo wichtig auch die genaue Kenntnißnahme ſeiner ſpeziellen Disciplin für jeden akademiſchen Bürger iſt, ſo macht der früher zur Genüge von ihm aufgeſtellte Begriff doch noch ganz andere Anforderungen an ihn. Denn er ſoll ja zufolge der Abſicht dieſer Vorleſungen nicht blos die encyklopädiſche Ueberſicht ſeiner beſonderen Wiſſenſchaft zu gewinnen ſuchen, ſondern eindringen ſoll er in den Grſammtbau des ganzen entworfenen Netzes, wie in demſelben jedem Wiſſen ſeine relative Stellung zukömmt; und es iſt deßhalb weder die Vorleſung über die Geſchichte noch die über Medizin noch jene

über die Metaphyſik allein und für ſich abgeſondert, dagegen ſehr wohl und leicht in der Verkettung aller zuſammengenommen zu verſtehen. Denn die Aufgabe des akademiſchen Jünglings iſt die: Erkennen, und das Erkannte handhaben zu lernen. Wahres Erkennen iſt aber nur aus dem Ganzen, aus univerſellem Zuſchnitte zu gewinnen. Wie daher der ſeinem Begriff entſprechende akademiſche Jüngling jede Wiſſenſchaft ſo weit zu erfaſſen ſtreben muß, daß er mit ihrer Hülfe die Gliederung des wiſſenſchaftlichen Geſammtbaues geiſtig zu durchdringen vermag, ſo kann und darf er auch nicht verſäumen, demjenigen ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, was allein der Wiſſenſchaft ſelbſt an die Seite geſetzt werden kann, ohne durch dieſelbe verdunkelt zu werden. Unter allen Dingen kömmt aber eine ſolche Belordnung nur der Kunſt, dieſer jedoch in der weiteſten Bedeutung des Wortes zu. Iſt daher Wiſſen und Erkennen das Weſentliche des akademiſchen Jünglings, ſo iſt offenbar, daß er auch, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Punkte, um die Kunſt wiſſen ſoll. Daß aber eine ſolche Wiſſenſchaft der Kunſt möglich ſei, geht ſchon daraus hervor, daß alles Seiende gewußt werden kann, eine ſolche milde Schönheit alſo, wie die Kunſt iſt, ſich dem menſchlichen Erkennen höchſtens nur an ihren äußerſten Enden zu entziehen vermöchte, weil ſie an dieſen Punkten ſelbſt für die geiſtigſte Berührung des Menſchen zu zart geworden wäre. Wir wenden uns jetzt dieſer Wiſſenſchaft der Kunſt zum Schluſſe unſerer encyklopädiſchen Betrachtungen noch ſelbſt zu, nachdem wir aus dem Begriffe des akademiſchen Bürgers ihre Anweſenheit als mehr oder minder nothwendig dargelegt haben. Denn zum mindeſten muß ſie nach allem Früheren als ein ſchönes Letztes angeſehen werden, welches dem kühneren und keckeren Bau der nothwendigeren Disciplinen zur mildernden und beſänftigenden Abrundung dient.

Die Wiſſenſchaft der Kunſt unterſcheidet ſich weſentlich von alledem, was man außerdem Wiſſenſchaft zu nennen pflegt. Alles übrige Wiſſen nämlich iſt ein Wiſſen um eine Exiſtenz, die erſt geworden ſein muß, damit wir a posteriori von ihr Kenntniß nehmen können. Denn ſo würde uns nimmermehr irgend welche Erkenntniß über eine Welt der Inſekten oder über das Volk der Perſer aufzugehen vermögen, wenn jene Beiden nicht Wirklich

keiten wären, und durch ihre Exiſtenz zum Verſuche des Erkennens aufforderten. Ganz anders verhält es ſich nun bei der Kunſt. Iſt nämlich das Erkennen einer Sache nichts Anderes, als eine genetiſche Nachkonſtruktion derſelben, wie wir eine ſolche eben in unſerer geiſtigen Subſtanz zu denken vermögen, ſo ſcheint es faſt, als wäre das Kunſtwerk geiſtig und gedacht eher vorhanden, als es in die Welt der Wirklichkeit und Erſcheinung eintritt, ſo daß man, wenn man dieſe Thatſache bis auf's Aeußerſte konſequent verfolgen wollte, eine Wiſſenſchaft der Kunſt aufzuführen vermöchte, ehe noch ein Kunſtwerk beſtünde. Aber dieſe Idealität der Wiſſenſchaft einer Sache, bevor die Sache nur beſteht, iſt nicht das Einzige, wodurch ſich die Wiſſenſchaft der Kunſt vor allen übrigen Wiſſenſchaften auszeichnet. Denn es gibt noch einen zweiten und ſogar bedeutenderen Unterſchied derſelben, der zwar mit jenem erſten zuſammenhängt, aber dennoch nicht ein und derſelbe mit ihm genannt werden kann. Es iſt nämlich nicht zu läugnen, daß alle Kunſt mehr oder weniger Nachahmung der Natur iſt und ſein muß, ja ſogar daß ſie eine um ſo vollendetere Kunſt darſtellt, je naturgetreuer ſie zu ſein vermag. Aber dennoch liegt noch ein Anderes in der Kunſt, das ſich nach einer zweiten Seite hin ebenſo weit von der Natur entfernt, wie es ſich nach der erſten an dieſelbe anſchließt. Daß dem in der That ſo ſei, fühlen Alle. Wenn der Künſtler dieſe oder jene Stellung, dieſe oder jene Ausſicht unkünſtleriſch und daher zur Abbildung unpaſſend findet, wenn er ferner zu kleinliche und ängſtliche Nachbildung flieht und mit dem Schwunge großer und freier Linien nichtsdeſtoweniger die gewiſſenhafteſte Genauigkeit zu verbinden ſucht, ja wenn endlich der Kunſtrichter oder ſelbſt der nur einigermaßen richtig fühlende Naturmenſch in der künſtleriſchen Darſtellung ein gewiſſes Ideales verlangt, ohne welches er der Kunſt kaum den Namen der Kunſt zuzugeſtehen Luſt trägt, ſo geht hieraus überall auf das Augenſcheinlichſte das Reſultat hervor, daß das menſchliche Gemüth neben der ängſtlichſten Naturtreue von der Kunſt doch auch ein Hinausgehen über die Linie des Natürlichen verlangt, welches dem Auge erſt jenen Frieden der Ruhe gibt, den die Wirklichkeit zu verſagen ſcheint. Auch iſt es merkwürdig, wie gerade mehrere der ausgezeichnetſten Bildner und Künſtler niemals von

der Luft laſſen konnten, die Grenze der Möglichkeit, ſoviel es nur immer ging, zu überſchreiten, und ſo mit der höchſten Kühnheit einen ſelbſtſtändigen Bau gleichſam in die Luft hinauszuſtellen, um ihn durch ſeine eigene Größe und ſeine eingeborene Selbſtſtändigkeit wirken zu laſſen*). Kurz der Satz iſt nicht zu umgehen, daß, je tiefer die Kunſt in eine genaue und energiſche Nachahmung der Wirklichkeit eingeht, ſie in demſelben Maaße zugleich ein Etwas zu erreichen ſucht, was weit über alle Wirklichkeit hinausragt.

Faſſen wir nun aber den eigenthümlichen Widerſpruch, welcher in dieſem Reſultate zu liegen ſcheint, mit der oben geſchilderten Apriorität, welche der Wiſſenſchaft der Kunſt zukömmt, in Eins zuſammen, ſo iſt es offenbar, daß wir uns nach einem Begriffe umzuthun haben, welcher das ſcheinbar Paradoxe dieſer Verhältniſſe aufzulöſen und auf einen geſteigerten Verſtand zurückzuführen vermag. Wir hoffen aber einen ſolchen Begriff leicht gewinnen zu können, wenn wir den Gegenſatz der vorliegenden Momente nur auf ein anderes Gebiet zu verpflanzen ſuchen. Der Entwicklungsgang eines Meiſters wie Raphael bietet hiefür die ſprechendſte Analogie. Dieſer außerordentliche Mann nämlich war

---

*) Um hier von Größen wie Michel Angelo und Shakeſpeare zu ſchweigen, will ich nur an zwei deutſche Meiſter erinnern, die in dieſer Weiſe der Kunſt das Außerordentlichſte leiſteten: Albrecht Dürer und Beethoven. Wenn man des Erſteren wunderbar großartige Holzſchnitte zur Offenbarung St. Johannis, ſodann Blätter wie Ritter, Tod und Teufel, die Melancholie und den heiligen Hieronymus in ſeinem Studierzimmer oder endlich auch die zwei Tafeln mit den ſogenannten vier Temperamenten ins Auge faßt, ſo zeigt ſich hierin nach zu vielen Seiten hin eine Selbſtſtändigkeit der Produktion gegen die Wirklichkeit, als daß dieſelbe nur einen Augenblick mißkannt werden könnte. Noch größer aber, als bei Dürer, iſt bei Beethoven dieſe gleichſam widerwillige und erzürnte Auflehnung gegen alle laufenden Geſetze der gewöhnlichen Tonkunſt. Denn ſelbſt abgeſehen davon, daß bei Beethoven herrliche Fehler gegen faſt alle Geſetze der Harmonie gefunden werden können, d. h. Fehler, die an ihrem Orte ſchönere Wirkungen hervorbringen als die ſklaviſchſte Einhaltung der Regeln, ſo vermag er allein vermittelſt der Zuſammenlönung der höchſten Höhe mit der tiefſten Tiefe einen Effekt hervorzubringen, welchen man vor ihm der Kraft des Tones nimmer zugetraut hätte.

der Schüler des bekannten Pietro Perugino und hielt ſich auf den erſten Stufen ſeiner Entwicklung ganz genau und faſt ſklaviſch an die eigenthümliche Kunſtweiſe ſeines Meiſters. Nichtsdeſtoweniger bricht ſchon in den erſten Werken des künſtleriſchen Jünglings eine Selbſtſtändigkeit hervor, welche trotz und vielleicht eben wegen ihres engen Anſchluſſes an eine gegebene Stufe der Kunſt dieſe bereits weit zu transſcendiren anhebt. So aber in allen Dingen. Denn auch in der Natur iſt mehr als einmal die Thatſache wahrzunehmen, daß gerade da, wo eine zweite Stufe ſich von der erſten losreißen will, das zu verlaſſende Princip noch einmal mit großer Stärke hervorgehoben wird. Suchen wir uns nun dieſen Gegenſatz zu erklären, ſo können wir nur ſagen, daß jeder Fortſchritt zur Vervollkommnung, ja die Vervollkommnung ſelbſt es als Eigenthümlichkeit beſitzt, das Widerſprechende in eine Einheit zuſammen zu faſſen. Denn es iſt ja nothwendige Natur der Aufſteigerung, ſich makrokosmiſche Vollendung anzuziehen. Der Begriff des Makrokosmiſchen iſt aber doch der, das Allheitliche und ſomit das Gegenſätzliche zur harmoniſchen Einheit zu nöthigen. Die wahre Kunſt verhält ſich daher zur Nachahmung der Natur und zur Natur ſelbſt als die Aufſteigerung einer niedereren, zerſplitterteren Baſis zur zuſammenfaſſenden Kraft der Vollendung. So teleologiſch daher auch die Natur in ſich abgeſchloſſen ſein mag und den Charakter der Zweckmäßigkeit überall an ſich erkennen läßt, ſo ſcheint ihr dennoch noch etwas zu entgehen, was ſich dem umfaſſenderen Auge des Menſchen alſobald mit Deutlichkeit herausſtellt und ihn antreibt, dieſem traurigen Zuſtand der Halbheit in irgend einer Weiſe abhelfen zu wollen. Es iſt daher der Begriff der Ergänzung, welcher der Kunſt aufs innigſte einwohnt und der es bewirkt, daß, je lebendiger die Kunſt die Natur nachahmt, ſie ſich von dieſer um ſo energiſcher zu entfernen ſucht. Denn da in der Kunſt die Natur doch immer Natur bleiben ſoll, ſo muß der Künſtler in ſeinem Produkte alle Geſetze der Natur ſo viel wie möglich bejahen, weil er ſonſt in Gefahr gerathen könnte, die Natur zur Nicht-Natur zu machen. Dagegen muß er ſich aber auch beſtreben, die Natur trotz des Anſchluſſes an ihre Grundgeſtalten ſo viel wie möglich zu verlaſſen, da ja ſein Beruf iſt, als Umbildner der Natur ſich zu ihrem Vollender zu erheben. Es

kommt jetzt darauf an, dieſen Begriff der Natur-Ergänzung, welcher der ihr weſentlichſte zu ſein ſcheint, näher zu ergründen und aus ebenſo bedeutſamen wie erklärenden Grundlagen abzuleiten. Dies iſt aber nur vermittelſt eines anderen Begriffes möglich, der von uns erſt noch aufzufinden, und allein aus der Realität der Kunſt ſelbſt abzuleiten iſt. Denn wo ſollte er auch anders herzuleiten ſein, als aus dem Gebiete ſelbſt, zu deſſen höherer Beſtätigung zu dienen er berufen iſt? Wir gehen daher jetzt an die Betrachtung des künſtleriſchen Gebietes in ſeiner völligen Unmittelbarkeit, und werden es nach den Verhältniſſen ſeiner Natur in zwei Theile zerfällen, von denen der erſte ſich mehr auf das Natürliche und Techniſche, der zweite aber hauptſächlich auf das Geſchichtliche der Kunſt beziehen wird, um vermittelſt der hier gewonnenen Reſultate Begriffe zu erringen, welche das Höchſte und Tiefſte alles künſtleriſchen Weſens zu erläutern vermögen. Wir wenden uns jetzt zuerſt dem zu, was wir ſo eben als das Natürliche und Techniſche der Kunſt bezeichneten. Das Hauptreſultat ſeiner Betrachtung wird für uns eine Eintheilung der Kunſt ſein, deren natürliche Gliederung indeß auf einen uns wichtigen Begriff hintreiben wird.

Wenn wir die Natur in ihrer Allgemeinheit als ſeiende und erſcheinende ins Auge faſſen, ſo tritt ſie uns in einer Vielheit und Mannigfaltigkeit entgegen, welche uns eher in Verwirrung zu verſetzen, als die Klarheit der Erkenntniß zu eröffnen geeignet iſt. Schon hieraus geht daher faſt mit Nothwendigkeit der Satz hervor, daß die Kunſt die Natur mit der Vielheit ihrer Mannigfaltigkeit und Verwirrung nicht brauchen könne. Denn wenn es auch nicht der Begriff der Ergänzung und Vollendung lehrte, ſo würde es ſchon jedem ſein einfacher und natürlicher Sinn ſagen, daß für eine Exiſtenz, wie die Kunſt, Ueberſchaulichkeit die erſte aller Grundbedingungen iſt. Das Grundbeſtreben aller Kunſt wird demnach das ſein, die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Natur, ſo viel nur möglich, zu zertheilen und ſich ſo das Ganze derſelben in großen Maſſenabſchnitten anzueignen. Auch kommt ihr in dieſem Beſtreben die Natur ſelbſt zu Hülfe, indem deren Erſcheinung nach Abzug alles Zufälligen und Individuellen namentlich in drei große Abſchnitte auseinandergeht, jenſeit welch

ſich auch gar keine Erſcheinung und Stofflichkeit zu erkennen zu geben vermag. Dieſe Dreiheit aber, welche die Hauptcharakteriſtika der Exiſtenz bildet, beſteht aus den Gliedern der Geſtalt, der Farbe und des Tones. Es iſt demnach ganz natürlich, daß ſich die Kunſt dieſer drei Regionen bemächtigt und vermittelſt derſelben die Kategorieen der Plaſtik, der Malerei und der Muſik als geſonderte Künſte darzuſtellen ſucht. Es zerfällt aber die Natur, wenn man ſie genauer ins Auge faßt, in noch zwei andere Klaſſen, die nicht bedingt ſind durch die Mannigfaltigkeit der Erſcheinung, ſondern deren Unterſchied auf eine Entgegenſetzung des inneren Weſens baſirt iſt. Die Natur nämlich iſt trotz des in ihr wogenden Feuerdranges doch ſtumm und blind, und vermag ſich zwar mannigfaltig zu regen und zu bewegen, niemals aber zur Höhe der Selbſtbeſtimmung und Selbſtbeherrſchung emporzudringen. Solche Kraft beſitzt nur eines ihrer Glieder, der Menſch, und er iſt es demnach, welcher in dieſer entſchiedenen Entgegentretung ein zweites von allem Uebrigen weſentlich geſchiedenes Glied der Natur bildet. Auch iſt er in dieſer Stellung alſobald für die Kunſt von doppelter Bedeutung. Denn einmal fügt er der gegebenen Kunſtgliederung noch zwei weitere Stufen bei, ſo daß die gefundene Dreiheit der Künſte zu einer Fünfheit ſteigt: dann aber zerſpaltet ſeine Erſcheinung auch jedes der gegebenen Glieder in eine Doppelheit, ſo daß aus der Fünfheit eine Zehnheit, und mit Einſchiebung mehrerer Mittelglieder ſogar noch eine größere Mannigfaltigkeit der Gliederungen wird. Es iſt dieſe doppelte Einwirkung von der Scheidung der Natur in Menſch und Nicht-Menſch in nähere Betrachtung zu ziehen.

So ſehr es auch über allen Zweifel erhaben iſt, daß die menſchliche Geſtalt nicht nur die Blüthe der Formen iſt, ſondern auch in dem zarten Spiel der menſchlichen Oberfläche die reizendſte Höhe der Färbung erkannt werden muß, und endlich der Ton der menſchlichen Bruſt jede andere Lautproduktion der Natur völlig überflügelt, ſo hat ſich dieſe letztere damit doch nicht zufrieden geben können, und es vorgezogen, ihrem Lieblinge noch eine beſondere Gabe zukommen zu laſſen, welche ihn ſelbſt für das blödere Auge den anderen Naturdingen gegenüber über jeden Verſuch des Wetteifers hinweghebt. Dieſe Kategorie ſpezifiſchen

Unterſchiedes tritt uns in der Aufſteigerung des Tones zur Sprache entgegen. Denn der Ton iſt nur die völlige Unendlichkeit einer ſich ſchrankenlos nach Außen eröffnenden Innerlichkeit. Erſt mit den Grenzen der Conſonanten wird ſeiner Fülle die Beſchränktheit der Beſtimmung und Gliederung gegeben. Iſt aber nun in dieſer Weiſe Wort und Sprache einmal vorhanden, ſo iſt es natürlich, daß der Menſch mit der vollen Kraft ſeines Bewußtſeins die gegebene Subſtanzialität des Sprachſtoffes ergreift und in der Poeſie zu einer Kunſt zu verwandeln ſucht, deren Würde als Offenbarung menſchlicher Innerlichkeit nicht lange zweifelhaft bleiben kann. Aber ſo herrlich auch die Centralität einer ſolchen Kunſt ſich geltend zu machen verſteht, ſo iſt mit ihr doch noch nicht ein letzter Abſchluß gegeben, über den hinaus keine fernere Entwicklung mehr möglich ſcheint. Die letzte Spitze wollen wir vielmehr mit Folgendem zu erreichen ſuchen. Alle Erſcheinung irgend eines Weſens wird gewiß von jedem nur einigermaßen Einſichtigen als Offenbarung ſeines innerſten Kernes, ſeiner eigenſten Natur angeſehen. Namentlich gehört aber auf dieſes Gebiet der Umfang der Bewegungsfähigkeit, welche einer jeden Exiſtenz gegeben iſt. Iſt da nun ein Weſen in jeder Beziehung das ſchönſte von allen und überdies noch mit der Kraft der Selbſtbeſtimmung begabt, ſo wird leicht einzuſehen ſein, daß das Vermögen des ſich von innen heraus offenbarenden Ausdruckes in Verbindung mit entſprechender Bewegung und rhythmiſchem Schweben die beredteſte Sprache individueller Geſammtheit erzeugen muß, ſo daß das Weſen der Mimik ebenſo als eine Steigerung der Sprache bezeichnet werden kann, wie wir in der Sprache die Vervollkommnung des Tones erkannten. Es iſt daher natürlich, daß die Mimik in ihrer reinſten und edelſten Entwicklung als das fünfte Glied unſerer Kunſtſtufen betrachtet werden muß. Geſtalt, Farbe, Ton, Sprache und Mimik ſind demnach der ganze Kreis der künſtleriſchen Sphäre, da über Mimik kaum ein Weiteres noch hinausliegen kann, indem die Vielheit mitwirkender Momente in ihr ſich ſchon ſo ſehr geſteigert hat, daß kaum eine noch geſteigertere Complikation als Schönheit gedacht werden kann. Ueberdies iſt ſie ja ein Höchſtes am Menſchen, der ſelbſt wieder das Höchſte aller Erſcheinung genannt w den muß.

Aber obgleich wir nun durch den Menſchen eine Erweiterung der Kunſtſphäre in zwei bedeutſamen Gliedern gewonnen haben, ſo müſſen wir doch noch eine zweite Einwirkung der menſchlichen Exiſtenz auf das Gebiet der Kunſt noch ſpeziell hervorheben: — theils weil wir uns hier in dieſer encyklopädiſchen Ueberſicht des möglichſten Umfanges zu befleißen haben, theils weil auch dieſe zweite Berückſichtigung des Menſchen nicht ganz ohne Einfluß auf die Gewinnung jenes Begriffes bleiben wird, dem zu Liebe wir uns überhaupt auf die ſpeziellere Erfaſſung des Kunſtgebietes eingelaſſen haben. Der Menſch nämlich iſt, wie ſchon erwähnt wurde, trotz ſeiner ſcheinbaren Unbedeutendheit der abſolute zweite und höhere Pol der Natur. Er iſt demnach die zweite Hälfte der Welt und inſoferne in jeder Beziehung der höchſten Berückſichtigung werth, wo immer es ſich nur um die Behandlung eines Gebietes handelt, auf welches die geſammte Welt vom entſchiedenſten Einfluß ſein muß. Daß nun die Kunſt ein derartiges Gebiet vorſtelle, kann nach allem Vorigen nicht mehr bezweifelt werden, da wir ja fanden, daß gerade der Menſch die Kunſtſphäre um ein ſo ſehr Weſentliches erweitere. Iſt dem nun aber wirklich ſo, ſo kann mit Recht fortgeſchloſſen werden, wie es keineswegs unmöglich ſein möchte, daß auf jeden ſpeziellen Fünftheil der Kunſt ſowohl die ſtumme Natur wie der redende Menſch von ſo beſonderem Einfluß wäre, daß eben hiedurch Geſtalt, Farbe, Ton, Wort und Mimik, alle gleichermaßen, in zwei wichtige polariſche Gegenſätze zerfällt würden. Auch iſt eine ſolche Spaltung der Künſte ſo deutlich ausgeſprochen, daß ihre Annahme keineswegs als etwas Gemachtes erſcheint. Denn auf Seite der Geſtalt iſt die Architektur offenbar Repräſentant der Natur, die Plaſtik dagegen der Repräſentant des Menſchen. In der Malerei und Tonkunſt ferner entſpricht die Landſchaft und die Harmonie der Natur, hiſtoriſche Malerei aber und Melodie dem Menſchen. Uebergehen wir ſodann den vielleicht auch, jedoch entſchieden weniger als Kunſtgegenſatz auftretenden Dualismus der Proſa und Poeſie, und wenden uns dieſer letzteren zu, ſo finden wir auch in ihr die Natur durch die plaſtiſche Unpartheilichkeit des Epos, den Menſchen dagegen durch die mächtige Handlung des Dramas vertreten. In der Mimik endlich ſtellt

der Tanz des Einzelnen wie der Paare entſchieden die individuelle Exiſtenz des Menſchen vor, die Natur dagegen findet ihren Vertreter in der Gruppirung, deren Schönheit übrigens auch, wenn ſie eine reine und wahre iſt, an noch höhere Dinge zu erinnern vermag, indem ſie jenen einen und ganzen Leib vergegenwärtigt, der durch Gelenke und Fugen Handreichung empfängt und in dieſer Weiſe zur göttlichen Größe heranwächſt. Dieſe Glieder ſind es denn nun, welche in ihrer Zehntheilung das ganze mächtige Gebiet der Kunſt in eine entſchiedene und gerechtfertigte Subdiviſion einführen, da ſonſt alles, was noch hieher gerechnet werden kann und muß, wie Oper, Lyrik, das dargeſtellte Schauſpiel, Pantomime und Aehnliches, nur wie Mittelglieder oder wie gleichzeitige Zuſammenfaſſung mehrerer Stufen zu betrachten iſt, und daher in dieſer Vorleſung keiner näheren Berückſichtigung unterworfen werden kann. Uns kommt es jetzt vielmehr darauf an, die gewonnenen Reſultate ſo zu ordnen und zu gebrauchen, daß wir damit unſre Hauptabſicht gefördert ſehen. Dies wird aber dadurch am beſten geſchehen können, nicht daß wir unmittelbar bereits Folgerungen aus den bisherigen Entwicklungen zu ziehen beginnen, ſondern daß wir dieſen vielmehr zuerſt noch die allgemeinſten Thatſachen aus der Geſchichte der Kunſt zu einen, und durch dieſe Vermehrung des Gegebenen einen noch geſicherteren Weg zu gewinnen ſuchen.

Wenn wir nämlich die Geſchichte aller künſtleriſchen Beſtrebungen ins Auge faſſen und unſern Blick hier zunächſt auf Architektur, Plaſtik, Malerei und Tonkunſt koncentriren, ſo iſt es in jeder Beziehung auffallend, daß uns die Geſchichte ungefähr ganz dieſelbe Aufeinanderfolge erkennen läßt, wie ſie uns die bisherige Entfaltung in höchſter Naturgemäßheit geliefert hat. Denn nach allen Beobachtungen der Kunſt iſt die Architektur derjenige ihrer Theile, der ſich zuerſt entwickelt hat. Ihr folgte ſodann die Plaſtik, dieſer die Malerei, endlich die Tonkunſt. Faſſen wir aber dieſer Succeſſion gegenüber namentlich Plaſtik, Malerei und Muſik in ihrer Entwicklung auch gleichſam von hinten herein ins Auge, ſo tritt uns alſobald ebenfalls von dieſer Seite eine merkwürdige Beobachtung entgegen. Denn wie unter den genannten Drei die Plaſtik den Anfang machte, ſo ſchritt ſie auch zuerſt ih

vollendeten Abſchluſſe entgegen. Gleichermaßen ging es der Malerei, ebenſo der Muſik. Denn wie jene als die zweite im Anfang auftritt, ſo iſt ſie auch die zweite dem Abſchluſſe nach; und wie dieſe in der Entwicklung des Anfangs die letzte iſt, ebenſo gelangte ſie zuletzt auf den Gipfel ihrer Höhe. Wenigſtens glauben wir mit Recht, von der Vorausſetzung ausgehen zu dürfen, daß Höheres, als Phidias, Polyklet, Skopas und Prariteles leiſteten, niemals mehr auf dem plaſtiſchen Boden zu Stande kommen werde; daß ferner Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Titian und Claude Lorrain das Aeußerſte zu Tage förderten, was die Kunſt der Farben vermag, und endlich die Muſik, in Deutſchland mit Händel an die erſte Stufe der Vollendung herantretend, durch die Mittelglieder von Bach, Gluck, Haydn und Mozart hindurch endlich in Beethoven jene Höhe erreichte, welche alſo wenigſtens auf einem Gebiete unſerem Zeitalter die Krone der Vollendung aufgeſetzt hat. Die eigenthümliche Doppelſucceſſion nun aber, welche wir im Verhältniß der Plaſtik, Malerei und Tonkunſt gefunden haben, iſt bereits auf die Zuſtände der Architektur nicht mehr anwendbar. Denn wenn dieſe auch zufolge aller hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit als die älteſte Kunſt bezeichnet werden muß, ſo iſt ſie doch weit davon entfernt, nur einen einzigen Gipfelpunkt (ἀκμή) zu beſitzen. Nicht nämlich wie die Plaſtik kulminirt die Architektur nur in der alten Welt, nicht, wie die Malerei nur gegen das Ende der mittleren Zeit, nicht endlich wie die Muſik als Blüthe der modernen Geſchichte, ſondern in der griechiſchen und gothiſchen Baukunſt tritt ſie uns als in einem doppelten Höhenpunkte (ἀκμή) angekommen entgegen, und dies zwar ſo, daß die zweite Stufe, die der gothiſchen Baukunſt, als eine Aufſteigerung und Ueberragung der erſten Kulminirung betrachtet werden muß. Wo aber *einmal* ein derartiger Fortſchritt über ein Höchſtes hinaus ſtattgefunden hat, *da* kann man mit demſelben Rechte auf eine dritte Umwandlung hoffen, wie *da* nicht auf eine zweite, wo während langer Epochen nur ein einziger Gipfel der Vollkommenheit aufgetreten iſt. Aber nicht nur die Architektur bildet gegenüber der Plaſtik, Malerei und Tonkunſt eine ſolche Ausnahme von der einmaligen Kulminirung, auch die Poeſie ſchließt ſich dieſer Ausnahme an und die Mimik ſcheint daſſelbe zu

thun. Gehen wir nämlich nur etwas in die Geſchichte der Poeſie ein, ſo ſehen wir alsbald, wie der doppelte Kulminationspunkt der Architektur hier zu einem mindeſtens zehnfachen wird. Denn Indien, Perſien, Arabien, Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich und Deutſchland — ihnen allen müſſen wir eine beſondere Stufe der Vortrefflichkeit zugeſtehen, wie wir auch nicht umhin können, hier von Südoſt nach Nordweſt eine Aufſteigerung und demnach Antiquirung früherer Stufen anzuerkennen. So tief endlich die Schauſpielkunſt und der Tanz auch geſunken ſein mag, dennoch wird man eingeſtehen müſſen, daß im Allgemeinen Freiheit der Bewegung, Grazie, Aufnahme der Phyſiognomie als faſt des wichtigſten Theiles des Tanzes und überhaupt Anwendung des individuellen Charakters zur Produzirung einer allgemeinen Erſcheinung*) in einem ununterbrochenen Fortſchritte begriffen ſind und überall nur auf das auch moraliſch vollendete Genie warten, um unmittelbar den Gipfel höchſter Steigerung zu erreichen. Es iſt jetzt unſere Aufgabe, auf jenen gefundenen großen Gegenſatz in den Künſten, mit Plaſtik, Malerei und Tonkunſt auf der einen, und Architektur, Poeſie und Mimik auf der andern Seite, etwas näher einzugehen, und vermittelſt ſolcher Betrachtungen neue Punkte der Fortbewegung ausfindig zu machen. Die nächſte Frage, die wir uns aber hier zur Beantwortung vorlegen, iſt die nach der Art des Fortſchrittes, welchen jene Künſte aufweiſen, die ſich mehrfacher Kulminationspunkte zu erfreuen haben. Wie natürlich, wenden wir uns jener vor Allem zu, die den größten Reichthum ſolcher Gipfel beſitzt: — der Poeſie.

So wenig hier nun der Ort ſein kann, eine univerſelle Geſchichte poetiſcher Literatur zu geben, ſo leicht wird es uns doch auch werden, den eigentlichen Incidenzpunkt des Fortſchrittes hervorzuheben. Denn es bedarf nur, daß einige beſondere Helden

*) Das Spiel der griechiſchen Bühne mag von ergreifendem und hinreißendem Charakter geweſen ſein. Aber ſchon der Gebrauch der Maske deutet darauf hin, daß ſeine Höhe mehr auf myſtiſcher als auf menſchlich natürlicher Wirkung beruht. Wie anders tritt hier die Kunſt eines Garrick in ſeiner ächt menſchlichen Größe auf, da dieſem es nicht gegeben war, eine Charaktermaske vorzubinden, vielmehr ihm keine andere Wahl blieb, als ſich ſelbſt zur Charaktermaske zu machen.

der poetiſchen Kunſt aus verſchiedenen Epochen hervorgehoben und nach ihrem innerſten Weſen verglichen werden, um einen Satz oder Begriff zu gewinnen, welcher auf allen Gliedern der poetiſchen Kette ausreicht. Wir heben zu dieſem Zwecke Homer, Shakeſpeare, Göthe und Lord Byron hervor, und leiten unſere Betrachtungen in folgender Weiſe ein.

Wenn nämlich Homer und ſeinen Helden keineswegs Gefühl und Tiefe abgeſprochen werden kann, ſo fällt doch immer der mächtige Eindruck auf, den Hektors Abſchied von Andromache zu machen pflegt. Der Grund hievon kann aber kein anderer ſein, als der, daß innerlichere Gefühle in jenem Vater der Dichter nur allzuſelten Gegenſtand der objektiven Schilderung werden. Trotz aller unſterblichen Schönheit der homeriſchen Geſänge daher liegt Charakter und Weſen dennoch unter dem Geſetze einer gewiſſen Aeußerlichkeit*). Auch kann man ſich gewöhnlich bei länger fortgeſetzter Lektüre eines gewiſſen Ueberdruſſes an Schlachten und Irrzügen kaum erwehren. Ganz anders verhält es ſich nun bei Shakeſpeare. Das eigentlich Menſchliche der Gefühle iſt bei ihm gleichſam die Bühne der Darſtellung, mögen nun ſolche Empfindungen in raſender Wuth einherſtürmen, wie in Othello, Lear, Hamlet, Romeo und Julie, oder das heitere Gewand der Sättigung und Befriedigung tragen, wie dies im Sommernachtstraum oder im „Viel Lärmen um Nichts“ der Fall iſt. Ja ſelbſt da, wo, wie in Richard dem III, Ehrgeiz und Bosheit faſt bis zur diaboliſchen Höhe ſich ſteigern, ſelbſt da fallen Mittel und Beſtrebungen zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles noch immer in die Sphäre des Natürlichen und Menſchlichen. Auch Göthe bewegt ſich durchſchnittlich auf demſelben Boden wie jener Dichterheros. Nur im

*) Daß Pindar zum Theil einem gleichen Geſetz der Aeußerlichkeit verfällt, iſt ſo natürlich, daß es kaum der ſpeziellen Erwähnung bedarf. Aber auffallender könnte es erſcheinen, daß wir, wenn auch einen geringeren, aber doch einen Grad von Aeußerlichkeit ſelbſt bei den griechiſchen Tragikern zu finden glauben. Indeß erinnern wir nur daran, wie der Kampf gegen das Geſchick von Seiten der Helden faſt immer den Charakter einer wilden ungeſtümen Aeußerlichkeit behält, ſo daß ſie einigemale beinahe Luſt zu tragen ſcheinen, mit den Göttern in ein Handgemenge zu gerathen.

größten ſeiner Werke, in Fauſt, hören die milderen und zarteren Leidenſchaften und Gefühle auf, das Centrale des Kunſtwerks zu bleiben: vielmehr entwickeln ſich hier als vorliegendes Objekt der Dichtkunſt jene geiſtigeren und ſpirituelleren Leidenſchaften, deren geringſte unauslöſchlicher Ehrgeiz iſt. Auf dieſem Punkte nun ſetzt, Göthe weit transſcendirend, jener jugendliche Dichter-Titan ein, deſſen als ihres Eigenthumes ſich zu rühmen die Britten die Ehre haben. Lord Byron, deſſen menſchliches Fühlen von ſo unendlicher Zartheit iſt, hat in dieſem gleichſam ſein Geringſtes. Sein Höchſtes liegt auf der Linie jenes ſpirituellen Egoismus, deſſen einziges Beſtreben ſich zuletzt darauf reduzirt, die Schranke der eigenen Endlichkeit um jeden Preis zu durchbrechen. Mag dies auch ein verbrecheriſches Unternehmen und ſich ſelbſt überwindende Demuth das Höchſte ſein, ſo iſt doch offenbar, daß auf dem Punkte jener Auflehnung das menſchliche Gefühl das gewaltigſte und umfangreichſte ſein wird, weil es hier bei den Wurzeln ſeiner eigenen Geneſis angekommen iſt. Faſſen wir jetzt aber die ganze gegebene Entwicklung in Eins zuſammen und erkennen in ihren Exponenten mit Recht die eigentlichen Angelpunkte des poetiſchen Weltfortſchrittes, ſo können wir jetzt ſagen: Die Poeſie iſt deßhalb ſo reich an Kulminationspunkten, weil ihr Weſen den innerſten Ausdruck menſchlichen Geiſtes darzuſtellen berufen iſt. Da nun aber dieſer menſchliche Geiſt auf der Linie ſeiner weltgeſchichtlichen Entwicklung zu einer ſich ſtets ſteigernden Verinnerlichung berufen iſt, ſo hat demnach die Vielheit poetiſcher Höhepunkte ihren eigenſten Grund in dem Begriffe ſolcher Verinnerlichung gefunden. Es iſt jetzt zunächſt zu unterſuchen, ob Mimik und Architektur auch deßhalb mehrere Culminationspunkte beſitzen, weil ſie an dem Verinnerlichungs-Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes theilnehmen.

Was hier nun zunächſt die Mimik betrifft, ſo brauchen wir nur an Etwas zu erinnern, was wir bei ihrer erſten Berührung anführten, um ſolche Theilnahme bei ihr augenblicklich als entſchiedene Thatſache zu erkennen. Wenn die Sprache, ſagten wir nämlich, das Weſen der inneren Stimmung verrathe, ſo thue dieſes der Geſammtausdruck der Haltung und Bewegung noch mehr, und verdiene daher in einem noch höheren Sinne Sprache genannt zu werden. Schreitet demnach der Menſch in ſeiner Ge-

als das Baugerüste der Mimik bezeichnet wurde, die Plastik aber ganz in dem Begriffe der Gestalt aufgeht. Bewegung also und der durchbrechende Ausdruck sprechender Traurigkeit, heiterer Fröhlichkeit oder reizender Verlockung, — sie sind gleichsam die höheren Gliederungen, welche in der Mimik auf der Basis der Gestaltung aufgeführt werden. Die Plastik dagegen ist ganz allein auf die Constellationsmöglichkeiten der puren und nackten Gestalt beschränkt. Weichere und strengere Linien in harmonischer Verflechtung sind demnach das einzige Substrat, vermittelst dessen die Plastik Alles, selbst das Höchste, ausdrücken muß. Denn selbst ihre Physiognomieen sind nur feinere und koncentrirtere Rumpflinien und treten überall in einen merkwürdigen Parallelismus mit den bewegten Linien des Leibes. Es ist demnach immer eine großartige und stumme Klage des Unvermögens, welche sich durch alle Werke der Plastik hindurchzieht, und welche dieselben gerade dadurch mit dem rührenden und thränenfeuchten Glanze ihrer Schönheit bekleidet. Auch scheint mir für alle diese Sätze keine höhere Bestätigung gefunden werden zu können, als daß alle bis jetzt versuchten plastischen Darstellungen Christi geradezu mißlungene genannt werden müssen. Der menschgewordene Gott ist eine zu unergründliche Innerlichkeit, als daß der Schatz seines Wesens in die Armuth weniger Linien zusammengedrängt werden könnte. Es ist demnach natürlich, daß die vollendete Höhe der Plastik in eine Periode der Geschichte fallen muß, die selbst noch einer größeren Aeußerlichkeit anheimgegeben war: — einer Aeußerlichkeit, die ich auch an der griechischen Poesie bereits zur Genüge nachgewiesen zu haben glaube*).

*) Da die Architektur soviel Aehnliches mit der Plastik besitzt, so könnte dies vielleicht den Einen oder den Andern veranlassen, uns eines Widerspruches zeihen zu wollen. Aber auch ganz abgesehen von dem, was wir bereits bei Betrachtung der Architektur selbst bemerkt haben, so lassen sich noch mehrere andere Gründe für jene Stellung der Architektur aufbringen, die wir ihr angewiesen haben. Schon das mathematische Prinzip, welches neben der ihr eigenthümlichen Idee der Architektur einwohnt, verallgemeinert dieselbe und gestattet ihr die unendliche Perspektive ihres bewegten Fortschrittes. Vor Allem aber ist für die vorliegende Frage Folgendes von Wichtigkeit. Es besitzt nämlich die Architektur eine bedeutsame Analogie mit der Gruppirung;

Ganz anders verhält es ſich nun aber mit der Malerei. Schon daß bei dieſer der Begriff der plaſtiſchen Linienentwicklung zur Zeichnung und Perſpektive wird, deutet darauf hin, daß das Gewicht der Weſenheit auf einer anderen Seite geſucht werden muß. Auch braucht man nach dem Punkte ihres ſpezifiſchen Unterſchiedes nicht lange umherzuſuchen. Denn zufrieden, daß ſie den Schein der Entfaltung nach allen drei Dimenſionen zu gewinnen vermag, alſo gleichſam einen abſtrakten Schematismus der Raumerfüllung in ſich beſitzt, ſtrebt dieſe Kunſt dahin, durch Farbenmiſchung, als deren Centrales offenbar die Wechſelbeziehung von Schatten und Licht zu betrachten iſt, ein Abbild des Ausdrucks, ja was ſage ich, dieſen ſelbſt auf ihren Oberflächen zu erzeugen, da der von Innen nach Außen hervorbrechende Ausdruck es an ſich hat, ſich der Oberflächen der Körper als ſeiner leiblichen Träger zu bedienen. Es beſteht demnach die Größe der Malerei und ihre Erhabenheit über die Plaſtik darin, daß ſie die Linien des Umriſſes trotz der höchſten Genauigkeit doch als ein Gleichgültigeres betrachtet, welches nur die Baſis eines Höheren zu werden beſtimmt iſt. Nun aber iſt alles Höhere Innerlichkeit oder doch mindeſtens deren Offenbarung. Es iſt folglich unleugbar, daß der Plaſtik gegenüber die Malerei als ein ſehr bedeutſamer Fortſchritt der Verinnerlichung betrachtet werden muß, und deßhalb mehr als natürlich, daß mit dem vollkommenen, wenn auch noch äußerlichen Sieg des ſo innerlichen Chriſtenthums über die Aeußerlichkeit der Heidenwelt auch die Epoche der höchſten Malerei zu ihrer Entwicklung gekommen war. Bedarf es hier noch irgend eines weiteren Beweiſes, ſo ſcheint uns wenigſtens einen ſehr ſchlagenden die Thatſache zu enthalten, daß das Ideal der Chriſtusphyſiognomie und alles ihm verknüpften Heiligen von allen Malerſchulen als der Gipfel des zu erreichenden Zieles angeſehen wurde.

So hoch aber auch die Malerei über der Plaſtik ſtehen mag,

---

wie nun aber dieſe durch die Conſtellation vieler Glieder eingeſchränkt und bedingt iſt, ſo iſt auch die Architektur eine auf unendliche Weiſe durch ſich ſelbſt modifizirte Maſſenanhäufung, die folglich der mannigfachſten Durchbrechung und Gliederung fähig ſein muß. Dies für dieſen Ort genug.

über jene ſcheint nicht minder die Kunſt des Tones alſo der Muſik erhaben zu ſein. Es iſt wahr, daß zufolge der Anlage der erſcheinenden Exiſtenz der Ausdruck in die Oberflächen des Leiblichen zu gehen befähigt iſt. Indeß iſt dieſe ſinnliche Verleiblichung des Ausdruckes nicht dieſer ſelbſt, ſondern kann nur als eine ſehr treffliche Abſpiegelung deſſelben innerhalb der Sphäre der ſichtbaren Leiblichkeit genannt werden. Der Ausdruck ſelbſt in ſeiner reinen Erſcheinung kann nur eine lebendige Kraft eines von Innen nach Außen hervorſtrebenden Willens ſein. Denn aller Ausdruck im höheren Sinne iſt nur Offenbarung einer tiefen, ja faſt wie der letzten, Innerlichkeits-Stimmung, und ſeine Aushauchung iſt etwas ſehr Zartes und Aetheriſches. Auch bleibt der ächte Ausdruck nur ſo lange eine Wahrheit, ſo lange er ſich ſeiner innerlichen Stimmung bewußt iſt. Bleibt er demnach über ſolche Stimmung hinaus gleichſam als verleiblichter Niederſchlag ſtehen, ſo kann es gar nicht fehlen, daß ihm dadurch eine entſchiedene Herabſetzung (Depotenziſirung) widerfährt. Die Blüthe des Ausdrucks beſteht folglich darin, daß er bereits im Entſtehen wieder vergeht. Dies findet aber nirgends als im Tone ſtatt, da ſelbſt das Wort ſchon wieder eine ſtarrere Fixirung des Hauches darſtellt, als dies bei der unbeſtimmten Kraft des Klanges der Fall iſt. Es iſt demnach die Muſik in vieler Beziehung die reinſte Offenbarung der innerſten Innerlichkeit, und ihr Gipfel da erreicht, wo es ihr gelungen iſt, für jede mögliche Stimmung des innerlichen Geiſtes den Ton gefunden zu haben. Gründlicher, umfangreicher und wahrer iſt dies aber der Kunſt des Tones noch nirgends geglückt, als in den Schöpfungen ihres größten Sohnes, in Beethovens Werken, und dieſer Meiſter iſt demnach der ächte Bruder ſeines Zeitgenoſſen Byron, da er, wie der Letztere das treffendſte Wort, ſo den vollkommen deckenden Ton für jegliche Empfindung der Hölle, der Menſchheit und des Himmels zur Geburt gebracht hat Die moderne Welt iſt demnach mit dem offenbarten Inhalt ihrer pſychologiſchen Tiefe die wahre Zeit des Tones, und, obſchon hier ein Fortſchritt noch am eheſten denkbar, ſo hat es doch viele Wahrſcheinlichkeiten für ſich, daß kaum noch ein höherer Meiſter der Töne, als Beethoven war, in die Wirklichkeit der Geſchichte eintreten werde.

Was geht nun aber für unſre Abſicht aus allen dieſen Reſultaten hervor? Wie es ſcheint, doch ſehr Vieles; und namentlich eine entſchiedene Anſicht über das, um deß willen wir die ganze Reihe dieſer natürlich-techniſchen wie geſchichtlichen Unterſuchungen über die Kunſt unternommen haben. Für's Erſte nämlich wiſſen wir jetzt, warum Architektur, Poeſie und Mimik in ihrer Entwicklung durch die ganze Kette der Geſchichte mit ungeſchwächter Stufen-Steigerung fortſchreiten, Plaſtik dagegen aber, Malerei und Muſik zufolge aller Wahrſcheinlichkeit jede nur eine einzige Epoche ihrer höchſten Höhe gehabt haben, nach deren Erreichung aber nur auf derſelben beharren konnten oder raſch herabſinken mußten. Auch kann uns hierin der Einwurf nicht ſtören, daß, da Wort und Mimik doch von uns ſelbſt als noch über den Ton hinausreichende Exiſtenzen geſchildert wurden, ihre höchſten Stufen erſt noch zu erwarten wären. Denn erſtlich kann dieſes ſehr wohl ſein, ja *muß* es vielmehr ſein, indem ja Poeſie und Mimik von uns als unendlich fortſchreitende bezeichnet wurden, ſo daß alſo auch *ihre* höchſten Gipfelpunkte noch in der Zukunft liegen. Sodann aber hat Homer auch ſehr Recht, wenn er die Menſchen die Redenden nennt. Denn es geht hieraus die Nothwendigkeit hervor, daß mit dem Auftreten des Menſchengeſchlechtes auch die Poeſie gegeben war, nur daß dieſelbe natürlicher Weiſe im Anfange eine ſehr äußerliche ſein mußte und erſt im Fortſchritte der Zeiten der Verinnerlichung entgegenſtrebte, während dagegen Künſte wie Plaſtik, Malerei und Muſik im wörtlichſten Sinne des Wortes erſt zu *entdecken* waren. Aus dieſen letzten Bemerkungen, und alſo namentlich aus denen über die redenden Menſchen, geht aber alſobald ein neues Reſultat hervor, deſſen Gewinnung trefflich geeignet iſt, die geſchilderte Succeſſion der Künſte zu einer noch tieferen und innerlicheren Abrundung, als die ſchon entwickelte iſt, hinzuführen. Denn der menſchliche Geiſt war allein deßhalb an unſere Kette der Succeſſionen gebunden, weil dieſelbe auch die der Natur in ihrer genetiſchen Entfaltung geweſen iſt. Betrachten wir nämlich die Geſchichte dieſer letzteren beſonders auf unſerer Erde, ſo geht für uns hieraus das entſchiedene Reſultat hervor, daß Alles, was dem anorganiſchen Reiche angehört, ſich namentlich, ja faſt allein nur in den Gebieten der Geſtalt bewegt

und demnach die höchste Entwicklung in der Crystallisation errungen hat. Schon das Pflanzenreich dagegen fügt zu den ihm auch eigenen, ja oft noch ganz krystallinischen Formen den höchsten Schmuck der Farbenpracht. Das Thier aber eint ferner der Gestalt und Farbe die Tiefen des gewaltigsten wie des zartesten Tones, bis endlich der Mensch zu diesen drei großen Attributen, die er in der vollendetsten Herrlichkeit besitzt, noch die ganze Breite, Tiefe und Höhe der Sprache hinzuthut und zuletzt in den Thaten der reinen Mimik selbst nur als ein höchst ausdrucksvolles Wort, ja als das einzig lösende Wort der Schöpfung vor den staunenden Augen dasteht. Alles demnach, was lebt und erscheint, bildet nur eine Skala fortlaufender Verinnerlichung, als deren vollendetste Essentifikation uns zufolge aller gegebenen Entwicklungen die Kunst durch alle ihre Glieder hindurch entgegentritt. Was vermögen wir nun mit diesem so absolut errungenen Begriff der Verinnerlichung anzufangen, und haben wir vielleicht in ihm das anzunehmen, wonach wir schon früher suchen gingen und um deßwillen wir so manchen Umweg einschlagen mußten? Dies ist der Punkt, auf den sich jetzt alle unsre Kräfte koncentriren müssen. Er wird uns zu dem genügendsten Abschlusse aller unserer Kunstbetrachtungen hinzuleiten wissen.

Der erste wichtige Satz, den wir im Anfange unserer Entwicklungen gewannen, lautete dahin, daß die Kunst in demselben Grade, in welchem sie sich an eine strenge Nachahmung der Natur halten müsse, sich auch von der anderen Seite von derselben entfernt zu halten habe. Um jedoch das Paradoxe, welches dieser Ausspruch zu besitzen scheint, soviel wie möglich zu mildern wie zu erklären, führten wir den Begriff der Ergänzung auf, vermittelst dessen wir in der Kunst die Nothwendigkeit zu entdecken glaubten, über jede sklavische Abbildung hinauszuheben. Da nun aber Ergänzung an sich ein noch sehr Unbestimmtes ist und erst dadurch zu einem Faßlichen wird, daß Quantität und Qualität derselben gewußt wird, so sagten wir, es müsse noch ein weiterer Begriff zur Ergänzung gewonnen werden, welcher das Maaß der Bestimmung anzugeben vermöchte. Einen solchen weiteren Begriff glaubten wir aber nicht aus der Luft greifen zu können, und wandten uns daher dem Materiellen und Geschichtlichen der K

zu, um durch beider Verhältniſſe eine gerechtfertigte Modifikation zu erhalten. Nun aber haben uns alle unſre Zwiſchenbetrachtungen immer und immer wieder auf den Begriff der Verinnerlichung hingewieſen. In ihm werden wir alſo jenen komplementariſchen Begriff zu ſuchen haben, durch welchen uns der der Ergänzung erſt zu einem wirklich lebendigen Stützpunkt zu werden im Stande iſt. Die Verknüpfung beider aber werden wir wohl nur in folgender Weiſe vollziehen können.

Wenn nämlich überall in Natur, Geſchichte und Kunſt Verinnerlichung als das Ziel jeglicher Bewegung zu erfaſſen iſt, ſo iſt nicht anders anzunehmen, als daß dieſer auf den genannten Gebieten überall belebende Begriff nicht nur dem geſammten Fortſchritte, ſondern auch jedem einzelnen Gliede deſſelben einwohne. Es wird demnach in jedem Stein, jeder Pflanze, jeder Geſtalt überhaupt bei ihrem Werden ein Trieb ſich geltend machen, welcher auf die Vollendung der Verinnerlichung hindeutet, und demnach in jeder derartigen Exiſtenz Punkte aufzuweiſen ſein, welche als Elemente einer geſteigerteren Zukunft zu betrachten ſind. Fragen wir da nun aber, wie dieſe zu erkennen und zu erfaſſen ſind, ſo müſſen wir uns erinnern, wie jedes derartige Glied nicht für ſich allein ſteht, ſondern einem Ganzen angehört, an deſſen Ende das Gewollte mehr oder weniger erreicht ſein muß. Nun aber iſt das höchſte Ziel der geſammten Natur der Menſch, und hier einigt ſich in dieſem Beſtreben ſowohl die Geſchichte wie die Kunſt. Denn wie mit allen Kämpfen der erſteren nichts Anderes gewollt wird, als daß an ihrem Ende der Menſch als ein gereinigterer, bewußterer und vollendeterer daſtehe, ſo ſtimmen auch wohl diejenigen, welche Einſicht in künſtleriſche Beſtrebungen beſitzen, mit dem Satze überein, daß der Menſch und ſeine Geſtalt der höchſte Vorwurf wie das großartigſte Ideal der Kunſt ſei. Ringt daher jedes erſcheinende Einzelweſen nach Verinnerlichung, und hat der Künſtler namentlich auf die prophetiſchen Elemente jenes Ringens ſein Augenmerk zu richten, ſo kann das Reſultat keineswegs überraſchen, wenn wir den Satz ausſprechen, daß möglichſte Menſchenähnlichkeit für jeden Gegenſtand der Kunſt das höchſte und letzte Ziel vorſtellen müſſe: — ein Ziel, das gerade, wenn es ſich um den Menſchen ſelbſt handelt, am leichteſten zu gewinnen ſein

wird, da dem Menſchen vermöge der großartigen Freiheit ſeiner innerlichen Natur die reichſten Mittel ſowohl nach Innen wie nach Außen hin zur Erfüllung wie Vollendung ſeines eigenen Ideals an die Hand gegeben ſind. Der Begriff der Ergänzung alſo, welcher der Lebenskeim der Kunſt iſt, kulminirt durch die Vermittlung der Verinnerlichung in dem, erſt Ziel wie vollendetes Leben gebenden, Begriff der höchſten Vermenſchlichung*). Wir wollen dieſen Begriff nun noch in ſolch' thatſächlicher Weiſe zu beſtimmen ſuchen, daß ſeine Tauglichkeit als Ziel jedes künſtleriſchen Vorwurfs auf das entſchiedenſte hervorleuchten ſoll.

Betrachten wir nämlich die erſcheinende Geſtalt des Menſchen, um die es ſich vor Allem hier handeln muß, da ja Schönheit als Erſcheinung allein das Ziel aller Kunſt ſein kann, ſo tritt uns als Hauptprädikat der menſchlichen Aeußerlichkeit entgegen, daß der Menſch, je tiefer wir an ſeinem Leibe nach Unten herabſteigen, um ſo mehr amorphiſche Maſſe wird, je höher aber ſeine Leiblichkeit nach Oben ſich entfaltet, nach Innen um ſo mehr Höhlungen auftreten, nach Außen dagegen um ſo mehr Gliederungen, Sonderungen und ſich ſelbſt gelaſſene Freiheit hervorbricht. Auch einigt ſich dieſem Satze als unmittelbare Folgerung der weitere: daß, da nach Oben Alles freier, ertendirter und demnach kronenartiger wird, auch der Begriff der harmoniſchen Mitte mit ſcheinbarer Unſymmetrie und damit folglich ſelbſt der Schwerpunkt mehr nach Oben zu fallen muß. Gehen wir aber mit dieſem gewonnenen Reſultate nun an die Entwicklung der Natur heran, ſo finden wir alſobald, daß ſich eine ähnliche Entfaltung in dieſer überall geltend zu machen ſucht. Denn daß ich ſchweige von der Geneſis der Thierwelt, des Pflanzenreichs und ſelbſt der Kryſtalliſation, indem bei dieſen aller Orten eine ſolche höhere, nach Oben zu ſich mehr und mehr ſteigernde Ungleichheit zu deutlich hindurchbricht, ſo brauchen wir ſelbſt nur die telluriſchen und kosmiſchen Verhältniſſe ins Auge zu faſſen, um auch bei dieſen uns von der Wiederholung deſſelben Geſetzes zu überzeugen. Schon Karl Ritter nämlich hat die Beobachtung

*) Dieſe Vermenſchlichung des äußerlichen wie innerlichen Seins iſt ſogar im Menſchen ſelbſt noch nicht vollendet vorhanden, und wird daher zum γόνιμον jenes Ideals, das eben zu ſeiner Verwirklichung der Kunſt bedarf.

ausgeſprochen, daß der Bau der Erde ſich von Süd gegen Nord nichts weniger als kryſtalliniſch, ſondern im vollen Sinne des Wortes vegetativ entfalte. Ein Gleiches nehmen wir im Baue des Planetenſyſtemes wahr. Denn wie unſere ſüdliche Erdhalbkugel ganz mit Waſſer bedeckt iſt, ſo herrſcht auch bei Uranus, Saturn und Jupiter das Zarte und Flüſſige in der entſchiedenſten Weiſe vor, während, je näher die Planeten der Sonne rücken, das Feſte mit um ſo mächtigerer Dichtigkeit emporſtrebt, und die Erde mit Mars, die beide doch keineswegs die Maaß-Mitte im Planetenbau einnehmen, demnach doch die phyſiſchen Medialpunkte zu bilden ſcheinen*). Ja ſelbſt der große Bau des Fixſternhimmels zeigt, wenn wir ihn als eine genetiſche Einheit zu betrachten verſtehen, durch ſeine Tiefe hin eine ſehr merkwürdige Anordnung nach dem Prinzip einer höheren Ungleichheit, da die ſüdlichere Hälfte unterhalb der Milchſtraße ein entſchiedeneres Vorwiegen des Dunkels, die nördliche dagegen eine ſehr bemerkbare Ueberſchwängerung mit Lichtſtoff erkennen läßt. Tritt uns daher ſchon durch die ganze Natur hin eine eigenthümliche, mit großartigen Linien umriſſene Skizzirung entgegen, welche die Anwendung vom Begriffe der Vermenſchlichung keineswegs zurückweiſt, ſo kann es jetzt weiter nicht mehr allzugroßes Erſtaunen erregen, wenn wir auch, nur hie und da mit verſchiedenen Wendungen in der Kunſt mannigfache Spuren aufweiſen werden, welche das Ideal der Menſchengeſtalt als das Geheimniß ihres individuellen Wachsthumes zu enthalten ſcheinen, da ja nach allem Bisherigen der Kunſt es beſonders zuzukommen ſcheint, das, was in der Natur ſich nur als verborgener Wille äußert, mit dem entſchiedenſten Nachdrucke auszuſprechen. Die Plaſtik thut dies, wie billig, in der energiſchſten Weiſe. Denn da ſie mehr als jede Kunſt gerade auf den Menſchen angewieſen iſt, ſo iſt es natürlich, daß ſie den Menſchen im Menſchen vor Allem hervorzuheben ſucht, alles Kleinliche zurückweiſt und nur in großen Zügen handelt, daß ſie gerade bei ihren herrlichſten Werken das höher Gelegene mit der größten Breite und Beſtimmtheit ausbildet und jedes Tiefere ſo tief wie möglich nach Innen zu in die Maſſe hineinzutreiben ſucht, ja daß

*) Vgl. des Verfaſſers Theodicee, I. Bd. S. 326, 342, 347, 354—356.

ſie endlich ſelbſt die Formen des Leibes und der Glieder nach der Aehnlichkeit des Hauptes auszuarbeiten das unverholenſte Verlangen äußert. Aber auch die Architektur bleibt hinter ihrer Schweſter nicht zurück. Bei ihr iſt nämlich, wie Alle übereinkommen werden, der Begriff der Säule ſowohl im antiken wie im gothiſchen Style das eigentliche Grundelement aller Conſtruktion. Wie bedeutſam iſt es da nun, daß gerade dieſer die Kunſt zu allen Zeiten die entſchiedenſte Annäherung zur Menſchengeſtalt zu geben ſuchte. Denn wenn wir auch dem Verhältniß von Kapital, Schaft und Fußgeſtell ſo wie noch manchem hierher Gehörigen keine zu große Bedeutung beilegen wollen, ſo ſcheint es doch notoriſch, daß die antike Säule da, wo ſie die höchſte Höhe harmoniſcher Durchbildung erreicht hatte, das Verhältniß zwiſchen unterem Durchmeſſer und Säulenhöhe ungefähr dem analog bildete, welches dem der Länge vom Scheitel bis zum Kehlkopf zu der vom Kehlkopf bis zur Sohle entſpricht. Die gothiſche Säule dagegen zeigt mit ihrer nach Oben ſo ſehr anwachſenden Erweiterung die entſchiedenſte Analogie zu der mächtigen Ausbreitung, mit der über dem niedreren Geſtelle ſich Bruſt und Arme erheben. Gehen wir nun aber von da zur Zeichnung und Malerei über, ſo tritt ſowohl in der Landſchaft wie in der hiſtoriſchen Gruppirung einerſeits die Tendenz nach höherer Ungleichheit hervor, andererſeits aber kann der tiefere Blick auch erkennen, wie oft ganze Maſſen ſich ſowohl mit menſchenähnlicher Entfaltung einigen als auch zerlegen*). Ueberdies gilt ja auf dieſem Punkte auch das Meiſte, was in Beziehung auf Skulptur geäußert wurde, da namentlich die edelſten Madonnenbilder wie den Menſchen im Menſchen aufzuzeigen ſcheinen. Was nun ferner die Tonkunſt betrifft, ſo wollen wir aus dem Vielen, was hier gegeben werden könnte nur ein Doppeltes hervorheben. Einmal nämlich deutet die tiefſinnige Gegenbewegung des Kontrapunktes auf eine Wechſelbeziehung in der Menſchengeſtalt hin, die wir in mehreren unſerer Vorleſungen, namentlich in denen über die Naturwiſſenſchaften, mehr als einmal zu erwähnen Gelegenheit hatten. Sodann aber erwähnen wir nur noch das eigenthüm-

*) Eine detaillirte Nachweiſung kann hier mit Billigkeit nicht von uns gefordert werden, obgleich ſie an ſehr berühmten Kunſtprodukten, ſo zum Beiſpiel an Claude Lorrains Landſchaften, leicht gegeben werden könnte.

liche Verhältniß, in welchem in jedem Muſikſtücke der ſogenannte erſte Theil zum zweiten ſteht. Denn abgeſehen davon, daß in dieſem zweiten Theile die Wiederholung des erſten den ſo zu ſagen polariſchen Schluß und Gegenſatz bildet, ſo entwickelt ſich auch der Anfang des zweiten Abſchnittes immer in der Weiſe, daß in ihm ein mehr oder weniger Contrapunktiſches die ſtrengſte Verflechtung des Anfangs und Endes bildet. An die Muſik ſchließt ſich weiter die Poeſie an, die namentlich da, wo die ernſte Form des Versmaßes das Vorwiegende iſt, in der entſchiedenſten Relation zu dem letzten bei der Muſik angeführten Punkte ſteht. Denn Strophe, Antiſtrophe und Epode verhalten ſich wie die drei Abſchnitte in den zwei Theilen eines Muſikſtückes, ſo daß zwiſchen einer Pindariſchen Ode und einer Beethovenſchen Sonate in rhythmiſcher Beziehung ein in der That gar nicht allzugroßer Unterſchied obwaltet. Uebrigens zeigt jedes, auch das kleinſte lyriſche Lied daſſelbe Verhältniß und die Entwicklung des Dramas nur im höheren Grade. Wir kommen endlich zur Mimik, und bedürfen bei dieſer wohl der wenigſten Worte. Denn ſucht hier nicht vor Allem jede Stellung und Bewegung des Einzelnen, jede Verwicklung zur Gruppirung eine Veredelung wie Verherrlichung der menſchlichen Geſtalt herbeizuführen? Gewiß, wenn wir uns in dieſer Kunſt nur nicht zur Verthierung hinreißen laſſen, ſo würde hier eine noch nie geahnte Höhe auf das leichteſte und einfachſte zu erreichen ſein. Leider vermag uns aber das Complicirte ſo ſehr zu verblenden, daß wir nur zu oft an den naheliegenden Reſultaten des Einfachen mit der trägſten Gleichgültigkeit vorübergehen.

Nach dieſen reichen Beweiſen für den gewaltigen Vermenſchlichungstrieb der Kunſt wollen wir jetzt nur noch eine Seite aus der Tiefe der menſchlichen Geſtalt hervorzuholen ſuchen, um an deren Natur noch einige ganz einfache Geſetze der künſtleriſchen Nothwendigkeit anzureihen, da ohne dieſelben ſelbſt die anerkennungswertheſten Beſtrebungen ohne Erfolg bleiben müßten. Wir wählen aber zu dieſem Zwecke jenes konſtruktive Element der menſchlichen Geſtalt, welches die Bedingung aller übrigen iſt, und deſſen Weſen aus dem ewigen Wechſelverhältniß zwiſchen Subſtanz und Form hervorgeht. Es wird ſodann auch leicht ſein, den hieraus gezogenen Reſultaten die letzten Bemerkungen anzuſchließen,

deren Inhalt ſich auf die höchſte Verklärung der Kunſt beziehen wird.

In mehreren unſerer früheren Vorleſungen, hauptſächlich in denen über die Naturwiſſenſchaften, die Philologie und Medizin, iſt von uns mit großem Nachdruck das Geſetz der Umkehr hervorgehoben worden, indem ſelbſt die Kreuzung unſerer bekannten beiden Welt-Diagonalen ein derartiges Verhältniß auf das prägnanteſte erkennen läßt. Am reichſten und mächtigſten tritt dieſes Geſetz aber in der Entfaltung der menſchlichen Form auf. Denn wenn wir hier ſelbſt ſeine allgemeinſte Erſcheinung an Fuß, Hand und Geſchlecht in ihrer polariſchen Gegenlagerung zum Haupte übergehen wollten, auch davon ſchweigen wollten, wie Rumpf und Haupt das Verhältniß ſolcher Wechſelſtellung bis in das Detail herunter feſtzuhalten ſuchen, ſo müßte der oppoſitionelle Parallelismus in den Gliederſtellungen wie in den innerlichen Conſtellationen des Gehirns allein ſchon die Anweſenheit ſolcher Umkehr ganz unwiderſprechlich beweiſen *). Fragen wir uns aber nun weiter, worauf dieſes allgemeine Vorkommen der Umkehr begründet ſei, ſo haben unſere Vorleſungen über Philoſophie und Metaphyſik auch hiefür bereits die entſchiedenſten Aufklärungen gegeben. Dort haben wir nämlich nachgewieſen, daß alles Oben und Unten nichts Zufälliges ſei, ſondern auf den beſtimmteſten Dignitätsſtellungen genetiſcher Conſtruktion beruhe. Da nun aber die ſondernde und bildende Kraft das Höhere, das Subſtanzielle dagegen das Geringere und alſo auch Schlechtere iſt, ſo wird jene immer nach Oben, dieſes aber immer nach Unten geſtellt erſcheinen. Nun ſind jedoch dieſe beiden Kräfte für einander beſtimmt, und bewegen ſich deßhalb aus ihrer Selbſtheit heraus einander entgegen: — das bildende Prinzip alſo von Oben nach Unten, die Subſtanz oder die Allmöglichkeit von Unten nach Oben. Eine ſolche Gegenbewegung iſt aber offenbar eine umgekehrte. Umkehr wird daher immer da vorhanden ſein müſſen, wo Subſtanz und

*) Vgl. des Verfaſſers Werk über das natürliche Prinzip der Sprache. S. 171 — 178. Sodann ſeine poſitive Logik, unter anderem S. 330 — 334. Endlich ſeine Theodicee, die ganze Beilage, ſowie an vielen Stellen ſ. Textes.

Form iſt. Weil dieſe aber überall ſind und ſein müſſen, ſo geht hieraus die offenbare Folgerung hervor, daß alle erſcheinende, ja alle Exiſtenz überhaupt niemals ſich des Geſetzes der Umkehr zu entſchlagen vermag. Nun wiſſen wir aber, daß die Baſis aller Kunſt Nachahmung der Wirklichkeit, die vollendete Kunſt aber das erreichte Ziel der Exiſtenz iſt, dem gegenüber die Wirklichkeit nur zu viel Widerſtand zeigt. Mehr als irgendwo daher wird in den Werken der Kunſt das Geſetz der höchſten Umkehr ſich mit der abgerundetſten Univerſalität geltend zu machen ſuchen. Daß dem aber ſo ſei, brauchen wir nicht erſt zu beweiſen, da jede Seite unſerer Vorleſung hiefür die gültigſten Beweiſe abgibt. Denn nur deßhalb haben wir das jetzt entwickelte Geſetz hier noch beſonders hervorgehoben, um einige allgemeine Nothwendigkeiten daran anzuknüpfen, ohne welche kein Kunſtwerk Kunſtwerk zu ſein vermag. Es ſind dies aber die Anforderungen des Reichthums in der Gliederung, der Einheit der Handlung und der lebendigſten Bewegung, die wir hier meinen, und denen wir noch einige Worte gönnen wollen, da dieſe drei die nothwendigen Ergänzungen zu dem ſchon früher entwickelten Geſetze der höheren Ungleichheit abgeben.

Alle unförmliche Maſſe ſtammt aus dem Subſtanziellen. Nichts aber iſt dem innerſten Weſen der Kunſt ſo entgegen als jede ungebändigte Unform. Dennoch aber verlangt die Kunſt die Maſſe zu ihrem Subſtrate, da eben in deren Ueberwindung ihr Triumph beſteht. Nun aber will ſie dieſelbe nicht mit blinder Gewalt, ſondern mit jenem überredenden Verſtande beſiegen, dem auch in der Wirklichkeit die Alleinherrſchaft der Subſtanz unterliegt. Da nun dieſes in Natur, Geſchichte und Geiſt vermittelſt der Wege der Umkehr geſchieht, ſo kann auch die Kunſt ſich nur dieſer bedienen. Es iſt demnach allein ſolche Umkehr, deren polariſche Thaten zu jener Verorganiſirung und Gliederung führen können, aus denen allein Schönheit und Ebenmaaß hervorgeht. Darum ſind die Gliederungen ſo vieler, namentlich moderner Kunſtwerke, nur ſchattenhafte Nichtgliederungen, denen alle Kraft der Fülle und des Reichthums gebricht. Nothwendig wird es ihnen aber dann auch an jeder wahren Einheit der Handlung fehlen, welche darin beſteht, daß es nur ein Wille iſt, der die Entwicklung der künſtle-

rischen Thatsache bedingt. Alles Kunstwerk ist ein Bild des Lebens. Das Leben besteht aber in der Ineinsbildung von Form und Substanz. Was daher Existenz haben will, muß einen Mikrokosmus von Form und Substrat ausmachen. Jede Existenz jedoch kann nur dann etwas vorstellen, wenn sich Form und Substanz unter einer Tendenz vereinigen, da jede dualistische Ineinsbildung nur ein zerpflücktes Wesen, niemals eine Ganzheit hervorbringt. Alle Vereinigung von Form und Wesen geschieht aber als Umkehr. Es muß demnach bei jedem Kunstwerk selbst der kleinste Theil seiner polarisch gegliederten Wechselstellungen nur von ein und derselben Tendenz der Einheit durchzuckt sein, wenn ein Resultat zu Stande kommen soll, welches sowohl Verstand wie Schönheit aufzuzeigen vermag. Denn ohne Verstand ist ja Schönheit ohnedies ein undenkbarer Gedanke. Ist dem aber in der That und Wahrheit so, so wird solche Einheit nur als eben erst erstarrte Bewegung der in sich selbst hineinwirkenden Umkehr erscheinen und somit auch die dritte unserer Anforderungen in reichstem Maaße erfüllt werden. Denn wenn eine Statue ihren Arm erhebt, so will ich wahrnehmen, daß sie dies wirklich thut, und mich der Künstler nicht blos ein nach Oben gerichtetes Stück Marmor sehen läßt, das allenfalls die Form von Arm und Hand hat. Auch glaube man nicht, daß ein schön ruhendes Bild, etwa eine Madonna keine Bewegung besitzen könne. Vielmehr drückt sich in ihm die Vernichtung aller Leidenschaft und Unruhe aus, und dies ist doch die höchste und reinste Bewegung, die gedacht zu werden vermag. Wenn der höchste Gott unbeweglich in sich selbst ruht, so ist dies kein Schlaf oder Traum, wie Etliche zu glauben scheinen, sondern die Höhe vollendeter Selbstbetrachtung, die ihm nur deßhalb so leicht wird, weil er so groß ist. — Wir wenden uns jetzt nach diesen ergänzenden Bemerkungen unseren letzten und höchsten Kunstbetrachtungen zu, nach deren kurzer Behandlung wir nur noch einiges Praktische in Beziehung auf Kunststudium für den akademischen Jüngling beifügen werden.

Die Kunst ruht auf den unerschütterlichen Säulen der wirklichen Welt. Was aber dieser letzteren zu schwer wird, das leistet die Kunst, und strebt, die höchste Vollendung der Erscheinung darzustellen. Als solche beschäftigt sie sich denn mit der Verklärung

des Daſeins und Lebens, und es gibt demnach keine einzige menſchliche Beſtrebung, die über ſie hinausgehoben werden könnte. Nun aber hat uns das Ende unſerer theologiſchen Vorleſungen gelehrt, daß auch der Wirklichkeit noch eine Verklärung bevorſteht, deren Natur in der tiefſten Ineinsbildung der Umkehr beſtehen wird. Folglich iſt die Verklärung, welche die Kunſt der Wirklichkeit zu geben ſucht, nicht blos eine ideale Unbeſtimmtheit, ſondern eine Anticipation der Zukunft, auf welche der Menſch durch den in ſeinem tiefſten Inneren verborgenen Inſtinkt einer gewiſſen prophetiſchen Gabe hingetrieben wird. Wo daher ein Künſtler wahrhaft gottbegeiſtert eine erhabene Leiſtung zu Tage fördert, da offenbart ſich bereits in ſinnlicher Geſtalt die Herrlichkeit des geſchichtlichen Endes, über das hinaus zu blicken wohl kaum einem menſchlichen Auge geſtattet ſein mag. Kunſt iſt folglich nach allen Seiten hin die Krone menſchlicher Thätigkeit, und könnte höchſtens nur noch von ihrer eigenen Wiſſenſchaft übertroffen werden, da nach allem Bisherigen wahre Aeſthetik nur die höchſte Erkenntniß ſein kann, indem ſie gleichſam die Lehre vom Baue einer neuen Welt nach Vernichtung der alten darzuſtellen hat. Wir hatten daher ſehr Recht, ſie noch über die Theologie hinauszuheben und zum allein richtigen Schluß unſeres encyklopädiſchen Schematismus aller Wiſſenſchaften zu machen. — Es bleibt uns jetzt nur noch die Frage zu beantworten, was Aeſthetik dem ſtudierenden Jüngling ſein könne und ſein ſolle.

Jede Wiſſenſchaft hat in ſich etwas von einem Handwerk, das, ſo gering oder ſo hoch man es auch anſchlagen mag, doch immer eine Nothwendigkeit enthält und niemals ungeſtraft hintangeſetzt werden darf. Indem nämlich dieſe oder jene wiſſenſchaftliche Disciplin ihre beſtimmte Grenze hat, über die hinaus ihre Specialität natürlich zu wirken aufhört, auch bei ihr, wenigſtens nicht von allen, nicht immer auf ein abſolutes Fundament zurückgegangen werden kann, ſo behält ſie, ſelbſt im beſten Falle, noch immer manches Unverſtandene, das eben nur ſo angenommen werden kann. Alles Unverſtandene oder Unverſtändliche erzeugt aber Anſtrengnng und ſklaviſche Aneignung, wenn es doch gewonnen werden ſoll. Alles derartig Erarbeitete jedoch veranlaßt in ſeinem Beſitzer Stolz und in Folge deſſen eine gewiſſe Bornirtheit,

von der ſich jedoch frei zu halten Aufgabe des Menſchen iſt. Es iſt demnach ſehr wünſchenswerth, daß jeder, der ſich einem wiſſenſchaftlichen Gebiete zuwendet, irgend ein anderes Feld ſeiner Berückſichtigung offen erhält, um an demſelben einen entſchiedenen Regulator zu beſitzen, vermittelſt deſſen er ſeinen einſeitigen Beſtrebungen ſtets eine mildernde Correktur kann angedeihen laſſen. Zu einem ſolchen Rektifikator geiſtiger Exiſtenz dient aber keineswegs eine zweite einſeitige Wiſſenſchaft. Denn wenn ſie auch in manchen einzelnen Fällen einen guten Beiſtand abgeben kann, ſo kann doch für gewöhnlich eine Einſeitigkeit nicht durch eine zweite ausgetrieben werden. Wird es demnach vielleicht nicht gut ſein, die Philoſophie zu ſolchem Regulator zu erheben? Sie iſt ja die Wiſſenſchaft der Gründe, und als ſolche wird ſie wohl vor jeder unwahren Beſchränkung zu ſchützen wiſſen. Auch vermag ſie dies allerdings. Aber wie der Glaube, ſo iſt auch die Philoſophie nicht Jedermanns Ding. Es bleibt alſo behufs der angedeuteten Correktur nichts anderes als die Kunſt übrig. Alle Wiſſenſchaften bilden eine Einheit. Als ſolche haben ſie nur ein Ziel. Von der Kunſt aber fanden wir, daß ſie vermöge der prophetiſchen Gabe des Menſchen das Endziel aller menſchlichen Dinge anticipire. Auch liegt im Ende immer die Wahrheit des ganzen Prozeſſes. Nichts wird demnach jeder Bornirung in eine Einſeitigkeit hinein entgegenzutreten, ſo geſchickt ſein, als die Kunſt, und jedem Manne der That wie der Wiſſenſchaft wird die Beſchäftigung mit ihr im Allgemeinen oder mit einem ihrer Glieder nicht genug anzurathen ſein. Aber wer bereits zu ſehr einer Einſeitigkeit dahingegeben iſt, dem wird auch die Kunſt ſchon nicht mehr helfen können, ja, was das Schlimmſte iſt, die Beſchäftigung mit ihr wird ihm ſogar nicht mehr munden. Es kann alſo dem akademiſchen Jünglinge, wenn er anfängt, ſich in ſeine ſpezielle Wiſſenſchaft zu verſenken, nicht genug angerathen werden, zum mindeſten ſeinen ſtrengen Studien ſtets eine ernſthafte Lektüre des Edelſten und Größten zu verbinden, was die Poeſie aller Zeiten und Völker geliefert hat, da zu andern Kunſtſtudien ihm leicht entweder Gelegenheit oder Talent gebrechen kann. Ich ſagte aber, eine ernſthafte Lektüre, indem eine oberflächliche und ſpielende ihn leicht der Gefahr ausſetzen kann, Luſt und Geſchmack an ſeinen ſtrengen und im Anfa-

ſo ſehr herben Arbeiten zu verlieren. Auch iſt dem ſtudierenden Jünglinge die Beſchäftigung mit der Kunſt noch aus anderem Grunde zu rathen. Jeder Menſch beſitzt nämlich einen gewiſſen Stoff und Inhalt, deſſen anfängliche Ungelenkheit ihm immer viel zu ſchaffen macht, den zu bebauen aber Niemand mehr obliegt, als demjenigen, der zu höherer Bildung und zu edlerer Stellung in der Geſellſchaft berufen iſt. Nun aber beſitzt die Kunſt ſchon deßhalb den höchſten Formenreichthum, weil in ihr das Geſetz der Umkehr ſeine höchſte und energiſchſte Wirklichkeit gewonnen hat. Es iſt demnach offenbar, daß nächſt ſeinen ernſthaften Beſtrebungen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten den akademiſchen Jüngling nichts ſo ſehr befähigt, der Starrheit und Maſſenhaftigkeit ſeines ſubſtanziellen Inhalts Form und Gliederung aufzuzwingen, als eine ſtrenge und gewiſſenhafte Uebung des Künſtleriſchen, das ja zugleich an Angenehmem und Erfreulichem ſo überreich genannt werden muß. Es iſt folglich allein die Kunſt und die Verſenkung des Geiſtes in ihre Tiefen, welche dem Geiſt die letzte und höchſte Weihe wahrer Bildung und menſchlicher Entwicklung zu verleihen im Stande iſt. Der iſt daher mehr Barbar, als akademiſcher Bürger, welcher ſich der Beſchäftigung mit einer ſo feinen und tiefſinnigen Sache, wie die Kunſt iſt, völlig zu entziehen ſucht.

Dies iſt es nun, was an dieſem Orte über Kunſt zu ſagen war. Alles Weitere kann allein in einer Aeſthetik oder nur in einem ſpeziell für Künſtler beſtimmten Handbuche ſeine Stelle finden.

Vierundzwanzigſte Vorleſung.

Ueber den Abgang von der Univerſität. — Schluß.

Meine Herrn! Nachdem wir zuerſt die hohe und innerlich bedeutſame Stellung des akademiſchen Bürgers aufgewieſen und ihre nothwendigen Wirkungen ſelbſt bis in die kleinſten Nebenumſtände ſeines Verhaltens herab verfolgt hatten, waren wir ſodann zu den ihm geſtellten Hauptzwecken übergegangen, um deren ſchwieriger Erreichung willen eben der Ton ſelbſt des äußerlichen Betragens ſo hoch angegeben werden mußte. Auch hier ſind wir jetzt zum Ende hindurchgedrungen, und glauben, einen doppelten Zweck nicht verfehlt zu haben: nämlich einmal den, jedem ſtudierenden Jünglinge auf der Bahn, die er zu durchlaufen beſchloſſen hat, den eigentlichen Kern eröffnet zu haben, ohne den in keiner Wiſſenſchaft eine erſprießliche Leiſtung zu hoffen iſt, und nach dieſem den zweiten, gewiß noch bedeutenderen, jede einzelne Wiſſenſchaft nur dann ebenſo als fruchtbringend, wie als erreichbar dargeſtellt zu haben, wenn ihr objektiver und ſubjektiver Anbau auf jener Erkenntniß aufgeführt wird, welche das Gedeihen des Einzelnen allein aus ſeinem Zuſammenhange mit der Geſammtheit hervorgehen läßt. Wir hätten daher jetzt im Grunde genug gethan, um den jungen Mann, welcher ſich dem Studium der Wiſſenſchaft ergibt, nirgends einer Rathloſigkeit preisgegeben ſein zu laſſen. Denn wem das Centrale einer ſo hohen Sache, wie die Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne des Wortes iſt, enthüllt und damit gleichſam ausgeliefert worden iſt, der hat ein Samenkorn in ſich empfangen, deſſen Kraft der Entfaltung ſo mächtig iſt, daß ſie

ihn selbst in dem verwickeltsten Zweifelfalle nicht zu verlassen vermag. Dennoch ist noch eine Seite übrig, die selbst den innerhalb seines hohen Standpunktes Gewürfeltsten eben deßhalb, weil der Standpunkt ein so hoher und demnach vielleicht scheinbar unwirklicher ist, dann und wann in einige Verlegenheit setzen möchte. Um daher der von uns übernommenen Verpflichtung völlig nachzukommen, wollen wir zum Schlusse auch noch diesem Punkte unsre ungetheilteste Aufmerksamkeit zuwenden, damit nicht gerade jener, der sich uns am vorbehaltlosesten ergeben hat, uns beschuldigen könnte, daß wir ihn am Ende seiner akademischen Laufbahn unberathen hätten stehen lassen.

Der Standpunkt des akademischen Bürgers ist nämlich zufolge aller unserer seinem Begriffe entnommenen Darstellungen ein rein idealer. Denn wir haben ja gezeigt, daß die Würde des studierenden Jünglings allein auf seinem Bestreben nach ächter, durch den Begriff der Freiheit bedingter Erkenntniß basirt ist. Nur unter diesem Vorbehalt ist der Studierende in der bürgerlichen Welt als Mann aufgenommen. Bricht er diesen Vertrag, so hat er kein anderes Anrecht, denn als junger Mensch betrachtet und behandelt zu werden. In diesem Vertrags-Verhältnisse steht der angehende Mann aber nur so lange, als er akademischer Bürger ist. Sobald er daher aus dieser Stellung scheidet, so tritt er offenbar in eine andere Kategorie ein, und die Wirklichkeit eignet sich seine Persönlichkeit mit allen ihren Ansprüchen zu. Nun ist es freilich wahr, daß, wenn der junge Mann, der die Universität verlassen hat, die moralische Würde seines akademischen Bürgerthums zum Besitze seines innersten Wesens gemacht hat, ihn derselben Niemand berauben kann. Auch wird ihm jeder wahre Mann, der ihm auf seinem Wege begegnet, in der kürzesten Zeit die Höhe seines innerlichen Wesens bald abfühlen, und derselben seine gerechte Anerkennung nicht versagen. Indeß wird solche Würde von der Oeffentlichkeit von nun an höchstens noch vorausgesetzt, niemals aber als eine Berechtigung, gleichsam als character indelebilis zugestanden. Der Studierende daher, welcher aus seinem akademischen Verbande durch den Verlauf der Zeit herausgetreten ist, befindet sich nicht mehr in einer Gesellschaft, welche bereits durch ihre Natur mehr oder weniger den allgemeinen

Geſetzen menſchlicher Coexiſtenz enthoben iſt*), und muß es ſich von nun an gefallen laſſen, als ein gewöhnliches Glied der Wirklichkeit behandelt zu werden. So unangenehm folglich auch dem akademiſchen Jünglinge dieſe Ausſicht ſein mag, nichtsdeſtoweniger wird er gut thun, immer das Bewußtſein in ſich rege zu erhalten, daß auch er berufen iſt, längere oder kürzere Zeit die Knechtsdienſte einer oft ziemlich geringen Wirklichkeit leiſten zu müſſen. Denn ihn, welcher während ſeines Aufenthaltes auf der Univerſität in gewiſſem Sinne die vollen Rechte einer bevorzugten Klaſſe genoß, erwartet das ſichere Schickſal, an irgend eine Kategorie gleichſam unten angefügt zu werden, bis er durch eigene Verdienſte früher oder ſpäter auf ihrer Stufenleiter eine höhere Sproſſe zu gewinnen vermag. Es iſt unſre Aufgabe, die Art und Weiſe anzuzeigen, wie der aus ſeiner freien Stellung in die Abhängigkeit der Wirklichkeit übertretende akademiſche Bürger in ſeiner neuen Situation zu fühlen und zu handeln habe.

Hier können wir uns denn für's erſte mit Jenem nicht weiter beſchäftigen, welcher mit demſelben ſtumpfen Sinne, mit dem er früher die Freiheit hingenommen und ſich dieſelbe höchſtens als Mittel ſeiner Trägheit oder Sinnlichkeit hat gefallen laſſen, nun auch ſich bereitwillig dem Joche der realen Exiſtenz unterwirft und kaum einmal daran denkt, daß ihm jetzt etwas Widerwärtiges und ſeiner früheren Stellung wenigſtens ſcheinbar Entgegengeſetztes widerfahre. Die knechtiſche Seele wundert ſich niemals darüber, wenn ihr irgend jemand das Joch irgend welchen Dienſtes auflegt. Auch iſt dies völlig in der Ordnung und gar nichts dagegen einzuwenden. Je raſcher und entſchiedener wir uns aber von einer Gemeinheit der Geſinnung abwenden, mit um ſo mehr Drang und Eifer wenden wir uns jenen freilich minder Zahlreichen, aber

*) Daß gegen dieſe Stellung der ſtudierenden Jünglinge zu allen Zeiten die eine oder die andere Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft aufgetreten iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Erſt unſerer Zeit war es indeſſen vorbehalten, daß akademiſche Bürger ſich ſelbſt ihrer Vorrechte entledigen wollten. Wir geben ihnen zu bedenken, daß ein ſolcher Selbſtmord nicht die gewünſchte Folge haben wird, ſie um ſo früher zu Staatsbürgern zu machen, da ſie vielmehr nur um ſo länger Schüler zu bleiben genöthigt ſein würden.

um ſo Edleren zu, welche mehr oder weniger an dem Joche rütteln und zum mindeſten unter ſeiner Laſt ſchwer einhergehen. Wir geſtehen ihnen gerne zu, daß ihr Unwille, wenn auch nicht gerade ein gerechter und begründeter, ſo doch wenigſtens ein natürlicher iſt, der, wenn er das Maaß des Zugeſtandenen nicht überſchreitet, einem edlen Gemüthe keineswegs unſchön ſteht, da das gegen den Zügel ſich ſträubende Roß ſtets einen erfreulichen, oft ſogar einen prachtvollen Eindruck zu erzeugen im Stande iſt. Ueberdies iſt ja auch ſeine Kraft des Widerſtandes die Gewähr für Thaten, welche dem ruhigen Saumthiere niemals zu leiſten möglich ſein werden. Jenen Unwillen daher gegen die Laſt der Wirklichkeit, welcher den jungen Mann bei ſeinem Abgange von der Univerſität ergreift, entſchuldige ich nicht nur, ſondern ich fordere ihn ſogar, da er ſich in Kurzem zum Stoffe der herrlichſten Einwirkungsfähigkeit auf die Wirklichkeit umgeſtalten wird und kann, wenn nur der neue ſcheinbar ſo tief geſtellte Staatsbürger nicht Gefahren unterliegt, vor denen mit einigen Worten zu warnen wir nicht umhin können.

Das Häufigſte nämlich, was unter dem erſten Einfluſſe der Wirklichkeit ſich der des Druckes ungewohnten Gemüther zu bemächtigen pflegt, iſt der Glaube, den Beruf verfehlt zu haben. Wir läugnen nicht, daß dieſes dann und wann der Fall ſein mag, und wenn die Verhältniſſe noch eine Umkehr geſtatten, ſo zögern wir ebenſowenig, ihre raſcheſte Ergreifung anzurathen. In den meiſten Fällen jedoch liegt der Grund zu ſolcher Annahme nur in dem Joch, nicht in der Sache. Denn, ſo hart es lauten mag, die Erfahrung lehrt es mit jedem Tage mehr, daß der Geiſter, welche überhaupt von Beruf ſprechen dürfen, weit weniger ſind, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Irrthum, Beſtimmung durch Andere, Laune oder Hochmuth hören nicht auf, ſich unter dem edlen Namen des Berufes einzuſchleichen, und für den Einzelnen wie für die Geſammtheit iſt es ſogar beſſer, daß ſolche Täuſchungen und Surrogate des Höheren beſtehen, als daß ihrer Unwahrheit entgegen gearbeitet werde. Iſt der Beruf wirklich verfehlt, ſo ändere man ihn, wenn es noch Zeit iſt. Iſt dieſe verronnen, ſo iſt es des Mannes bei weitem anſtändiger, unter der Laſt einer unlieben Beſchäftigung einherzugehen, als von ihr

abzuſpringen, und z. B. unter dem Titel eines Litteraten eine Reiſe ins Blaue zu beginnen, auf der mit jedem Meilenſteine vorwärts, ohne dabei den Beruf zu finden, der Ruf höherer Art mit beſchleunigter Bewegung verloren geht. Wenn wir von Allem, was man ſo gewöhnlich Beruf zu nennen pflegt, abſehen und uns fragen, was denn der eigentliche, menſchliche Beruf des Menſchen ſei, ſo bleibt, wenn wir ſein Inneres und Himmliſches unberückſichtigt laſſen, kein anderer übrig, als der: daß wir das Edelſte unſerer Gedanken und unſeres Willens der bruta tellus der Wirklichkeit ſo viel wie möglich einzuhauchen, oder doch zum mindeſten aufzuprägen ſuchen. Nur wer dies thut, verdient — ein zwar mißbrauchtes, aber nichtsdeſtoweniger ſehr edles Wort — wahrhaft geachtet, oft vielleicht ſogar verehrt und bewundert zu werden. Es iſt daher im Grunde faſt einerlei, welches äußerliche Mittel des Berufes wir anwenden, dieſer hohen Aufgabe zu entſprechen. Der niederſte Verwaltungsbeamte kann trotz eines Seelſorgers wirken, während die Handlungen des höchſt geſtellten Geiſtlichen ſchlechtere Einflüſſe auszuüben vermögen, als die Unwahrheiten und unſittlichen Lügen des intrigantеſten Beamteten oder Advokaten. Desjenigen demnach, der ſich auf irgend einem Gebiete mit den überall Gemüth wie Charakter ſtärkenden Aufgaben der Wiſſenſchaft abgegeben hat, iſt es allein würdig, da, wo er ſteht, auszuharren und einen Atlas vorzuſtellen, der, wenn auch widerwillig, ſeine noch ſo ſchwere Laſt trägt. Ja, ſollte er ſich auch während ſeines ganzen Lebens wahrhaft unglücklich fühlen, ſo wird dies gerade der Triumph ſeiner Todesſtunde und in ihr die Abwehr für das Gefühl eines verfehlten Lebens ſein, weil er das Bewußtſein haben wird, einen nicht ſelbſt übernommenen, ſondern auferlegten Beruf getragen zu haben. Denn nichts drückt ſchwerer, als die Erkenntniß, durch eigene Wahl alle die Verantwortlichkeiten einer bedeutſamen Stellung auf ſich geladen zu haben. Nichtsdeſtoweniger wird es aber doch von uns gerne zugeſtanden, daß das nicht Geliebte ein nur allzu ſehr Unerfreuliches iſt, und es muß daher von uns jetzt billig eine zweite Gefahr berückſichtigt werden, die auf den in ſolcher Lage Befindlichen nur allzuleicht eindringt.

Wer nämlich ein ihm mehr oder minder Unleidliches trägt,

von dem kann nicht gefordert werden, daß er dazu eine ſtets freundliche Miene mache. Es droht ihm folglich die traurige Lage, in einen Zuſtand der Erbitterung überzugehen, der, wenn er habituell wird, das Gemüth leicht zu einem durchaus ungerechten machen kann. Wo wir uns im Leben auch hinwenden, wird uns überall das Recht ſelbſt ganz beſcheidener Anſprüche verkümmert. Tauſendmal ſehen wir uns mit unſeren beſten Gefühlen abgewieſen. Die Beſtrebungen unſerem Ziele entgegen werden durch die der Anderen gekreuzt, ja es iſt ſogar leicht in die Klaſſe jener Unglücklichen zu fallen, denen ein wunderliches Mißgeſchick allüberall in den Weg tritt. Es kann dies Schuld eigener Fehler, Zufall (denn auch dieſer hat eine gewiſſe, von Gott gewollte Berechtigung in unſrer keineswegs beſten Welt), endlich ſogar Leitung eines höheren Schickſales ſein. Was es aber auch ſein mag, ſo viel iſt gewiß, daß es hundert Urſachen gibt, welche das gekränkte, in ſich ſelbſt zurückgeſchreckte Gemüth mit einem oft ſehr leiſen und daher ſelbſt dem Beſitzer unbewußten Grimm zu füllen vermögen, welcher bei dem den höchſten Gipfel erreichen muß, der durch falſchen Berufsweg in den, ſogar dem Geringſten geſtatteten, Anſprüchen für immer verletzt iſt. Aber ſelbſt abgeſehen davon, daß es unſre Pflicht iſt, für alles Menſchliche, mag es uns oder andere angehen, einen ſtets offnen Sinn zu bewahren, ſo iſt jede Erbitterung geradezu geeignet, ein ſchon ſonſt vorhandenes Leiden zu einem unausſtehlichen zu machen, ſo daß ſchon der Egoismus jede Art von Ingrimm uns fern zu halten gebietet. Ein unangenehmer Zuſtand iſt nur dadurch erträglich, daß wir trotz ſeiner Anweſenheit die Heiterkeit des Gemüths bewahren, ja durch dieſe ſeinen Druck ſogar zu einem nichtigen zu machen verſtehen. Wer eine ſolche Ironie zu gewinnen vermag, der beſitzt in ihr einen Segen des Herrn, vermittelſt deſſen er zum Meiſter des Schickſals wird. Auch iſt ſolche Scherzfähigkeit über den eigenen Zuſtand weit entfernt von jener Laune der Satyre, welche die erſcheinende Frucht jeder verhaltenen Erbitterung zu ſein pflegt. Darum ſteht Sterne ſo hoch über Swift (was außerdem vielleicht nicht der Fall ſein würde), weil der letztere während ſeines ganzen Lebens ſich niemals eines gewiſſen Grimmes entſchlagen konnte. Jedoch liegt auch in jener geſtatteten Heiterkeit und Scherzhaftigkeit noch eine

verbotene Seite, und es ist diese als eine gewisse Genialität zu bezeichnen. In ihr erkennen wir die dritte Gefahr, der man im beginnenden Kampfe mit der Wirklichkeit mit nie zu beseitigenden Folgen unterliegen kann. Auch diesem dritten und letzten Punkte, da alles absolut Niederere gleich im Anfange von uns entfernt wurde, wollen wir jetzt noch einige Betrachtungen schenken, ehe wir zu einer neuen Wendung unseres allgemeinen Zusammenhanges übergehen.

Wahrhaft genial kann nur dasjenige Gemüth sein, welches als ein gegen sich selbst freies bezeichnet zu werden verdient. Denn allein eine solche Unabhängigkeit gegen die eigene Persönlichkeit versetzt auf jenen hohen Standpunkt, von dem aus alle Dinge theils als unendlich tiefe, theils, mit Sterne zu reden, als stets mit einem Scherze schwangere entgegen treten. Dieser erhabenen Freiheit nahe verwandt scheint eine gewisse Gleichgültigkeit zu sein, welche sich auch dem Werthe der Dinge gegenüber als völlig unbetheiligt zu geben sucht. Weit entfernt aber, daß eine derartige Gleichgültigkeit aus der Quelle idealer Höhe entspringt, muß vielmehr eine ziemlich entschlossene Verzweiflung als ihre Muse bezeichnet werden. Wenn wir nämlich kürzer oder länger, mit größerem oder geringerem Rechte von der Wirklichkeit der Existenz mit allen unseren Bestrebungen zurückgewiesen werden, so pflegt sich des Charakters sehr leicht eine Art von Wildheit zu bemächtigen, deren kecke Kühnheit die Willkühr des Momentes für die höchste Aeußerung menschlicher Freiheit anspricht. Zwar mag es sein, daß der Eine oder der Andere ziemlich lange sich auf diesem Indifferenzpunkt des Verbrechens und Epikureismus zu erhalten vermag, jedem aber, der nicht bei Zeiten in das dem Menschen gesteckte Maaß zurücktritt, wird es zuletzt begegnen müssen, daß er aus solchem Standorte entweder in einen Haß alles objektiven Lebens übergeht, der ihn endlich selbst zu einem Natur- und Gottes-Feind zu machen vermag, oder einem zügellosen Cynismus verfällt, durch dessen Einwirkung das Gemüth sogar der edelsten Menschencharaktere beraubt werden kann.

Nehmen wir nun aber alle diese Möglichkeiten zusammen, durch die ein der Wirklichkeit allzusehr widerstrebendes Gemüth den höchsten sittlichen Gefahren ausgesetzt werden kann, so tritt uns

alsbald die Frage entgegen, ob der menſchliche Geiſt nicht gerade deßhalb ſo lange auf der Erde verweilen und ſich mit Kräften abkämpfen müſſe, welche die Selbſtſtändigkeit ſeiner Perſönlichkeit oft bis aufs Aeußerſte demüthigen, damit er allmählig von einer gewiſſen Quantität roher und wilder geiſtiger Kräfte gereinigt werde, in deren Anweſenheit ein abſolutes Hinderniß für das Gedeihen ſeiner innerlichen Natur zu liegen ſcheint. Denn wäre dieſes nicht, warum ſollte dann nicht das leitende Weltgeſchick jedes Individuum auf dem Gipfel ſeiner Kraft und in dem glänzendſten Momente ſeiner Entwicklung dem Daſein entziehen, um es augenblicklich in einen Zuſtand zu verſetzen, in welchem Fortſchritt auf Fortſchritt alle ſeine Mühen auf das glücklichſte krönen wird? Wenn daher, mit Hamann zu ſprechen, ohne Hölleufahrt keinem Menſchen die Himmelfahrt möglich gemacht wird, wenn dies ein Geſchick iſt, dem ſich weder Fürſt noch Bettler entziehen kann, ſo iſt kein Grund zu finden, warum gerade der zur Erkenntniß Berufene und nur um deren Erwerbung willen eine Zeitlang dem Druck der Verhältniſſe Entrückte von dem allgemeinen Looſe befreit bleiben ſollte. Im Gegentheil, gerade weil der Erkennende den höchſten Genuß des Lebens ſich ſtündlich aneignen kann, weil er in Folge hievon den Verſuchungen des höchſten Hochmuthes ausgeſetzt iſt, und zugleich doch auch wieder durch die Kraft vollendeter Einſicht am meiſten befähigt iſt, Druck und Laſten zu tragen, ſo iſt es ſehr natürlich, daß gerade er von der Stufe der Freiheit und Erkenntniß als einer auch äußerlich autoriſirten verhältnißmäßig ſehr tief hinab muß, um durch das Läuterungsfeuer des Dienſtes von allen jenen Schlacken befreit zu werden, die durch den koncentrirten Genuß aller jener Reſultate in ihm erzeugt wurden, deren ſich das Menſchengeſchlecht auf der langen Stufe ſeiner Entwicklung erſt allmählig bemächtigt hat. Diejenigen, welche die Frommen genannt werden, ſagen, daß gerade dann, wann Prüfungen oder Verſuchungen drohen, Gott ſeinen Geliebten vorher die reichſten Blicke in das Weſen ſeiner Gnade geſtatte, damit die dadurch gewonnene Steigerung die Geiſter befähige, das Feuer der innerlichen Noth durch die empfangenen Schätze zu beſchwichtigen. Alſo, freilich in weit geringerem Maaße, der mit der kräftigen Speiſe der Wiſſenſchaft Geſtärkte. Iſt er der, welcher er ſein ſoll, ſo wird es ihm

ſogar eine gewiſſe Freude erzeugen, wenn er ſeine durch Erkenntniß geſtählte Natur in einem gewiſſen Drucke ſowohl beweiſen wie beſonders auch ſteigern kann. Derjenige iſt der Wiſſenſchaften, die er eingeſogen, durchaus unwerth, welcher nicht ſelbſt eine gewiſſe Luſt empfindet, die Kraft ſeines Armes im Kampfe mit widerſtrebenden Elementen zu erproben. — Wir wollen jetzt einige von den Hauptvortheilen namhaft zu machen ſuchen, welche daraus entſtehen, wenn ſich der durch Erkenntniß völlig frei Gewordene mit muthiger Kraft und Willigkeit dem, wenn auch noch ſo lange andauernden, Knechtesdienſte der Wirklichkeit unterwirft.

So viel üble Neigungen auch in der menſchlichen Bruſt verborgen liegen mögen, ſo kann ihr ſelbſt von dem ſtrengſten Theologen doch eine gewiſſe Harmloſigkeit nicht abgeſprochen werden, mit welcher ſie einen guten Willen zu beſitzen und das Edlere zu gewinnen wünſcht. Selbſt Kant hat ſich hiefür ausgeſprochen, ſo entſchieden er auch das in uns als anweſend erklärt, was er das radikale Böſe genannt hat. Wenn nun aber auch die Innerlichkeit eines ſolchen guten Willens uns nicht völlig abgeſprochen werden kann, ſo täuſchen wir uns doch, wie im ſpäteren Alter, ſo auch ganz beſonders in der Jugend ſowohl über die Intenſität dieſes Willens als auch über das, was gut genannt zu werden verdient. Den Drang des guten Willens nämlich ſetzen wir der Kraft ſeiner unermüdlichen Ausdauer gleich: — das Gute verwechſeln wir mit dem Edlen, und ahnen nicht, daß jenes erſtere nicht eines vagen, ſondern gerade des beſtimmteſten Begriffes bedarf, den überdies der den Wiſſenſchaften Ergebene vollkommen inne zu haben glaubt. Nun aber gehört die Einſicht in das Gute und in die Intenſität des Willens gerade zu jenen Dingen, welche nicht durch Erkenntniß, ſondern hauptſächlich, ja vielleicht allein durch innere Erfahrung vom Geiſte angeeignet werden könne. Der gute Wille der Jugend wie die Nachhaltigkeit deſſelben iſt demnach mehr ein blinder Naturtrieb, als eine wahrhaft bewußte Intention. Bis daher der Jüngling hierin die einzig wahre Richtung gewinnt, treibt er ſich in einem Meer von Illuſionen, Verirrungen und Anticipationen umher. Es iſt demnach allein eine länger andauernde Zeit des Knechtesdienſtes, durch welche jener ächte Begriff der Güte gewonnen werden kann, ohne welchen

ſelbſt die großartigſte Intention auch gar keine Gewähr ihres Gelingens wie ihrer Dauer beſitzt. Ein ſo außerordentlicher Geiſt, wie Lord Byron war, würde noch zu ganz anderen Zielen und Erfolgen hindurchgedrungen ſein, wenn ihn die Schranke eines Berufes zu einer Zeit zuſammen gehalten hätte, zu welcher wir Freiheit und Willkühr zu identificiren ſo ſehr geneigt ſind. Was aber hier auf dem moraliſchen Gebiete gilt, das iſt auch von dem intellektuellen auszuſagen, und dies iſt der zweite Punkt, dem wir uns hier zuzuwenden beſchloſſen haben.

Wir gehören, wo es ſich um die Erkenntniß irgend welcher Art handelt, keineswegs zu jenen, welche behaupten, daß man erſt eine gewiſſe Reihe von Irrthümern durchlaufen haben müſſe, ehe man einen Standpunkt erreichen könne, von dem aus etwas wahrhaft Probehaltiges geleiſtet werden könne. Vielmehr glauben wir gerade umgekehrt, daß der kräftige und unbefangene Inſtinkt der Jugend oft entſchiedener das Wahre zu ergreifen vermag, als die wähleriſche und ängſtliche Genauigkeit des ſpäteren Alters. Auch fehlt es nicht an Beweiſen und Beiſpielen (wie denn hier gleich Leibnitz ein ſolches abgibt), daß ſelbſt die bedeutendſten Männer nach langen Zwiſchenverſuchen wieder zu Gedanken zurückgekehrt ſind, welche ſie früher, zum Theil bei ſehr großer Jugend, gehegt, aber ſpäter verlaſſen hatten. Leider kommt es aber nicht blos darauf an, daß der richtige Gedanke ausgeſprochen, ſondern daß er auch in der richtigen Weiſe ausgeſprochen werde. Jeder Gedanke nämlich tritt, wenn er mehr oder minder neu iſt, einer Kette ſchon anweſender und angenommener Anſichten entgegen. Mögen dieſe auch noch ſo falſch ſein, ſie ſind, — und haben damit eine Geltung gewonnen, die erſt wiederum auf wiſſenſchaftlich ſtrategiſche Weiſe überwunden werden muß. So wenig es daher vielleicht der Erfahrung bedarf, um wirklich fruchtbringende Central-Gedanken zu erzeugen, ſo ſehr ſcheint dieſelbe doch nothwendig zu ſein, wenn es ſich darum handelt, derartige Anſchauungen zu Thatſachen der Gegenwart zu erheben. Es iſt alſo auch zu einem kunſtgemäßen Sieg auf intellektuellem Gebiete die Probe der Erfahrung ein nnumgänglicher Faktor und demnach auch hier die Zeit des Knechtesdienſtes eine ſegenbringende Nothwendigkeit. Wir ſind aber damit bis zu jenem dritten und letzten

Punkte vorgeſchritten, der hier noch eine beſondere Berückſichtigung zu verdienen ſcheint.

Der Hauptzweck, um deß willen jeder Menſch eine größere oder geringere Reihe von Jahren zu durchlaufen hat, iſt keineswegs der, daß er irgend eine Thatſache vollbringe, durch deren Einfluß der Progreß der Mitwelt in irgend einer Weiſe gefördert werde. Ich bin, um zu ſein, um durch Regung meines innerlichen Menſchen zu einer Steigerung durchzudringen, welche die nackte Exiſtenz allein nicht zu geben vermag. Bin ich daher in jedem Momente meiner Exiſtenz nur alles das geweſen, was ich ihr ſein konnte, ſo habe ich die Aufgabe meiner Laufbahn erfüllt, und ſo unbedeutend ſie mir auch an ihrem Ende erſcheinen mag, dennoch kann ich ſie im Angeſicht des Todes mit Ruhe überſchauen, da nur die Kraftäußerung, nicht ihre Wirkung das vorgeſteckte Ziel bildete. Obgleich aber dieſe Anſchauungsweiſe die allein richtige iſt und den einzigen Troſt jedes treuen Strebens ausmacht, ſo iſt es doch auch hinwiederum natürlich und der edelſte Ehrgeiz, wenn der menſchliche Geiſt ein letztes Reſultat, ein endliches Ziel aller ſeiner Thätigkeit als offenbare Wirkung nach Außen hin erreichen will. Denn überdies ſcheint es doch Thatſache zu ſein, daß der leitende Arm der Geſchicke dann und wann ſchlagende Aenderungen in dem Laufe des geſchichtlichen Daſeins zu Stande bringen will, und wir können demnach niemals wiſſen, ob nicht die höchſte Entwicklung unſeres Eifers wie unſerer Kräfte den Herrn der Dinge bewegen könne, gerade uns, dich oder mich, zum Träger ſeines Willens und ſeiner Beſchlüſſe zu berufen. Gehen wir nun aber immer in dem Bewußtſein ſolcher Möglichkeit einher, daß nämlich die uns angeborne Kraft vielleicht die eben nothwendige ſei, da oder dort, im Großen oder im Kleinen den durch andere Verhältniſſe vorbereiteten, entſcheidenden Schlag zur Ausführung zu bringen, ſo müſſen wir in jeder Beziehung auch völlig gerüſtet ſein, der auferlegten Beſtimmuug unſerer Kräfte nicht durch dieſes oder jenes Hinderniß ſtörend in den Weg zu treten. Soll aber nun irgend eine Kraft auf irgend welchen Stoff einen Einfluß ausüben, ſo muß ihre Anwendung nicht allein durch die hinreichende Potenz ihres Vermögens unterſtützt, ſondern auch nach dem Subſtrate berechnet ſein, auf welches eine

Einwirkung hervorgebracht werden soll. Ein zu modificirendes Objekt kann ich aber nur dann mit Erfolg zu irgend etwas bestimmen, wenn ich Spannung und Inhalt seiner Kräfte auf's Genaueste durchforscht und durchdrungen habe. Ist nun, wie es denn ist, der Mensch allein das würdige Substrat für den Menschen, so werde ich niemals hoffen dürfen, die Gegenwart der Geschichte irgendwie bereichern oder befruchten zu können, wenn ich die Lage ihrer Exponenten nicht auf das Gründlichste kennen gelernt habe. Wahre Einsicht in das Getriebe irgend eines Verhältnisses gewinne ich aber keineswegs allein durch angestrengte Beobachtung der Sache, sondern nur durch den Angriff derselben auf ihren realsten, und also auf ihren gemeinsten und scheinbar verächtlichsten Punkten. Auch muß ich die ganze Extension des zu behandelnden Gegenstandes auf mich reagiren lassen, und darf daher selbst ihrem peinlichsten Drucke nichts weniger als auszuweichen suchen. Will daher ein so eben aus der Gemeinschaft der durch Freiheit Erkennenden ausgeschiedener Jüngling sich der schweren Knechtschaft seines Anfangs entziehen, so mag er auch nur auf jene mit dem herrlichsten Siegespreise winkende Hoffnung verzichten, einst die Wirklichkeit zu ihrem eigenen Besten lenken oder selbst beherrschen zu dürfen. Jener kann nur ein Feigling genannt werden, der um eines so großartigen Zieles willen nicht noch zu größeren Opfern und Demüthigungen bereit wäre. Auch haben wir schon bemerkt, daß der Umfang der Wirksamkeit der Bedeutsamkeit derselben keinen Eintrag zu thun vermag, da die Wahl derselben nicht in unsere Hände gegeben, sondern in die des Geschickes niedergelegt ist.

Wenn es für den menschlichen Geist die Versuchung gibt, da und dort der ihm auferlegten Abhängigkeit entfliehen zu wollen, so kann ein solches Unternehmen nur dann nicht ein kleinliches genannt werden, wenn ich mich in einem gewissen absoluten Sinne der Knechtschaft zu entledigen vermag. Kann sich unsrer da auch dann und wann die Täuschung bemächtigen, als sei jetzt die Zeit gekommen, welche die Möglichkeit eines solchen Sprunges gebracht hätte, so macht es doch unsrer Erkenntnißkraft geringe Ehre, wenn wir in diesem Irrthum lange befangen bleiben. Denn gerade aus seiner größeren Freiheit entspringen selbst dem Mäch-

tigſten die größten Leiden ſeiner Beſchränkung. Es iſt folglich die geſchilderte Knechtſchaft des von der Univerſität in die Wirklichkeit übertretenden Jünglings nur eine relative, und würde demnach, ſelbſt wenn ſie die verhältnißmäßig tiefſte und ſogar eine beſtändige wäre, gerade für den innerlich freieſten Mann die größten Reizungen beſitzen. Denn da ein Solcher in dem allgemeinen Knechtesdienſt des Lebens vielleicht eben dieſes letzteren Aufgabe erkennen würde, ſo könnte er leicht zu der kühnen Hoffnung verleitet werden, daß ſeine künftige Selbſtſtändigkeit die unbeſchränkteſte werden möchte, wenn er die einzig wahre Freiſprechung, welche es gibt, die des Todes, in möglichſt enger Schranke erwartete. Hiezu bedürfte es aber freilich einer Höhe der innerlichen Freiheit, welche von den Gliedern niedrerer Stufen nur belächelt werden würde, aber nichtsdeſtoweniger als das einzige Ziel betrachtet werden muß, deſſen Erſtrebung des Geiſtes nicht unwürdig iſt. Wenn der franzöſiſche Myſtiker St. Martin den Ausſpruch thut: daß der Menſch nur im Zuſtande geiſtiger Schmerzen, alſo des höchſten innerlichen Leidens, die ganze Sphäre ſeiner edleren Natur erregt und alſo in Thätigkeit verſetzt fühle, ſo hat er damit nicht nur eine ascetiſche, ſondern auch eine natürliche und, ſo zu ſagen, phyſikaliſche Wahrheit unſeres Geiſtes ausgedrückt.

Nachdem wir nun nicht nur die ganze Sphäre des akademiſchen Lebens ſelbſt bis zu ihren ſcheinbar unbedeutendſten Momenten herab verfolgt, ſondern auch einen ſo viel wie möglich vollendeten Organismus aller menſchlichen Erkenntnißgebiete zur Anſchauung gebracht haben, um dem akademiſchen Bürger die Qual des Schwankens und Suchens nach Kräften zu erleichtern, haben wir jetzt in unſrer letzten Vorleſung auch noch jenen Moment in Betracht gezogen, welcher als der Schlußſtein des akademiſchen wie als Anfangspunkt des bürgerlichen Lebens betrachtet werden muß, und es iſt damit noch das Aeußerſte der Unterſuchung unterworfen worden, was noch einigermaßen als eine zum akademiſchen Leben gehörige Seite angeſehen werden kann. Denn Verhältniſſe, wie Prüfungen und derartiges, glaube ich mit Recht als unter-

der Würde unſerer Aufgabe bezeichnen zu dürfen. Wer ſeinem auf Freiheit und Erkenntniß ruhenden Berufe eines akademiſchen Jünglings als ſolchem nachgekommen iſt, der iſt berechtigt, ſich in Beziehung auf die Erprobung ſeiner errungenen Kenntniſſe der ſchönſten Hoffnung eines glücklichen Reſultates hinzugeben, da hier mehr als irgendwo das hohe Wort zu gelten ſcheint, daß demjenigen, welcher am erſten nach dem Reiche Gottes trachtet, alles Uebrige von ſelbſt zufallen werde und zufallen müſſe. Wir haben demnach der uns geſteckten Aufgabe nach allen Seiten hin vollkommen genügt, und können daher mit der befriedigtſten Stimmung von ihrer Behandlung Abſchied nehmen. Obgleich es nicht erſt meiner Aeußerungen und meines Unterrichtes bedurft haben wird, Ihnen zu ſagen, meine Herrn, welch ein herrlicher, glücklicher und wichtiger Beruf es ſei, um deßwillen Sie die Univerſität beziehen, ſo glaube ich doch, in einer Beziehung wenigſtens nicht ohne Nutzen zu Ihnen geſprochen zu haben, indem es mir vielleicht gelungen iſt, Ihnen den Grad jenes Glückes und jener Wichtigkeit in einer Ausdehnung in das Bewußtſein gebracht zu haben, die Sie ſelbſt vorher vielleicht kaum für möglich gehalten haben würden. Ich kann ſagen, daß für mich die Frucht und der Segen dieſer zuſammenverlebten Stunden ihre Wirkung nicht verfehlt haben und, wie ich hoffe, von andauernder Nachhaltigkeit bleiben werden. Denn wenn ich auch ſchon vorher die Schwierigkeit und den Ernſt des Berufes, der einem akademiſchen Lehrer obliegt, wohl erkannt und gefühlt zu haben glaube, mit jener Anſchaulichkeit, wie ich ſie im Laufe unſerer Betrachtungen mir zu eigen gemacht habe, waren ſie mir vorher noch niemals vor die Seele getreten. O möchten Sie an Ihrem Theile das Gleiche von ſich ſagen können! Möchten Sie namentlich erkannt haben, daß die wenigen Jahre, welche Sie auf Hochſchulen zubringen, von unberechenbarem Einfluß für ihre ganze nachfolgende Exiſtenz zu ſein vermögen, und daß eine Grundlage, die hier verſäumt, ja etwa gar verachtet wurde, ſowohl für Geiſt wie für Gemüth faſt gar nicht mehr aufzuhebende Nachtheile herbeizuführen im Stande iſt. Es iſt mir jetzt nur noch übrig, Ihnen für die mir geſchenkte Aufmerkſamkeit den herzlichſten Dank auszuſprechen, da ich in ihr die ſchönſte Gewähr für die Erfüllung des eben geäußerten Wunſches zu ſehen glaube. Leben Sie wohl!

Zuſätze und Berichtigungen,

welche bei der Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte völlig zu umgehen unmöglich war.

Seite 45 Zeile 1 v. u. lies Inſtitutionen ſtatt Inſtitution.
— 64 — 13 v. u. — abzufinden ſt. zufinden.
— 71 — 4 v. o. — Hiegegen ſt. Hingegen.
— 71 — 14 v. o. — witzige ſt. winzige.
— 77 — 10 v. u. — ſie ſt. ihn.
— 89 — 9 v. o. — den ſt. der.
— 118 — 2 v. o. — zu haben ſt. haben.
— 138 — 15 v. u. — vor ſt. von.
— 143 — 10 v. o. — dem ſt. den.
— 158 — 10 v. o. — Meckel ſt. Merkel.
— 158 — 14 v. o. — werden wollen ſt. wollen.

Zu Seite 163 Z. 17 v. o. den Spiegel des todten Meeres betreffend: Nach genaueren trigonometriſchen, alſo nicht nur barometriſchen Meſſungen, welche ſeitdem angeſtellt worden ſind, liegt der Spiegel des todten Meeres noch weit tiefer unter dem des mittelländiſchen, nämlich 1337 Fuß: eine Angabe, die hierauf wieder auf etwas über 1200 Fuß herabgeſetzt worden iſt.

Zu Seite 170—173 vergleiche noch des Verfaſſers Theodicee I. S. 259—267.

Zu Seite 177 daſſelbe Buch. Anhang. §. 13.

Das Seite 178 Zeile 5—21 v. o. Geäußerte möchte in dem Ring des Saturnus am eheſten noch eine durch polariſche Wechſelſpannung hervorgerufene und darin fixirte (alſo conſtante) Contraktion atmoſphäriſcher Maſſen erkennen laſſen.

Seite 179. Zeile 12 v. o. lies ein ſtatt eine.

Zu Seite 185 Zeile 6 v. u. die Scitamineen betreffend: Um hier durch Erwähnung der Scitamineen, als welche Monocotyledonen ſind, kein Mißverſtändniß hervorzurufen, bemerken wir nur nachträglich, daß wir ſtatt der Scitamineen auch ebenſogut die Rebern oder Dipterocarpen (Vateria, Dryobalanops, Dipterocarpus) hätten nennen können. Allein es galt uns an dieſer Stelle nur die Anführung irgend eines Repräſentanten für den hier ſpeziell hervorgehobenen Gattungsbegriff des auslaufenden Vorder- und Hinter-Indiens, der, wie jeder Lokaltypus, ſich durch alle Kategorien der entſprechenden Region durchführt. Daß an ſolchem jedoch ebenſowohl Scitamineen wie Rebern Theil nehmen, lehrt ſchon ein oberflächlicher Vergleich mehrer Eigenſchaften, z. B. von Kaempferia rotunda einerſeits und Vateria indica wie Dryobalanops

aromatica andererseits. Die Scitamineen wurden aber von uns nur deßhalb vorzugsweise erwähnt, einmal um zu zeigen, daß auch Monocotyledonen an den Thatsachen der südöstlich-nordwestlichen Entwicklung Theil nehmen, und dann weil sich eben die Scitamineen zum ostindischen Boden ausgezeichnet autochthonisch verhalten, während bei den Guttiferen dies nicht in gleichem Grade der Fall ist.

Seite 195 Zeile 7 v. u. lies rechtwinkligen st. rechtwinklichen.

— 203 — 11 v. u. — und die st. und.

Zu Seite 221 ist zu bemerken, daß, wenn auch das dort über die Lustseuche Geäußerte aus anderem Gesichtspunkt betrachtet werden müßte, da allerdings hörbare Gründe gegen den amerikanischen Ursprung jener Krankheit aufgebracht worden sind, daß solche Modifikation auf das Allgemeine der dort angeführten Verhältnisse auch nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermöchte, indem sich die Lustseuche sodann nur an die Haupt-Heerstraße der Weltkrankheiten anschließen würde. Uebrigens bleibt es dann noch immer merkwürdig, wie doch gerade um die Entdeckung von Amerika jene Krankheit den Charakter einer Seuche annahm. Sollte nicht vielleicht der Contakt mit einer „neuen Welt" eine Rückwirkung auf die Bewohner der alten ausgeübt haben, welche jener furchtbaren Gewalt ähnelte, mit welcher europäische (diesseitige) Uebel die Ureinwohner Amerikas ergriffen? Indeß scheint doch damals die Lustseuche, als sie gleich einer Pest Europa durchzog, in diesem Welttheil einen Strich von Südwest nach Nordost eingehalten zu haben, was in unserem ganzen Zusammenhang in etwas wieder auf eine Importation von Amerika her zu deuten wäre: — eine Importation, deren Möglichkeit die gegen sie vorgebrachten Gründe keineswegs noch völlig entkräftet haben.

Zu Seite 236 Zeile 17—19 v. o. die Eskimos betreffend:
Wir haben an dieser Stelle die Eskimos als eine hochnördliche Verkümmerung kaukasischer Bildung bezeichnet, obgleich dieser Volksstamm gewöhnlich zu den Mongolen gezählt wird. Aber wenn dies auch zufolge mehrerer Charaktere, namentlich rücksichtlich der Skelet-Entwicklung, geschehen kann, ja nach einigen Seiten hin sogar geschehen muß, so gibt es doch auch wieder andere Momente, z. B. nur die im Grund weiße, allein durch Schmutz entstellte braungelbliche Farbe dieses Volkes, welche für einen nothwendigen Anschluß an die Südost-Nordwest-Diagonale der Kaukasier sprechen. Beides ist wohl zu vereinigen, ja sogar nicht anders zu erwarten, da sich ja im höchsten Norden Amerikas die zwei äußersten Weltpole unserer beiden tellurischen Diagonalen, wie fast nirgends, auf das eigenthümlichste berühren und vermischen.

Den Seite 265 (Anmerkung. Zeile 6 und 5 v. u.) genannten sechs Männern könnte etwa allein noch C. Julius Cäsar als siebenter beigefügt werden.

Seite 295 Zeile 9 v. o. lies der absolute st. den absoluten.
— 195 — 5 v. u. — Staates st. Saates.
— 303 — 16 v. o. — wir st. mir.
— 304 — 4 v. o. — einsahen st. einsehen.
— 305 — 3 v. u. — Ansich st. Ansicht.
— 310 — 5 v. o. schalte nach Gesetzgebung noch oder einer Dichtung wie Faust ein.
— 312 — 11 v. o. lies Centrifugal st. Contrifugal.
— 323 — 3 v. o. — seien st. seiend.
— 334 — 11 v. u. — Meinung der Meisten st. Meinung.
— 343 — 5 v. o. schalte nach auch noch der Weg ein.
— 360 — 4 v. o. lies Wenn st. Menn.
— 379 — 7 v. o. — dem st. den.
— 393 — 5 v o. — allen st. allein.
— 407 — 16 v. o. schalte nach ruht ein doch ein.
— 411 — 17 v. u. lies sein st. sei.

Zu Seite 414 — 16 die Art und Weise der Menschwerdung Gottes betreffend:

Wer den auf diesen wie schon auf früheren Seiten geäußerten Ansichten gegenüber einen von Ewigkeit her gefaßten Rathschluß des ewigen Gottes zur Menschwerdung besonders hervorheben zu müssen glaubte, der untersuche nur noch einmal alle dahin einschlagenden Stellen der heiligen Schriften und also namentlich des neuen Testamentes, und er wird finden, daß sie größtentheils, ja geradezu alle durch ihre Fixation und Situation einen mehr relativen Sinn gewinnen, der es verhindert, decidirte dogmatische Folgerungen aus ihnen abzuleiten. Aber selbst wenn wir hievon absehen wollten, so läßt sich noch immer behaupten, daß, wenn Gott, wie die Sünde, so auch die Nothwendigkeit eines Erlösers vorausſah, er auch den äußersten Fall vorherwissen mußte, unter welchem die reale Ankunft seiner selbst als Versöhners allein ihre Intention erreichen konnte. Wer übrigens das in aller Religion und Theologie Tiefste vollkommen zu erkennen vermag, nämlich die abgründliche Persönlichkeits-Identität zwischen Gott und Mensch, welche den ersteren ebenso anthropomorphisirt wie den letzteren divinisirt, — der wird überhaupt die hier besprochene Frage sich gar nicht aufzuwerfen gedrungen fühlen. Alle Mißverständnisse, welche das Christenthum von jeher hervorgerufen hat, finden ja ihren letzten Grund wie ihre befriedigende Lösung allein in jener Wechsel-Intimität des Geschöpfes mit dem Schöpfer, welche in beiden beständig simultane Regungen und Zustände erzeugt wie wirksam und flüßig erhält.

Seite 423 Zeile 16 v. o. lies und theilbar st. untheilbar.
— 467 — 8 v. u. — können st. könne.
— 472 — 15 v. o. setze nach wenigstens ein Komma.

In unſerm Verlag iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Reform der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung in beſonderer Beziehung auf Kurheſſen. Von Obergerichts-Direktor Dr. Bickell zu Marburg und Prof. Dr. Hupfeld zu Halle. br. — 7½ Sgr. o. — 27 kr.

Das Geſetz und die Verheißung. Handbuch zum Alten Teſtamente, ſowie zu allen bibliſchen Geſchichten. Von Dr. Blackert, Gymnaſiallehrer zu Marburg. Zwei Bände. Rthl. 2. — oder Fl. 3. 30 kr.

Civilrechtliche Erörterungen. Von Profeſſor Dr. Büchel zu Marburg. Zwei Bände.

I. Ueber die Wirkung der Klagenverjährung. br. — 15 Sgr. o. — 54 kr.

II. Ueber die Natur des Pfandrechts br. — 22½ Sgr. oder Fl. 1. 21 kr.

III. Ueber jura in re und deren Verpfändung. br. — 15 Sgr. o. — 54 kr.

IV. Ueber die Verpfändung für nicht vollgültige Obligationen. br. — 27½ Sgr. oder Fl. 1. 39 kr.

V. Streitfragen aus Novelle 118. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Die erſte Abtheilung des dritten Bandes, welche ſich zunächſt über den Beſitz als faktiſches Verhältniß verbreiten wird, befindet ſich unter der Preſſe.

Die Lehre von den Reallaſten. Von Profeſſor Dr. Duncker zu Göttingen. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Das Geſammteigenthum. Von Demſelben. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Die Lehre von der unvordenklichen Zeit. I. Dogmengeſchichte und Römiſches Recht. II. Römiſches und Deutſches Recht und Syſtem. Von Dr. Friedländer zu Heidelberg. br. — 25 Sgr. oder Fl. 1. 30 kr.

Eine von der Juriſten-Fakultät zu Heidelberg gekrönte Preisſchrift.

Die Rechtfertigung durch den Glauben. Von Dr. Geiße, Pfarrer zu Herrenbreitungen. br. — 20 Sgr. oder Fl. 1. 12 kr.

Forſchungen über die Unſterblichkeit aus dem Standpunkte der Philoſophie. Von Demſelben. — 25 Sgr. oder Fl. 1. 30 kr.

Phyſiognomiſches Taſchenbuch für Gebildete, zur Veredlung, Sicherung und Verſchönerung des Umgangs und geſelligen Lebens. Von Dr. Hach, Maler zu Marburg. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Die Lehrartikel der Augsburgiſchen Confeſſion. Nach der erſten Ausgabe Melanchthons mit den wichtigſten Eigenheiten der übrigen Ausgaben, nebſt einer einleitenden Vorerinnerung und dem allgemeinen Theil der Vorrede Luthers zum Briefe an die Römer. Herausgegeben von Profeſſor Dr. Hupfeld zu Halle. br. — 7½ Sgr. oder — 27 kr.

Die gute Sache der Augsburgiſchen Confeſſion. Ein Wort der Belehrung und Vertheidigung von Profeſſor Dr. Kling zu Bonn. br. — 5 Sgr. oder — 18 kr.

Handbuch der Geſchichte beider Heſſen. Von Profeſſor Dr. Rehm zu Marburg. Erſter Band. br. Rthl. 1. 22½ Sgr. oder Fl. 3.

Ueber

die Hauptfrage

der

Psychologie

für die

Gegenwart

von

Dr. Emil August von Schaden,
o. ö. Professor der Philosophie.

Programm zum Eintritt in den akademischen Senat der Königl Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen.

Erlangen,
Verlag von Theodor Bläsing.
1849.

Bd

Über

das natürliche

Princip der Sprache.

Von

Emil August von Schaden,

Doctor der Philosophie.

Nürnberg,

bei Johann Adam Stein.

1838.

Meinem großen Lehrer

Schelling.

Δυίζω δή τοι μίτρα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης,
οὔτε τι ναυτιλίης σεσοφισμένος οὔτε τι νηῶν —
ἀλλὰ καὶ ὡς ἐρέω Ζηνὸς νόον αἰγιόχοιο.
Μοῦσαι γὰρ μ' ἐδίδαξαν ἀθέσφατον ὕμνον ἀείδειν.

Hesiodus.

In dem innern verborgenen Heiligthum des Hauptes wird die Erkenntniß jeglicher Art geboren. Hier beginnt die energiſche, aber einem Traume des Wiſſens gleichende Kraft, die die Befehle des Willens raſch an alle Organe des Leibes bringt, ihr wundervolles Spiel. Der Gedanke, der ſich aufmacht, eine Welt von Begriffen zu erſchaffen oder zu erſchüttern, hat hier ſeinen Schweigen gebietenden Herrſcherſitz und die Fülle einer vernichtenden Macht, deren Froſt oder Hitze die Erſcheinung der Vernunft verkündet, führt von hier aus ihre Kriege. Doch nicht blos Erkennen oder Erkanntes heben oder ſtürzen, will der hier waltende Gott, ſondern um ganz Gott zu ſeyn, will er dieſe ſeine geiſtige Welt beleben und zur Offenbarung ihres Daſeyns bringen. Dieſe Offenbarung iſt das Wort, die Sprache. In ſich ſelbſt aber unvermögend die Schranken ſeiner Unendlichkeit zu brechen — denn die unerſchöpfliche, in ſteter ſich ſelbſt Beſchränkung und Ausprägung ihr Weſen treibende Potenz des Gehirnes läßt es zu keiner Evolution kommen — ſieht er ſich nach ſeinen Geſchöpfen und Unterthanen, den Gliedern und Organen des Leibes um und erkennt in ihnen die Mittel, ſeinen realiſtiſchen Schöpfungstrieb zur Entfaltung zu bringen. Wo erkennt aber dieſer Gott des Leibes innerhalb der Erſcheinungswelt ein freies, vakantes Subſtrat, das er zur Belebung ſeiner reichen Ideenwelt aufbieten könnte? Seine Organe und ihre Excretionen ſind zu beſtimmt, auch zu ausgearbeitet, um einer zweiten Geſtaltung Raum zu geben; die Nahrung theils zu entſchieden auf die ſtets neue realiſtiſche Schöpfung des Körpers hingewieſen, theils durch alle mögliche Eſſentifikation in ſolch einen Zuſtand verſetzt, daß bereits eine völlige Depotenziſirung zu einem caput mortuum eingetreten iſt. Wo iſt alſo die Blüthe der Materie im Leibe aufzufinden, die fähig wäre, den ewigen Geiſteshauch der Ideenwelt in ſich aufzunehmen und eine reale Welt im Kleinen zu werden? Tief in der menſchlichen Bruſt ſitzt das zweite Gehirn des Leibes, das Herz, dieſer andere Brennpunkt, der zwar an ſich licht-

los und nur von der Kraft des Hauptes beleuchtet ist, aber mit seinen beiden starken Knechten, den Lungen, die Mühle des Blutes und somit des Lebens treibt. Diese ewige Unruhe im menschlichen Leibe würde sich zur tobenden Gluth des Fiebers steigern und im Tode erstarren, würde nicht ein reger, beweglicher Dämpfer dem überschwellenden Strome in der atmosphärischen Luft zugeführt. Doch diese trägt selbst in sich den Funken einer verderblichen Flamme und könnte so, statt das Leben zu beflügeln, seine rasche Auflösung bewirken, würde nicht auf der großen, faltigen Fläche der Lungen dieses verborgene Feuer ausgeschieden und freigegeben, um hin zu entweichen, wohin es will: denn der Körper bedarf seiner fürderhin nicht mehr. Und sollte nun nicht dies lustige, luftige und doch so geistige Wesen geeignet, ja vielleicht sogar geneigt seyn, den Söhnen eines höheren, heiligeren Feuers, den tausendmal tausend Ideen, Stoff und Masse der Verwirklichung zu bieten? Wie die Strahlen der Sonne kalt und scheinbar wirkungslos durch die Räume des Aethers herniedersteigen und erst in der potenzvollen Hülle irdischer Luft unendliche Wärme und zahllose Keime erwecken, so steigen kraft der Säule des Rückgraths und unzähliger Nerven die Gedanken zur Brusthöhle, daß sich die Stätte, worin das unsichtbare, feurige Substrat versammelt ist, beweg: und eine Welt athmender Kräfte zur Evolution des Wortes drängt. Und so läßt sich die Brust, die so reich ist an Ton und Wortstoff, einem fruchtbaren Boden vergleichen, einem Boden zwar, der nicht erst des schwellenden Samenkornes bedarf, um eine Pflanze mit ihrer Blüthe dem Lichte entgegenzuschicken, sondern wie der war, welcher, als das Wort an ihn ergangen war, daß er aufgehen lassen soll Gras und Kraut und fruchtbare Bäume, sich mit mächtiger Kraft in allen seinen Eingeweiden regte, um überall sich selbst Potenzen zu Gewächsen abzunöthigen. Denn wie in der Pflanze durch ihre ganze Gestaltung hin ein gewisser unordentlicher Drang, der nur ein leichtes Zu-Fadenschlagen der Form erduldet, erkennbar ist, so dringt, daß ich so sage, mit unordentlicher Sehnsucht die Materie der Sprache zum Kehlkopf empor, um hier ihren ersten thierischen Bruch zu erleiden. Ich sage thierisch mit gutem Bedacht. Denn

wann eine Evolution, die es ordentlich auf eine Unendlichkeit der Entwicklung anzulegen scheint, wie dies denn im Pflanzenreich auch der Fall ist — plötzlich, nachdem sie sich kaum entfaltet, in sich selbst zurückgetrieben und so zu einer mehr oder weniger innerlichen Unendlichkeit umgestaltet wird, so ist diese Reduktion ohne alle Derogation und Uebervortheilung der Hauptproceß, welcher das Auftreten des Thierreichs hervorruft. So ist also die Stimme die Stufe in der Entwicklung der Sprache, welche dem Auftreten der Thiere in der Natur entspricht und in der That ist auch die Stimme das, was als ein Eigenthum und das entschiedene Kennzeichen des Thiers in Anspruch zu nehmen ist. Doch wie der Herr der Natur sich nicht genug gethan hat, wann er die Macht einer nur sich wollenden Natur aus ihrer träumerischen Erstarrung im Thiere zu einem selbstständigen Leben erweckt hat — τὸ γὰρ ἓν καὶ τὸ εἶναι ἐπὶ πλειόναχῶς λέγεται, τὸ κυρίως ἡ ἐντελέχειά ἐστι, sagt Aristoteles — denn er kann sich schon in seiner Ueberschwenglichkeit nicht genugthun, bis er im Geschöpf selbst wieder aufgegangen ist — οὗτος δὴ πᾶς ὅντος ἀεὶ λογισμὸς θεοῦ πρὸς τὸν ποτε ἐσόμενον θεὸν λογισθεὶς, sagt Plato im Timäus — — so ist die Materie einer neuen Ideenrealisirung in dem Tone der Stimme noch nicht zur Ruhe gekommen. Denn wie der Ton über das Brüllen des Sturmes und das Rollen des Donners, über das leise Athmen des Schlafenden und das Röcheln des Sterbenden, wie er über das sanfte Säuseln der Luft und Rauschen der Bäume, in denen beiden ein Gott erscheinen konnte (1. König 19, 12. — 2. Sam. 5, 24), wie er über sein eigenes, ungemessenes Hallen in den Metallen hinausgehen und zur Stimme fortschreiten mußte, so muß die Stimme aufhören ein Schrei des Angenehmen und Unangenehmen (ἡ μὲν φωνὴ τοῦ ἡδέος καὶ λυπηροῦ ἐστι σημεῖον), die unwillkührliche Klage des Schmerzens und die hüpfende Wonne der Freude zu werden, um sich zur Rede des Nützlichen und Schädlichen, der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit (ὁ δὲ λόγος ἐπὶ τῷ συμφέρον ἐστι τὸ συμφέρον καὶ τὸ βλαβερὸν ὥστε καὶ τὸ δίκαιον καὶ τὸ ἄδικον), ja was noch mehr ist, zum Abglanz der Wirklichkeit zu verklären. Dies geschieht durch das Werk des Gaumens, der Zunge, der Zähne und der

Lippen. Und so wären wir denn an das Ende jenes königlichen Weges gekommen, dessen Resultat das Wort und die Sprache ist. —

Es wäre aber mit der jetzt im Ganzen gegebenen Darstellung der werdenden Sprache nur wenig gethan, würden wir nicht versuchen, in die geheimnißvolle Werkstätte einer jeden Stufe einzudringen und das jedesmalige Wie und Wo und Warum nachzuweisen, so daß aus diesem neuen Verfolgen des schon bezeichneten Weges ein Gebäude erwächst, an dem der Baumeister die Bestimmung jedes Theils zu zeigen und seine Tüchtigkeit nachzuweisen vermag. Allein dieß genügt nicht. Es muß auch das Materiale und die Werkzeuge einer Prüfung unterworfen werden. Wenn die Sprache im Haupte entspringt und ganz vollendet aus den Lippen hervortritt, so kann ihre Wesenheit nicht erkannt werden, wenn ich nicht den producirenden Schöpfer, den Menschen vorher erfaßt habe, wie er einhergeht als ein räthselhaftes Gewebe aus Geist und Leib, Freiheit und Nothwendigkeit mit dem runden, in sich abgeschlossenen Haupte, das nach Plato das Fahrzeug des Leibes über Berge und Thale trägt (ὄφη ὑπερβαίνειν, βάθη ἐμβαίνειν), mit den Beinen wie Marmorsäulen, gegründet auf goldenen Füssen, und mit den Äußersten der Arme und Hände, die sich freudig gegen Himmel werfen (palma, πάλλειν). Und in ihm müssen wir hauptsächlich unser Augenmerk auf das göttliche Organon des Hauptes, das Gehirn, „diese Halbkugel von geronnenem Eiweißstoff," richten, einen Versuch machen, der Lösung der Frage nahe zu kommen, wie der Mensch denke und wie namentlich mit dem Gehirne, hierauf in die Brust herabsteigen und zu ergründen streben, wie die Luft und die Zwillingsbrüder (gemini), die Lungen ihr Wesen treiben und „am Rade stehend den silbernen Strick" in die Länge oder Kürze spinnen, und endlich das Werk und die That der Sprachwerkzeuge, der Zunge, des Gaumens, des Kehlkopfes, der Zähne und der Lippen bestimmen. Vor Allem muß aber die Luft, das objective Material der Sprache, unserer Betrachtung gewürdigt werden. Es wird uns aber diese Untersuchung, welche die äußersten Ende der Existenz der sichtbaren Welt zusammenfassen und unter einen Gesichts-

punkt zu bringen ſtreben wird und muß, vielleicht an den Anfang göttlicher Wege verſetzen, da noch nichts bereitet und nur Eines und Einer war, und dann bis zu jener zweifelhaften Gränze fortführen, wo der unſichtbare Geiſt und die nicht mit Fingern zu greifende Seele mit der höchſten Blüthe des erſcheinenden Organismus ſich vermählt und jeden Späher, wie Aktäon, mit dem Mahlzeichen des Thieres geſtempelt zurückweiſt. Denn das iſt die große Mühe und Schwierigkeit philoſophiſchen Forſchens, daß es uns nicht in der Betrachtung des Einzelnen, wie das ſtaunende Kind und den mit den Schönheiten der einzelnen Blume ſpielenden Dichter, zur Ruhe kommen läßt, ſondern eine ewige Haſt nach Mehr und Weiterem entzündend, nur wenn nichts mehr zu verſchlingen und zu verarbeiten übrig bleiben würde, die Hoffnung eines dauernden Friedens verſpricht.

I.

Unſer Anfang geſchehe mit der atmoſphäriſchen Luft. — Wann ſich ſchwere Wetterwolken an dem Horizonte unſeres geiſtigen und ſeeliſchen Lebens zuſammenziehen und nun die Stürme über uns hereinbrechen, wann alle Schleuſen der Schmerzen geöffnet uns zu werfen und hoch über uns hinzubrauſen ſuchen, da hebt ſich die pochende Bruſt des geängſteten Menſchen und der geöffnete Mund ſchlürft gierig die unſichtbaren Wellen des ihn umfluthenden Etwas und es wird ihm leichter und freier zu Muthe, raſcher kreiſt das neu geröthete Blut und der Fuß glaubt, daß ihm Schwingen gewachſen, und er ruht nicht mehr und ſtürmt hinaus und trinkt immer mehr und die Wogen des verborgenen Kryſtallmeers ſchlagen freudig an Bruſt und Wangen und röthen ſie hoch und ſpielen in den flatternden Locken. Tief liegt dort Unſchuld oder Verbrechen im qualmenden Kerker und die blühenden Wangen ſind eingefallen und die Ringe um das tief hinabgeſunkene, kaum noch hie und da in verblaſſendem Demantfeuer ſprühende Auge werden täglich größer und weiter und die Sehnen und Bänder der Arme und Schenkel mit der Nacht ſchlaffer und die Kraft des Denkens ein dumpf vor ſich hinbrütendes Träumen. Denn die Bruſt, die ſich oft, als wolle ſie Rippen und Nerven reißen,

ſeufzend hebt, füllt ſich nur noch mit dumpfer Moderluft, welche die Seele vor Schrecken und das Blut vor phyſiſcher Feindſchaft gerinnen macht. Und ſo vermag es keine Organiſation, ſelbſt die menſchliche nicht, trotz ihrer entſchiedenen, in Individualiſirung ganz aufgehenden Ausprägung ſich von dem allgemeinen Leben der Natur auszuſchließen, — ſo daß ſchon hier jeder kalte, ſtarre Egoismus erlahmen ſollte, überzeugt, daß er ſein ſelbſtiſches Wollen nicht durchzuführen im Stande iſt, — und bedarf vor Allem jener unſichtbaren Kraft der Luft, um nicht augenblicklich zu erſterben. Dies beſtimmt uns ſogleich jetzt das, was wir als Stoff der Sprache bezeichnet haben und erkennen ſollen, auch als Stoff der Lebensunterhaltung zu erkennen und es wird eine weitere Frage der Folge ſeyn, die ich hier nur kurz im Voraus erwähnen will, ob daſſelbe, was in der Luft Stoff des Lebens iſt, auch Stoff für die Sprache ſeyn wird, oder ob ein anderes und verſchiedenes, dem einen dies, dem andern jenes zugetheilt iſt. Wenn nun aber die Luft ein Lebensmotor der ganzen ſichtbaren Exiſtenz iſt, ſo ſteht mit Recht zu erwarten, daß ſie ſelbſt den Inhalt eines unendlichen Lebens in ſich trägt, eines Lebens, deſſen Potenzialität über alle andern uns bekannten Lebensmotoren weit hinausreicht: das zwar alles übrige, was da iſt, entbehren könnte, deſſen aber das Seyende nicht entrathen kann. Und in der That, wenn wir überall, wo einer inhärirenden Unſcheinbarkeit gegenüber eine große, ja großartige Evolution von Kraft und Wirkung ſtatt findet, in Erſtaunen gerathen, wenn wir die Potenz unendlich raſcher Ortsbewegung in einem dem unbedeutendſten Punkt gleichenden Inſekt und die Stärke der oft ſo kleinen Muskelhebel in jedem thieriſchen Leib bewundern, ſo könnte uns die ungeheuere Gewalt, welche in dem für den Sinn des Auges ſo verſchloſſenen und gar nicht ſeyenden Element der Luft liegt, mit einem unheimlichen Schrecken überfallen. Aber nicht das iſt es allein; — nicht die ungeheuere Quantitätswirkung, welche der Luft einwohnt, auch nicht die Unendlichkeit der Verſchiebbarkeit ihrer einzelnen Theile und die mächtige Schnelligkeit ihrer Bewegungen, — ſondern hauptſächlich der Abgrund qualitativer Möglichkeiten, der ſich bei näherer Beobachtung in ihr und aus ihr eröffnet.

Es ist hier nöthig, daß ich kurz bezeichne, was ich unter Quantität und Qualität verstehe. Quantität ist mir Alles, was nur durch sein bloses Seyn wirkt, Qualität aber das, was in sich einen verborgenen Hebel trägt, kraft dessen sein erscheinendes Seyn wirklich nur ein Schein seiner Existenz ist und wenn es nöthig ist, einem andern, nicht geahndeten Seyn Platz machen muß. Oder mit andern Worten: Quantität ist mir Alles, was jede innerliche Potenz erschöpft und als Produkt nach außen geworfen hat, Qualität aber das, was den Schatz seiner zeugenden Kraft bei sich behalten. Ist nun das letztere auch bei der Luft und zwar in hohem Grade der Fall, so erhebt sich sogleich die Frage nach dem Grade dieser Potenz: die Frage, ob das Unermeßliche ihrer Wirkung nicht blos vielleicht in einer großen Gewalt quantitativer Kräfte liege und nur mit geringer Qualitätsevolution verbunden sey? — Denn die Wirkung der Quantität ist immer dieselbe und höchstens nur durch den Grad ihrer Äußerung verschieden. Anders verhält es sich aber mit der Qualität eines nicht gebundenen und nur gefesselt scheinenden Seyns. Dieses kann außer der evolvirten Potenz seiner Erscheinung nur eine, aber auch zwei, drei und mehrere Möglichkeiten anderer Existenzen in sich tragen. Kann nun angenommen werden, daß innerhalb des Reiches der Geister solcher Möglichkeiten unendlich viele hervortreten oder verborgen liegen können, so ist dies doch keineswegs so im Reiche der Natur. Beschränkung ist das große Schiboleth der Natur. Sie weiß nur von einem So-Erscheinen, nur von einer Kette von Erscheinungen, und was außerhalb dieses Kreislaufes etwa fallen könnte, ist für sie todt, eine unmögliche Evolution. Bei dieser Beschränkung auf einen steten Cirkel des Werdens und gesetzlicher Modifikationen läßt es sich nun wohl sagen, daß dieses oder jenes Seyende eine höhere Stellung einnehme in Bezug auf die Verkleidungen und Existenzen, die es sich anziehen kann. Und hier ist nun allerdings von der Luft auszusagen, daß sie an solchen möglichen Veränderungen die reichhaltigste ist. Sie ist der große, allgemeine Schoos, der spielend und neckend alle späteren Formationen einer stufenweisen Entwicklung sprungsweise vorausnimmt, abbildet, nachäfft, bald wieder in sich

zerfließen läßt, bald verächtlich zur Erde wirft. Sie ist ein ewiger Ofen, der bald die Gluth einer Schmelzhitze in der kürzesten Zeit in sich entstehen lassen kann, bald wieder den starrenden Frost der höchsten Winterkälte in sich hervorruft, ja beide zugleich in geringer Entfernung in einer einzigen Wolke nebeneinander existiren läßt. Unsichtbar und dunkel ist die ungeheuere Weite des Äthers und durch sie hindurch und vor ihr schimmert und glüht der blendende Strahl des mittäglichen Lichts und die tausend Farben des Morgens und Abends, so daß der große Raum unserem Auge immer als ein bald helleres und bald dunkleres Blau erscheint. Da steigt eine Wolke aus dem Meere als eine Manneshand und bald lagern sich durch die klare, reine Luft Sandwüsten und Saharen des Aethers, deren veränderliches Wechselspiel das Auge mit tausend Reitzen der Gestaltung ergötzt und dann wieder durch ein finsteres, in ihren Busen wühlendes Feuer, das sich durch seinen aschrothen Glanz verräth, in Schrecken setzt. Denn das, was sich zu solchen dunkeln Massen ballt, ist nicht blos der aufgestiegene Dunst und Dampf der Erde, sondern es ist eine schreckliche Gewalt, die sich aus den Tiefen der Atmosphäre selbst emporgerichtet und sich allenfallsiger Dünste nur vielleicht als der Vehikel zu ihrer Verwirklichung bedient hat. Und in diesen empörten Haufen eines verlorenen Gleichgewichts läßt sich recht tief hineinsehen in die Schauer der furchtbaren, allgewaltigen Potenzen, welche die Luft aus ihren geheimen Schlupfwinkeln emporsenden kann. Denn überall, wo sich unserem Auge ein Werden offenbart, können wir die Schwäche oder Stärke desselben an das Tageslicht hervorziehen. So muß einst ein Toben zwischen dem flüssigen und festen Zustand an dem sich immer mehr contrahirenden Punkt unserer Erde wahrzunehmen gewesen seyn, als Er dem Meer den Lauf brach mit seinem Damm und ihm Riegel und Thüre setzte; so wogt es wahrscheinlich noch hin und her in der festen und doch stets durch gewaltige Hitze dem Flusse nahen Mondscheibe, so daß der geheime Zug zum metallisch Flüssigen ihre Porphyrglieder durchschleicht, wie die eiligen verglimmenden Funken das fast schon zu Asche verwandelte Papier, und unsere Geologen könnten vielleicht größere Schritte thun, wenn sie, statt den

Blick zu Boden gerichtet, in der Erde zu wühlen, über ſich ſähen in den ewigen, ſtets gegenwärtigen und ſeyenden Kampf der Elemente die Regionen unſerer Atmoſphäre entlang, über ſich ſähen in das trübe Auge des nächtlichen Mondes, in das auch von Atmoſphärenwechſel umhüllte Angeſicht der Planeten und den berauſchten Taumel ewig heiterer Kryſtallhimmel von Sonnen und Fixſternen.

Doch es bleibt nicht bei dem bloſen Scheinkampf des Winds und der Wolken: die offene Schlacht beginnt und die ſonſt ſo unſichtbare Atmoſphäre ſprüht Feuer und ſendet als ihre Verkleidungen und neue Metamorphoſen den Regen hernieder, den Schnee und den Hagel: eine zerſchmetternde Kraft, die ſich früher nur (1. Moſe, 2, 5 u. 6) in dem leiſen und ſanften Gang des Thaues und Nebels hatte nicht einmal ahnen, ſondern nur als ſüße Erquickung fühlen laſſen. Aber noch nicht genug. Es genügt dem Äther der Erde nicht, in dem Blitze die ganze Fülle ſeines verborgenen, blendenden Feuers hervorbrechen zu laſſen, ſondern wie das menſchliche Auge bald als ruhige Klarheit und ſtiller Waſſerſpiegel vor dir da liegt, bald ſeine durchbohrenden Strahlen emporſendet, bei manchem aber auch in einem ſteten Oscilliren ſeines Glanzes wetterleuchtet, ſo kann er überall ſtärkere und ſchwächere Funken und Lichtſchimmer an allen Orten ſeiner Herrſchaft aufgehen und verſchwinden laſſen. Oder kennſt du nicht den geheimnißvollen Tagesſchimmer, der ſich in mondloſen Nächten über den ganzen heiteren Himmel zieht und von einem andern Lichte noch redet, als dem ungewiſſen und ſchwankenden des Sternenhimmels, haſt du nicht ſchon kleine kaum ſichtbare Wölkchen, die Farbe eines ſchwarzen Graus an ſich, geſehen, während neben ihnen große, dichte Wolkenmaſſen in einem weißen Lichte ſtrahlten: beide, das Wölkchen wie die Wolkenmaſſen, von gleichem Lichte der Sonne beleuchtet, und ſaheſt du niemals noch am nördlichen Himmel die weißen, breiten, ſteilrechten Strahlen des Nordlichtes emporfahren, wie der Adler auf die Beute herniederſtößt? — — Und wenn nun dieſe allverbreitete Feuer- und Produktionspotenz ſich concentrirt und als Sternſchnuppe in weiter Ferne vorüberzieht oder als Leuchtkugel und helles Meteor in unſerer Atmoſphäre daherrauſcht und dann als feſte Maſſe, reich an Eiſen, Nickel und

Kobalt und durchzogen von Schwefel und Phosphor niederschlägt, so hat der leichte, lose Stoff der Luft bereits schon die Gestaltung der Erde angezogen, während er sonst nur als Flüssiges, als Wasser, herabfällt.

Aber noch mehr. Nicht blos die Erscheinungsweise des anorganischen Seyns nimmt diese geheimnißvolle Macht an, auch in die individuelle Existenz des organischen Seyns drängt sie sich herein. Steffens hat zuerst die wahre Bedeutung des fliegenden Sommers erkannt; — er war es, der ihn eine vegetative Produktion der Atmosphäre nannte, was sich durch Gründe, die Steffens nicht angab, die aber auch hier nicht an ihrem Ort ständen, wohl nachweisen lassen würde. Wie die grünen, langen Fäden, die im Wasser hin und her schwimmen und oft zu einer dem Ruder undurchdringlichen Macht anwachsen, Produkte, vegetative Produkte des Wassers sind, die der Erde nicht bedürfen, so sind diese langen weißen Fäden, die sich schon durch ihre bewegliche, schmiegsame Linienpotenz der Pflanze verwandt zeigen, voreilige, vegetative Excretionen der Luft, die Wasser und Erdstufe übersprangen. Und auch Rudimente der Animalisation ließen sich wohl in der Atmosphäre und zwar als atmosphärische Gebilde aufweisen. Auch auf der Stufe des Wassers, auf welcher einst in der Schöpfung die Natur ruhte, um sich zu neuen Evolutionen zu sammeln, treten animalische Erzeugungen hervor, welche der Mittelstufen nicht bedürfen. Wenn die Kraft, welche das Wasser zum Wasser macht, erschlafft, so erhebt sich die zum Wasser bestimmte Potenz und krümmt sich in Linien empor, die sodann der erschlaffte Meister im Wasser, sich wieder ermannend, umbricht und in sich zurückführt, wodurch die jetzt so sehr angestaunte Infusionswelt entsteht. Niemand hat vom tieferen Denkern noch daran gezweifelt, daß alles Seyn unserer Natur reich an Keimen ist, ja nur aus Keimen besteht (omne animal ex ovo); aber wer würde nicht erschrecken, wenn alle diese Keime, ihre Bestimmung plötzlich vergessend, in wilder Gährung und getrieben vom falschen Hunger nach Verwirklichung sich zu entwickeln gedächten? In der That, dem tieferen Auge wird die Infusionswelt als Vorbote der Verwesung immer Grauen erwecken. Dennoch läßt, nachdem

einmal die Gährung ſich entſponnen, die zum Waſſer beſtimmende Kraft die Welt der Infuſionsthiere werden, ja ruft ſie ſelbſt hervor, da ſie weiß, daß, wenn nicht dies geſchieht, eine noch größere Gefahr drohende Empörung ausbrechen könnte. So muß, wenn einmal eine pflanzliche Tendenz in der Atmoſphäre hervorgetreten iſt, die thieriſche faſt nothwendig folgen. Ja es iſt ſogar der fliegende Sommer ſchon etwas, das einer thieriſchen Richtung keineswegs fremd iſt. Denn es muß überhaupt jede Pflanze, wenn ſie nicht ein ins Unendliche, in ewiger Linienpotenz fortwachſendes Unding werden ſoll, zur thieriſchen Richtung gebrochen werden und die Differenzirung in Geſchlechter, ſowie die Production des Samens, iſt eine geradezu thieriſche Verrichtung. Ich möchte daher den fliegenden Sommer eine innerhalb der Region der Luft zur völligen Abſchließung und Gattungsvollendung gekommene Prieſtleyiſche Materie nennen. Denn da dieſe den Punkt bezeichnet, auf welchem das im Anorganiſchen erwachte Leben ſich zum Thier oder zur Pflanze entſcheidet, ſo läßt ſich die Erſcheinung des in ſich völlig geſättigten, zum Produkt gewordenen fliegenden Sommers wohl als eine ſolche zur Ruhe des Seyns gekommene Materie bezeichnen. Aber auch unter den ſogenannten Sonnenſtäubchen laſſen ſich allerdings eigenthümliche Punkte finden, die mehr als bloſer Staub ſind. Während viele und die meiſten dieſer Sonnenſtäubchen todte, dem Zug der Schwere ganz hingegebene Atome oder Parcellen ſind, zeigt ſich in den wenigeren ein dem Zug der Schwere gerade entgegenſtrebendes, ſonderbares Leben, das ſich dann hauptſächlich offenbart, wann ſie im Strahl beſonders der mittäglichen Sonne ihr wunderbares Spiel beginnen. Hier iſt das aufkeimende Andersſeynwollen als atmoſphäriſche Luft gleich im erſten Momente ſeiner Evolution überwältigt und in ſich ſelbſt zurückgetrieben worden. Solche eigenthümliche Produkte ließen ſich wohl als Infuſionsthierchen des Lichtes bezeichnen: denn deſſen entzückender Strahl iſt es, der das ſchlafende, noch ſo nichtige (eitel) animaliſche Leben in ihnen auf Stunden entzündet. Ja ſelbſt in ganze Geſchlechter nächtlicher Thiere — die Luft iſt dunkel und unſichtbar und deßhalb ihres relativen Nichtſeyns wegen durchſichtig — hat ſich die

Macht einer aus der Luftexistenz plötzlich in eine thierische umschlagenden Potenz eingeschlichen, wenn sie selbst auch nicht ihr Daseyn allein der atmosphärischen Luft zu verdanken haben. Wer das fieberhafte, nervenartige Leben der sogenannten Nachtvögel gesehen hat und den geheimnißvollen, leis rauschenden Flug der Fledermäuse kennt, der wird darin die Heimtücke einer überwältigten, erstickten, stets nach Evolution hungernden, aber nicht könnenden Potenz wohl auffinden. —

Und hier ist es nun, wo wir an den verborgenen, schwarz fließenden Quellen der atmosphärischen Luft angekommen sind. Denn es ist und kann, um das Wesen der Luft zu erkennen, der Luft, die wir als Materie, als Substrat eines so verklärten Wesens, wie die Sprache brauchen, keineswegs genug seyn, die Atmosphäre als die geheime, unsichtbare Mutter alles Lebens zu erkennen. Wohl können wir geneigt seyn, vielleicht anzunehmen, daß Luft das erst gewordene der natürlichen Wesen sey, daß aus ihrem Schooß die ewige Kette des sichtbaren Lebens aufgestiegen; damit drängt sich aber zugleich die Frage auf, was sie selbst ist und wie sie geworden und was vor ihr gewesen. Denn erst dann dürfen wir den Schleier, der über allen Dingen hängt, gelüftet glauben, wenn wir über ihre geheime Geburt, und also über sie selbst hinausgekommen sind. —

Doch muß ich hier vor Allem den Schatten eines großen Mannes aus jener Zeit ehren, als in Griechenland sich das verborgene Heiligthum der Dinge den Augen der Menschen zu erschließen begann und unter den Joniern die ersten Philosophen lehrten. Da war es Anaximenes, der da lehrte, daß alles Seyn aus der Luft entsprungen sey, daß in ewiger Verwandlung alles Sichtbare aus ihr hervorgehe und von jenem unendlich Gegenwärtigen und doch so Fernen der Luft eingeschlossen und wie in einem Garten bewacht gehalten werde. Er belegte deßhalb auch die Luft mit dem doppelten Namen des ἄπειρον und des περιέχον. Es war dieser große Mann dahin gekommen, daß er Frieden finden konnte in seiner philosophischen Erkenntniß. Denn darin besteht das große Geheimniß eines gesegneten philosophischen Ringens, wann, wie und wo ein Forscher den Frieden findet, der ihn von der Qual des Forschens befreit. Ob mancher spätere Philosoph in sei-

ner Ansicht die Befriedigung gefunden, die ein Anaximenes in der seinigen fand, ist die große Frage. Nicht das sich selbst Bornirt-machen bringt Friede, sondern das sich Bornirenlassen durch die imposante Autorität des wirklichen Seyns. Nach zwei Punkten hin strebt der philosophische Kunst- und Gewissenstrieb vor Allem zur Ruhe zu kommen. Der Eine ist der Haltpunkt nach innen hin: die Gewißheit eines Kernes, der in jedem Dinge und Seyn Ewigkeit und Wahrheit ist und der in einer unendlichen nach seinem Herzen sich hinziehenden Contraction und Essentifikation besteht. Der andere ist der, eine Gränze der endlosen Räumlichkeit nach Außen hin zu finden, einen Punkt, von dem sich mit gutem spekulativem Gewissen sagen läßt: Bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen die stolzen Wellen einer in gewissem Sinne außergöttlichen und mit einem egoistischen Hange behafteten Existenz. Die Vernachlässigung beider Tendenzen des Geistes rächt sich an dem zu keinem Ziele gelangenden Forscher. Namentlich aber die letztere. Denn sie ist der absolute Ausgang, das Ἀς μοι που στω des Philosophen. Von da geht es dann mit raschen Schritten der Vollendung und Befriedigung des ersten Punktes entgegen. Wer den wahren Stützpunkt gefunden, wird, was Archimedes nicht konnte, ein Weltbeweger. Und hierin besteht die Herrlichkeit der ganzen ionischen Schule, dieser ächten Vorgängerin der gewaltigen sokratischen und platonischen, und namentlich der drei großen Helden derselben: des Thales, des ebengenannten Anaximenes und des Heraklitus. Sie suchten alle nach einem äußersten Punkt, dem absoluten a priori, von dem, durch das und zu dem alle Dinge sind. Sie suchten vor Allem neben einzukommen in das Gesetz der fließenden, kettenartigen Existenz alles Seyns. War da nun des Thales Resultat, das Wasser als ein absolut letztes, dämonisches, Mütterliches und Väterliches zugleich anzusehen, und das des Anaximenes, in der Luft ein solches zu finden, und Heraklitus zu einem Punkte vorgedrungen, auf dem er, durch die verführerische Abstraktion geleitet, der Anerkenntniß der wahrhaftigen Existenz in den vorhandenen Dingen den Abschied gab, aber dagegen die unendliche Relation des Seyns um so besser erfassen konnte: denn wenn ich ihn anders richtig ver-

ſtehe, ſo erblete der durch zwei Faktoren geleitete und gewirkte Strom des Lebens, der auf Erden vermöge mancherlei Zuſtände verſchiedenen Hemmungen unterworfen iſt, in einem letzten ewigen und mit abſoluter Geſchwindigkeit ſich metamorphoſirenden Zuſammenfließen beider Faktoren: — Mag dem alſo bei dieſen dreien ſeyn, wie ihm will, ſo iſt es doch klar, daß ſie alle von einer tiefen Natur- und Seynsbetrachtung, daß ich nicht ſage, Naturfühlung ausgehend, auf einem hiſtoriſchen Weg nach dem Ziel ſtrebten und die richtige ſphäriſche Idee mit dem väterlichen Centrum außerhalb der Sphäre und vielleicht auch dem kindlichen innerhalb derſelben glücklich erfaßt oder doch geahnet hatten. Und ſelbſt in dem Gange, wie die joniſche Philoſophie von Thales bis Heraklitus zu immer tieferer Erkenntniß fortſchritt, ließe ſich der progreſſive Weg gut und leicht nachweiſen, wenn hier der Ort dazu wäre. In der That wir müſſen uns ſchämen, ſoweit hinter unſern großen Vorgängern zurückgeblieben oder ſeit jener langen Vergangenheit ſo wenig vorgeſchritten zu ſeyn. Hier trifft aber unſer Vorwurf namentlich die, welche ſich mit blödem Staunen in dem Hingaffen in eine unendliche Unendlichkeit des Räumlichen verlieren und vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehen, die nicht begreifen, daß ein abſolut Unbegreifliches, ein gar nicht weder mit körperlichen noch geiſtigen Kräften zu Umſpannendes ein Unding iſt, die gar nicht fühlen, daß, wenn ſie anders noch einen Gott annehmen, dieſer gar nichts iſt, als entweder dieſes ſinnloſe Seyn ſelbſt oder ſein Handlanger und Schulknabe, und die vorgeben, daß, während ſie in dieſe bodenloſe Finſterniß hineingaffen, ihr Geiſt lebe und ſich muthig bewege, da ſie doch dem Gericht der völligen Erſtarrung, Erſchlaffung, und was ſie vielleicht am wenigſten ahnen, einem völligen Stillſtehen ihres Verſtandes verfallen ſind. Möchten ſie doch zu faſſen vermögen, was der Prophet des lebendigen Gottes ausruft: Wer miſſet die Waſſer mit der Fauſt und faſſet den Himmel mit der Spanne, und begreifet die Erde mit einem Dreiling und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Wage. Ich der Herr bin es, der ſolches thut.

Es ſey mir vergönnt, einer ſolchen ungemeſſenen, unzüchtigen, wenigſtens zuchtloſen Anſicht gegenüber, die der

Philoſophie ſelbſt heut zu Tage keineswegs fremd iſt, noch folgendes zu bemerken, was uns zugleich dahin zurückführen wird, wo wir unſere Unterſuchung verlaſſen haben. Denn glaube nur Niemand, daß Alles dies dem Gegenſtande, der hier behandelt wird, zu ferne liege. Die Sprache wird todt und leer, wenn ihr herrlicher, Götter und Menſchen erfreuender Laut in den Wüſteneien eines das Schönſte, wie das Häßlichſte, das Gute wie das Böſe verſchlingenden Äthers ſich zerſchlagen und ungehört verhallen muß.

Ihr Schwärmer in den Tiefen des Unverſtandes, tretet herzu und mit Abraham heraus aus euern Hütten, daß euch ein Gott die rechte Unendlichkeit ſeines Sternenſamens weiſe. Ich will eurer geliebten Hypotheſe noch die Stärke einer Herſcheliſchen Anſicht leihen. Es ſey denn. Unſere Erde, mit ihren Planeten und ihrer Sonne, ſey der Theil einer gewaltigen Milchſträße: — Wem man noch Milch geben muß, der iſt unerfahren in dem Wort der Gerechtigkeit; denn er iſt ein junges Kind, ſagt der Apoſtel — das, was wir Milchſtraßen nennen, zerfalle wiederum in unendliche Syſteme, der ferne Schimmer elliptiſcher Scheibchen möge auch für ſolche Syſteme gehalten werden und der nach dem Rande zu verlöſchende Schein runder Lichtflecken ſtelle in dieſen die Bildung neuer Welten vor — ſo muß doch, wie der euch nicht zu vergleichende, und nur von der Größe ſeiner Entdeckungen zu einem allzu enthuſiaſtiſchen Fluge hingeriſſene Herſchel bewieſen hat, ein Plan in dieſer Unſumme von Welten liegen, da ſie ohne denſelben ſich ſelbſt vernichten und aufreiben würden. Und ſo führt denn zuletzt der ſchwache und nur zu lange Faden — ein Gegentheil des Ariadniſchen — auf eine Centralſonne hin, die in dieſem Labyrinthe von Unermeßlichkeit daſſelbe iſt, wie euer das Große der Geſchichte wohl leitende, aber einer ſpeziellen Aufſicht und Führung nicht gewachſene Gott. — Welch' großen Wald doch das kleine Feuer einer Hypotheſe anzuzünden vermag! Nur Schade, daß ihr vor lauter Fixſtern- und Sonnenlicht, wie die Einwohner von Sodoma, die Thüre zum Schafſtall nicht zu finden verſteht. Da ihr von eurem kleinen Wandelſtern in gerader Linie und kopfüber einer Centralſonne entgegengelau-

sen seyd und so zwei Endpunkte einer Linie oder wenn es hoch kommt eines Halbmessers gefunden habt, so glaubt ihr denn wirklich, Centrum und Peripherie umfaßt zu haben? Merkt ihr denn nicht, wie peripherisch ihr und eure Betrachtung bereits geworden, daß ihr nun zwar einen Punkt, ja nicht einmal einen Mittelpunkt gefunden habt, welcher der Beweger der Unermeßlichkeit allenfalls seyn könnte, dabei aber völlig übersieht, daß eine Unaufhörlichkeit des Raums nicht zu bewegen, daß mit ihr daher gar nichts zu beginnen ist. Denn wo es von einem Punkte aus nach allen Seiten hin ins Unermeßliche und Schrankenlose hinausläuft, da tritt allgemeine Gleichheit und Vernichtung ein, da ist jeder Punkt gleicherweise Centrum und Peripherie, d. h. hier in diesem Sinne Nichts. Mit dem Blicke eurer Centralsonne zugekehrt, fühlt ihr nicht, daß in eurem Rücken, wenigstens nach eurer Ansicht, doch auch noch ein nie endendes Meer von Welten Wogen schlagen muß. Doch da könnt ihr nicht einmal erkennen, was in diesem euren grob-sinnlichen Irrthum für verdeckte Schlupfwinkel der Wahrheit liegen. Und daß ich nur das Wichtigste und Tiefste erwähne, was aber euren blöden, vor dem Fernrohr erschlafften Augen nicht mehr erreichbar seyn wird! — Wenn in unserm ganzen Planetensystem nach Büffons Theorie nichts als Sonne ist, so bedarf es doch eines Cometen, um wirklich ein System, d. h. ein zusammenstimmendes Ganze selbstständiger Individuen werden zu lassen. Wem wird es hier begegnen, die Sonne den Schöpfer und Herrn aller planetarischen Existenz zu nennen? Es ist wahr, würde die Sonne dem System unserer Planeten entzogen, so wäre alles Leben dem Tode und Untergang verfallen. Aber dadurch, daß dem Leibe die Nahrung genommen wird, und wenn er endlich ausgezehrt dahin stirbt, ist noch keineswegs bewiesen, daß der Magen der Sitz des ἡγεμονικόν des Leibes, also das ist, was als König des Leibes über alle leibliche Existenz absolut erhaben ist. Der Marmorblock ist die Bedingung aller plastischen Verwirklichung, nun und nimmermehr aber das Schaffende des Kunstwerkes. Ohne Blut und ohne Herzschlag ist der Organismus todt, deßhalb ist das Blut und der Herzschlag noch nicht mehr als der Organis-

mus selbst, sondern sie sind vielmehr nur das den Organismus zum Organismus Erhebende. Überhaupt ist — um es kurz zu sagen — die Bedingung des Lebens — und Bedingung ist stets Voraussetzung einer Existenz — noch nicht das Leben selbst, sondern es gibt ein Allumfassendes, das immer erst durch sein Hinzutreten das Seynsollende zum Seyenden erhebt. Und um in die Absicht der Schöpfung noch tiefer einzudringen, so wird es mir unbegreiflich, daß, wenn wirklich — zunächst nur von unserem Sonnensystem gesprochen — die Sonne das höchste Produkt und als Bedingung des irdischen Daseyns das Erstgewordene ist, die Schöpfung der Erde noch stattgefunden hat. Denn sobald eine Intention der Schöpfung zugegeben wird, so muß doch nothwendig das Gewollte zugleich das Höchste seyn. Ich kann mir wohl denken, daß das Unvollendetere als Mittel zur Erreichung des Vollendeten gesetzt wird, nicht aber, daß, wenn das Vollendete einmal vorhanden ist, noch irgend etwas die Existenz des Unvollendeten fodern würde. Wenn es aber nun entschieden ist, daß die Sonne um eines Andern willen da ist, und es mit der geträumten Centralsonne eine gleiche Bewandtniß hat, so kann ich diese Existenz als Mittel nur als eine untergeordnete bezeichnen: — und von dem Vollendeten ist doch nur auszusagen, daß es um sein Selbst willen vorhanden ist. Es muß daher über alle Existenz secundo loco weit erhaben seyn: am allerwenigsten kann es als bloser Grund gedacht werden. Es ist daher die Sonne — dieser Thron des lichten Tages — etwas mit Nacht zu Bedeckendes, das nur durch das Verdienst eines höheren Lebens und als ein zu dessen Existenz durchaus Nothwendiges geduldet wird. Deßhalb sagt auch ein prophetisches Buch, daß die Sonne ihren Schein verlieren, d. h. aufhören wird, als Sonne zu seyn, indem das, was als höchste Existenz das Setzende des geschaffenen Seyns ist, selbst das Licht seines Geschöpfes seyn werde. Die große Frage, die sich hier von Ferne zeigt, ist nur die, wie das, was als ein Unbegriffenes oder vielmehr als das nur sich selbst Begreifende in völliger Abschließung nach Innen zu lebt, Gränze des gewordenen und sichtbaren Seyns werden könne, schon deßhalb, weil ja doch zwischen

beiden eine differentia specifica nothwendig ſtatt haben muß. — Es muß dieſe Frage fürs erſte noch dahin geſtellt bleiben, wenn gleich ihre Auflöſung uns bereits ſchon näher liegt, als mancher denken möchte. — Folgende Bemerkung kann übrigens vorbereitend ſeyn für den ſpätern Verſuch einer Löſung. Schon die in ſich ſelbſt zurücklaufende Bahn aller unſerer Planeten hätte darauf hinführen können, daß etwas, deſſen Tendenz rein eine centrale und doch zugleich eine im Raum Expandirte iſt, über ſich hinausweiſen müſſe. Denn Expanſion und Contraktion ſind als vereinte Gegenſätze nur denkbar, wenn ſie von einem völlig über ihrem Zwiſt, alſo außer ihnen Stehenden zu einer neuen Einheit gezwungen werden. Ferner kann bei einem Seyn, deſſen Intention offenbar Innerlichkeit iſt, alſo Innerlichkeit, die erſt gewirkt werden ſoll, die an dieſer Innerlichkeit erſcheinende Äußerlichkeit nicht blos als ein ſo in der Luft Hängendes gedacht werden. Denn da die Äußerlichkeit vor der Innerlichkeit iſt, ſo muß ſie doch nach allem Vorangegangenem eine abſolute Stütze haben, um nicht völlig auseinander zu fallen. Ja was könnte überhaupt der Äußerlichkeit nur die Luſt beibringen, Innerlichkeit werden zu wollen, da ſie vorher ihre Weſenheit gänzlich aufgeben müßte. Keinem Seyn iſt aber zuzumuthen, ſich um eines andern willen den Tod zu geben. Es muß alſo ein Etwas da ſeyn, das der Äußerlichkeit, wohin ſie ſich auch wenden möge, als überall anweſende Innerlichkeit allmächtig entgegentritt. Dieſe Nothwendigkeiten ſind dem tiefſten Denker des Alterthums, Plato, immer lebendig vorgeſchwebt. Ich möchte wiſſen, ob ihm jemals nur der Gedanke einer abſoluten räumlichen Unendlichkeit in den Sinn gekommen iſt. Über unſerer Erde erhebt ſich bei ihm das Reich der Luft, das ſeine Inſeln, ſein Feſtland und ſeine Bewohner hat, wie die Erde, ein Reich der Edelſteine und des Goldes, umgeben von den Sitzen der Götter, deren ewige Allgegenwart alles Weiterdenken aufhebt. Und in dem Timäus, dieſem lange verſchloſſenen Buch, deſſen Entſiegelung vielleicht aber näher iſt, als man denkt, iſt über der φορὰ τοῦ θατέρου, dieſem ewigen στοιχεῖον unendlicher Räumlichkeit und Verwirrung, die eine ſtetige und geordnete Umſchwingung in dem Princip

ihrer Existenz bei sich tragende χωρὰ ταὐτοῦ, das Reich ewiger Identität und Gleichheit, die jeden Gedanken verstummen macht und den seligsten Frieden gewährt.. Denn da endigt alles Suchen, wo beständige zeitliche und räumliche, also weder zeitliche noch räumliche Allgegenwart thront. —

Ich kehre nach diesen vorbereitenden Zwischenbemerkungen in den Zusammenhang zurück. Es wird sich der Leser erinnern, daß wir bei Untersuchung dessen, was sich als eine conditio der Sprache sine qua non auf den ersten Blick zeigte, bei Untersuchung der Luft, so weit vorgeschritten waren, in ihr ein Etwas zu erkennen, in dessen geheimnißvollem Schooße die höchste Fülle von verschiedenen Möglichkeiten verborgen liege, eine Fülle, die kein anderes natürliches Seyn in diesem Maaße bei sich trägt. Wir wurden dadurch bestimmt, sie deßhalb auch als ein vor allem übrigen Seyendes festzustellen. Jetzt ist zuerst die Frage zu beantworten, wie es möglich sey, daß etwas, das mir immer als ein solches, als ein so bestimmtes entgegentritt, nicht blos zu einem anderen bestimmten wird, sondern, wie es hier statt findet, zu einer Mannigfaltigkeit möglicher Bestimmungen gesteigert ist? Denn wenn die Luft, wie ich nachzuweisen suchte, die Potenzen von Wasser, Erde, Metall, Pflanze und Thier, ja sogar, wie ein anderer Zusammenhang im Lauf unserer Entwicklung vielleicht noch lehren wird, die Potenz eines geistigen Seyns in sich trägt, so ist doch eine geheimnißvolle Unendlichkeit in einem solchen Seyn nicht zu verkennen; nicht zu verkennen, daß in ihm neben dem Bestimmtseyn, neben dieser scheinbar individuellen Fixirung zur Luft noch eine reiche, überquellende Unbestimmtheit hergeht. Jedem muß es da nun deutlich seyn, daß das Princip der Fixirung ein von dem der Unbestimmtheit völlig verschiedenes ist. Denn es kann doch nichts, dessen Wesen in der Unbestimmtheit besteht, die Ursache davon seyn, daß es sich selbst, dieses unbestimmte, zu einem bestimmten macht. Wir müssen uns daher umsehen nach irgend einem Princip des Dualismus in der Luft und dieses bietet uns die Chemie. Jedermann weiß, daß die Luft kein einfacher Körper ist, sondern ein aus zwei Stoffen componirter: dem Stickstoff und Sauerstoff. Von diesen wird

nun der eine das Princip unendlicher Entwicklungen in sich tragen, der andere immer seine auf individuelle Entwicklung gerichtete Tendenz im Auge behalten. Und hier ist es nun der Ort zu untersuchen, wie eine so an Potenz reiche Wesenheit, der aber eine gewisse Base ihrer Existenz angewiesen ist, gestaltet seyn müsse, wann es ihr möglich seyn soll, diese beiden gespannten Gegensätze, wenn auch nicht in sich, aber doch an sich zu vereinigen.

Das erste, was sich hier an einem so gestellten Substrat entdecken läßt, ist nun, daß es einen gewissen Charakter der Unerklärlichkeit und Unsicherheit an sich tragen muß. So ist es auch nie voraus zu wissen, was ein Mensch, dessen Umfang an geistigen Kräften beschränkt ist, der aber von unmäßigen Intentionen angereizt und gestachelt wird, heute, morgen oder im nächsten Augenblick zu unternehmen im Stande ist. Es wird in diesem Substrat eine stete, scheinbare Ruhe des So-Seyns sich vorfinden, die aber in sich eine um so größere Unzufriedenheit hegend nach allen Seiten sich Bahn zu machen streben wird. Auf einen gewissen Punkt der Contraktion reducirt, will es sich stets in das Reich der ungemessensten Expansion hinauswenden und dies gelingt ihm nur zu oft. Zu dieser Unerklärlichkeit wird sich aber noch eine Unzuverlässigkeit gesellen, die allem andern Seyn bedrohlich dünken muß. Denn da ein solches Princip alle Rücksichten auf seine bestimmte Existenz hintansetzt und stets nur ein anderes seyn will, so ist es ihm gleichgültig, welche von den in ihm verborgenen Möglichkeiten es sich anzieht. Es wirft sich daher aus sich selbst hinaus und bricht allen Widerstand, der sich ihm vielleicht mit dem größten Recht entgegenstellt. So betrachtet müssen wir sagen: es ist ein entschiedenes Mißverhältniß zwischen der allgemeinen und partikularisirenden Macht der Luft anzuerkennen, so daß die letztere kaum im Stande ist, dem Anstürmen der Ersten zu widerstehen und dadurch ein gewaltig schwankendes Oscilliren hervorgerufen wird. Alles dieses läßt sich nun von dem Stickstoff aussagen. Man hat diesem X unserer Chemie deßhalb diesen Namen beigelegt, weil es jedes organische Leben tödtet, das seinen Einflüssen allein ausgesetzt ist. Es wäre möglich, daß hier die Sprache diesem Gase ahnend einen Namen gegeben

hätte, der ihm auch noch von einer andern Seite zukommen könnte. Stickluft hieße dann soviel als erstickte Luft, d. i. eine Luft, die irgendwoher kommend plötzlich durch eine andere Kraft in dem Sturm ihrer Entwicklung aufgehalten zwar ein Ablöschen ihres feuerigen Strebens erduldet hätte, aber in ihre gedemüthigte Existenz die Kraft eines raschen Sich-wieder-Aufrichtens mit hineingenommen hätte. Es wäre demnach dies Gas ein keineswegs gelöschtes, sondern nur ersticktes Feuer und daher sein Name. Die von dem Stickstoff bis jetzt prädicirte Unerklärlichkeit wird so von unserm Standpunkt aus betrachtet jetzt zu seiner eigenen Erklärung. Es kann nämlich dies Princip, gesondert von dem in der atmosphärischen Luft ihm beigegebenen Sauerstoff, gar nicht erklärt, d. h. erkannt werden, da es als solch' ein gesondertes gar nichts bestimmtes, sondern nur ein Knoten von Möglichkeiten ist. Denn wenn ich von etwas aussage, sein Princip bestehe in der Unerklärlichkeit, so heißt dies nur so viel als: Es kann von ihm nicht gewußt werden, ob es ist oder nicht ist, d. h. so oder nicht so ist. Es ist daher eine solche objektive Unerklärlichkeit gar nichts als die Unentschiedenheit eines Princips. Dadurch wird aber die zugestandene Unerklärlichkeit eben als das erkannt, was sie ist, d. h. als unerklärlich.

Und ich will hier einen Schritt vorausthun, und fragen, ob es nicht allenfalls der Stickstoff seyn könnte, dies Meer unendlicher Potenzialität, der, des ihn bindenden Sauerstoffs entledigt, selbst ein flüchtiges, jeder Form entnommenes Wesen, die tragende Basis der Sprache werden könnte? — — Das Wie ist der spätern Entwicklung aufbehalten. —

So hätten wir denn erkannt, daß die Luft der ewige Schoos ist, aus dem alles Seyn geboren wird und daß es in ihr wiederum der Stickstoff ist, welcher das allgemeine γόνιμον für jegliches Leben in sich trägt. Wir müssen aber eine doppelte Luft anerkennen, diejenige, welche unsere Erde umhüllend von den zahllosen Einflüssen der letzteren ihres reinen Zustandes beraubt, und die, welche der Anziehungskraft unserer Erde entzogen das freie ewige Leben des Äthers führt. Welcher der Unterschied sey, dies läßt sich hier noch

nicht bezeichnen, da wir die bestimmte Relation der Erde und der Luft und ihrer gegenseitigen Einflüsse noch nicht berührt haben. Er besteht aber vielleicht nicht in einer Heterogeneität der Substanz zwischen der ätherischen und irdischen Luft, sondern vielmehr nur in Modifikationen der Gestaltung. —

Jetzt flüchten wir fürs erste aus dem Meere einer Sinne und Geist verwirrenden Mannigfaltigkeit und versetzen uns in den lautern Strom des reinen Äthers, der alles Gewordene umfassend und in sich fassend selbst begierig aufwärtsschaut nach einer ihn beschließenden Gränze, die den Zustand seines stets von einer in ihm wohnenden Gefahr bedrohten Lebens aufhebe und ihm die Ruhe eines tiefen Nichtseyns gebe. Höchstgeneigte Leser dieses ausschweifenden Versuches über eine Sprache der Menschen und Götter, die ihr Kraft der Abstraktion oder Fülle der Phantasie in hinreichendem Maaße besitzt, — denn hier vermag oft das Übermaaß des einen den Mangel des andern zu decken — wagt es einmal mit mir den draußen keimenden Frühling mit seinen Blumen und Bäumen und die ganze muntere, belebte Thierwelt und euch selbst und die Berge und Thäler und die Erde selbst mit ihrem Begleiter, dem Mond, und allen Planeten zu vernichten und euch nichts zu denken als ein stilles ungeheueres Meer von ätherischer, eben erst gewordener und an Lebenskeimen reicher Luft, deren abgründliche Tiefen, und unabsehliche Längen und Breiten eurem Maaße entfliehen, aber gehalten und umschränkt werden von Einem uns bis jetzt noch unbekannten Etwas, in dessen Macht es steht, aus dem geschaffenen Schoos des Äthers eine Welt des Lichtes und Scheines emporzuzaubern. Ich führe euch zurück, wo ein bereits gestaltetes Seyn noch nicht von den Fluthen vorweltlicher Gewässer überströmt werden konnte; denn diese waren selbst noch nicht; wo aber eine eben hervortauchende Bildung — vielleicht die der Urgewässer selbst — von einer Luftsündfluth hätte bedeckt und überwältigt werden können. Und sehen wir es denn nicht täglich, daß die Gebärmütter des Wassers, die Wolken, statt ihre Gestaltung zu vollenden, von der durstigen Atmosphäre aufgesaugt werden? Es ist eine große Kluft befestigt zwischen der Welt des Geistes und der der Körperlichkeit und Sicht-

barkeit. Sie kann aber nicht unüberschreitbar seyn. Irgendwo muß sich die Brücke finden lassen. Es wäre wohl möglich, daß der vorweltliche Äther dieser medius terminus gewesen wäre. Denn von nichts können unsere Sinne mit soviel Recht aussagen, daß es sey und nicht sey: wenn nicht etwa von sich selbst. —

Wir haben aber bereits den großen Mangel der Luft und ihres Substrats, des Stickstoffs, erkannt, den Mangel, der diesem Seyn alle Möglichkeit abspricht, als ursprünglicher Hebel und väterlicher Abgrund des seyenden Seyns zu gelten. Wir werden daher, wenn uns die gelöste Frage nach dem Wie der Atmosphäre auf die fernere nach dem Woher führt, weiter zurückgetrieben, um endlich einmal Boden und Wurzel der Existenz in Einem zu finden. Wenn uns schon die empirischste Untersuchung der Dinge überall ein entschiedenes Zwei entgegen donnert, und das, was sich die Chemie als einfache Stoffe zu liefern einbildet, nirgens nackt und an das Tageslicht gelegt vor unseren Augen erscheint, so ist es ein keineswegs zu kühner Gedanke, das Zwei als den Produzenten der Welt anzuerkennen und selbst die ewige Einheit, die schon die wahre ältere Philosophie mit dem Namen ἓν καὶ πᾶν belegte, als aus ihr bestehend zu denken. Wie dem sey, dazu ist hier nicht der Ort. Der Versuch jedoch, die atmosphärische Luft aus diesem Abgrund hervorzulocken, wird uns übrigens nichtsdestoweniger einige Anknüpfungspunkte und Fäden sehen lassen. Ist der Äther aus diesem geheimnißvollen Dunkel hervorgegangen, so ist es einleuchtend, daß dieses kraft des γόνιμον der Stickluft geschehen ist. Es muß also die Stickluft als etwas an jenem Ort verborgenes anerkannt werden. Wie verhält sie sich nun an und in diesem Ort? Zur Lösung dieser Frage muß uns das Wie des azote, wie der Franzose ganz bedeutungsvoll die Stickluft nennt, verhelfen. Wir erkannten diese Luft als ein nur mit Gewalt zur bestimmten Tendenz der atmosphärischen Luft gebrachtes und sehen, daß es ihr daher natürlich ist, kraft ihrer starken Potenzialität stets zu trachten, sich dieser Herrschaft zu entziehen und sich zu verwirklichen, so daß also dieses Princip als ein solches zu bezeichnen wäre, das, voll eines selbstsüchtigen, egoistischen Wollens und in

steter Expansion lebend, jedem Prinzip, das irgend Einfluß auf dasselbe ausüben will, die feindseligste Reaktion entgegensetzt. Nehmen wir aber ein absolut Umspannendes und das in seinem Schoos gezeugte und getragene Beherrschendes an, so muß doch auch dies γόνιμον der Natur in ihm verborgen liegen, aber auch als ein von ihm völlig Überwältigtes und Beherrschtes. Herrschaft ist aber nicht Tyrannei und Unterworfenseyn nicht Knechtschaft. Soll daher dies höchste Seyn Vollendung der Existenz in sich tragen, so muß ihm die Stickluft auf eine solche Weise unterthänig seyn, daß ihr Wille völlig aufgeht in dem des Umfassers und sie so im höchsten Glied ein ebenso den Umfasser umfassendes geworden ist, wie dieser das Umfaßte umfaßt. Und so hätte sich uns der Charakter dessen, was wir in der Natur als die feinste, ja geradezu als eine unkörperliche Körperlichkeit (unkörperlich in dem Sinn, wie Unding) bezeichnen, das Princip des Stickstoffs, an zwei verschiedenen Orten als ein ganz verschiedenes offenbart: hier als ein seinem Willen nach völlig nicht seyendes, dort als ein nur aus höchster Noth gegen seinen eigenen Willen seyendes. Beide Male erscheint es uns als ein nicht allein Seyendes, auch nicht als ein Haupt des Seyns, sondern immer als ein bedingt Seyendes. Wie mag nun sein ganz eigener Charakter seyn, losgelöst von allen Bedingungen, wie es sich allenfalls in dem Moment zeigen wird, in dem es sich von seinem Umfasser losreißt?

Zwei Möglichkeiten sind hier allein denkbar: entweder als ein wildes Seyn, das jede andere Existenz außer seiner eigenen vernichten will. Denn da es in dem Zustand seiner Unterordnung nur ein durch höhere Gewalt untergeordnetes ist und da, wo es erst wieder untergeordnet werden soll, dieser Unterordnung völlig widerstreben möchte, wenn es nur könnte, so müssen wir ihm — wie es scheint — absolutes Widerstreben als seinen Charakter beilegen, dessen es sich nicht entschlagen kann. Oder wir müssen ihm blos eine absolute Trägheit zuschreiben, die von der einen oder besser nach der einen Seite hin völlig aufgehoben und von dem Seyn der Thätigkeit ganz eingeschluckt ist und nach der andern hin in einem steten Aufgenommen- oder Eingeschlucktwerden begrif-

sen ist. Nach welcher Seite hin sollen wir uns nun entscheiden? Denn eine dritte Möglichkeit der Existenz für das Princip des Stickstoffs ist nicht wohl denkbar, da diese, wenn sie weder Opposition noch reine Passivität ist, mit dem Seyn der überwindenden Thätigkeit mehr oder weniger übereinstimmen würde. Da dies aber aus leicht einzusehenden Gründen nicht seyn kann, so muß diesem Substrat wenigstens der geringste Zustand absoluter Opposition gegeben werden und dieser ist reine Passivität.

Hiefür entscheidet sich Plato. Ich will aus der in dieser Beziehung klassischen Stelle das Wichtigste hier hersetzen. Sie steht Timaeus 50. — 53. und heißt: „Es sind demnach drei Arten (Erste, vor allem andern Seyende) anzunehmen: das Werdende; das, worin wird; und das, woher abgeglichen das Werdende entsteht: und man kann das empfangende der Mutter, das woher dem Vater und das zwischen beiden Werdende dem Kinde vergleichen." Unser Princip des Stickstoffs, von dem in Frage steht, ob seine Natur absolute Opposition oder reine Passivität sey, ist hier, wie jeder Sachverständige gleich sehen wird, das, was Plato die Mutter, τὸ δεχόμενον, nennt und schon dieser Ausdruck scheint darauf hinzuweisen, daß sich Plato für die reine Passivität der materia creationis entscheidet. Dann fährt unser Philosoph weiter fort: „Und es ist zu bemerken, daß, da ein mannigfaltiger Abdruck mannigfaltiger Vielheiten entstehen sollte, dasjenige, in welchem der Abdruck (das Ausgeprägte) seinen Stand hat, nicht anders wohl zubereitet wäre, als ganz frei und los von allen jenen Gebilden, welche es überall her empfangen sollte. Denn einem der sich einbildenden Gegenstände (von vorn herein, a priori) ähnlich würde es im vorkommenden Fall die Gestaltung einer entgegengesetzten und ganz verschiedenen Natur in sich empfangend ein schlechter Abgleicher seyn, indem es sein eigenes Gesicht durchschimmern ließe." Man sieht, wie sich die ganze Entwicklung immer mehr der Passivität zuneigt. Der Vater (ὃν ἀφομοιοῦμενον) ist der freie, selbstgestaltende Töpfer des Thons, der gar nichts dazugibt als die Masse. „Deßhalb muß auch das alle Geschlechter in sich Empfangende frei von aller Gestaltung seyn, wie man bei

allen Salben, welche durch Kunſt zu Wohlgerüchen verarbeitet werden, dieſe, wenn ſie im flüſſigen Zuſtand die Wohlgerüche aufnehmen ſollen, zuerſt ſo viel möglich geruchlos zu machen ſucht, und wie die, welche in irgend einem weichen Stoff Figuren bilden wollen, ganz und gar keine andere Figuren auf ihm laſſen, ſondern ihn zuvor ſo glatt wie möglich zu machen ſtreben. Ebenſo nun muß das, was mannigfache Abdrücke aller und ewiger Dinge in ſeiner ganzen Ausdehnung wahrhaft ſchön in ſich empfangen ſoll, frei von aller andern Geſtaltung ſeyn. Deßhalb wollen auch wir die Mutter und den Schoos alles ſichtbaren und wahrnehmbaren Gewordenen weder Erde, noch Luft, noch Feuer, noch Waſſer nennen, noch Alles das, was hieraus, noch woraus dieſes entſtanden. Wenn wir ſie aber unſichtbar, geſtaltlos, Allumfaſſend und auf eine von uns nicht zu entſcheidende Weiſe des Verſtandes theilhaftig und ſehr ſchwer begreiflich nennen, ſo werden wir uns nicht täuſchen." — Und bis hieher, ſehen wir, hat ſich Plato augenſcheinlich bemüht, uns das Weſen dieſer reinen Formloſigkeit als ein ſolches darzuſtellen, das den Charakter reinen Leidens an ſich hat und gar keinen andern Widerſtand leiſtet, als denjenigen, welchen das bekannte Geſetz der empiriſchen Phyſik ausdrückt: daß kein Körper aus ſeiner Räumlichkeit zu verdrängen ſey. Aber er begnügt ſich dabei nicht, wie auch wir uns nicht dabei begnügen können. Denn um einmal der Kürze wegen auf die gewöhnlichen Begriffe der Räumlichkeit einzugehen, ſo würde uns ſchon folgende Betrachtung weitertreiben, daß von etwas, dem wir einmal Raumerfüllung zugeſtehen, der Ausdruck, ſowie der Gedanke völliger Geſtaltloſigkeit gar nicht mehr geduldet werden kann, da wir von ſelbſt auf einen Zuſtand möglich geweſener Nicht-Raumerfüllung hingetrieben werden. Es fährt daher Plato fort, nachdem er das Weſen eines ſich ſelbſt gleichen, ungeborenen, ewig lebenden und ſinnlich unwahrnehmbaren Verſtandes (νοῦς) und der ſchon der Leiblichkeit zugewandten richtigen Anſchauung (δόξα), der wahren, unbefangenen Sinnlichkeit gewahrt hat: „Das dritte iſt der Raum (χώρα) — ſchon hier, muß ich geſtehen, wird mir aber mein Ausſpruch, den ich oben ſo geradezu gethan, daß ſich Plato

ganz entſchieden für die reine Paſſivität der prima materia ausſpreche, ſelbſt verdächtig: wir wollen daher alle Worte mit doppelter Aufmerkſamkeit abwägen: — er ſagt: das dritte iſt der Raum, und er will damit noch nichts anders bezeichnen als die ὑποδοχή, nur als ein geſondertes und getrenntes, aber in ſteter Relation zu dem wahrhaft Seyenden (τῷ ὄντως ὄντι) verbleibendes, — der Raum, der keinem Untergang unterworfen iſt, allem aber, was Entſtehung hat (γένεσιν ἔχει), als Grundlage, Sitz (ἕδρα) dient, der ohne eigentliche Berührung, d. h. ohne daß er eigentlich die Qualität der Berührbarkeit an ſich trägt, doch berührbar iſt für ein etwas, das zwar nicht Erkennen iſt, aber doch in einer gewiſſen Verwandtſchaft zu dieſem ſteht; ein etwas, das wegen aller dieſer ſcheinbaren Widerſprüche und Sonderbarkeiten kaum glaublich, d. h. annehmbar erſcheint. Denn ſo iſt es meine feſte Überzeugung, daß die ſchwierigen und inhaltsreichen Worte: αὐτὸ δὲ μετ' ἀναισθησίας ἅπτον λογισμῷ τινι νόθῳ, μόγις πιστόν verſtanden werden müſſen. Und mit dieſer Stelle wird das oben Angenommene faſt aufgehoben. Denn Plato ſcheint dieſe unergründliche Mutter hier aus der Sphäre der Sichtbarkeit und Wahrnehmung (des ὁρατόν und αἰσθητόν) herausnehmen zu wollen: was nach der Sprache des Timäus gerade ſoviel wäre, als wenn er ſagte: dieſe prima materia iſt aber keine Materie, ſondern ein geiſtiges, ein νοητόν; und dem wäre wirklich der Zugang geöffnet, wenn er nicht durch den Ausdruck λογισμῷ νόθῳ den Riegel wieder vorſchöbe. Und wir können nicht anders, wir müſſen ſagen: der große Mann hat allerdings der prima materia eine bloſe Paſſivität zugeſchrieben, aber gefühlt und erkannt, daß er damit nicht ausreiche und daher geſucht, wie er auf irgend eine Weiſe eine Erweiterung in dem einmal gegebenen Begriff der ὑποδοχή könne eintreten laſſen. Und dies beſtättigt nun der Verlauf dieſer tiefſinnigen Stelle. Sie fährt nämlich auf folgende wundervolle Weiſe fort: „Suchen wir auf dieſem Etwas unſern Blick feſt zu halten, ſo ſcheinen wir mit Träumen zu verkehren (ὀνειροπολοῦμεν) und ſagen, daß alles Seyende (τὸ ὄν), d. i. alles, was ein vollendetes, geſchloſſenes Seyn hat, im Raum ſey und ſeinen Platz einnehme, dies

aber, was doch auch ein Seyn iſt, weder auf Erden noch im Himmel noch ſelbſt wo eigentlich ſey (χαμοῦ ἀναγκαῖον εἶναί που τὸ ὂν ἅπαν ἔν τινι τόπῳ καὶ κατέχον χώραν τινά, τὸ δὲ μήτε ἐν γῇ μήτε ποῦ κατ' οὐρανὸν οὐδὲν εἶναι). Es ſieht hier faſt aus, als ob ſich Plato wegen der großen Schwierigkeit der Sache für bankerott erklärte, den eigenthümlichen Charakter dieſes Etwas durch Worte zu fixiren und ſich begnügte, es gerade noch auf der Flucht vor dem Erkennen mit den äußerſten Enden ſeines großen Geiſtes zu erfaſſen, wie es unſern Chemikern noch nicht gelungen iſt, das Fluor, dieſes für uns bis jetzt vermuthlich einfache Seyn, wirklich einfach darzuſtellen, da der keuſche Stoff, wenn er auch genöthigt wird, aus ſeiner einmal eingegangenen Verbindung herauszutreten, ſich ſogleich mit dem Gefäße, ſey dies nun von Gold, Silber oder Glas, in dem er aufgefangen werden ſoll, oder auch mit der atmoſphäriſchen Luft verbindet. In einem ſolchen ſchwankenden, gleichſam ſelbſt träumenden Ton, der aber jedem Philoſophen, der nur einige Pietät des Gemüths beſitzt, heilig und ehrwürdig erſcheinen muß, ſetzt nun Plato die Beſchreibung jenes Urprincips der Schöpfung fort, und geſteht zuletzt das Unvermögen, es völlig zu erkennen, ein: „Von Allem dem nun, was ſo iſt, und dem ihm Verwandten und ſeiner ewig wachen und wahrhaften Natur können wir aus unſerem Schlafanſchauen (ὑπὸ ταύτης τῆς ὀνειρώξεως) erwachend nichts recht beſtimmtes mit Wahrheit ausſagen, ſondern nur wie im Bilde; denn da nicht das, woran dies Weſen iſt, ihm ſelbſt allein zugehört (ἑαυτῆς ἐστιν), ſondern immer die Erſcheinung eines andern an ſich trägt, ſo muß es deßhalb ſtets in etwas anderm (verborgen, verſteckt) ſeyn, gewiſſermaſſen ſein Weſen anziehend, oder ganz und gar nicht ſeyn.“ — —

Und um es uns nur zu geſtehen, wir ſind hier auf einen Punkt gerathen, deſſen entſchiedene Entwicklung vielleicht das ſchwierigſte iſt, was bei Erforſchung platoniſcher Philoſophie noch auszumachen bleibt: Wie ſich nämlich Plato die prima materia, die Unterlage der Schöpfung gedacht habe? Auch iſt es nicht unſere Aufgabe, hierüber zu entſcheiden. Doch möchte vielleicht folgendes wenigſtens die Aufgabe näher beſtimmen und auf einen Punkt hinweiſen,

von wo aus vielleicht einmal eine Lösung dieser Frage möglich wird. Vor Allem ist nun die Ansicht derer als ein Hochverrath gegen den großartigen Geist des Mannes zu erklären, welche es wagen können zu behaupten, daß Plato eine wahrhafte, von Ewigkeit her seyende dualistische Existenz angenommen habe: was schon deßhalb undenkbar ist, weil es überall zu deutlich hervorleuchtet, daß sich alles philosophische Bestreben Platos durchaus auf Beruhigung, Versöhnung und Besänftigung gerichtet zeigt, während ein solcher ewiger Dualismus der Heerd des alleinigen Kriegs und der Zerstörung ist. Aber dennoch weist sich auch hier das alte Gesetz in seiner Richtigkeit aus, daß die Wahrheit durch die Lüge herrlicher werde. Denn insofern zwischen der entschiedenen Anerkenntniß eines Dualismus wirkender Ursachen und der ewigen Allem vorhergehenden göttlichen Einheit bei Plato der Beweis fehlt und ein Sprung stattfindet, läßt sich wohl in einem gewissen Sinne sagen, Plato beginne mit dem Dualismus zu philosophiren, indem der gewordene Dualismus eben seine allgemeinste Voraussetzung ist, und dieser allerdings mir so erscheinende Standpunkt platonischer Philosophie hat mich bewogen zu sagen, Plato schreibe der ὑποδοχή alles Seyns blos absolute Passivität zu. Und in der That thut er dies, nur mit der entschiedenen Anerkenntniß, daß dieß nicht der erste Zustand der allgemeinen Mutter, der ὑποδοχή sey. Er strebt sogar weiter fort und schwingt sich kraft innerer nothwendiger Anschauung so hoch, daß er dies Substrat zu einer wenigstens an das Geistige streifenden Potenz erhebt und ihm einen λογισμὸν νόθον beilegt. Auch ist mir dieß keineswegs auffallend: vielmehr wäre es mir dies, wenn er nicht bis dahin vorgedrungen: er, ein Mann, der in dem Sophisten die Tiefe des Scheins auf eine so staunenswerthe Weise erkannt hat. Daß er den letzten Schritt nicht that, daß er nicht in dem Princip des λογισμοῦ νόθου den Grund des λογισμοῦ ὀρθοῦ erkannt hat, nicht erkannt hat, daß das, was einmal die Potenz des Erkennens in sich trägt, bereits unter das höchste Glied der Einheit schon allein dadurch subsumirt ist, — wer wollte ihm deßhalb einen Vorwurf machen? Oder hätten wir die Tiefen des Denkens schon so durchforscht, daß wir einen Mann

für den Gang oder Nichtgang ſeiner Gedanken verantwortlich machen könnten? — Uns treibt die ganze bisherige Betrachtung aber darauf hin, in dem Princip des Stickſtoffs, ſobald es rein in eigener, nackter Natur hervortritt, den Charakter absoluter Oppoſition feſtſtellen zu müſſen. Dies verlangt von uns das Weſen der atmoſphäriſchen Luft, wie wir es bis jetzt erkannt haben, dies die ganze Natur, dies die Ehre des Werkmeiſters, dies die bloſe Exiſtenz der Dinge. Denn wie wäre überhaupt nur eine ſolche denkbar, wenn die herrliche Erſcheinung des Lebens nichts weiter wäre, als eine täuſchende Form, dem todten Stoffe eingedrückt. Wie die Steine der Ströme auf dem Grunde der Gewäſſer fortgeſchwemmt werden, ſich gegenſeitig abreiben und zu Staub zerfallen, ſo würde ohne das Werk einer gewaltigen Oppoſition, die ihren Sitz in dem Centrum einer jeglichen Exiſtenz aufgeſchlagen hat, gar nichts, nur für die kürzeſte Zeit, irgend einen Beſtand ſeines Lebens in ſich tragen können und Vernichtung wäre die Centralſonne, um die ſich der bunte Schein des Lebens einen Sommerabend lang bewegen würde. Ja, was könnte jene göttliche Macht, die allem Seyn Beſtand, Form und Individualität gibt, nur bewegen, ihre heiligen Kräfte in den Schoos des Todes auszuſäen? —

Jetzt erſt iſt es uns nun möglich geworden, der Frage nach dem Woher? des Äthers ein ruhiges Ohr leihen zu können, jetzt erſt werden wir vermögen, eine nur etwas befriedigende Antwort zu geben. Wir haben ein Seyn, den Äther, unermeßlich für ein menſchliches Maaß, unſichtbar, den Träger unſeres Lebens, wahrnehmbar durch die Kräfte des Gefühls. Aber keine ſchrankenloſe Macht iſt dieſes flüchtige Leben. Denn wenn auch in ihm das Princip der Schrankenloſigkeit liegt, die Stickluft, ſo folgt ihm doch überall hin das, was ſeiner Ungemeſſenheit ein Ziel ſetzt, der beruhigende, aber ſtrenge Sauerſtoff. Dennoch fehlt dieſem Seyn eines erſtgeſchaffenen Äthers die vollkommene Beruhigung: wir ſahen, daß er der Anfang eines Weges unendlicher Entwicklung iſt: er trägt den Zweck ſeines Lebens nicht in ſich ſelbſt, ſondern iſt um eines Folgenden willen da. Auch kann er nicht der abſolute Anfang d. h. der Beweger des Anfangs, derjenige ſeyn, welcher, reich an ewiger

Ruhe, die Tiefen seiner Existenz gleichwohl erschüttert, und unbeschadet seines göttlichen Friedens, einen Anfang des Werdens schafft. Denn wäre der Äther ein solches ewiges Seyn, dann müßte es sich in ihm auffinden lassen, aber überall, wo er ist, ist seine absolute Ergossenheit, die keinen Rückhalt als höchstens den eines neuen Ergießens in sich bewahrt. Uns kann es aber keineswegs genügen, wie Heraklitus ein Ende des Suchens und den Anfang aller Bewegung in dem steten Sich-überstürzen (culbuter) zweier Faktoren in einander zu finden. Es bedarf für uns eines Seyns, das allerdings letztlich als ein Produkt zweier Faktoren bezeichnet werden kann, dessen Einheit aber von einer durchaus transcendentalen Art ist. Denn der Satz A = A leidet für den, welcher einmal in das Verständniß von Dingen der Art eingedrungen ist, unendliche Deutungen. Ist nun schon die eine der höchsten, welche aussagt, eines kann statt des andern gesetzt werden, so ist eine noch viel höhere die, welche zu sagen vermag, das eine A ist beständig und ohne Aufhören statt des andern wirklich gesetzt. Am tiefsten aufgefaßt möchte dieser Satz jedoch wohl zu folgender — daß ich so sage — positiven Erklärung führen: Innerhalb des A = A ist alle Sichtbarkeit zu ihrem völligen Ende gekommen. Es muß a priori zugegeben werden, daß das Maaß unserer Sichtbarkeit nicht das absolute ist. Je höher aber die Sichtbarkeit sich potenzirt, um so mehr wird sie ein Analogon des Erkennens. Wenn das Volk einer Feierlichkeit zugesehen hat und der Haufe des Haufens noch gaffend und staunend stehen bleibt, so sagt hie und da ein Klügerer zu seinem Nachbar: Komm, wir wollen gehen, da ist nun nichts weiter zu sehen. Jeder fühlt, daß damit ausgesagt ist: Wir sind hier zu einem völligen Ende gekommen und keine neue Wahrnehmung wird sich uns weiter darbieten. Alle kennen die heilige Fünf der oft apotheosirten und ebenso oft zur Hölle verstoßenen Sinne und geben allenfalls noch zu, daß sie irgend eine Stufe, wenn auch die unterste — doch die nicht, die gehört ja dem gar nicht erkennenden — auf der Erkenntnißleiter einzunehmen das Recht haben. Noch Keinem ist es aber eingefallen, meines Wissens wenigstens, dieses Chor einer platonischen „richtigen Anschauung“ (ὀρθὴ δόξα) in ein

passives und aktives zu zerfällen. Ohne mich weiter um spekulativ-philologische oder gar blos kritische Wortkrämerei zu bekümmern, erkläre ich, daß mir ein aktiver Sinn der ist, welcher sich selbst zu den Dingen bringt, und ein passiver der, welcher die Dinge an sich kommen läßt. Ist das Auge der erste von den ersteren, so ist das Ohr das Äußerste der letzteren. An das Ohr schließt sich der Geruch, der Geschmack mehr oder weniger an das Auge und das Gefühl hält ein gewisses pivot der Mitte. Es gehört daher zu den ausbündigsten der Thorheiten, den Sinnen das Prärogative einer Erkenntnißquelle abschneiden zu wollen. Wodurch „erkannte" Adam die schöne Natur seines Weibes Heva, als durch das zuthätigste Gefühl und selbst zu meinem großen Ärger nöthigt den Spekulanten das Geschrei des Empirikers: Was willst du? Ich sehe ja von dem allen nichts: immer und immer auf das Wort zu merken. Wir werden im Verlaufe der Arbeit noch einmal auf die Sinne zurückzukommen genöthigt seyn und ich muß daher ihrem tollen Bachantenhaufen hier aus mehr als einem Grunde den Abschied geben: nur das sey noch gesagt, daß weder der Schwärmer, der die Sinne gern kreuzigen möchte, noch der, welcher nur Wein und Weib liebt, und überhaupt Alles das allein, was die Hand umspannt, je mit dem ganzen Menschen fertig werden können. Der Astronom erkennt nur durch das Auge, und wenn in der alten Zeit der Augenschein von dem kopernikanischen System abgehalten hat, so führt in der neuern und neusten derselbe Augenschein wieder über die Gränze der erkannten Wahrheit hinaus. Denn wie in aller Welt wäre man ohne ein Herschel'sches Riesenteleskop zu solchen Unsinnigkeitsschlüssen gekommen, zu welchen der wunderbare Fokus hingerissen hat. Man denke von der Erscheinung des thierischen Magnetismus, was man wolle: das Faktum ist nicht wegzuläugnen, daß manche Somnambüle durch bloses Befühlen die Heilkräfte von Mineralien und Pflanzen sowohl in ihrer objectiven Wichtigkeit, als auch in der subjektiven Bedeutung für diesen oder jenen speziellen Fall erkannt haben. „Und ihre Augen wurden aufgethan, daß sie ihn erkannten: doch siehe, er verschwand im Moment des Erkennens." Ich will hier keine Erklärung versuchen; ich

könnte mir aber wohl eine momentan erwachende Sehkraft auf der höchsten Stufe der Steigerung denken, die den Jüngern die wahre Gestalt des Herrn zeigte, so daß nach ihrem Erlöschen die gewöhnlich menschliche ihn nicht mehr zu erblicken vermochte. Nach alle dem ist es klar, wenn ich die Liebe, die geschlechtliche Liebe die Erkenntniß der Sinne nenne: natürlich abstrahirt von der höheren, geistigen, unsichtbaren Bedeutung der Ehe und Liebe. Das ist auch der Punkt, von dem aus erst des Apostels Ausspruch verstanden werden kann, daß sich der Mann zum Weib verhalte, wie Christus zum Manne. Denn unsere ganze Entwicklung läßt bereits schon auf das entschiedenste sehen, daß im Geist nicht das Princip der Leiblichkeit erloschen sey, sondern daß der Geist nichts ist als eine sich völlig fassende und durchdringende Leiblichkeit. Und um nun noch einen der tiefsten Gewährmänner aller Spekulation mit in mein Interesse zu ziehen, so wende ich mich zu Plato zurück und blättere in ihm, ob er mir nicht irgendwo ein beifälliges Ja zuwinkt. Auch darf ich nicht lange suchen. Er führt nämlich im Timäus als einen Beweis dafür, daß die Welt (κόσμος) nicht ein ewig seyendes (ἀεὶ ὄν), sondern ein gewordenes (γεγονός) ist, die Sichtbarkeit auf. Kaum zu erwähnen brauche ich hier, daß ihm das Maaß aller Sichtbarkeit das menschliche Auge ist. Es heißt dort: Γέγονεν· ὁρατὸς γὰρ ἁπτός τέ ἐστι καὶ σῶμα ἔχων, πάντα δὲ τὰ τοιαῦτα αἰσθητά, τὰ δὲ αἰσθητὰ δόξῃ περιληπτὰ μετὰ αἰσθήσεως, γιγνόμενα καὶ γενητὰ ὁρᾶτο. Denn in diesem Ausspruch, dessen Tiefe Plato vielleicht selbst nicht durchschaut, nur geahnet und so ahnend ausgesprochen hat, liegt ganz entschieden folgendes involvirt: Innerhalb des Gebietes der Körperwelt liegt ein etwas, was sie eben zur Körperwelt macht und Folge einer Hemmung, einer Unmöglichkeit der Durchdringung ist: — die einer solchen Stufe homogene Erkenntnißart ist nun auf höchster Stufe die Sichtbarkeit und hier ist nun auch der Sitz seiner ὀρθὴ δόξα. Wir aber in die Tiefe platonischer Ideen eingehend, fahren, auf Alles vorhergehende gestützt, rasch und überzeugt fort: die Sichtbarkeit, auf höchster Potenz, und gestachelt zur höchsten Äußerung erschütternder Innerlichkeit, ist nun weiter nichts als klare Erkenntnißart und die-

ſes auf objektive Weiſe ausgeſprochen gibt das entſchiedene Reſultat: das Princip des Sehens und Erkennens iſt ein entſchieden identiſches und das letztere, als letzteres, tritt da auf, wo der Gegenſtand der Sichtbarkeit nicht mehr Gegenſtand der Sichtbarkeit iſt, ſondern in das Erkennende aufgeht, d. h. ſelbſt ſo gut das Erkennende erkennt, wie es von ihm erkannt wird. Hier ruht der tiefe Verſtand des göttlichſten Ausſpruches: Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten, da der Vater auch ſolche Anbeter haben will. Wehe dem Elenden, der ſolche Ausſprüche in die Gemeinheit ſeines ſtinkenden, rationaliſtiſchen Wuſtes herabzieht. Es wäre ihm beſſer!.... Aber um dieſe Tiefen liegen auch die Reichthümer des Irrthums, wie gewappnete Rieſen, umher, unter welchen der nicht der geringſte iſt, welcher das abſolute Princip des Erkannten, weil es durch vollkommene Selbſtdemüthigung zur Höhe des Erkennenden aufgehoben worden iſt, aus dieſem ſchwachen, aber täuſchenden Grund vergöttert. Die Adoration einer reinen Jungfrau ſtößt daher in ein gleiches Horn mit der Göthiſchen Apotheoſe, dieſem traurigen Vermächtniß des Dichters an ſein deutſches Volk:

„Das Unbeſchreibliche,
Hier iſt es gethan:
Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.“ —

Doch wohin geräth noch mein irrender Fuß? Ich darf nicht weiter. Es muß mir genug ſeyn, endlich einen Punkt gefunden zu haben, der es vermag, nicht nur ein Stützpunkt des Äthers, ſondern meiner Arbeit ſelbſt, der Sprache und der Auffindung ihrer geheimnißvollen Quelle zu werden. Denn in das wunderbare und wunderliche Dunkel göttlicher Exiſtenz und Herrlichkeit einzudringen, zweifle ich noch, ob es einem creatürlichen Auge gegönnt ſeyn wird. Gewinne ich noch Kraft und Zeit und begünſtigt mich einſt ein gutes Geſchick, das meinem Leben Haltung und der Jugend gegenüber das Wort verleihen wird, dann werde ich es verſuchen an das Tageslicht keuſcher Erkenntniß hervorzuziehen, wie von Ewigkeit her dieſe ganze Welt, ehe ſie noch geworden,

vollendet bereits geruht hat in dem Schooſe der unſichtbaren und geiſtigen Selbſtdurchdringung und mit ihr und neben ihr ein Abgrund unendlicher Möglichkeiten und über ihr der ewige Geiſt, von deſſen Speiſe (Joh. 4, 34), Leben und Denken jenſeits der Meere gewordener Exiſtenzen dann auch noch die Rede ſeyn ſoll. Hier wird es zunächſt unſere Aufgabe ſeyn, Zuſammenhang und Verhältniß des ewigen Gottes und des erſten Weltenkeimes, des Äthers nachzuweiſen und ſoviel nöthig begreiflich zu machen.

Doch ehe dies nun geſchieht, ſehe ich mich genöthigt, Mißverſtändniſſes wegen, noch folgende Bemerkung voranzuſchicken. Es könnte wohl ſeyn, daß ich, indem ich von einem und ich ſpreche das Wort kühn aus — von einem phyſiſchen Zuſammenhang Gottes und des Äthers rede — dem einen lächerlich — und dies ließe ſich leicht verwinden — dem andern aber gottlos erſcheinen könnte — und dies ſteht in der That bedenklicher aus. Nun ſieht aber jeder ein, daß doch irgend ein Zuſammenhang zwiſchen Äther und Gott vorhanden ſeyn müſſe. Ob dies jetzt ein unmittelbarer oder durch eine lange Kette vermittelter iſt, ſcheint mir gleichgültig zu ſeyn. Duldet einmal Gott irgend einen Mißklang, ſo iſt es einerlei, ob dieſer größer oder geringer iſt und einen Mißklang ſcheinen mir die nothwendig annehmen zu müſſen, die ſo ſehr erſchrecken, wenn einer ihrer Brüder Gott und Äther zuſammenzubringen wagt. Alle Gründe aber, die man allenfalls aus der Geiſtigkeit Gottes herzuleiten gedächte, können erſt dann in Betracht kommen, wenn einmal etwas Entſchiedenes über dieſe Geiſtigkeit ſelbſt ausgeſprochen worden iſt. Da nun nach dem von mir ausgeſprochenen Begriff die Leiblichkeit als ein nicht zu vermiſſender Antheil an der Geiſtigkeit Gottes in Anſpruch genommen worden iſt, ſo iſt ja ſchon dadurch der Faden aufgezeigt worden, kraft deſſen Gott und Äther verwandt ſind, und ſo ſoll denn auch gleich der hieraus gefolgerte Satz: daß das Princip der Leiblichkeit in Gott und Äther daſſelbe iſt, den Anfang unſerer Entwicklungen machen. Ich ſage damit im Grunde eigentlich nichts neues, ſondern dränge in dieſem Ausſpruch nur das Frühere zuſammen, indem ich ihm zugleich einen etwas an-

ders gewendeten Ausdruck leihe. Denn wir erfuhren bereits, daß der Stickstoff, das Substrat des Äthers und der Gestaltungen, die aus diesem aufzutauchen haben, ein aus Gott entlassenes Princip ist und daß dieses Princip in Gott ganz verklärt als ein dem Erkennenden in Gott gleich gewordenes (das immanente Ebenbild Gottes, das Vorbild des Menschen) dasteht. Da nun aber in Gott das Princip der Leiblichkeit als ein völlig verschiedenes von dem im Äther — d. h. als ein dem der Geistigkeit parallel laufendes — erscheint, so will ich einen Beweis wenigstens von der Möglichkeit zu geben suchen, wie innerhalb des Kreises der Existenz im weitesten Sinne zwei ganz differente Erscheinungen dennoch Äußerungen ein und derselben Seynsmacht zu seyn vermögen. Schon Kant hat den Satz ausgesprochen, daß das, was an den Dingen an sich für uns erkennbar ist, das Princip der Erkennbarkeit an sich tragen, d. h. ein mit dem Erkennenden selbst Identisches seyn müsse: ein Satz, der für uns gewiß keine Bedenklichkeiten der Annahme haben kann. Nun versuche man aber dem Princip des Erkennenden und dem des zu Erkennenden Bewegung und somit den Weg eines Prozesses zu geben. Dann werden beide als auf einander eindringende von der einen, und einander repulsirende Gewalten von der andern Seite erscheinen und so läßt sich zuletzt ein Punkt ausfindig machen, wo das zu Erkennende ganz aufgehört hat, ein Ding an sich zu seyn und völlig durchdrungen ist von dem hellen Licht des Erkennenden Die Möglichkeit nun eines solchen Prozesses kann nicht geläugnet werden: denn außerdem, daß die ganze Natur einen Beweis dafür liefert, ist das γνῶθι σαυτὸν der delphischen Priesterin der schlagendste Beweis, zu dem die innerste Stimme unsrer d. h. einer jeden menschlichen Brust ja sagen muß. Denn dieser Ausspruch nimmt doch den Menschen als eine unendliche Fülle des Erkennbaren an, dem gegenüber das Erkennende sich allerdings im ersten Momente als eine reine tabula rasa zu verhalten scheint. Ja was noch mehr ist, das Erkennende bedarf geradezu der Opposition des Erkennbaren, um nur das seyn zu können, was sein Wesen ist. Denn da es durchdringen, erkennen will, so würde es sich ohne Objekt sei-

nes Strebens nicht allenfalls ſelbſt aufreiben, ſondern es könnte nicht einmal zu einem Beweis ſeiner Exiſtenz kommen. Es wäre ein ewiger Anſatz und ein ewiges Erſchlaffen. Hieraus erhellt, beiläufig bemerkt, die reine Nichtigkeit jeder blos rationaliſtiſchen Tendenz. Denn da dieſe nur ſich ſelbſt will, d. h. gar nichts außerhalb ihrer beſchränkten Grenze ſeyendes anerkennt, ſo iſt dies beſtändige Wühlen im eigenen Fleiſch wahrhaft lächerlich anzuſehen. Ebenſo aber predigt das Beſtreben derer von abſoluter Nichtigkeit, die vor lauter Verehrung gegen ein übermächtiges, naturaliſtiſches Objekt gar nicht zu eigener, geſchweige zu einer göttlichen Perſönlichkeit zu kommen wagen. Wollte nun jemand darin einen Sprung ſehen, daß das Erkannte durch die Durchdringung, die ſich das Erkennende an ihm erlaubt, auch zu einem Erkennenden wird, ſo möchte ich ihn nur fragen, ob in einer Miſchung von Wein und Waſſer, die ganz vollendet iſt, es nicht einerlei iſt, welches von Beiden das Subſtrat war, und ob nicht der Wein in demſelben Grade verkörpert wurde, wie das Waſſer vergeiſtet, während, ehe eine ernſtliche Miſchung ſtatt fand, der Wein allerdings ſchwebend über dem Waſſer ſtand. Es ließe ſich noch vieles ſagen; doch ich muß dem Ziele zuſteuern und der Weg iſt noch lang.

Es führt mich aber nun der Verſuch des eben gegebenen Beweiſes auf folgende Frage. Es könnte nämlich jemand ſo ſprechen: Gut! Es ſey zugegeben: in deinem letzten, höchſten Seyn iſt das Erkennende gleich dem Erkannten: in deinem Äther aber iſt, wie deine eigene Entwicklung nachwies, eine gewaltige Oppoſition gegen ſein Ätherſeyn, und doch haſt du den Äther als das in der ganzen Natur am nächſten an dies letzte Seyn gränzende bezeichnet? —

Dieſe Frage findet aber in Folgendem ihre Beantwortung. In dem Momente, wo das Erkannte aufhört ein Erkanntes zu ſeyn, um ein anderes zu werden, gebiert ſich aus ihm die ganze Macht eines Unerkannten. Und an dieſe iſt das Seyn des Äthers in ſeiner Halsſtarrigkeit gewiß ein ſich nahe anſchließendes. Und hier iſt nun vor Allem daran zu erinnern, daß der Äther, wiewohl der erſcheinenden Natur unſerer Luft enge verwandt, dennoch ein ganz anderes Seyn

iſt als dieſe. Denn er iſt von aller Beziehung unſerer terreſtriſchen Natur, die unſerer Luft ſo ſehr anhängt, daß ſelbſt ein Göthe in die Verſuchung gerathen konnte, ihr eine blos terreſtriſche Bedeutung zu geben, völlig frei und ledig. Dann aber glaube ich, daß ſelbſt noch ein Mittelglied zwiſchen dem Äther und jenem höchſten Seyn einer göttlichen Exiſtenz angegeben werden kann. Es iſt dies die Welt des Fixſternhimmels, jenes unendlichen in dem reinen Gattungszuſtande fixirten Lebensbaumes und Samens. Ich fühle hier die Schwierigkeit, über ſolche Punkte raſch hingehen zu müſſen, die ſelbſt einer neuen Auseinanderſetzung und Abhandlung bedürften. Dennoch will ich etwas länger bei dieſem Punkte verweilen, beſonders weil die Aſtronomen, denen ich ſo geradezu ihre Unendlichkeitshypotheſen abſprach, eine andere Erklärung von mir fodern könnten.

Zwiſchen dem Zuſtand des völligen Erkanntſeyns und dem der höchſten Widerſtrebung gegen das Erkennen und Erkanntwerden im Äther iſt es ſchon nach dem bloſen Gang einfach menſchlicher Gedanken nothwendig, eine Exiſtenz anzunehmen, in welcher daß Erkannte als ein völliges Unerkanntes auftritt, nach oben durch den ewigen Ineinsfluß oder beſſer durch das ewige Ineinsgefloſſenſeyn Gottes gehalten, nach unten durch die neue Kraft, welche die Erſtarren erregende Meduſengewalt eines rein allem Erkennen Entfliehenden bereits zur Demüthigung und Unterwerfung des Äthers gebracht hat. Hegel ſoll einmal in einem ſeiner Collegien geſagt haben: „Die Fixſterne ſind leuchtende Punkte, die zur Andacht erwecken, aber Vernunft iſt keine in ihnen.“ Und in der That, hier hat der noch inmitten ſeiner Irrwege großartige Mann eine tiefe Wahrheit ausgeſprochen, die er nach ihrem poſitiven Gehalt gar nicht zu erkennen fähig war. Auch das Toben eines Aufruhrs hat etwas großartiges, wenn alle Schranken des Geſetzes durchbrochen ſind und die wilde Maſſe verwüſtend über Städte und Fluren hereinbricht, — aber Vernunft wird Niemand in dieſen Stürmen finden. Und wenn auch das Toben ſich in das furchtbare Verſtummen und die gräßliche Einſamkeit ochlokratiſcher Tyrannei verwandelt, ſo wird niemand ihre teufeliſche Syſtematik Vernunft nennen.

O wie es mich ſchmerzt, verhindert zu ſeyn, hier auf jenen erſten tiefen Fall des Geſchlechtes eingehen zu können! Dann erſt wäre ich vermögend, die Tiefen der ewigen Nacht und ihrer zuckenden Lichter euch zu enthüllen und euch anzuzeigen, was jener geheimnißvolle Schimmer der ſich ſchneidenden Gabelſtraſſen, die Fülle der Geſtirne, welche ſich wie das Wild des Waldes um den ſtrahlenden Jäger Orion verſammelt hat und die erhabene Einſamkeit des Polarſterns und nordiſchen Bärens zu bedeuten habe.

Ja es war ein Tag, wie auch ein kommender ſeyn wird, an welchem die Zurücktreibung des ganzen Daſeyns in ein herrliches Vorwärts zu Stand gebracht ſeyn wird; ein Tag, an welchem nicht nur die geiſtige Exiſtenz der auf einen Punkt concentrirten Schöpfung zerſtückt worden iſt, ſondern auch das, was unſere beſchränkte Erkenntniß Natur — denn ein angekettetes Etwas, wie bloſe Naturphiloſophie, ſollte es eigentlich auch nicht geben — und willenloſe Schöpfung nennt, eben dieſe Concentrirung vernichtete und ſich in ungeheuerer Raumausdehnung nach allen Seiten hin wandte und ſo in gewaltigem Wirbel zurückwirkte in jenes heilige Empyreum göttlichen Unverſtandes, hier Wunden riß und Klüfte brach und alſo ſelbſt den Weg bahnte zum unendlichen Fortſchritt eines ewigen Gottesverſtandes. Man hat von jeher unſere geſchlechtlichen Verhältniſſe in enge Verbindung mit jener That des Abfalls gebracht und mit Recht. Denn, wenn nach einem unſerer bedeutendſten Phyſiologen im Momente der Erzeugung der Mann von dem ſchrecklichen und doch wollüſtigen Gefühl einer völligen Auflöſung und vernichtenden Erſchütterung in den innerſten Quellen ſeines Seyns ergriffen wird *) und

*) Büffon, der die Geſinnungen eines Adams, nicht des Adams, am Ende ſeiner Abhandlung des sens en general aus dem verglommenen Aſchenhaufen der Jahrhunderte wieder zu neuen Funken anzufachen verſucht, läßt dieſen anderer Meinung ſeyn und in einem ähnlichen Momente ausrufen: j'existois trop pour craindre de cesser d'être. Wer ſollte da nicht „un sixième sens“ beſitzen, die Einheit zwiſchen unſerem Anatomen und Büffon ausfindig machen zu können! —

selbst durch das Weib ein Strom düsteren Ahnungsschauers hindurchzückt und das Entstehen eines selbstständigen Lebens in heiliger Entfernung blicken läßt, so ist — und welcher Tieferschauende möchte, ja vermöchte das zu läugnen — so ist jene furchtbare Erschütterung der ersten universellen Unkeuschheit die Erzeugung, die Selbsterzeugung der zur äußersten Geschlechtsregung angespannten Natur, der kühne Schritt eines über seine eigene Existenz hinaus, nach einem neuen Daseyn greifenden Lebens und die gefallene Welt, während die erst-erschaffene ein Kunstprodukt göttlicher Schöpfermacht war, durch das, was sie von sich selbst und ihrer eigenen Erzeugungskraft hinzubringt, ein ungeheueres Zeugungsglied und sein Produkt zugleich, das sich à force de l'homme schämen muß und dessen innerliche Cirkulation theils ein heilsamer Gährungs- theils ein auflösender Verwesungsproces ist. Diese Erschütterung mußte aber gegen die Außenseite, die Schaale der gewordenen Welt dem Versuche des fürchterlichsten Aufstandes gleichen. Denn jene Region des Unverstandes, die an sich keine Gränze trug, d. h. keine Gränze, die als ein ihr immanentes betrachtet werden kann, sondern nur durch zwei andere Seyn in die Mitte genommen ist, wie allenfalls in dem inneren Bau der Pflanzen leere Luftzellen entstehen, nur weil die festen Zellen nicht geschmeidig genug sind, alle Lücken zu erfüllen, — jene Region also mußte, sobald sie in dem ihr angränzenden Seyn eine erschlaffende Bewegung gewahr wurde, in einen Zustand der gewaltigsten Erektion gerathen, hoffend, daß es ihr möglich würde, eine Erweiterung ihrer Existenz zu gewinnen. Und hier ist es auch, wo das Ungeheuere jener ersten menschlichen Selbstthat in seiner schreckhaftesten Herrlichkeit erscheint. Denn nicht genug, daß der Mensch im Taumel des Ungehorsams sich selbst und die ihn umgebende Natur zu stören drohte, sondern er verlieh dadurch der letzteren eine solche gewaltige Selbstkraft, daß sie gegen die Gränzen ihres Seyns hin sich immer tobender nach allen Seiten zu expandiren strebte und endlich in der Nachbarschaft des Gottes angelangt selbst hier sich noch nicht ergeben wollte, sondern eher die Existenz des Unerschütterlichen anzutasten wagte. Aber dies gehört mit zu den Wun-

dern jener ersten Verwüstung, daß ihre Tendenz eine völlig planlose war, so daß die überall zugleich hervorbrechenden Symptome des Aufruhrs sich selbst hindern und begränzen mußten. So war dies auch das Mittel, wodurch Israel so oft gegen die überlegenen Massen seiner Feinde gerettet wurde, daß durch die göttlich hervorgerufene Verwirrung das Schwert des Einen gegen den Andern war und so Freund mit Freund kämpfte. Diesem Hervorbrechen der höchsten Gefahr für das geschaffene Seyn mußte Gott — wenn die Schöpfung anders erhalten werden sollte — dadurch entgegenkommen, daß er als die andere umspannende Gränze die Nacht des Unerkannten durchbrach und der umspannten Gränze zu Hülfe kam. Und das war der Anfang des Gerichts, das nach einer alten Weissagung der Welt durch Feuer ein Ende machen soll. Denn die ganze Macht des Unerkannten flammte in diesem Augenblick in heiligen Opferfeuern auf. Und jetzt ließe sich vielleicht eine Erklärung versuchen aller der Erscheinungen, die am Fixsternhimmel wahrzunehmen sind: das verschiedenfarbige Licht der einzelnen Sterne, die Abstufungen des Glanzes, die Zunahme und Abnahme des Lichts, die Bewegungen der Doppelsterne und die geheimnißvollen Wanderungen der Cometen, als deren Gebärmutter die Gränze des Unerkannten und der ersten Ätherrudimente zu bezeichnen wäre. Denn nachdem wir hier einmal die entferntesten Punkte, den Anfang, in welchem Himmel und Erde geschaffen wurde, berührt haben, so vermöchten wir vielleicht in diesem verborgenen Schooße (sein réculé) die Wurzel der unerklärlichsten Dinge zu erkennen. Aber da unser Zweck ist, den artikulirten Ton einer Menschenstimme und seine Geheimnisse zu enthüllen, so ist mir nicht erlaubt, länger bei diesen ersten Aspirationen einer realisirten Gottessprache zu verweilen, sondern die große Last des Verfolges drängt mich so rasch wie möglich die letzten Züge zu vollenden, die noch zur Begränzung und Charakteristik des Äthers vonnöthen sind. —

La vraie philosophie est de voir les choses telles qu'elles sont, sagt Büffon an einem Orte, wo er außerdem viel über die Wesenheit oder Nichtwesenheit des Todes und Schmerzes fabelt. Zu der wahren Erkenntniß des Seyns

gehört aber vor allem die Geschichte seines Werdens. Ob aber eben dies werde, das ist die große Frage: wird vielleicht der eine oder der andere Lehrer sagen. Doch einen solchen nämlich vollgültigen — und dies „vollgültig" umfaßt hier vieles — Beweis liefert erst das Ende aller philosophischen Exposition, es müßte denn jemand bereits tief genug sehen, daß er in den vielen Vorbereitungen und in dem Verzug dieses Endes selbst einen Beweis des objektiven Werdens zu finden verstände. Mir ist und muß es hier genug seyn, auf den entzückenden Begriff der Entwicklung hinzuweisen. Seitdem selbst die empirische und zwar die aller empirischste Naturforschung angefangen hat, sich von der Vernichtung eines ewigen, unbegränzten Formenwechsels loszuwinden und ein Ziel der Metamorphosen und damit den wahren Lebenskeim der Entwicklung anzuerkennen, kann es als ein objectiver Einigungspunkt aller Forscher angesehen werden, daß die jetzige Schöpfung das Resultat eines von einer ganz andern Richtung herkommenden Werdensprozesses ist. Es bleibt uns also noch die Aufgabe übrig, wie der Äther geworden sey. Da wir aber gefunden haben, daß der Ausgangspunkt des Äthers das ewige göttliche Seyn ist und erst aus dem Seyn des Äthers alle übrigen Stufen der Welt hervorgetreten sind, so verwandelt sich unsere Frage sogleich mit Aufnahme des terminus a quo in die bereits viel bestimmtere: Wie ist das leichte, geistige, ja schwankende Leben des Äthers aus dem göttlichen Schooße hervorgegangen. Denn das hat sich aus der früheren Untersuchung gleichfalls als unsere entschiedene und begründete Ansicht herausgestellt, daß er, der Unveränderliche, die Hülle, das Umspannende, der Stützpunkt des Gewordenen ist, so daß er allein das absolute, reale δός μοι ποῦ στῶ hat, von dessen unerschütterlichem Grunde aus eine κίνησις τῆς γῆς möglich ist. Wir haben doch wenigstens ein ideelles Ende und so einen bewegenden Hebel unseres Hauptes gefunden.

Hier löst sich auch von unserem Standpunkte aus das große spekulative Räthsel des Wo unseres Raumes. Denn wenn wir Gott als das Ende unserer Räumlichkeit erkannt haben, so ist damit gefunden, daß er das entschiedene Princip der Räumlichkeit in sich trägt und es dann auch im Un-

erkannten des Fixsternhimmels, dieses heiligen Nestes, welches das junge Seyn in sich empfing, an das Licht herausgesetzt hat. Und wenn ich apodiktisch sage, die Welt liegt im göttlichen Schooße, so ist damit der bestimmteste Ort bezeichnet. Denn der göttliche Schoos ist das göttliche Herz und ebenso das göttliche Haupt. Denn Gottes ewige Existenz ist nicht mit der nothwendigen Einseitigkeit — wenigstens der jetzt nothwendig gewordenen Einseitigkeit der Gliedmassen geschlagen. Überall wächst ihm ein Arm hervor, wo er dessen bedarf. Wie dem begeisterten Liebhaber die Geliebte ganz Auge wird und die Pracht dieses seelischen Abgrunds alle andere Schönheit oder Häßlichkeit des Leibes daniederwirft, so ist er, der Quellborn aller Potenzialität, je nachdem es ihm gefällt (as you like it: — hiemit soll nur von Ferne auf die Tiefe jenes shakespearischen Titels hingedeutet werden) ganz Auge oder ganz Ohr oder ganz Arm und ihr solltet euch nicht wundern, wenn er seinen Propheten zu dem eure menschliche Weisheit foppenden Ausspruch begeistert: „Es gehet dem Menschen, wie dem Vieh: wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh; denn es ist alles eitel" — — auch diese spekulative Schrift vom Princip der Sprache. „O ihr feinen Kunstrichter" göttlicher Schönheit, die ihr vor Ärger über die biblischen Anthropomorphismen verzehrt werdet, seyd ihr denn wirklich so abgeschmackt dumm, daß, weil ihr in euerer jämmerlichen Schwachheit euch kein göttliches Auge und Ohr denken könnt, glaubt, der Höchste werde zu diesem eurem Anthropopathismus, der an πάθημα jeden göttlichen der Schrift so unendlich übertrifft, wie eben die Schrift euch selbst, herabsteigen und es sich um euertwillen nicht erlauben, eine Hand oder einen Fuß zu haben. Das wäre zu große Barmherzigkeit gegen ein verderbtes Geschlecht. Denn daß euere Lüge die Wahrheit Gottes herrlicher macht, hindert nicht, daß ihr als Sünder gerichtet werdet, wie es im 3. Kap. des Römerbriefs mit einem deutlichen Jota (Matth. 5, 18) geschrieben steht. —

Wie ist nun das leichte, geistige, schwankende Seyn des Aethers aus dem göttlichen Schooße hervorgetreten? — Las-

Qualis artifex pereo, —

Müßte ein ſo auf den Tod getroffener Gott mit dem blutdürſtigen und wollüſtigen Kaiſer der Römer ausrufen! Daß es aber eine vollkommene Thorheit wäre: Mit Gefährdung des eigenen Lebens ein neues Daſeyn zu ſetzen, davon hat der ideale Materialiſt keinen Begriff.

Eine Wunde muß ſich der Gott ſchlagen, um von ſich auszugehen und ein neues Seyn zu ſchaffen. Irgendwo — und da er überall derſelbe iſt, ſo iſt dieſer Punkt auch ſtets derſelbe, — irgendwo muß er die ſchützende Hautdecke ſeiner innigen Durchdringung hinwegziehen und ſogleich wird der Strom des Unerkannten mit unwiderſtehlicher Gewalt hervorbrechen. Dies Unerkannte erſcheint aber hier als Geiſtiges und als Nacht. Es erſcheint als Geiſtiges: Denn wir haben ſchon früher gezeigt, daß in der lebendigen Durchdringung des göttlichen Schooſes dies Princip des Unerkannten zu einem das Princip der Erkenntniß wiederum Erkennenden geſteigert iſt und ſeine Begriffenheit ſo zur Potenz der Begreiflichkeit und des Begreifens erhebt. Als Nacht muß aber dies Geiſtige hervortreten, weil Nacht die Unſichtbarkeit iſt, die ſich ſelbſt nicht zu ſehen vermag. Gott iſt unſichtbar: aber nur für alles, was nicht Gott iſt; er ſelbſt ſchaut ſich und durchſchaut ſich aufs deutlichſte. Das Unerkannte aber, deſſen Princip das Nichterkennen im ſtrengſten Sinne iſt, ſchließt alle Kraft eines Auges, ſowohl eines eigenen als eines fremden, aus. Dies Geiſtig-ſeyn und Nachtſeyn des evolvirten Unerkannten ſteht aber in einem merkwürdigen Verhältniß. Jemehr nämlich das Unerkannte in dem jetzt von ihm eingenommenen Seyn verharrt, um ſo mehr wird es Nacht, aber um ſo weniger geiſtig iſt und bleibt es. Nacht wird es immer mehr, je mehr es ſich von dem Princip des göttlichen Seyns entfernt. Aber in demſelben Grade verliert es auch ſeine Potenz, frei und geiſtig zu ſeyn, und muß eben thun, wie es thut. Es ſtehen alſo beide Attribute in einem umgekehrten Verhältniſſe und es ließen ſich wohl hier ſchon die erſten Rudimente der keplerſchen Geſetze auffinden. — Wie jede Waſſerſäule in einem Gefäße nach den bekannten hydrauliſchen Geſetzen, die aber in unſerem Princip ihren Grund haben,

nach allen Seiten hin mit gleichem Drucke wirkt, so ſtrebt auch unſer Princip ſich überall hin auszudehnen zufolge der in ihm ſauſenden, blind wirkenden Kraft; vor Allem wird es aber ſtreben, dem es überall umringenden Princip des Erkennens zu entfliehen und wird ſich daher von dem Orte ſeiner Evolution in einer möglichſt geraden und ſtraffen Linie zu entfernen ſuchen. —

Und hier wäre denn auch — um darauf wenigſtens aufmerkſam zu machen — der Punkt, zu dem ſich unſere Geometrie erheben müßte, wenn es ihr gelingen ſollte, eine reale Beſtimmung der geraden Linie zu geben. Es iſt überhaupt ſehr merkwürdig, daß die beiden Aufgaben, eine gerade Linie zu ziehen und einen Kreis zu beſchreiben, gar auf keiner begründeten Conſtruktion beruhen zu können ſcheinen, ſondern als abſolute Apriora der Beweisführung angeſehen werden, während die Geometrie in weiteſter Ausdehnung als abſolute Geſtaltungslehre gerade auf den Grund dieſer Rudimente aller Geſtaltung zu kommen ſuchen ſollte. Allein in welchem Verhältniſſe ſtehen Linie und Kreis? Es iſt den Köpfen, welchen die mathematiſche Demonſtration das höchſte Kleinod menſchlicher Vernunft ſcheint, wohl noch gar nicht eingefallen, daß ihre ſogenannte reine d. i. abſtrakteſte Mathematik der Effekt der göttlichſten Thorheit und eines nie endenden Selbſtwiderſpruches iſt. Der Unglückliche, deſſen Sinne und Gedanken ſo verwirrt und beſtrickt ſind, daß er in ſeinem fixen Wahnſinn die Quadratur des Cirkels finden zu müſſen glaubt, iſt nichts als ein ſolcher, in blos mathematiſcher Conſtruktion ſein Heil ſuchender Kopf, der aber zu gleicher Zeit und zu ſeinem Jammer von den Göttern mit gehöriger Conſequenz und unzureichender Tiefe geſegnet iſt. Denn von dem blos eiteln Thoren kann hier überhaupt nicht die Rede ſeyn. Quantität und Qualität — Linie und Kreis liegen in ewigem Streite. Nur dadurch wird die geometriſche Beweisführung möglich, daß in den Geſtaltungen, welche ein Reſultat des Quantitativen und Qualitativen ſind, eine quantitative Baſis vorhanden iſt, die durch ihre qualitative Schranke vor einer Verflüchtigung ins Unendliche geſichert iſt. Der Verſuch alſo, die Quadratur des Cirkels auf geometriſchem Wege zu fin-

den, muß daher ſtets fehlſchlagen, weil es ein Verſuch iſt, ein Qualitatives, deſſen Weſen in einer in ſich ſelbſt zurückgebrachten Unendlichkeit beſteht, auf rein quantitativem Weg zu beſtimmen. Hier ließe ſich die Frage aufwerfen, ob es einem Geiſt von leibnitziſchem oder lichtenbergiſchem Scharfſinn nicht möglich wäre, eine mathematiſche Aufgabe zu finden, die eine gleiche Unmöglichkeit der Löſung ſchon in ihrer Stellung an ſich hätte. Sie müßte allenfalls von der Art ſeyn, daß z. B. an die Linie eine rein qualitative Forderung geſchähe, zugleich aber auch einen gewiſſen Schein der Möglichkeit an ſich tragen. Denn die Aufgabe: eine gerade Linie zu ziehen, die in ſich ſelbſt zurücklaufe, iſt eine Aufgabe, deren Unmöglichkeit zu klar in die Augen ſpringt. Verſteckter wäre ſie ſchon ausgedrückt, wenn verlangt würde, eine gerade Linie zu ziehen, die ihre Begränzung in ſich ſelbſt trüge. Aber ſelbſt ſo läge der Widerſpruch noch allzu klar zu Tage. —

Es iſt alſo nur ſo denkbar, zu einer realen Beſtimmung der geraden Linie zu kommen, wenn ſie als ein Etwas gedacht wird, das nur ein unterwegs Seyendes iſt, d. h. der Anfang eines Weges, deſſen Ende Qualität iſt. So heißt der Behemoth im Buch Hiob der Anfang der Wege Gottes und müßte, wenn er zugleich das Ende dieſer Wege wäre, als ein in ſeiner Schöpfung aller Intention entbehrendes Ungethüm betrachtet werden. Von einer willkührlich begränzten geraden Linie iſt es im Grunde ſtreng genommen ein Unſinn etwas auszuſagen. Denn die gerade Linie kann nur entweder eine unendliche ſeyn oder eine in irgend anderer Geſtaltung ihre Begränzung findende. Die begränzte findet ihre Beſtimmung und alle ihre Beweiſe in den Relationen ihrer Geſtaltung; die unendliche oder die, deren Tendenz eine unendliche iſt, die alſo eine qualitativ-quantitative Potenz in ſich tragende Quantität genannt werden könnte, vermag nur auf der Stelle, wo ſie in der Wirklichkeit des Werdens auftritt, beſtimmt zu werden, und dieſes iſt der Punkt, bis zu dem wir in unſerer Entwicklung fortgeſchritten ſind. Hier erſcheint ſie dann als ewige Gottesflucht, und da ihr der Gott überall gleich nahe iſt, als ein ſtetes von ihm Weggehen und in ſofern auch als eine continuirliche Selbſtflucht, und dies iſt

der einzig entschiedene, reale Begriff, der von ihr ausgesagt werden kann. Da nun aber das ewig von Gott Wegfliehende und seinen Einfluß Fürchtende eben unser Princip des Unerkannten ist, so läßt sich nun folgender Satz aussprechen: Die Form der geraden, in sich steifen Linie ist mit dem aus der göttlichen Wunde hervorquellenden Strom des Unerkannten identisch, nur mit dem Unterschiede, daß das Seyn noch potenzvoll ist und in ihm die Kraft einer weiteren Entwicklung verborgen liegt, während die bloße Form der Linie als bloße Form vollendete, erschöpfte, gänzlich ausgeschüttete Potenz ist.

Hier tritt uns nun aber eine neue Frage entgegen. Wenn nämlich das Princip des Unerkannten nach dem Willen Gottes an einem Punkte in dem ganzen Schrecken seines unbegreiflichen Seyns hervorgehen darf und seine Existenz dann in einer ewigen Gottesflucht besteht, wohin soll es sich denn eigentlich wenden, da der Gott bis zu dem Moment der von ihm gewollten Evolution das einzig und überall Seyende ist und selbst das Evolvirte als ein durch seinen Willen außer ihm Seyendes nur ein neben ihm Seyendes seyn kann? — Ohne auf die nächstliegende Antwort, auf die Plato auch schon im Timäus von ferne hinweist, — daß nämlich die Evolution des Unerkannten nach und durch göttlichen Willen geschah — mich hier weiter einlassen zu wollen, antworte ich lieber durch nichts als eine Thatsache, d. h. durch eine Thatsache des wirklich Geschaffenen, die mir nur auf solche Weise eine gehörige Beantwortung erlangen zu können scheint. Es evolvirt sich und stürmt nämlich die gerade Linie, aus dem Gotte kommend, allerdings nirgends anders hin, als wieder in den Gott hinein. Wo sollte, wo könnte — frage ich — sie sich auch anders hinwenden? Denn davon, daß Gott allenfalls in sich ein großes vacuum, in eurer abstrakten Sprache Raum genannt, setze und bereite, um dem Princip des Unerkannten ja wo möglich alle Gelegenheit zu geben, daß es chaotisch — im schlimmen Sinn — sich selbst und alles Daseyende, nämlich alles noch nicht Daseyende durcheinander wühlen möge, kann, wie ich weiter unten zeigen werde, gar nicht die Rede seyn. Es würde hier selbst der Gott sich nicht enthalten

können, als nach dem ihm eben als Gott zukommenden τόπος immer in die Unermeßlichkeit eines solchen wüsten τόπος hereinzubrechen, wie die Nordsee am Ende aller Dünen der Holländer spottet oder die an einem Festtage aufgestellte Raumpolizey kaum den für den Fürsten aufbehaltenen Platz gegen den Andrang des Volkes zu schützen vermag. Da aber es ewig gewiß und wahr bleibt, daß zwischen dem Gotte und dem Princip des Unerkannten, so beide in ihrer Stellung verharren, eine nicht zu beendigende Feindschaft statt haben muß, so ist allerdings ein Mittel ausfindig zu machen, wie es geschehen könne, daß die evolvirte Linie des Unerkannten sich in den Gott hineinbewege. Dies Mittel aber liegt darin, daß das Princip des Unerkannten auch in Gott vorhanden ist, zwar auf andere Weise, als das evolvirte der Linie, aber nichts desto weniger doch vorhanden ist und daher wohl die Nachbarschaft dieses wilden Stromes ertragen kann. Sowie sich daher die Linie zeigt, so flieht vor ihr der eigentliche Gott im Gott zurück und läßt ihr zur Seite nur eine, sogleich auch mit quantitativer Tendenz behaftete Gränzmauer des in ihm seyenden Unerkannten stehen bleiben und dies ist die ewige Kluft, von der Abraham im Evangelium spricht, „daß die da wollten hinabfahren zu euch, können nicht und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren" (Luc. 16, 26.). Dieses Gleiche einer göttlichen Unerkanntheit, das dem Flusse des Unerkannten entgegentritt oder vielmehr zur Seite geht, ist das Princip des Fixsternhimmels und ich erinnere hier an das schon hievon gesagte.

Es haben schon die alten Philosophen, sowie auch mehrere Mystiker späterer Zeit, von den verschiedenen Luftregionen gesprochen, in die der Raum, in den wir hinausstarren, zerfalle und haben diese Regionen „die Himmel" genannt. Diese tiefen Anschauungen wurden von der späteren Zeit als Aberglaube und Schwärmerei belächelt und verspottet und als reine Ausgeburten eines verschrobenen Gehirns bezeichnet. Es ist hier nicht der Ort, eine Vertheidigung dieser Männer einzuschalten und ich begnüge mich an ein treffendes Lichtenbergisches Wort zu erinnern. Da, wo dieser, vom Standpunkt bloser, reiner Vernunft aus gesprochen, oft so barocke

Denker von der Monarchie der sogenannten gesunden Vernunft spricht, als deren Vasallen er sich bekennt, wahrt er das Interesse derer, die den Zwang derselben weit hinter sich zurückwerfen, mit folgenden Worten: „Wir nennen ihn (diesen dergestalt befreiten) einen Narren, aber das ist ein bloser Titel; er antwortet uns mit einem Lächeln und das ist sehr viel mehr.“ Nun — diese Belächler unseres starrköpfigen Sekulums sprechen unter anderen Himmeln von einem, den sie Krystallhimmel nennen. Allgemein bekannt ist es, daß die indischen Bramanen alte Formeln besitzen, nach denen sie Mondsfinsternisse und andere Bewegungen des gestirnten Himmels auf das Richtigste berechnen, ohne den eigentlichen Sinn dieser Formeln zu verstehen. Es ist ihnen damit ergangen, wie so manchen Erbadeligen, die noch das Schild führen, ohne zu wissen wofür, da es ihnen kein Gefühl innerlicher Berechtigung zuspricht. Nun ist es zwar eine überall verbreitete Annahme, daß diese Formeln Residua einer alten hohen Wissenschaft seyen. Wenn aber blos das des Namens Wissenschaft würdig ist, was ein durch die entschiedene Kraft des Bewußtseyns erworbenes Gut ist, so wage ich es, das Vorhandenseyn und das Vorhandengewesenseyn der mathematischen Formeln zwar anzuerkennen, ihren Besitz aber nicht einer selbst errungenen Wissenschaft zuzuschreiben, sondern in eine innerliche Verwandtschaft mit den höchst einfachen Verhältnissen zu setzen, die das Bewegende des ganzen Weltsystems sind. Auf einer ähnlichen, daß ich mich des sonderbaren Worts bediene, auf einer ähnlichen Gefühligkeit beruht die Benennung Krystallhimmel. — „Denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen.“ — Uns mag es vielleicht gelingen, etwas mehr in das Tiefgefühlte dieses Ausdrucks einzudringen.

Krystall heißt der Wortbedeutung nach jedes durch den Schauer eines innerlichen Frostes zu einem Festen Erstarrte. Es ist demnach ein Etwas, das in sich ein anderes war, aber durch die Kraft eines Zweiten, das, mit ihm enge verbunden, das Innerste und das Räthsel seines Daseyns als ein Höheres besaß, genöthigt wurde, die ihm von diesem zweiten bestimmte Gestaltung anzunehmen und zu behalten, so daß

ſich der Kryſtall als ein durch einen höheren Willen — dieſer Wille mag nun wirklich ein (ethiſch) höherer, oder nur ein durch potentia, nicht durch potestate (violentia, nicht vi) eigentlich blos ſtärkerer ſeyn — in einer beſtimmten Form des Daſeyns, die ihm eigentlich nicht zukam, Siſtirtes und dann Fixirtes. Es iſt die äußerſte Verwirklichung deſſen, was die Griechen ἕξις nannten. Und da nun eine ſolche gewaltſame Beſtimmung einen nie gefühlten Schmerz des Objekts hervorruft, ſo bezeichneten die Griechen das endlich gewordene mit einem Ausdruck (κρύος), der von dem einen Pol des Fiebers hergenommen iſt und auf die ſchreckliche Todesgefahr hinweiſt, die jedes Fieber in ſich beſchloſſen hält. Und wie es denn mit ſolchen wunderbar treffenden Worten zu gehen pflegt, es ging in alle neueren Sprachen über. Es iſt hier nicht unſere Aufgabe zu zeigen, wie dieſe Bedeutung auf das paßt, was unſere wiſſenſchaftliche Sprache in specie Kryſtall nennt, — ſollte dies aber eine Einſeitigkeit ſeyn, in die ſich die Natur verloren, verrannt hat, ſo wäre der Ausdruck übrigens auch in ſeiner ſpeziellen Bedeutung bereits vollkommen gerechtfertigt, — wir haben nur zu zeigen, wie jener myſtiſche Ausdruck auf unſere Gränzmauer zwiſchen dem Gotte und dem zum Werden beſtimmten Unerkannten wohl paſſen möchte. Denn dies Princip des Fixſternhimmels war es eben, das den Namen Kryſtallhimmel erhalten hatte. Es mag eine wunderliche Exiſtenz geweſen ſeyn, in die ſich dies Princip des Unerkannten, das dem Gott angehörte und in einer dieſem ähnlichen Geſtaltung vorhanden war, als es ſich auf einmal von der phyſiſchen Nähe des Gottes verlaſſen fühlte und dennoch daſſelbe geblieben war, aber ſich zugleich von der andern Seite durch die Kraft eines Seyns beſtürmt fühlte, deſſen innige Verwandtſchaft es nicht abläugnen konnte. Abwechſelnd hörte es die Stimmen: „Ja, ſollte das Gott geſagt haben? Du wirſt mit nichten des Todes ſterben: ſondern Gott weiß, daß, welches Tages du davon iſſeſt, ſo werden deine Augen aufgethan und wirſt ſeyn wie Gott und wiſſen, was gut und böſe iſt:“ — und dann wieder: „Iſt es nicht alſo? Wenn du fromm biſt, ſo biſt du angenehm; biſt du aber nicht fromm, ſo ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen,

ſondern herrſche über ſie?" — — Doch ich will die Analogie und die Spannung des Leſers nicht zu weit treiben. Denn in dem, was Plato oder Diotima bei ihm ein δαιμόνιον nennt, und das eben deßhalb μεταξύ ἐστι θεοῦ τε καὶ θνητοῦ, iſt eine ſolche Freiheit der Entſcheidung überhaupt nicht möglich. Dennoch muß ſich dieſe Region phyſiſch nach beiden Seiten hin tendirt gefühlt haben, wie der Menſch — er mag nun wollen oder nicht — in gewiſſen Jahren die geſchlechtliche Tendenz in ſich erregt fühlen muß. Aber weil es ein von dem Gott Herausgeſetztes und in Uebereinſtimmung des Seyns mit ihm Herausgeſetztes war, ſo war es mit feſten Banden an den Gott geknüpft und hätte nur dann allenfalls von ihm getrennt werden können, wenn das Unerkannte, nämlich das Unerkannte in ſeiner wahren Geſtalt, bereits zu einer Macht des Willens herangewachſen geweſen wäre. Doch dies war es eben zu jener Zeit des Werdens noch nicht, ſo daß alſo jene Kluft, jene mit dem Gott und dem Nichtgott zugleich gefüllte Kluft, ein früher von dem Gott ganz beſeſſenes, nun aber als Harniſch dem ſtürmiſchen Unerkannten in ſeiner Linientendenz an die Seite und aus dem Gott Herausgeworfenes und in dieſem Zuſtand Fixirtes war. Und hätte da dieſem merkwürdigen Mittelweſen nicht im Moment ſeiner Siſtirung ein kalter Fieberſchauer durch ſeine ganz ſcheidende Kruſte rieſeln ſollen? — Der Ausdruck Kryſtallhimmel iſt ſonach auch vor dem Forum eines wahren Verſtandes gerechtfertigt. Ja es ſcheint ſich ſogar eine geheime Verwandtſchaft deſſelben mit dem Worte Fixſternhimmel gezeigt zu haben, eine Verwandtſchaft, die, gehörig benützt, wohl auch zur Grundfläche eines neuen Beweiſes heranzuwachſen vermöchte, wenn uns nicht das noch ferne Ziel geböte, einer ſolchen Lockung ein trauriges Lebewohl zuzuſeufzen.

Um aber die myſtiſche Kryſtallinſe meiner philoſophiſch-etymologiſchen Grillen engherzigen Splitterrichtern gerechter zuzuſchleifen, wird es noch folgender Epode bedürfen, ehe ich mich zur Weiterfahrt rüſten werde.

Es könnte nämlich manchem ſcheinen, als ob das Weſentliche der Kryſtalliſation gerade in der Beſtimmung zu einer ſtereometriſchen Geſtaltung läge. Dawider läßt ſich nun

vor Allem sagen, daß diese Gestaltungen vermöge ihrer reichen Mannigfaltigkeit selbst zugestehen, daß sie nicht das punctum saliens der Krystallisation seyen. Läßt sich nun — wie es sich denn läßt — in der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen eine zusammenhängende Kette und Reihenfolge erkennen, so spricht dies wieder dafür, daß diese Fixirungen der Momente als ein Zufälliges zu betrachten seyen und daß der innere Seynszustand eines Etwas, das in eine bestimmte Form tritt, eigentlich das sey, was dieses Etwas des Prädikats der Krystallisation würdig macht. Dafür spricht die Unregelmäßigkeit in der Entwicklung der Krystalle, die sich bald in einem Plus, bald in einem Minus zu erkennen gibt, selbst am lautesten. Die starke Linientendenz, die in manchem Krystall hervortritt, der Erguß in die Breite, wie dies z. B. bei dem Glimmerschiefer der Fall ist, die Reciprocität vermischter Entwicklung des Oben und Unten und Rechts und Links, was die Krystallisation des Feldspaths so deutlich an sich wahrnehmen läßt, deuten alle auf das Streben nach extremer Fixirung hin, die durch den innern Zustand dessen, was so fixirt wird, hervorgerufen ist. So weit fortgeschritten, könnten wir vielleicht sogar sagen, daß manches in krystallinischer Form erscheint, das seinem Wesen nach bereits oder eben aufgehört hat, Krystall zu seyn; ja es könnte es uns vielleicht sogar noch ein ähnliches mit der atmosphärischen Luft begegnen. Man hat in neuerer Zeit die Krystallisation, oder um in unserer Anschauung fortzusprechen, die krystallinische Form in engere Verbindung mit der Formentwicklung der Vegetation zu setzen gesucht. Hier ließe sich wohl nachweisen, — nur daß bei uns nicht der Ort dazu ist — daß in der Vegetation nur krystallinische Form geblieben ist, der Schauer krystallinischen Wesens aber bereits in dem Reich der eigentlichen Krystallisation zu Grabe gegangen ist. Denn das κρύος einer festgebannten Natur ist nie das Gewollte, sondern immer nur das, dessen Nothwendigkeit der Entstehung eines höheren Zweckes willen zugestanden worden ist und dem deßhalb ein früherer oder späterer Untergang geweissagt werden kann. — Und so könnte hier in unserem Falle sogar, der Bruch des Krystallhimmels zum eigentlichen Fixsternhimmel — ein Bruch, der durch den Umsturz der Sünde

nothwendig geworden war, — bereits als der erste Akt der Aufhebung dieses Krystallhimmels betrachtet werden. Und hier ließen sich wohl einige wichtige, nicht uninteressante Blicke hinausthun in das Werden des neuen Himmels und der neuen Erde, wenn wir nicht mit Gewalt in den Zusammenhang zurückgedrängt würden. —

Wir waren in unserer Darstellung bis zum ersten wundersamen Wettlauf vorgedrungen, der sich in dem Werden des Seyns entwickelte. Hier das stete zu Entkommen-Suchen der Linie des Unerkannten und ihr zur Seite immer die begränzende Scheide des Krystallhimmels. Wir sprachen schon von der Ohnmacht der reinen Mathematik der Linie und dem Kreise gegenüber. Jetzt sind wir auf einen Punkt fast gleicher Ohnmacht gestoßen. Der Beweis für die Parallellinien ist selbst nach dem Geständniß bedeutender Mathematiker immer nur ein halber und selbst die verschiedenen Definitionen, von denen unter den mir bekannten wenigstens keine besser ist als die Euklidische, leiden an gleicher Halbheit. Und dies ist sehr begreiflich. Ein mathematischer Satz oder besser ausgedrückt eine mathematische Erscheinung, welche die Mitte einnimmt zwischen Linie und Kreis, kann, wenn die Linie und der Kreis in ihrer mathematischen Existenz fast erschüttert sind, kein besseres Loos als ihre Gränznachbaren erfahren. Wie hätte auch eine Wissenschaft, der das Wesen der einfachen geraden Linie — daß ich es nur sage — unerklärlich war, wie hätte diese das höhere Geheimniß unzertrennlicher und doch wieder auf ewig geschiedener Linien erkennen können? Ebenso wenig, als unsere Theologie mit den Parallelbegriffen von göttlichem Zorn und göttlicher Barmherzigkeit zu Stande kommen wird, ehe ihr der Einheitspunkt dessen klar geworden seyn wird, was ein göttliches Attribut genannt wird, da ja ein solches Attribut weiter nichts heißt, als eine Äußerung des Alles Vermögenden. Nur wer die Parallellinien als einen historischen Zustand des Seyns, das in einem Werden begriffen ist, anzusehen vermag und ihnen als solchen keine ewige, sondern zeitliche Wahrheit beilegt, darf hoffen zur Klarheit dieses Begriffes und Seyns hindurchzudringen. Ihm wird überhaupt die Freude werden, eine Befreiung von dem

drückenden Zwang mathematiſcher Nothwendigkeit zu erlangen, die ihn früher auf allen ſeinen Schritten verfolgte, ſo daß er unter dieſer Laſt wie ein Spinoza ſeufzte und immer fort bewies und bewies, ohne wahres Ende und wahres Reſultat zu finden. Unzertrennlichkeit und ewige Trennung: das iſt das Räthſelwort, welches das Geheimniß der Parallelen löſt. Wer hier Gottes ethiſche Nöthigung erkennt, wird ihr überall wieder begegnen können. Aber dieſe Erſcheinung einer Unzertrennlichkeit und doch ewiger Scheidung vermöchte den ſtärkſten Verſtand zum Narren zu machen, wenn ſie zu einem in alle Unendlichkeit Fortlaufenden würde. Hier iſt es, wo jedem das Ungereimte der Definition auffallen muß: Parallel ſind gerade Linien, die in derſelben Ebene liegen und, ſoweit ſie auch an beiden Seiten verlängert werden, doch an keiner Seite zuſammentreffen. Es muß der Gott nebeneinkommen und es durch irgend etwas dahin zu bringen ſuchen, daß das Princip des Unerkannten von der Starrheit ſeiner Richtung laſſe und ſich in eine Form begebe, die Faßlichkeit an ſich trägt.

Wie kommt aber der Gott nebenein? Obgleich zu keiner Zeit mehr über die pluralité des mondes gefabelt wurde, als es heute zu Tage geſchieht, ſo iſt doch wohl den wenigſten Liebhabern einer ſolchen, auch geiſtigen Ungemeſſenheit der Gedanke gekommen, wie es ſich denn da mit der pluralité (Trinität) des Gottes verhalten möge. Ja ſolche wären wohl im Stande einem tiefer Sehenden ihres Geſchlechts den Vorwurf des Polytheismus zu machen, während ſie die entgegengehaltene Frage: wie ſie ihre Polydemiurgie erklären wollten, nicht einmal verſtehen könnten. Aber ſaget ihr mir nicht, ob die Taufe Johannis vom Himmel war oder nicht? ſo ſage ich euch auch nicht, aus was für Macht ich das thue. Wie der Gott ſich vom Gotte trennt und anfängt gegen die evolvirten Linienpotenzen des Unerkannten, ſowie gegen dies Unerkanntſeyn ſelbſt zu wirken, wird Aufgabe einer, vielleicht meiner zukünftigen Kosmogonie ſeyn. Hier müſſen wir uns begnügen, das Factum allein hinzuſtellen und in ſeiner Stellung zu fixiren. Es macht ſich nämlich der Gott, der ja die Linienpotenz ſelbſt geſetzt hat, auf, um, nachdem er durch ein blos

passives Wirken von seiner Seite — denn er hatte ja nur dem Unerkannten einen Ausweg aus seiner Gottheit eröffnet — den Anfang der Schöpfung gemacht hatte, um diese durch ein aktives Eingreifen weiter zu führen und zu vollenden. Still und leicht durchgeht er die Region des Krystallhimmels. Denn diese konnte ihm keinen Widerstand entgegensetzen, da er zwar ein aus Gott heraus Evolvirtes war, aber noch dieselbe Gestalt und Tendenz hatte, die er als in Gott involvirt an sich trug. Es war ein leichterer Weg, als der ist, welchen das Tag spendende Licht durch die unsichtbare Körperlichkeit des Äthers ungehindert zurücklegt. Doch wie ein guter Gotteswille in der Brust eines Menschen sich erhebt und, nachdem er an allen Klippen des innerlichen Widerstrebens glücklich vorbeigekommen ist, endlich an der ungemessenen Kraft einer gewaltig evolvirten Leidenschaft den heftigsten Widerstand findet, so suchte bei der ersten und leisesten Berührung das Princip des Unerkannten sich der Einwirkung des Gottes auf das gewaltsamste zu entziehen, einer rasch umgedrehten Scheibe vergleichbar, die jede Annäherung irgend eines Körpers mit Ungestümm zurückstößt. Es mußte sich daher der Gott, wollte er anders nicht die Linie ohne allen Effekt wieder in sein ewiges Seyn zurückströmen lassen, er mußte sich dem wilden Strome anbequemen und sich herablassen, an seinem Streben Antheil zu nehmen, ihm in seine Entfremdung folgen und, indem er so sich etwas von seinem Gottseyn vergab, selbst aufhören, nach einer Seite hin Gott zu seyn, und einen kreatürlichen d. h. gewordenen Schein an sich nehmen. Dadurch erreichte er aber ein Doppeltes. Es gelang ihm nämlich dadurch von nun an nicht nur die ausgeschüttete Potenz der Linie zu brechen und so den Anfang zu ihrer Besiegung zu machen, sondern es mußte die in der Form der Linie noch verborgene Tendenz eines furchtbaren, über Alles hinausstrebenden Seyns sich entschließen, von diesem unfruchtbaren Wollen zu lassen, da der Gott sich ihm gegenüber seiner absoluten Herrschaft begeben hatte.

Es liegt uns daher ob, diese zwei Seiten des Unerkannten zu verfolgen, die formelle und die eines verborgenen, po-

tenziellen Seyns. Denn hier ſtehen wir an den verborgenen Quellen des Aethers.

Wenn beide Faktoren, deren Zuſammentreffen wir nun im Fluge beſchrieben haben, um bei einander bleiben zu können, beide von ihren extremſten Erſcheinungsweiſen laſſen müſſen, ſo iſt es natürlich, daß der Gottesfaktor, der ohnehin der zweitwirkende war, es nicht dahin bringen kann, daß das Unerkannte von ſeiner Linientendenz laſſe, ſondern ſich begnügen muß, wenn dieſe Tendenz zu einer andern wird und ſich, in ihrer Starrheit gebrochen, anläßt, zu einer in ſich zurücklaufenden Linie zu werden, die aber immer nach Außen ſtrebend noch eine Tangentialkraft beibehält, ſo daß ſich im ganzen Kreislauf des Unerkannten an jedem Punkt das Wunder eines ſteten Sterbens und Wiederauflebens, eines fortgeſetzten Gebrochenwerdens und doch eines Nichtgebrochenſeyns wiederholt. Alle Sätze, die jemals von den Aſtronomen über Centrifugalkraft, Centripedalkraft, Schwere ꝛc. ausgeſprochen wurden, ſind ganz wahr, nur daß nicht der Wirkungspunkt der Centrifugalkraft in einer unbeſtimmten Form außerhalb des Kreislaufs liege und der der Centralpedalkraft an einem geheimen Ort innerhalb der Rotation ſich verſtecke, ſondern daß beide in dem Punkte des jedesmaligen Seyns gegenwärtig vereinigt ſind.

Auch hier hat es ſich wiederum bewieſen, wie das Ergriffenſeyn von einer großen Idee, trage ſie auch in ſich den Keim der Unwahrheit, größeres und höheres leiſte, als die Sicherheit der demonſtrirbarſten mathematiſchen Abſtraktion. Kein Franzoſe, der ſich jemals erkühnte, das Ganze der Welt in einer großen Eins zuſammenzufaſſen, hat das erreicht, wozu es Büffon brachte, der ohne zu ſtraucheln auf der haarbreiten Gränzſcheide des Mechanismus und der Dynamik hinläuft und ſo zwar nicht die Wahrheit gewann, aber doch Nebel zerſtreuende Blicke in beide Reiche werfen konnte. Er zerreißt wenigſtens nicht völlig die Einheit des Centripedalen und Centrifugalen. Zwar läßt er einen Cometen die Centrifugalaktion hervorrufen, aber dieſer entflieht für immer nach geſchehener That. In einem großen Moment, in dem Zuſammentreffen der Sonne mit dem Cometen, in dieſer einen

That des Werdens unſeres Planetenſyſtems liegt das Princip der Entzweiung und Wiedervereinigung. Mag auch der Comet aus weiten Fernen herbeigetrieben worden ſeyn, dies iſt einerlei. Es iſt zunächſt nicht die Frage, wie ſich das Prius der Schöpfung verhalte, das Faktum ſelbſt ſehnt ſich vor Allem nach Löſung. Auch gebe ich ja Büffon nicht das volle Prärogativ der gefundenen Wahrheit. Und doch welche Wahrheit hat er verkündigt! Es iſt ja die Sonne der Keim alles Seyns, ſie iſt ja die große Gotteswunde, die der Gott an und in ſich ſchlug, die den unendlichen Strom des Unerkannten aus ſich entließ und endlich losgeriſſen objektive Bedeutung und realen Beſtand erhielt. Sie iſt es ja, die durch eine neue Vereinigung des Gottes mit dem Unerkannten, durch eine Zurücktreibung des wallenden Stroms zu einem negativen Zeichen, zu jener ungeheueren Quelle elaſtiſchen Lichtes wurde, und ſo dem Seyn jenen gewaltigen Sieg verſchaffte, daß es nicht von einer völlig dunkeln, ſondern leuchtenden Baſis der Exiſtenz getragen wird. Das Wie und die Beweiſe gehören nicht hieher, ſie ſollen einſtens an einem anderen Orte aufgeſtellt werden. Es gibt aber keine Theorie irgend eines mathematiſchen Empirikers, die je zu einer ſolchen Tiefe und Wahrheit in den Anſchauungen vom Werden unſeres Planetenſyſtems vorgedrungen wäre, als dies dem ſchwärmenden Büffon gelungen iſt, da ſelbſt Newton da, wo er am größeſten iſt, aufhört, bloſer Mathematiker zu ſeyn, und Philoſoph wird, wie ja ſchon der Titel ſeines großen Werkes: principia mathematica philosophiae naturalis dieſe Vermiſchung zweier Charaktere auf das Deutlichſte ausſpricht. —

Indem nun beide Faktoren etwas von ihrem einſeitigen Willen laſſen, wird die Linie des Unerkannten zu einer in ſich zurücklaufenden Linie geſtürzt und ſo das, was gewöhnlich die zweite Dimenſion genannt wird, erfüllt. Es gibt überhaupt von in ſich zurücklaufenden Linien, die ſtets Tangentialkraft und Centripetaltendenz in gleichem Verhältniß an einem Punkte vereinigen, nur zwei, den Kreis und die Ellipſe. Alle anderen Linien, die in der zweiten Dimenſion beſchloſſen liegen und dennoch in ſich zurücklaufen, heben den Charakter des Continuirlichen in ſich auf, indem ihr Daſeyn ein Akt der

Willkühr und nicht eine Produktion der Nothwendigkeit ist. Es ließe sich nun die Frage aufwerfen: Warum solcher Linien nur zwei sind und das Seyn des Unerkannten genöthigt wird, eine derselben mit Ausschluß aller anderen Möglichkeiten anzunehmen? Die Antwort ist leicht. Zwischen der Tendenz der starren, geraden Linie und der in sich zurücklaufenden ist eine Reihe auf- und absteigender Möglichkeiten von Existenzen der verschiedensten Formen von Beugungen. Hier ist es dann einerley, wo das Band einer in sich zurücklaufenden Linie gebrochen wird und die immer größere Annäherung an eine unermeßliche Tendenz erfolgt. Denn auch, wie derjenige, der in alles Bisherige eingedrungen ist, wohl einsehen wird, — denn auch die Form trägt in sich das doppelte Princip des νοῦς, der wie Plato sagt, βασιλεύς ἐστιν οὐρανοῦ τε καὶ γῆς, und unseres verzehrenden ἄπειρον. Einmal muß dieses, wenn wir uns zwei Ketten denken, die durch unendliche Dezimalstellen vom 0 zum 1 und vom 1 zum 0 fortschreiten, die Geschlossenheit qualitativer Vollendung durchbrechen, da es so noch lange genug die Knechtschaft aller denkbaren Parabeln, Hyperbeln und Curven an sich tragen muß. Daß dem aber bei allen gebrochenen Linien so sey, von denen jede einzelne in ihrem Verlaufe und alle zusammen in ihrem Conner das wahre Princip der Continuität an sich tragen, erhält seinen Beweis in dem aufgefundenen mathematischen Gesetz des auf- und absteigenden Verhältnisses der Centripetal- und Centrifugalkraft, indem, wenn die Kraft, womit ein Körper von einem andern gezogen wird, derjenigen gleich ist, womit er von demselben sich zu entfernen strebt, er einen Kreis um denselben beschreibt: verhält sich erstere Kraft zur letzteren, wie Eins zu einer Zahl die größer als Eins und kleiner als die Quadratwurzel aus Zwei ist, so beschreibt er eine Ellipse; ist die letztere Zahl genau die Quadratwurzel aus Zwei, eine Parabel und der Körper kehrt nie nach dem ziehenden zurück; wird die Zahl noch größer, so werden die Bahnen Hyperbeln, die ebenfalls keine Rückkehr verstatten. Hier wäre der Ort, an welchem eine Betrachtung derjenigen Aethererscheinungen anzuknüpfen wäre, die nach den Beobachtungen einiger Astronomen in Parabeln und Hyperbeln sich um die Sonne gebo-

gen haben ſollen. Doch es drängt uns der Verfolg und nur die Bemerkung iſt geſtattet, daß, wenn wirklich ſolche Körper exiſtiren, ihr Untergang ſchon innerhalb der Gränzen der Zeit gewiß iſt, da ſie ſich nothwendig in die geſchaffene Raumsgränze, in die Sphäre des Kryſtallhimmels verlieren und da auflöſen mögen. Wohl mag es aber möglich ſeyn, daß, ſeit jener großen Veränderung durch die Sünde, ein beſtändiges Lostrennen ätheriſcher Lufterſcheinungen von der hohlen Seite des Kryſtallhimmels ſtatt findet, die aber durch ihr ungeſetzliches Werden ſchon im Entſtehen der zukünftigen Auflöſung und Vernichtung verfallen ſind. —

Nachdem wir nun geſehen haben, daß die Linie des Unerkannten zu einer in ſich zurücklaufenden Linie gebrochen iſt, wird es uns nicht ſchwer fallen, zu erkennen, daß die entſtehende Fläche, die entlang ihres ganzen Seyns, wie eine gedrehte Hornſcheibe des Drechslers, der Bewegung der Gränze folgt, ſo daß ſie aus lauter concentriſchen in ſich zurücklaufenden Linien beſteht, daß dieſe Fläche eine Ellipſenfläche iſt. Denn da, wie wir eben ſahen, in der Ellipſe ſich Centripetalkraft zur Centrifugalkraft verhält, wie Eins zu der Wurzel einer Zahl, die größer als Eins, aber kleiner als Zwei iſt, ſo folgt daraus auf das Entſchiedendſte, daß die Priorität in der Evolution des Unerkannten die Ellipſentendenz hervorruft, da ja hiedurch ein ſolches Verhältniß der beiden Kräfte geſetzt iſt. Daß dieſe Ellipſentendenz nicht allzu excentriſch iſt, läßt ſich ſchon aus den keineswegs ſehr excentriſchen Bahnen der Erde und der Planeten ſchließen, indem ja auch die Priorität der Evolution von Seiten des Unerkannten nur ein Moment iſt. Und ſo können wir denn endlich den Ausſpruch thun, daß die Urform, das heißt die erſte Form des Aethers die elliptiſche iſt. Denn das erſte Werdende und inſofern der Schoos alles Zukünftigen iſt, wie wir anfangs gezeigt, der Aether. Nimmt nun das erſt Gewordene, d. i. die erſte Einheit der beiden Faktoren elliptiſche Geſtaltung, ſo müſſen wir nothwendig dieſe Geſtaltung vom Aether ausſagen. Daß aber wirklich der Aether dies Erſte iſt, dafür will ich nur kürzlich noch folgendes zum Beweis beibringen: Gründe, die zwar von unſerer atmoſphäriſchen

Luft hergenommen ſind, die aber, da dieſe weiter nichts iſt, als ein Aether, der terreſtriſche Bezüglichkeit an ſich trägt, Gründe von vollſtändig beweiſender Kraft ſind.

Wenn nämlich die erſte Formgebung und Begränzung des Gewordenen die Natur der geraden Linie in der ſtets nach Außen ſtrebenden Tangentialkraft an ſich trägt und nur durch ihr Gebrochenſeyn zeigt, daß die Kraft des Gottes an ihr wirkt und Theil nimmt, ſo muß auch die Einheit beider Faktoren ihrer Weſenheit nach eine gleiche Doppelheit der Tendenz an ſich tragen. Jedermann weiß, daß die Atmoſphäriſche Luft aus Sauerſtoff und Stickſtoff beſteht: jedermann weiß auch, welche Mühe das unlösliche X dieſes letzteren den Chemikern gekoſtet hat und noch koſtet. Es muß aber dies Princip eine ſolche Unerklärlichkeit, ein ſolches Dunkel des Seyns an ſich tragen, da ja in dem Aether das Subſtrat, welches eben unſer Unerkanntes iſt, dem Seyn des Unerkannten noch am nächſten ſteht. Die Franzoſen haben dies Princip der Luft azote genannt und zwar aus dem Grund, weil jedes lebende Weſen, das in ſeine Tiefe verſenkt wird, ſogleich dem Tode anheimgegeben iſt. Vielleicht hat aber hier ein gewiſſer Inſtinkt die Benenner geleitet. Denn das Azote iſt dadurch ein Lebloſes, ein blos mit der Negation des Nichtlebens, keineswegs mit der des abſoluten Todes behaftetes, weil ihm gewaltſam ſeine eigenthümliche Natur zu ſeyn geraubt und es nun in einen ihm unangenehmen Zuſtand verſetzt iſt, hinter dem es ſeine eigentliche Natur verſteckt, um, ſobald ſich ihm nur eine Gelegenheit dazu darbietet, augenblicklich aus ſeinen Schlupfwinkeln hervorzubrechen und Alles in eine ſchreckliche Nacht zu begraben. Seine Exiſtenz kann der eines Waſſertropfens verglichen werden, der auf einen weißglühenden Stahl herabfällt. Denn kaum hat bekanntlich dieſer die ihm ganz fremde und entgegengeſetzte Natur furchtbarer Gluthhitze nur berührt, ſo faſt er ſich in ſich ſelbſt zuſammen, ballt ſich zu einer Kugel und bewegt ſich im Zuſtand beſtändigen Abſtoßens auf dem Eiſen umher, bis er endlich in Dampf zerſtiebt. In dieſem Zuſtande des Zuſammenballens, in ſich die Tendenz der gewaltſamſten Expanſion bewahrend, erhält ſich das Azote fortwährend der heilſamen

Gottes-Kraft des Sauerstoffs gegenüber, der als der beständig gute und lautere Wille durch alle Verwandlungen der Natur hindurch derselbe bleibt und aus seiner reichen Lebensfülle nach allen Seiten hin Leben spendet. Man sieht, wie die innerliche Wesenheit des Aethers, indem in ihm die Principien, welche sich in der atmosphärischen Luft als Sauer- und Stickstoff manifestiren, ganz ähnlich, nur in erhöhter Reinheit des Gegensatzes, so z. B. ohne allen Beisatz von Kohle und Wasserdünsten vorhanden sind, gänzlich übereinstimmend ist mit der Natur der ihm aufgedrückten Gestaltung einer stets nach außen hin drängenden und immer nach Innen hinein gehaltenen Ellipsentendenz, so daß dies nur ein neuer Beweis des oben ausgesprochenen Satzes ist von der strengen Identität des Seyns und der Form, indem nur in dem Seyn noch ein Ueberschuß verborgener Potenzialität liegt, während die Form eine völlig entleerte Potenz ist. —

Es könnte nun aber jemand gegen das bis jetzt erreichte Resultat, daß nämlich die Ellipse die Urform des Aethers ist, folgenden höchst wichtigen, wenigstens höchst wichtig scheinenden Einwurf erheben, wenn er diese Sprache führte: In deiner Exposition herrscht ein merkwürdiger Widerspruch gegen die Wirklichkeit der Erscheinung. Denn es erscheint ja in der Natur der Aether als das freiste, leichteste, beweglichste, und du gibst ihm die bestimmteste, fixirteste Form. Der Hauptkraft dieses Einwurfes begegnen wir aber schon durch die Antwort, daß wir sagen, wir fassen eben den Aether in einem Momente auf, wo diese Beweglichkeit seines Seyns sich eben, weil er so beweglich ist, einem Zuge völlig dahin gegeben hat — der stets in sich herumgetriebenen, okeanischen Ellipsenrichtung. Einen andern Wind — und der Wind ist es doch, der die Ruhe, oder wie unser Gegner meint, die Fixirung des Aethers stört — einen andern Wind als eben den starken Zug der Ellipsenbewegung hat das erst gewordene Seyn noch gar nicht kennen gelernt. Ja, aber wenn sich nun eben einer erhübe? Nun es soll, es darf sich eben keiner erheben. Und hier kommen wir auf einen zweiten Punkt, der die Opposition unseres Gegners noch mehr bricht. Jeder Wind oder Sturm, der sich in einer anderen

Richtung oder anderswoher erheben würde, wäre ein nicht gewollter, und, daß nun unsere Luft von solchen aus allen Weltgegenden daher brausenden Winden bewegt wird, ist eben der Effekt einer nicht gewollten That. Und so werden wir denn auch hier wiederum auf jenes Aeußerste geführt, auf das wir im Verlaufe unserer Entwicklung schon einige Male gekommen sind. Dieses Aeußerste gibt uns aber auch wiederum neue Waffen in die Hände. Nun treten wir geradezu auf die Seite unseres Gegners und geben ihm ganz Recht. Denn allerdings ist der überall hervorgebrochene Sturm der Zerrüttung der entschiedenste Feind der schönen, geregelten Aethergestaltung. Ja, und wenn es nur das allein wäre, wenn nur äußerliche Windsbräute blos die Ordnung des Aethers stören würden: aber da hat er in sich, in seinen eigenen Tiefen, die Macht einer furchtbaren Opposition erhoben und seine schöne, klare Gliederung nach allen Seiten auseinandergesprengt, so daß er zu einem wüsten und wilden Meer und verwirrenden Chaos entstellt ist, durch das aber dennoch stets der Geist friedlicher Ordnung hindurchweht, so daß in immer neuer Ellipsengestaltung der Aether dem geräuschlosen Zug der Planeten durch seine eigenen weiten Räume folgt, wie das einsame Schiff auf dem Weltmeer während der Nacht seinen langen, leuchtenden Feuerstreif hinter sich zurückläßt.

Und so glauben wir fürs erste, diesem Haupteinwurf — denn uns bei geringeren aufzuhalten, ist hier nicht der Ort dazu — glücklich begegnet zu seyn. Die Folge wird unsere Ansicht noch mehr rechtfertigen, da wir selbst uns veranlaßt finden werden, dem Aether eine noch größere Beweglichkeit zuzuschreiben, als es vielleicht unser Gegner that. Denn obgleich wir nun den Aether seinem Wesen, seinem Werden und seiner Form nach erforscht haben, so sind wir noch nicht zum Ende dieser Untersuchung gekommen, da es ja nicht der Aether ist, den wir als Substrat, als das reelle Substrat unserer Sprache haben. Der Aether ist uns in dieser Beziehung unendlich fern; wir haben es nur mit unserer atmosphärischen Luft zu thun, in der wir leben, weben und sind. Und diese ist kein reiner Aether, sondern ein an unsere Erde geketteter, der deßhalb mit terrestrischer Bezüglichkeit behaftet

ist. Es bleibt uns demnach noch die Aufgabe zu lösen übrig: Wie die terrestrische Luft aus dem Aether hervorgeht, woraus sich von selbst alle Attribute und Verhältnißexponenten unserer irdischen Luft ergeben werden. Dadurch werden wir aber veranlaßt, den ganzen Lauf der Schöpfung bis zum Hervortreten unserer Erde zu verfolgen, da sie es ja ist, durch welche eben das Wesen des Aethers zur Luft modificirt wird. Es ist dies eigentlich die Aufgabe einer Kosmogonie und soll auch später in einer solchen mit aller möglichen Umständlichkeit für schwache Augen und verdorbene Magen durchgeführt werden. Hier dürfen nur die Rudimente und στοιχεῖα werdender Gestaltung verfolgt werden. —

Jede gegebene Form hat zweierlei Verhaltungsweisen gegen sich selbst: entweder sie ist mit einer gewissen Spannung in sich selbst beschlossen und so ein nothgedrungener Knecht ihrer eigenen Existenz, oder sie verhält sich frei, unabhängig, gleichgültig gegen sich selbst. Nur dies letzte Seyn ist das wahre und ein solches, das mit einiger Hoffnung auf Bestand sich schmeicheln darf, da nur ein solcher Zustand von Selbstbesitz und Freiheit zeugt. Nach dem Apostel Paulus ist nur dem der Genuß des Götzenopfers keine Sünde, der ihn sich nicht zur Sünde macht. So ist auch die Tendenz einer in sich selbst zurücklaufenden Linie von gedoppelter Art. Diejenige Ellipse, die ihr ganzes Bestreben dem Centrum zugewandt hat, ist frei gegen ihr eigenes Ellipsen-Seyn: ihre Tangentialkraft ist nur noch insofern wirksam, als sie Tangentialkraft seyn muß, damit die Ellipse nicht aufhört, in der That Ellipse zu seyn. Anders steht es mit der Ellipse, deren Tangentialkraft nur genöthigt wurde, sich dieser Form zu unterziehen. Ihr ewiges Streben ist es, die Relation zwischen der Peripherie und dem Centrum aufzuheben, damit die Tangentialkraft sich in der ganzen Kraft einseitiger Richtung allein geltend machen könne. Wo dies Bestreben von Anfang an in der Natur vorhanden und thätig war, — denn bei gar vielen Dingen in ihr ist der Ausspruch geltend zu machen, den einst Christus that: ἀπ' ἀρχῆς δὲ οὐ γέγονεν οὕτω — da hat es ein Recht zu existiren: da muß es, wenn dies Recht mit seiner ganzen Macht hervorbricht, Schritt vor

Schritt überwunden werden, da die bändigende Gotteskraft, welche zur ſtarren Linie getreten iſt, nicht kam, um das Geſetz aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Mit zerſtörender Kraft — denn unſere Aetherellipſe iſt eine ſolche, welche alle Tendenz zum Centrum aufzuheben bemüht iſt — erhebt ſich die nicht im Kern ihres Weſens überwundene Gewalt des Stickſtoffs und wirkt, um allen Conner mit dem Mittelpunkt zu zerreißen, nach außen. Hier aber iſt ſie ſchon räumlich gehemmt durch das ihr wie eine Mauer entgegentretende Princip des Kryſtallhimmels, ſo daß ſie an dieſer Gränze und gegen dieſe Gränze mit wildem Unverſtande vergebens antobt und, da es ihr nicht möglich iſt, den Widerſpruch dieſer Gränze zu zerbrechen, ſie es auch flieht, ſich nach innen hin dem Centrum zuzuwenden, ſich lieber längſt der inneren hohlen Fläche des Kryſtallhimmels gleich einer unglücksſchwangern Gewitterwolke verbreitet. Aber wohin ſich auch dies in ſeiner ganzen Stärke wieder erwachte Princip des Unerkannten wenden möge, nimmer kann es, von allen Seiten eingeſchloſſen und zwiſchen ſeine Feinde ganz eigentlich eingekeilt, dem Arme der ſich ihm liebend, aber mit großem Ernſte vermählenden Gotteskraft entfliehen. Durch die erſte Niederlage ſchon im Herzen ſeines Widerſpruches angegriffen und durch dieſe Schwächung bereits zu einer offeneren, aber deßhalb potenzleereren Evolution aller ſeiner Charaktere genöthigt, verliert es endlich alle Macht des Widerſtandes, und die zu der herrlichſten, in den ſchönſten Farben eigener Gluth ſpielenden Seifenblaſe aufgetriebene Dunſtkugel des Unerkannten zerfließt in einen gelaſſenen, für alle Oppoſition erſchlafften Regentropfen, und ſeine gelöſchte Gluth verbreitet ſich in ſtarken, aber in ſich ſelbſt zuſammengefallenen Waſſerſtrömen über die innere Fläche der wahren, großen Weltkugel, indem dieſe Ströme die ſchon lange angeregte Evolution der dritten Dimenſion vollenden. Denn wenn wir in der erſten Erregung der ſtarren Linie des Unerkannten und in dem Entgegentreten der unerſchütterlichen Schranke des Kryſtallhimmels nach jener alten heiligen Urkunde die anfängliche Schöpfung des Himmels und der Erde auffanden und dann in dem Entgegenarbeiten der hehren Gotteskraft gegen die Starrheit der

Linienpotenz und in ihrem endlichen Siege jene starke Herrscherstimme vernahmen: Es werde Licht: und siehe es ward Licht, so trennt hier der Gott, durch seine dritte Schöpfungsthat, das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste (dem Krystallhimmel), auf daß ein Unterschied sey zwischen den Wassern. Und es geschahe also.

Wir haben im Vorigen von der vollständigen Erfüllung der Dimensionen gesprochen. Diese werden gewöhnlich als eine Dreizahl bezeichnet — warum drei? — und als die ersten Attribute des Raums angesehen. — Was ist Raum? — Wir können uns dieser Zwischenfrage nicht entschlagen, da sie schon allein für die Bestimmung des Tones, der wir uns später nicht werden entziehen können, von größter Wichtigkeit ist. Die gewöhnlichste Bestimmung mag nun wohl die seyn, „daß der absolute Raum unabhängig von dem Daseyn aller Materie und selbst als der erste Grund der Möglichkeit ihrer Zusammensetzung eine eigene Realität habe.“ Wollten wir auch abstehen von unserer bereits gewonnenen, realen Basis alles Seyns, so könnten wir uns ein solches Seyn des Raums dennoch gar nicht anders denken als ein absolutes Nichtseyn alles Seyns. Denn der Raum kann weder das erst Seyende seyn, noch kann er das Geschaffene seyn, da jenes überhaupt, wie man besonders in unsern Tagen so gern — quantum est in rebus inane — so gern zugeben wird, — ein über allen Raum und alle Zeit Erhabenes ist, das letztere aber als das im Raum Seyende doch nicht wohl dieser selbst seyn kann. Es ist also der Raum ein absolutes Nichtseyn und in sofern wohl gar nichts, als ein reines Nichts — vielleicht das Nichts, welches nicht einmal in Gedanken gefaßt werden kann. Und nun gar nach unseren Begriffen! — Hier könnte der Raum nichts seyn, als eine ungeheuere, undenkbare Oede, die der Gott in sich macht. Aber Blähungen sind nur eine Zugabe des Menschenleibes, der Gott ist frei gegen alle Perturbationen seines Inneren. Wenn schon der Mensch die Kraft besitzt, mit den geringsten Mitteln das Höchste zu erreichen und den kürzesten Weg einzuschlagen, so sollten diese ersten Rudimente aller Oekonomie dem Gotte fremd seyn? Und haben wir nicht den kürzesten Weg des Anfangs aller

Schöpfung aufgezeichnet? Wenn ein Gott das Seyn des Waſſers in den Krügen durch einen Akt des Willens in ein Seyn des Weins verwandeln kann, ſo daß ohne alle allmählige Flucht des Einen das Andere eintritt, ſondern dies jenes wird, ſo iſt es der Natur der Sache gemäß, daß der Gott ſeinem ſteten Zurückziehen das Vorrücken des anderen Seyns auf dem Fuße nachfolgen läßt. Deßhalb hat einer unſerer Brüder den Raum feierlich als ein ſeyendes beſtättigt und dann uno tenore — ich weiß nicht ob aus göttlicher Thorheit oder menſchlicher Weisheit — wieder aufgehoben, indem er ihn nur als die Relation ſeines Subjekts zum Objekt und alſo urſprünglich zum Ding an ſich erklärte. O um des apokalyptiſchen Thiers, das iſt und nicht iſt! — und doch welcher Schatz der Weisheit liegt in dieſem ſpekulativen Widerſpruch verborgen! Denn ſieht nicht unter dieſer Moſis-Decke ſonnenklar der gewaltige Satz hervor: Das Seyn des Raums iſt nichts, iſt leidige Abſtraktion: — das, was dem Raum einen Schein des Seyns verleiht, iſt nichts als das pure, lautere, wahre, ächte Seyn des Objekts. Der Raum iſt alſo eigentlich Nichts und ein Raummaaß ein Unding. Sollte wirklich jemals irgendwo in der Natur von einem leeren, völlig entleerten Raum die Rede ſeyn können, ſo wäre dies nur Reſultat einer ungeheueren Krankheit oder vielmehr dieſe Krankheit ſelbſt. Denn Fülle, Reichthum an inneren Schätzen — das iſt die Sehnſucht der ganzen Natur, alles Seyns. Aber der Raum iſt ein Entblößtſeyn von aller Innerlichkeit und wäre, würde er hervortreten, der verwirklichte, objektivirte horror vacui. Hieraus folgt nun zunächſt, daß das, was gewöhnlich als Attribut des Raums angeſehen wird, die ſogenannten drei Dimenſionen nicht Attribute des Raumes ſind, ſondern Attribute des von Gott geſetzten Seyns.

Was heißt aber Dimenſion? — Und warum drei? — Es ſey mir gegönnt, hier ein Selbſtbekenntniß zu thun. Daß es in der Lateiniſchen Sprache fünf Deklinationen gebe, hat mich beim Erlernen derſelben wenig geſtört. Als ich aber ſpäter im Griechiſchen drei fand, erregte dies mir bereits Bedenken, und ich hatte eine leiſe Ahndung deſſen, daß es nur eine Abbeugung gebe, die aber in den mannigfachſten Verklei-

dungen erſcheine. Wo wir auf eine Zahl ſtoßen, muß uns natürlich die Beſchränkung, unter der uns irgend ein Seyn entgegentritt, auffallen. Immer wird der Weiterſehende darunter die Ruhe der Einheit vermuthen oder das freie Spiel der Mannigfaltigkeit. Wenn daher Dimenſion auf die äußerſte Beſtimmung zurückgebracht nichts heißt als Richtung, ſo fragt ſich, was hinter dem Satz verborgen liegt: Jedes Seyn, das Ausdehnung an ſich trägt, iſt durch drei Richtungen bedingt. Da von einem Seyn, einem Etwas die Rede iſt, an welchem eben die Richtungen ſind, ſo folgt daraus, daß der innerſte Punkt dieſes Seyns der Ausgangspunkt der drei Richtungen oder Dimenſionen iſt. Von dieſem Punkte gehen aber nach allen, allen Seiten unzählige Richtungen hin. Warum iſt alſo gerade von dreien die Rede, von denen der Länge, Breite und Höhe, oder, anders ausgedrückt, von den drei Relationen des Vornen und Hinten, Oben und Unten, Links und Rechts? Wir wollen aber nicht überſehen, daß nicht etwa von einem Etwas die Rede iſt, das in vielen Verhältniſſen zu unzähligen Dingen ſteht, ſondern von dem einen objektiven, gewordenen Seyn und zwar in ſeinem Verhältniß zu dem erſt-Seyenden d. h. zu dem göttlichen Seyn: ein Verhältniß, das übrigens von der Art iſt, daß die kleine Einheit aus der großen hervorgegangen auch ganz und gar in dieſer begraben liegt. Nun wird ſich aber der Leſer erinnern, daß von einer Wunde die Rede war, die ſich der Gott beibringt, um das Unerkannte aus ſich zu entlaſſen. Der geradlinige Strom des Unerkannten hat, wie es ſich von ſelbſt verſteht, da er ſich in einem All der Richtung, in Gott zu evolviren hat, unendliche Möglichkeiten der geraden Direktion vor ſich, da die Lage der Wunde, aus der er hervorſtürzt, ein Mittelpunkt in Gott iſt, — denn in dieſer großen Ein- und Allheit iſt alles Centrum und alles Peripherie. Die eine Möglichkeit der Linienevolvirung, die ihm von dem Gott zugeſtanden wird, iſt die erſte Richtung oder Dimenſion. Nun ſoll die Schöpfung aber weiter getrieben werden. Es muß daher die ſtarre Linie des Unerkannten, wie wir eben geſehen haben, nach irgend einer Seite hin gebrochen werden. Dieſe Seite hat wiederum der Gott zu beſtimmen. Hat er

ſie aber einmal beſtimmt, ſo wird durch die wirklich in Vollzug geſetzte Brechung nach dieſer Seite die zweite Richtung oder Dimenſion geſetzt. Da der ewige Gott an jedem Punkte ſeines Seyns zugleich Centrum und zugleich Peripherie iſt, ſo gibt es für ihn gar keine Dimenſionen. Denn er kann ſich von jedem Punkte in ſich aus ſich überall in ſich hineinbegeben, ſo daß bei ihm ein jedes Herausgehen aus ſeiner eigenen Tiefe nur eine Einkehr in ſich ſelbſt zu nennen iſt. Das geſchaffene Seyn beginnt nun, wie wir früher ſahen, mit der Peripherie, was an ſich ſehr natürlich iſt. Da es nämlich nur durch ein Heraustreten Gottes aus ſich werden kann, dieſes Heraustreten Gottes aber, wenn es nicht gleich wieder zu einem neuen Eingehen in ſeine Weſenheit wird, — und dazu kann es nicht werden, wenn ein neues Seyn entſtehen ſoll — ein entſchieden peripheriſches iſt, ſo iſt die ſtarre Linie ſowohl gegen Gott, als gegen das werdende Seyn hin, deſſen Anfang ſie iſt, die entſchiedendſte Peripherie: ſo daß die erſte Dimenſion auch die Peripherie ohne Centrum genannt werden kann. Die zweite Dimenſion, die, wie gezeigt wurde, durch die Brechung der Starrheit entſteht, wäre dann das Suchen der Peripherie nach einem Centrum. Iſt aber einmal ein Centrum da, ſo iſt dieſem das Recht gegeben, nach allen Seiten hin Richtungen zu evolviren, die nur durch die früher als das Centrum ſeyende Peripherie beſchränkt und begränzt ſind. Die reale Erfüllung nun aller dieſer Richtungen iſt das, was die dritte Dimenſion genannt wird. Und ſo wären denn auch die ſogenannten drei Dimenſionen dem Reich der bloſen Abſtraktion entnommen und in das des lebendigen, hiſtoriſchen Werdens verſetzt. Hier gebührt es ſich, eines großen Gedankens Leibnitzens Erwähnung zu thun. Es hatte der große Mann den ſcharfen Blick gethan, daß alles, was nach der gewöhnlichen philoſophiſchen Sprache Räumlichkeit genannt wurde, nichts als Abſtraction ſey. Zugleich hatte er wohl erkannt, daß das Seyn nothwendigerweiſe — wenn nämlich der Raum ein Nichts wäre — das als Verhältniſſe der Lage an ſich tragen müſſe, was gewöhnlich als die drei Dimenſionen bezeichnet werde. Er kam daher darauf, um dieſes Geheimniß entziffern zu kön-

nen, eine Unterſuchung der Lage anſtellen zu wollen. Dies iſt ſeine Analysis situs, deren Ausführung aber der große Mann, wie die ſo mancher anderen Ideen, fallen laſſen mußte.

So waren denn durch das Werden der kosmiſchen Urwaſſer die drei Dimenſionen erfüllt und dadurch die Gränze des gewordenen Seyns abſolut und realiter (actu) beſtimmt worden. Sollte von nun an in den Tiefen der Welt eine neue noch nicht vorhandene Bewegung ſtattfinden, ſo konnte die nur nach innen hin geſchehen; denn jede Tendenz einer Richtung nach außen d. h. über die gewordene Gränze hinaus war ja gänzlich abgeſchnitten geworden. Eine ſolche Durchbrechung der Schranke wäre ein neues Schaffen der Creatur durch die Creatur geweſen, und dazu war, wie ſich jedermann ſelbſt leicht zeigen kann, die Möglichkeit durchaus genommen. Aber die Kraft des Unerkannten war durch die Stürzung zu dem gewaltig rotirenden Waſſerſtrom noch nicht überwältigt worden: es trug noch immer die Gewalt ſelbſtſtändiger Exiſtenz in ſich. Den empiriſchen Beweis hiezu — wenigſtens einen beiläufigen — gibt die Zuſammenſetzung des Waſſers und die im Ganzen noch große Leichtigkeit, dieſe Zuſammenſetzung aufzuheben. Jede Zuſammenſetzung aber, die durch fremde Einwirkung aufgehoben werden kann, gibt durch dieſe Möglichkeit der Trennung zu erkennen, daß die vereinigten Glieder noch ein Princip der Entfremdung gegen einander ſeyen, das erſt aus dem Weg geräumt ſeyn will, wenn es anders zu einer conſtanten Verbindung gelangen ſoll. Die Principien der Erden ſind erſt ſolche feſte Vereinigungen, die zu Einheiten geworden ſind, oder vielmehr in den Erden hat ſich das Princip des Unerkannten noch einmal ſelbſtſtändig erhoben, hat ſich aber in dieſer Erhebung ſelbſt zu einem mit der Kraft des Gottes in Einklang ſtehenden Seyn umgewandelt. So mußte Bileam, der auszog, dem Volke Gottes zu fluchen, einen dreimaligen Segen über daſſelbe ausſprechen und die hartnäckig widerſtrebende Kraft des Chriſtenverfolgers Saulus ſich zum kräftigſten und zugleich demüthigſten Diener des Gottes verwandeln. Wie dieſe Erhebung vor ſich gegangen und die vielen Punkte und Einwürfe, die bei dieſem Auftauchen der Erde aus den Gewäſſern durch die

Kraft des Feuers, das zu Waſſer gelöſcht in den Gewäſſern von neuem entbrannte, zu berückſichtigen ſind, — — dieſes Alles bleibt hier billig unberührt und für zukünftige Arbeiten aufgeſpart. Denn da es uns nur noch darum zu thun iſt, die letzte Geſtaltung des Aethers in ſeinem Uebergang zur atmoſphäriſchen Luft ausfindig zu machen, ſo iſt es uns nur noch erlaubt, einiges über die Geſtaltung und die Form der Erderhebung aus den Tiefen der Urwaſſer zu erwähnen.

Wir ſprachen oben von einer auf doppelte Weiſe in ſich zurücklaufenden Kreis- oder Ellipſenlinie: von einer, die durch die fortwährend nach außen drängende Gewalt der Tangentialkraft das Gebundenſeyn derſelben in ſich ſelbſt zu zerreißen droht, und einer zweiten, die nur noch in ſich zurücklaufende Linie iſt, weil ſie es eben iſt, und mit völliger Gleichgültigkeit gegen ihre peripheriſche Exiſtenz ihr Auge allein nur nach ihrem Centrum hingerichtet hält. Durch die Sättigung, zu der der Aether durch ſeinen Umſturz in kosmiſches Urwaſſer gekommen iſt, und durch die dadurch vollendete Erfüllung der drei Dimenſionen iſt die Ellipſen-exiſtenz des ganzen Seyns aus dem Zuſtand der erſten in ſich zurücklaufenden Linie in den der zweiten verſetzt worden. Ruhig ergibt ſich jetzt der noch ſtets ſpuckende Geiſt des Unerkannten darein nichts mehr nach außen gegen die unbewegliche Gränze des Kryſtallhimmels zu vermögen. Alles ſein Augenmerk iſt jetzt nach dem Innern des Geſchaffenen hingewandt. Hier kann er noch hoffen, etwas auszuführen. Denn ſeine Sehnſucht nach Unabhängigkeit iſt noch nicht geſtillt, wie wir — ſoweit es für dieſen Ort nöthig iſt — aus der noch möglichen Trennung der im Waſſer verborgenen Duplicität geſehen haben. Aber nicht mehr ſo gewaltig kann der Aufruhr ſeyn, den dies Princip zu Stande zu bringen vermag, während ſeine Erhebung im Aether noch ſo ſtark war, daß die Gotteskraft genöthigt wurde, das dunkle Feuer ſeines Wüthens nach allen Seiten der hohlen Ellipſe hin als Waſſer zu zerſprengen, weil überall, wo nach außen tendirender Aether vorhanden war, ein gleiches Ungeſtümm überwallender Macht hervorbrach und nur gegen das Centrum zu ein beruhigterer Aether überbleiben konnte. Daß dieſe Schwäche aber ſeinen früher ſo ſtarken Arm betroffen,

fühlt das Princip des Unerkannten wohl: es muß ſich daher wohl — um nur etwas auszurichten — beſchränken, und, ſtatt überall hervorzubrechen, alle ſeine Kräfte zuſammenziehen und auf einen Punkt concentriren. Alles das, was es nicht zu dieſem Verſuche herbeiruft, gibt es als ein zu Schwaches auf und läßt es als ein völlig beruhigtes Waſſer zurück. „Und Gott ſprach: Es ſammle ſich das Waſſer unter dem Himmel an beſondere Oerter, daß man das Trockene ſehe. Und es geſchahe alſo.“ So ſtrebt auch der jugendliche, kräftige Geiſt nach allen Seiten hinaus und will die ganze Welt zwingen, daß ſie niederfalle und ihn anbete, und iſt dann endlich zufrieden, wenn ihm, dem Manne und Greis, nur ein kleines Plätzchen für ſeine Exiſtenz zugeſtanden bleibt.

Es ſteigt alſo das Princip des Unerkannten noch einmal in gerader Linie, nun aber von Außen nach Innen tendirend, aus den Tiefen der Gewäſſer an einem Punkte ihres Ellipſen-Daſeyns empor. Als Kopernikus zuerſt die Lehre von der Rotation der Erde ausſprach, machte er ſich auch auf den Einwurf gefaßt, daß dies nicht möglich ſey, weil ja auf der Erde viele Bewegungen wahrzunehmen ſeyen, die eine gerade und ſogar eine gerad aufſteigende Richtung annähmen, wie z. B. der Rauch, der Nebel und anderes mehr. Der große Mann beantwortet im achten Kapitel des erſten Buches de revolutionibus orbium coelestium dieſen Einwurf auf folgende, nicht ſowohl rein mathematiſche, als ſpeculativ tiefe Weiſe: Rectus motus supervenit iis, quae a loco suo naturali peregrinantur vel extradantur, vel quomodolibet extra ipsum sunt: und bald darauf: rectus ergo motus non accidit, nisi rebus non recte se habentibus: und endlich: cum ergo motus circularis sit universorum, partium vero etiam rectus, dicere possumus, manere cum recto circularem, sicut cum aegro animal. Ganz abgeſehen davon, wie dieſe Stellen mit allen unſeren bisherigen Expoſitionen zuſammenſtimmen, ſo ſind ſie ganz geeignet, Klarheit zu geben, über dieſes neue Hervorbrechen der Linientendenz. Denn die Linie iſt, obgleich ein einſeitiges Wollen ſich in ihrem Auftreten manifeſtirt, dennoch geduldet, wenn ſie innerhalb eines begränzten Seyns hervortritt und nur hier

Rechte ihrer Exiſtenz gelten machen will. Vor Allen aber enthält jenes Gleichniß sicut cum aegro animal für unſeren Fall eine große Tiefe. Denn allerdings iſt das neue Auftreten des Unerkannten eine Krankheit des gewordenen Seyns, ein Ankämpfen gegen die gottgewollte Tendenz des in einem inneren Cirkellauf beſchloſſenen Lebens. Aber gerade dadurch wird hinwiederum das Seyn zu neuer und beſtimmterer Ausprägung und Partikulariſation gebracht, ſo daß dieſe Erhebung des Unerkannten, obgleich in einem in gewiſſem Sinn von Gott unabhängigen, ſich ſelbſt ſetzenden, natürlichen Seyn beruhend, dennoch als eine kraft göttlicher Intention hervorgerufene bezeichnet werden kann und muß. „Denn ſollte unſer Unglaube Gottes Glauben aufheben? Das ſey ferne! Sondern er beſtättigt ihn vielmehr.“

Aber auch hier tritt uns das Geſetz der Beſchränkung entgegen. Es muß uns genug ſeyn, endlich das erreicht zu haben, was wir Erde nennen. Denn es ergeht die Forderung an jedes philoſophiſche Denken, nur den Punkt, den es ſich als Ziel geſetzt hat, unabläſſig zu verfolgen und die Exiſtenz aller übrigen Dinge ſoviel möglich auf Treue und Glauben als ſo ſeyend anzuerkennen. Unſere Aufgabe iſt nunmehr, nur noch den Zuſammenhang und das Verhältniß anzudeuten, in das die aus der Baſis der Gewäſſer hervorgegangene und in das centralere Seyn des Aethers hineinſtrebende Erde eben mit dem ſie umfluthenden Aether tritt. Denn ſo werden wir dann das Weſen der atmoſphäriſchen Luft gefunden haben und von dem Subſtrat des Wortes endlich zu dem Bildner deſſelben fortſchreiten können. Wie aber die Linie des emportauchenden Irdiſchen wieder in ſich ſelbſt gebrochen wird, und die auch nach allen Erfahrungen und Beobachtungen der Aſtronomie, daß ich ſo ſage, von einem projicirten Punkte ihren Wettlauf beginnenden Planeten entſtehen, und ſo die Linientendenz in jedem aufgelöſt wird, um ſich ſpäter wieder in ihm geſondert zu erheben, wie ferner außer dem Kryſtallhimmel und dem zurückgebliebenen Strom der Urgewäſſer nach der Entfernung der einzelnen Planeten eigene Aetherregionen hervorgehen, ſo daß eigentlich nur noch zunächſt der Sonne ein Reſt des unvermiſchten, erſten Welt-

äthers überbleibt, — dies Alles muß hier mit Schweigen übergangen werden, da jedes Ding nicht nur ſeine Zeit, ſondern auch den ihm gebührenden Ort hat.

Wenn wir uns erinnern, daß die ganze Maſſe des Aethers in einer fortwährenden okeaniſchen Ellipſenbewegung begriffen iſt, ſo iſt es klar, daß die von der Peripherie dem Centrum zuſtrebende Erhebung der irdiſchen Linie, ſelbſt wenn ſie von ihrer Wurzel bis zu ihrer Spitze der Bewegung folgen ſollte, in dem gleichmäßigen Seyn des Aethers keine geringe Perturbation hervorbringen muß. Alle peripheriſchen Tendenzen werden plötzlich aus der Ruhe ihres Seyns und ihrer Bewegung herausgeriſſen, und das Streben der Erdlinie muß in jeder peripheriſchen Linie einen Effekt hervorrufen, als ſollte dieſe Linie in einen doppelten Radius Vektor zerriſſen werden, der nach dem Centrum zu ſich vereinigte, nach der Baſis der Urgewäſſer hin aber auseinanderliefe. Wird nun die terreſtriſche Linie zerſprengt, ſo iſt es natürlich, daß die gegen die Baſis der Urgewäſſer hin auseinander gehenden Linien ſo unterhalb der verſchiedenen Zerreißungspunkte zuſammenſchlagen, daß dieſe höchſt elaſtiſchen Luftlinien, wie ſie es oberhalb gegen das Centrum zu thun, ſo auch nach unten in eine Spitze zuſammentreten und die Liniengeſtaltung der nun auch durch Kohlentheile und Waſſerdünſte terreſtriſch gewordenen Luft um den Gürtel jedes losgeriſſenen Stückes (jedes Planeten) am weiteſten und ausgeſchweifteſten wird, ſo jedoch daß an verſchiedenen Punkten der Gürtelſeite wiederum zuſammenvergirende Spitzen entſtehen, die nach dem Verhältniß ſich zu einander neigen, nach dem die obere und untere Spitze ſtumpfer oder ſpitzer iſt, was nun hinwiederum von den verſchiedenen Entfernungen abhängt, in denen die einzelnen Planeten von dem Centrum abſtehen und ſich alſo näher oder weiter von der Peripherie der hohlen Dunſtkugel des Aethers und der Urgewäſſer fixirt haben. Es iſt dieſes die urſprünglich kryſtalliniſche — der Form nach kryſtalliniſche — Geſtaltung des Aethers, die zwar durch den Umſturz alles Seyns auseinandergeriſſen in ein wildes, wüſtes Chaos zu zerfallen gedroht hatte, aber durch die umfaſſende Gotteskraft, die in der großen Elaſticität des Unerkannten einen Stützpunkt fand, ſo viel möglich

festgehalten und zerrissen von neuem restituirt wird. Unzählige Male am Tage aufgehoben stellt sich diese elastische Gestaltung wieder und ohne alle Ermüdung her, wie der Eiskrystall, wenn auch noch so oft in Wasser dahin geschmolzen, immer wieder bei neuem Frost die alte Krystallbildung sich anzieht, wie die Luft selbst, durch so viel zehrende Leben des sie haltenden und ihre Kräfte bannenden Sauerstoffs beraubt, dennoch es niemals an diesem heilbringenden Rektifikator des Daseyns mangeln läßt, und der Bogen, so oft du ihn auch spannest, immer wieder in die ihm eigenthümliche Lage einer geraden Linie zurückspringt, ja gerade durch diese seine Lage immer in den Zustand der Spannung und einer veränderten Stellung versetzt werden kann. So bewegt sich denn ein jeder Planet, umzogen von seinem elastischen Luftnetz in seiner schnelleren oder langsameren, längeren oder kürzeren Bahn um das als tragende Basis und Ernährerin angeordnete Centrum, zu laufen seinen Weg wie ein Bräutigam. Und hier wäre denn auch der Ort, den letzten, positiven Grund der keplerischen Gesetze nachzuweisen, aber wir müssen dies für einen andern Ort aufgespart lassen. Dagegen ist eine andere Erscheinung geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Da nämlich die Sprache nichts ist als eine Nachgestaltung der gestalteten Formen, dem mobilen, unsichtbaren Substrat der Luft aufgeprägt — was ich, wie man später unten sehen wird, in einem sehr buchstäblichen Sinn nehme, — so ist es für uns von dem höchsten Interesse, den Weg, den die objektive Naturgestaltung einhält, zu verfolgen. Die historische Entstehung der mathematischen Elemente der geraden Linie, der Parallelen und des Kreises — die aber eben durch dies „historisch" das Vorrecht absoluter Wahrheit verlieren und wie der ganze Verfolg auf Stufenwahrheit herabsinken — dies haben wir bereits nachgewiesen. Jetzt sind wir endlich bis dahin vorgedrungen, wo in der Natur der Gegensatz der geraden und der gebogenen, in sich zurücklaufenden Linie nicht blos allgemein vereinigt dargestellt, sondern zu größerer Partikularisation getrieben werden soll. Und dies geschieht durch das Auftreten der Winkel-existenzen, sowohl der Ebenen- als der

Körper-Winkel, und somit von geraden Linien und Flächen umschränkter Ebenen und Körper. Da wir das historische Werden dieses Fortschrittes einmal verfolgt, so ist es uns wohl erlaubt, hier eine allgemeine Anschauungsweise dieses Phänomens so auszudrücken: durch Linien zur Winkelgestaltung gebrachte Ebenen entstehen durch das rechtmäßige, simultane (nicht mehr blos successive) Hervortreten und Sich-geltend-machen der ersten und zweiten Dimension kraft einer Wirkung von außen (der Peripherie) nach innen, dem Centrum zu: durch Linien aber zur Winkelgestaltung bestimmte Körper werden durch ein solches simultanes Zusammenwirken der drei Dimensionen. Ich erinnere hier nur noch an die von uns gegebene Erklärung der Dimensionen, von denen erst zufolge unserer ganzen Entwicklung als von solchen positiven bestimmenden Mächten geredet werden kann. Diese Weise der Gestaltung tritt zuerst in der terrestrischen Luft hervor, dann aber durch das ganze Gebiet planetarischer und namentlich irdischer Bildung hindurch. Denn da diese Region des Seyns durch die nach Innen zu evolvirte Linienpotenz hervorgerufen worden ist, so versteht es sich von selbst, daß ihr gegenüber die bereits vorhandenen zwei andern Dimensionen das Recht ihres Daseyns geltend machen und höchstens der Linientendenz wegen ihrer aprioristisch dagewesenen Reduplication der Erscheinung einen gewissen Vortritt gönnen. Daher manifestirt sich diese strenge Beschlossenheit unter die Macht der drei Dimensionen durch alle Massenverhältnisse des Anorgischen hindurch und vor allem in der streng gesonderten und doch simultan anwesenden Existenz der drei Dimensionen innerhalb des Gebietes der terrestrischen Krystallisation und in dem nur leider zu sehr von ihr getrennten Abstraktum unserer Mathematik und ihrer Verhältnißsprache, den Zahlen, diesen sich immer und immer reduplicirenden und potenzirenden Gleichheits- und Ungleichheitsmessern.

Durch diese historische Subordination der Mathematik sind wir nun aber von der starren Nothwendigkeit befreit worden, welche diese Zuchtmeisterin allem Seyn und selbst dem Gott auferlegen wollte. Denn es ist wohl klar, daß in der Progression des gesteigerten Seyns auch die Stufe der Ge-

ſtaltung wieder aufgehoben werden wird, deren Erſcheinung uns die Mathematik offenbart. Und ſo ſchreitet dieſe Wiſſenſchaft, wie ihr Gegenſtand, einer höheren Vollendung entgegen. Hiedurch wird aber andrerſeits auch die mathematiſche Evidenz ebenſo wenig aufgehoben, als das Geſetz durch den Glauben, ſondern es tritt im Gegentheil eine höhere Beſtätigung derſelben ein: ſo daß wir jetzt auf dieſer Leiter zu der hohen, Herz und Geiſt befreienden Erkenntniß aufgeſtiegen ſind, daß Gott abſolut frei iſt und unabhängig gegen jede Nothwendigkeit, ſelbſt gegen die mathematiſche — und ſetzen wir hinzu — ſogar gegen die logiſche, wie das der Verfolg ausweiſen ſoll. Wir kennen ja noch gar nicht einmal die Macht, die Gott gegen und über das vollkommen beſiegte und daher, wie wir ſahen, ihm gleichgewordene Princip des Unerkannten auszuüben vermag. Die Größe ſelbſtſtändiger Macht, die hie und da dieſem Princip wird, beſtimmt nur den Grad der Macht, welche die Nothwendigkeit hie und da über die Freiheit auszuüben das Recht hat. Die Freiheit ſelbſt aber, und die ſie repräſentirende Gotteskraft und der Gott in dieſer iſt ſo mächtig, daß, zufolge eines allerhöchſten königlichen Willens, allerdings ſogar aus zweimal zwei fünf gemacht werden könnte. Denn wenn alles, was wir Zahl nennen, nur auf zwei ausgeſprochenen Verhältnißfaktoren beruht, ſo ſtünde es dem, in deſſen Hand die völlige Macht über Gleichheit und Ungleichheit liegt, wohl zu, die Kraft einer von ihm ausgefloſſenen Gleichheit ſo zu ſteigern, daß ſie einem viel größeren Maaß der Ungleichheit die Stange hielte. — Es iſt allein unſere Schuld, wenn wir der Mathematik eine abſolut unumſtößliche Evidenz zuſchreiben: genug, wenn wir ihr die ihr zukommende laſſen. Denn kein Geſchöpf verlangt durch unſere Lüge herrlicher zu werden, und nur der Menſch wagt es, ſeiner Beſtimmung in den Arm zu fallen. —

Doch wir kehren in den vollen Zuſammenhang zurück. Die kryſtalliniſche Beſchaffenheit der atmoſphäriſchen Luft iſt ſchon öfters ahnungsweiſe, nie aber in einem beſtimmten, am allerwenigſten hiſtoriſchen Zuſammenhange ausgeſprochen worden. So thut es Novalis ganz entſchieden in ſeinen Aphorismen, aber eben nur aphoriſtiſch. Auf eine ähnliche

Grundanſchauung weiſt die Stelle deſſelben Mannes zurück: „Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunterkommt. Bei heftigem Wind ſind die Tropfen klein wegen der ſchnellen Verdunſtung. Dieſe Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft (— wir könnten hier ſagen, von einer momentanen kryſtalliniſchen Sprödigkeit, die ſich weigert, mehr Stoff in ihre Form aufzunehmen —) oder von dem Daſeyn eines niederſchlagenden Mittels in großer Menge ꝛc.,“ denn ſelbſt die Veränderlichkeit unſerer Luft zeugt nicht von einem wüſten Zuſtand derſelben, ſondern nur von einer fortwährend geſtörten, ſich aber ſtets ausgleichenden Geſtaltung derſelben. Die Erſcheinung des Reifes, Schneees und Hagels ließe ſich von dem Standpunkt aus eine neue kryſtalliniſche Selbſterfaſſung nennen, die in dem Augenblick ſtatt findet, in dem die kryſtalliniſche Luft zu Waſſer erſchlafft iſt, und eben deßhalb zu einer Reduplikation der Heftigkeit geſteigert iſt: ſo daß dann das Princip des Gefrierens kein anderes wäre, als das, welches die Luft in dem Zuſtand der Kryſtalliſation erhält. Und in der That dieſes Princip iſt ganz daſſelbe, es iſt die nie ermattende Kraft des Sauerſtoffs. Ja wer weiß, ob nicht ſogar das Waſſer in ſich ein Princip der Geſtaltung trägt? Spricht nicht ſchon die Kugelgeſtalt, die jeder herabfallende Tropfen annimmt, dafür? Wer unſerer ganzen Entwicklung gefolgt iſt, wird uns vielleicht verſtehen, wenn wir nur kurz die Vermuthung ausſprechen, daß das Waſſer die kosmiſche Exiſtenz der drei Dimenſionen iſt mit vorherrſchender Tendenz der die Fläche hervorrufenden Breite. — Nur ein Mann war es, der in Folge einer zuſammenhängenden Gedankenkette nahe an dieſe Betrachtungsweiſe des Aethers und der Atmoſphäre hinſtreift. Es ſagt Kepler in jener bekannten Stelle: Cum enim habeat Astronomia Copernicana seu veteris Aristarchi Samii Pythagorici dispositionem mundi mobilis talem, ut sint in eo sex orbes seu curricula, circa corpus solis in centro immobile circumducta magnisque et inter se inaequalibus intervallis dirempta: Saturni extimi, deinde Jovis, dein Martis, inde Telluris cum Luna, tum Veneris, denique Mercurii intimi: cumque figurarum harum quinque propria et essen-

tialis sit inscriptio in Sphaericam superficiem cum angulis et circumscriptio circa Sphaericam superficiem cum centris planorum, adeoque cuilibet figurae certum sit intervallum inter suos binos orbes: nihil plausibilius videri potuit, quam sex illorum coelestium orbium intervalla quinque ex quinque figuris esse desumpta a Creatore: hoc ordine, ut cubus mente concipiatur inter orbes Saturni et Jovis, tetraëdron inter Jovis et Martis, dodecaëdron inter Martis et Terrae, icosaëdron inter Telluris et Veneris, octaëdron inter Veneris et Mercurii. Ganz abgesehen von der Reduktion des Gedankens auf die fünf regulären Körper der Geometrie und der Aufhebung dieser Anordnung durch die Entdeckung des Uranus und der Asteroiden, so liegt das Gewicht der ganzen Anschauung in dem tiefen Gefühl, die großen Zwischenräume zwischen den Planeten nicht blos einem wüsten, durcheinandergerüttelten Aether und Luftmeer zu überlassen, sondern eine Gestaltung hineinzubringen; und war diese Gestaltung für Kepler selbst nichts anders als die Annahme eines geometrischen Verhältnisses, das die Neueren zu einer bloßen Zahlenrelation herabgesetzt haben, so lag doch in diesem geometrischen Verhältniß bereits schon die größte Möglichkeit objektiver Verwirklichung. Der Unterschied, daß Kepler den Zwischenräumen geometrische Gestaltung gibt, während wir diese um die Planeten herum seyn lassen, den Gestaltungen angepaßt, die sich auf diesen selbst hervorthun, indem diese planetarischen krystallinischen Luftregionen sich mit ihren Weltkörpern durch die elliptische Bildung des allgemeinen Aethers hinbewegen, den Granaten und anderen edlen Gesteinen vergleichbar, die man in dem Schiefer und Granit der Urgebirge eingesprengt findet, — diese Verschiedenheit thut zunächst nichts zur Sache, da es sich vor Allem um das Allgemeine Wie des Zustandes dieser großen Intervalle handelte, in dem wir eben mit einem solchen Manne, wie Kepler, übereinzustimmen glauben. Was nun das speziellere Wie anlangt, so haben wir zwar ein solches gegeben. Aber es kann die Frage nach einem noch spezielleren entstehen: Wie nämlich diese verschiedenen krystallinischen Bildungen der planetarischen Atmosphären, bei

jedem Planeten und namentlich bei unſerer Erde geſtaltet ſeyen? —

Es mag wohl ſeyn, daß, wie das Auge des Kryſtallographen zwar immer und überall die gleichen Neigungswinkel entdeckt, dennoch die vollendete Regelmäßigkeit der Kryſtalle nirgends und höchſtens nur an einem und dem anderen Exemplare, und alſo als Ausnahme zu finden iſt, daß auch in der kryſtalliniſchen Bildung der Atmoſphäre eine gewiſſe vegetative Freiheit ſich geltend gemacht hat, wie auch unſer vortrefflicher Ritter der Erde ſelbſt vor allem eine pflanzliche Tendenz und Bauart vindicirt. Und dies ſtimmt ganz und gar mit den Beobachtungen der Botaniker, welche der Pflanze kryſtalliniſche Grundzüge beigelegt haben, möchten ſie auch da wieder über die Schnur gehauen haben, wie es z. B. Schelver that, indem er den Befruchtungsakt der Pflanze zu einer Zerſtäubung ins Ungemeſſene ſtempelte. Sit modus in rebus: dies iſt ganz vollkommen mit der Platoniſchen Polemik gegen des Protagoras ἄνθρωπον μέτρον πάντων εἶναι und das Herakleitiſche πάντα χωρεῖ übereinſtimmend. — Dennoch muß ich geſtehen, daß ich nicht die verſchiedenen Kryſtalliſationsweiſen anzugeben vermag, die ſich durch die planetariſchen Atmoſphären von Uranus bis Merkurius hinziehen. Wohl kann es ſeyn, daß, wüßte ich ſie, unſere Menſchenſprache noch deutlicher evolvirt werden könnte, als ich es thun werde. Indeß „wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf mich.“ Könnte doch ein Fürſt im Reiche des Geiſtes mir daſſelbe Wort zurufen, das Napoleon dem Erfinder der neueren Webſtühle: „Seyd ihr der Zauberer, der in einen an beiden Enden angeſpannten Faden einen Knoten zu machen verſteht?“ So befreie ich die atmoſphäriſche Luft von ihrer kryſtalliniſchen Geſtaltung und mache ein Etwas in ihr zur Baſis der Sprache, ohne den kryſtalliniſchen Zuſammenhang zu zerſtören. — Dennoch wage ich es, neben Keplers Gedanken, an jene tiefſinnigen Spiel- und Träumereien der alten Pythagoräer mit den fünf regulären Körpern zu erinnern. Sie gaben der Erde den Cubus, das Oktaedron der Luft, dem Feuer das Tetraedron und das Ikoſaedron dem Waſſer und endlich der Geſtaltung des himmliſchen Kör-

pers (was vielleicht das war, wos wir Princip unseres Kry-
stallhimmels nennen könnten) das Zwölffache oder Dodekae-
dron. Das Gefühl der Sicherheit, das uns der Würfel ein-
flößt, ist, wie mir dünkt, nicht so verächtlich, daß es nicht
dem festen Standpunkt, den die Erde unserem Fuß bietet, ver-
glichen werden könnte. Denn die Erde ist fest gegründet,
sagt ein alter Sänger, wenn sie gleich in ungeheuerem Um-
schwung um die Sonne rollt. Und da wir seit Kepler zwei
neue Planeten (denn die Asteroiden werden ja bekanntlich als
ein Gestirn gerechnet) erhalten und zugleich viele achtbare
Zeugen versichert haben, daß nun so leicht keine neue plane-
tarische Entdeckung mehr zu hoffen sey, sollte es da blos Träu-
merei seyn, die fünf regulären Körper wieder hervorzuziehen
und ihnen einige Mittelstufen von halbregelmäßigen Körpern
zu verbinden, wie z. B. die beiden Rautenflache. Ueberdies
muß es ja wahr seyn, daß, im Falle des lothrechten Auf-
steigens der irdischen Linie nach dem Centrum zu, alle die
Körper, welche dem Mittelpunkte näher fielen, zur Entfal-
tung spitzerer Winkel hingerissen würden, als die, welche
der Urgewässerregion und also der hohlen Peripherie unserer
Weltdunstkugel näher gelegen, selbst noch im halbflüssigen Zu-
stand und kaum durch die Centripedalkraft vor Zersprengung
geschützt, auf längerer Bahn, aber mit beschleunigter Rotation
um ihre Aren die Sonne umkreisen. — Ist doch unsere
Sprache selbst nur ein so luftiges Ding, ein Schatten, der
durch die lebhafte Erschütterung seines Seyns und durch die
Umzäunung, die ihm die Werkstatt des Mundes gibt, allein
zu jenem rasch verstummenden Propheten von dem Wesen
der Dinge erhoben wird. Wenn nun ihr punctum saliens
durch alle Winde, die das Wort von einem Munde weg-
wehen, dennoch nicht vom Ohre des Hörenden abgewendet
und demnach nicht in ihrem objektiven Seyn irre gemacht
werden kann, sollte das nicht schon die Möglichkeit anzeigen,
daß trotz aller aus ihr selbst und von außen kommenden
Erschütterungen und Störungen, trotz der eigenen, höchst
empfindlichen Elasticität dennoch die krystallinische Gestaltung
unserer Atmosphäre unverrückt bestehen und sich aufrecht er-
halten kann? Und gehen wir jetzt nur noch einen Schritt

weiter! — Ist es nicht schon hieraus, aus dieser Verwandtschaft zwischen Luft und Sprache, deutlich, — wenn uns auch gar nicht das objektive Faktum, daß es eben so ist, zu Hülfe käme — daß eben das, was Substrat der Luft ist, auch Substrat der Sprache seyn muß und nur darin seinen Unterschied hat, daß die bändigende Kraft bei beiden eine andere ist, und ferner das Wort ein jedes Mal erst werdendes und kaum geworden schon wieder vergehendes ist, während die Luft, einmal entstanden, durch das Uebermaaß innewohnender Potenzialität — und woher ihr das zukommt, haben wir oben gesehen — sich selbst erhält und in einem continuirlichen Strom aus ihren verborgenen Quellen zur Evolution des Tageslichtes und der Offenbarung begriffen ist? —

Und so wären wir endlich dahin vorgedrungen, die Wesenheit der Luft völlig umschrieben zu haben: was für uns durchaus nöthig war. Unsichtbar wie die Luft, getrieben von einer gewaltsam nach Explosion hinstrebenden Macht, wie die Luft, von unmerklichen, aber zu seiner Existenz nothwendigen Schranken der Gestaltung, eingeschlossen, bleibt dem Wort nur der Ton, der aber, weil es in einem steten Werden und Vergehen begriffen ist, sein rechtmäßiges und unveräußerliches Eigenthum ist. Denn jedes Seyn offenbart sich durch Gestaltung, Farbe oder Ton. Wo nicht eines dieser drei ist, da kann sich keine Existenz von Leiblichkeit und also auch nicht von Leben vorfinden, da selbst der Geist, in welchem das Princip der Leiblichkeit zu völliger Latenz gekommen ist, wenn er sich als Objekt d. h. für ein anderes, zweites Seyn äußern will, wenigstens das Kleid *einer* dieser drei anziehen muß. Hieraus ist leicht zu sehen, wie nothwendig uns schon von dieser Seite die *genaue* Untersuchung der Luft war, zu geschweigen, daß wir sie als das Erst-Seyende und insofern als den Träger alles nachfolgenden Seyns fanden. Daß wir vieles bei Seite liegen lassen mußten, was nur in eine vollständige Kosmogonie aufgenommen werden kann, versteht sich wohl von selbst. Dennoch glauben wir unsern Gegenstand so von allen Seiten umschrieben zu haben, daß dem selbst thätigen Leser das Gewollte in einem lebendigen Bild vor der Seele stehen kann. In einem freien,

sich selbstständig entwickelnden Organismus geschieht es oft, daß gewisse mächtige Hebel seines Daseyns sich völlig nach innen wenden und unsichtbar werden, so daß sie nur durch die Größe des hervorgerufenen Effekts von ihrem Leben Zeugniß ablegen. —

II.

Wir kennen nun das Substrat des Wortes. Es ist das Substrat der atmosphärischen Luft und dies ist der Stickstoff. Es kommt jetzt darauf an, wie dies Substrat zum Wort bestimmt wird. Um dies aber sagen zu können, müssen wir vor Allem das Bestimmende ins Auge fassen, d. i. den Herrn, welcher den nur für sich und in eigener Expansion lebenden Stickstoff nöthigt, sich in Knechtschaft zu begeben und der Träger des Wortes zu werden. Dieser Herr kann aber nicht die Lunge seyn, die, wie wir sehen werden, den Stickstoff zurichtet, daß er Substrat des Wortes werde, nicht die Wölbung der Brust, die ihn umspannt, daß er zusammengehalten nur auf dem einen Weg bald stärker und bald schwächer entweicht, nicht der Kehlkopf, welcher den Ton und die Stimme bildet, nicht die Werkzeuge des Gaumens, der Zunge, der Zähne und der Lippen, welche die Schöpfung des Wortes vollenden und krönen. Sie alle nicht. Denn was sind sie? Diener sind sie, die ihr Geschäft vollführen, wie der Fuß, welcher das Haupt trägt, wohin es ihn gehen heißt, wie der Arm, welcher die stets gerüstete Waffe des Mannes ist. Selbst das Haupt ist nicht dieser Herr und auch das Gehirn nicht, mit dem jeder fühlt, daß er denke. Das muß es also seyn, was bewirkt, daß das Haupt denke, das alle diese Werkzeuge nach seinem Gefallen regiert: so daß, wenn wir einmal gefunden, wie dies Etwas, dieser verborgene Herr, mit dem Haupte, mit dem Gehirn, mit dieser espèce de mucilage, wie Büffon sagt, denke und agire, die Wirkung aller andern Faktoren sich von selbst versteht. Es spricht aber Niemand als der Mensch: das also, was den Menschen zum Menschen macht, ist dieser Herr und Gewaltige, der den ungestümmen Gast des Stickstoffs durch die

von ihm selbst geschaffenen Werkzeuge zur ὑποδοχή des Wortes nöthigt. Dies Etwas aber ist, wie alle Zeiten und Jahrhunderte anerkannt haben, so daß sich selbst der verstockteste Materialist den Namen gefallen läßt, ist der Geist. Was der Geist sey, wie er dem Körper verbunden, wie er namentlich mit dem Haupte handle und denke und dann durch das Gehirn den ganzen Leib regiere und bewege, das sind die Fragen, in deren Wirbel wir uns zunächst hineingestoßen sehen. Es kommt jetzt darauf an, wie wir uns gegen ihren Andrang frei zu machen wissen. — Hier treten uns aber zwei Dinge entgegen, die unsere Untersuchung, besonders was die Frage anbetrifft: Was der Geist sey? sehr erleichtern. Denn es wird wohl jedermann einsehen, daß diese Frage nicht hier in ihrer ganzen Tiefe und Breite gelöst werden kann. Das Erste ist nun dies, daß wir es mit der Untersuchung des Wortes zu thun haben. Dieses ist aber mit seinem Auftreten an die Anwesenheit des Geistes geknüpft, so daß wir, wenn wir unsere Aufgabe ganz genau auf ihr eigenstes Gebiet beschränken wollten, das Vorhandenseyn des Geistes, oder dessen, was Geist heißt, als absolutes prius fordern könnten, indem wir sagten, ihre Bezüglichkeit sey noch unendlich größer als die des ἀεί und λυπηρόν, von denen Platon im Phädo sagt, daß sie stets durcheinander bedingt seyen, und wozu er dann eine anmuthige und anschauliche Geschichte erdichtet. Aber vornehmlich ist es das Zweite, worauf wir uns stützen wollen. Wir haben ja als absolutes Prius alles Seyns den ewigen Geist — Gott — am Anfang unserer Arbeit vorangestellt und die Nothwendigkeit dieser Stellung, so viel es hier möglich war, bewiesen. Der Gott schafft sich jedoch nur selbst und will als Ziel seiner Schöpfung nur sich, das heißt — den Geist. Alle Zeiten haben diese Aehnlichkeit des sprechenden Menschen mit den Göttern anerkannt und jedermann gibt auch zu, daß der Mensch der Gott der Erde sey.

Exemplumque Dei quisque est in imagine parva,

singt Manilius. Und Platon sagt da, wo der Gott (ἀρχιτέκτων) seinen erstgeschaffenen Geistern (θεοῖς θεῶν) im Timäus die Vollendung der Schöpfung aufgibt, da er durch sie alles Sekundäre ausführen, und, daß ich so sage, diese sublu-

narische Welt schaffen lassen will, indem er den Gott redend einführt: καὶ καθ' ὅσον μὲν αὐτῶν ἀθανάτους ὁμώνυμον (wornach er nur den Menschen verstehen kann) εἶναι προσήκει, θεῖον λεγόμενον ἡγεμονεῖν τ' ἐν αὐτοῖς, τῶν ἀεὶ δίκην καὶ ὑμῶν ἐθελόντων ἕπεσθαι, σπείρας καὶ ὑπαρξάμενος ἐγὼ παραδώσω· τὸ δὲ λοιπὸν ὑμεῖς, ἀθανάτῳ θνητὸν προσυφαίνοντες, ἀπεργάζεσθε ζῷα καὶ γεννᾶτε τροφήν τε διδόντες αὐξάνετε καὶ φθίνοντα πάλιν δέχεσθε (41, C.). Es wird uns aber dadurch unsere Untersuchung sehr erleichtert, indem wir diese faktische Identität als Prius des Folgenden voranstellten und sagen können: der menschliche Geist ist die vollkommene Umwendung und Verklärung des herausgewandten Princips des Unerkannten zur völligen Einheit mit dem göttlichen Princip des Erkennenden, so daß das Unerkannte das Erkennende gerade so erkennt, wie es von ihm erkannt wird: wie der Apostel Paulus 1. Cor. 8, 2. und 3. sagt: εἴ τις δοκεῖ ἐπίστασθαί τι, οὐδέπω οὐδὲν ἔγνωκε καθὼς δεῖ γνῶναι· εἰ δέ τις ἀγαπᾷ τὸν θεόν, οὗτος ἔγνωσται ὑπ' αὐτοῦ. Ueberdies kann dies nach allem Früheren dem Leser gar keine unverständliche und unerwartete Sprache seyn, da er mit uns die schreckliche, herausgewandte Kraft des Unerkannten verfolgt hat und bereits zu einer schon sehr engen Beschränkung dieser losgelassenen Macht fortgeschritten ist: so daß also diese geistige Centralexistenz des Menschen gar nicht etwa als ein unvorbereitetes und unbewiesenes wie ein deus ex machina in den Verlauf unserer Darstellung hereinbricht.

Es hält es der Gott für keinen Widerspruch, den Tag seiner Zukunft einmal für ein helles Licht und verzehrendes Feuer oder eine Morgenröthe auszugeben, und das andere Mal zu sagen: des Herrn Tag wird ja finster und nicht licht seyn, dunkel und nicht helle; ein finsterer Tag, ein dunkler Tag, ein wolkigter Tag, ein neblichter Tag. So wird denn auch der Streit unserer Geologen kein unauflöslicher seyn, ob die Erde durch Kraft des Feuers sich hebe oder durch das Sinken der Gewässer. Mir scheint wenigstens das Verrücktseyn in die eine oder andere Ansicht hinein auf einer gleichen Erhöhung einseitiger Abstraktion auf den Stuhl Mosis zu beruhen. Denn meldet nicht der älteste physiko-theologische

Historiograph, daß diese Erde, gleich einer Anadyomene, aus den Tiefen der Gewässer empor gestiegen — gestiegen sey, — und der neueste kosmologische Schwärmer der Zukunft, daß sie in den Armen ihres Buhlen von einem glühenden und versengenden Vulkansnetz überrascht werden soll, ein Schauspiel für Götter, auf daß sie eine neue Braut werde, ihrem Jüngling geschmückt mit Seide und köstlicher Narde, wie im 8. Buch der Odyssee und dem 16. Kapitel des Propheten Hesekiel von jedem gelesen werden kann. Und es muß doch ein solcher Anfang und ein solches Ende durch eine Mitte verknüpft seyn, in der das Eine endet und das Andere anhebt und also beide zugleich (simultan) da sind. So kann auch nicht der Geist, der zu einem mathematischen Punkt wird, nachdem das Unerkannte alle Schranken der Expansion durchlaufen, — er kann doch nicht in einem absoluten Gegensatz der Leiblichkeit bestehen. O der feinen Gegner einer weiland Naturphilosophie, die sonst und jetzt noch ihr Anathema über diese Schöpfung des Geistes aussprechen, weil sie Geist und Leiblichkeit identificire, wenigstens die Schranken derselben nicht weit genug auseinanderrücke! — Und was sollte denn in der Mitte stehen? — Worin bestehen denn eigentlich die Gränzmarken der Leiblichkeit und des Geistes? Plato stellt hier die Sichtbarkeit als den objektiven Krites auf und mit Recht. Ὄψεως γὰρ ὁ νόμος. Das Auge des Menschen mußte ihm an dieser Stelle Maaßstab seyn und von diesem Standpunkt aus ist gegen diese Richtung gar nichts einzuwenden. Aber da Sichtbarkeit eben ganz allein nach dem Auge des Sehenden zu bestimmen ist, wer vermag zu läugnen, ob nicht der ätherischste Geist noch immer für den Gott sichtbar ist? So daß dann nur die absolute Gottesmacht für ein Objekt unsichtbar ist. Aber ist diese es dann wieder für sich? Ich glaube: nein. Denn wie könnte sie dann Macht seyn? Es müssen daher in der relativen menschlichen Sichtbarkeit noch andere Attribute verborgen liegen, welche diese platonische Sichtbarkeit bedingen. Und in der That, so ist es auch. Wir nannten den Menschen einen mathematischen Punkt. Aber der mathematische Punkt ist noch stets ein Kreis. Darin besteht der Unterschied des Gottes und des Menschen, daß

der Gott auch mathematischer Punkt ist d. h. dieselbe Concentration und Selbsterfaßlichkeit in sich trägt, die Eigenthum eines solchen lebendigen Einheitspunktes ist, aber als solcher eine wahre Unendlichkeit, die, ohne etwas von dieser Concentration zu verlieren, sich dennoch ins Unermeßliche ergießen kann, so weit sie will, und dennoch an jedem Punkte dieser Unermeßlichkeit noch immer diese Selbstumspannung bleibt; — denn wie wäre es sonst möglich, eine solche gewaltige Welt, wie die unserige im Schooße zu tragen und dennoch Gott zu bleiben? — während der Mensch nur ein mathematischer Punkt ist, d. h. nur die Concentration der um ihn her ergossenen Allheit und Selbstverlorenheit des Seyns. Deßhalb heißt er ein Ebenbild Gottes, ohne ein Gott zu seyn. Die menschliche Sichtbarkeit steht daher als eine Herrin der Dimensionen und die Leiblichkeit besteht dem Geist gegenüber in nichts als eben in einer äußerlichen Evolution der drei Dimensionen. — Ich wage es hier den Leser an die gegebene reale Erklärung der drei Dimensionen zu erinnern. — Ihr zu Folge waren aber die Dimensionen die Umspannung und Faßlichkeit des Unerkannten; so daß also das Wesen der Sichtbarkeit darein zu stehen kommt, daß diejenige Existenz, in der das Unerkannte bereits zu einem höheren Erkennenden gesteigert ist, immer diejenige zweite Existenz als ein Objekt erfaßt und durchdringt, in der das Unerkannte noch mehr das Unerkannte selbst ist. Wie tief ist daher jene alte Dichtung, daß, wenn zwei Götter zusammentreffen, der höhere wohl gleich den niederern als das erkennt, was er ist, aber nicht umgekehrt. Und ist es nicht im ganzen Geisterreich so? Während wir unter uns nichts als Tropfen sehen, visiren wir über uns nach nichts als nach Geistern und Göttern. Deßhalb dünkt uns die Erde so gemein und der Sternenhimmel so hehr. Ist es aber in diesem letzten Falle wirklich so? — Hier wird es uns nun einmal recht vergönnt, tief, tief hineinzuschauen in das Wunder des ewigen Daseyns. Wohlan denn ihr Riesen, zusammengewebt aus taumelnder Leiblichkeit und geistiger Stärke! — — Warum schlaft ihr so lange? Beginnet eueren energischen Tanz! — Du aber Wiegenkind und Sprosse der Riesen, der du mit scharfer Waffe spielst, schaue dem Reihen zu und

jauchze, wenn du in die gewaltigen Fußstapfen zu treten vermagst! — Doch was soll ich dir sagen, du nüchternes und kluges Geschlecht des Tages? Schüttelst du dein olympisches Haupt, aus dessen Locken nicht Thau- und Bluts-Tropfen, sondern Streusand und Flaumfedern fliegen werden, so denke an die Worte des räthselhaftesten Dichters: „Wo der Schulweise Schlüsse spinnt und der Hofsirach Einfälle näht, ist die Schreibart des Liebhabers Leidenschaft und Wendung.“ —

Wir haben schon einmal auf die tiefste Identität des Seyns und der Seynsgestaltung und auf ihr noch verborgeneres Wie aufmerksam gemacht, als wir die Evolution der Linie der Tendenz des Unerkannten ganz adäquat fanden. Denn die Form ist ja nur Beschränkung des Seyns und wir wissen und erkannten und predigen, daß unser ganzes gewordene Seyn nur in und durch Beschränkung besteht. Und hieraus ergibt sich uns denn, daß alles Seyn der Welt Resultat der vollendetsten Ethik ist. Hier mag die letzte Rechtfertigung Spinozas liegen, daß er das Werk, welches sein Denken am meisten enthüllt, Ethik nannte. Vor diesem Titel habe ich gestaunt, ehe ich ihn ganz verstand. Aber das Princip der wahren Ethik steht bereits Hiob 38, 11: „Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.“ — Die Ellipsenbewegung des Aethers und der Planeten ist ein Zugeständniß an die Natur des Aethers, aber zugleich die Forderung an diesen, daß er sich in Folge dieses Zugeständnisses zu fügen habe. Die krystallinische Gestaltung der atmosphärischen Luft und die gleiche krystallinische Tendenz des Anorgischen sind Forderungen an die verborgene Macht des Unverstandes, bis zu diesem Grade Verstand anzunehmen und der Zustand daher ein ethischer. Deßhalb ist das Princip des Sehens, der Welt der Sichtbarkeit gegenüber, nichts als Freiheit von dem Gesetz der Sichtbarkeit und der in dieser waltenden Evolution der Dimensionen. Und wo vermöchte die holde Scham, die Feindin aller Prüderie, ein höheres Princip ihrer Rechtfertigung ausfindig zu machen? — Es liegt also in dem mathematischen Punkt des Geistes, nicht nur die absolute Erkenntniß, alles geschaffene Seyende zu seyn, da er mehr als alles Seyende

der Dimenſionen iſt — und hierin beſteht ſeine Macht des Denkens — ſondern er hat auch noch die freie Verfügung über das in ihm Seyende als eines Princips des Seyns, aus dem er ſchaffen kann, was er will — und das iſt die ihm innewohnende Kraft der Produktion. Beide ſind nöthig, auf daß das Wort entſtehen könne. Jetzt bedarf es zunächſt einer weitern Betrachtung deſſen, was wir als Denken und Produktionskraft bezeichnet haben.

„Wer iſt unter euch, der einen Thurm bauen will, und ſitzet nicht zuvor und überſchlägt die Koſten, ob er es habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann es nicht hinausführen, alle, die es ſehen, anfangen ſeiner zu ſpotten und ſagen: dieſer Menſch hub an zu bauen und kann es nicht hinausführen.“ — So iſt jedem, in deſſen Haupte eine Unternehmung wirbelt, der Weg des Handelns und Nicht-Handelns vorgelegt, und, hat er ſich einmal zum Handeln entſchloſſen, noch das Wie? in ſeine Hand gegeben. Doch hat er ſich hier einmal auf irgend eine Weiſe beſtimmt, ſo iſt er an dieſelbe gebunden, bis daß das Werk zum Ende geführt iſt, und er durch deſſen Durchführung wieder los und ledig wird von dem Geſetz, dem er ſich freiwillig unterthan gemacht hat. Und das iſt, das muß auch der Weg göttlicher Thaten ſeyn: Unendliche Möglichkeiten, Entſcheidung für eine einzige Realiſirung derſelben. Das ganze geſchaffene Seyn iſt die Vollführung eines ſolchen Plans, deſſen Wie ich, wenigſtens ſeinem Anfang nach, im Obigen darzuſtellen verſuchte. Sein Ende iſt nun der mathematiſche Punkt der menſchlichen Exiſtenz. Wie kommt er nun zu dieſem Ende? Als zwei gewaltige Feinde ſtoßen die Gotteskraft und das Unerkannte aufeinander und bequemen ſich endlich zur erſten Exiſtenz-Vereinigung in der Ellipſenbahn. Hier werden alle Dimenſionen erfüllt und die Frage iſt nun: Wie weiter? Wir zeigten, daß der Fortſchritt durch das neue Auf- und Hervortreten einer Dimenſion innerhalb der Gränzen der bereits gewordenen Dimenſionen geſchehe. Dies Hervortreten iſt aber eigentlich ein Hineintreten. Wie nämlich vorher alle Dimenſionen dem Centrum zu entfliehen ſuchten, ſo ſind ſie auf der durch die Erfüllung ihrer dreifachen Expan-

sion erreichten Stufe bereits genöthigt, wenn sie sich an überhaupt einseitig evolviren wollen, dem Centrum zuzuschreiben, da nach außen hin, wie wir sahen, alle Möglichkeit zu solchen Versuchen rein abgeschnitten ist. Durch diese Art der Empörung eilt aber das Princip des Unerkannten seinem eigenen Verderben entgegen. Denn es wirft sich durch eine solche That der Gotteskraft, die ja ganz allein das Centrale will, rein und vollständig in die Arme. Aus diesem Faktum entwickelt sich nun folgendes merkwürdige Phänomen. Doch wir müssen, um die Art und Weise der sich immer mehr und mehr steigernden Wechseldurchdringung der beiden schöpferischen Gegensätze nur einigermassen erfassen zu können, soviel als thunlich den Weg verfolgen, den die Schöpfung selbst durchgeht. Sobald das Princip des Unerkannten dahin gekommen ist, alle noch zur Erregung eines wirksamen Aufstandes disponiblen Kräfte an einem Punkt der Urgewässer zu versammeln, erhebt es sich mit Ungestümm aus dem Himmel der Dunstgewässer, die, wie erwähnt, dadurch zur völligen Sättigung und Stillung gelangen. Obgleich nun die Erhebung durch ihre Tendenz dem Centrum zu sich selbst vernichtet, je mehr sie sich dem Mittelpunkte nähert, so ist dies noch nicht genug, um ihr Bestreben völlig zu vernichten. Da sie sich nämlich mit der Intention, sich als selbstständig zu setzen erhoben hat, so muß nicht nur der Effekt, sondern selbst diese Intention in ihrem Kern erstickt werden. Dies geschieht nun durch die im Dienste des göttlichen Willens stehende zweite Dimension; sie hebt nicht nur den Zusammenhang der Linie auf, indem sie dieselbe zu Planeten und Linienstücken zerschlägt, sondern selbst in diesen Planeten, wenigstens in der Erde, vernichtet sie die auf das Centrum hinwirkende Spannung, was der Erde (der Erde als ganzem Körper nämlich) durch eine gewisse Ueberspannung jene krystallinische (κρῦος) Tendenz gegeben hatte, von der weiter oben die Rede war. Dadurch wird nun in der Erde alle gemeinschaftliche Opposition gegen die erneute Erfüllung der drei Dimensionen aufgehoben. Neben der Massentendenz der Gebirge, der Einseitigkeit krystallinischer Bildung, den überstürzten und übereilten Erscheinungen des Schwefels, Phosphors, der innerlichen Ab-

ſchließung und Verſtocktheit der Metalle ꝛc. (die Expoſitionen, welche hier nöthig wären, würden uns zu weit führen) entſteht die Zerſplitterung alles Widerſtandes, die uns in der reinen, fettlichen Erde entgegentritt, und welche den Boden ja ſo geneigt macht, eine üppige, reiche Pflanzenvegetation zu entfalten: eine Zerſplitterung, die ſich wiederum in den wüſten, öden Sandmeeren von Aſien und Afrika zur Hartnäckigkeit einer trockenen, abweichenden Oppoſition ſteigert. Dieſe erſte Wiederholung einſeitiger Linienevolution, die aber durch die Kraft der zweiten Dimenſion gebrochen wird, bewirkt nun jenes neue Phänomen, deſſen Erſcheinung ich oben ankündigte. Während nämlich früher die bewältigende Gotteskraft nur von der Seite und genauer beſtimmt nur unter einem rechten Winkel auf die ſtarre Linie des Unerkannten einwirken konnte — (und hierin hat, beiläufig geſagt, der geometriſche Satz: daß nur vier rechte Winkel um einen Punkt in einer Ebene herumliegen können, ſeine Entſtehung.) — denn hätte die Gotteskraft geradezu gegen die Linie angewirkt, ſo würde ſie ja die Linienevolution, die einmal gewollt nothwendigerweiſe ſich entwickeln mußte, geradezu aufgehoben haben und hätte ſie auf der andern Seite zu ſehr in derſelben Richtung eingewirkt, welche die Linie ſelbſt eingeſchlagen hatte, ſo würde ſie dieſe in ihrer Tendenz zu ſehr befördert haben: und dieſe Tendenz war es ja gerade, welche gebrochen werden ſollte: ſie mußte daher einen Ausweg finden und dieſen fand ſie in der rechtwinkligen Exiſtenz, die damit ihren hiſtoriſchen Anfang nahm: — während alſo, ſage ich, der Gotteskraft früher die Möglichkeit direkter Oppoſition — d. h. daß ſie, wenn das Unerkannte von a nach b ging, von b nach a gehen konnte, — geradezu entzogen war, ſo wird ihr dieſe Möglichkeit jetzt dadurch gegeben, daß das Unerkannte nach dem Centrum hinſtrebt und, da hier die Gotteskraft ihren Sitz aufgeſchlagen hat, von dieſer entgegenkommend — d. h. direkt, gerade, en face empfangen werden kann. Und dieſen Empfang läßt ſich das Unerkannte um ſo eher gefallen, da es, wohl fühlend, daß es durch ſeine Evolution nach dem Centrum zu ſeinen Zweck nur halb erreiche, ſich gerne einer Kraft, die, weil ſie ihm entgegenkömmt, als eine nach außen hin ten-

dirende erscheint, völlig hingibt. Und so hat es denn die Gotteskraft endlich erlangt, daß sie, die sie früher nur erst dem Toben des Unerkannten auf dem Umweg geometrischer Gestaltung entgegentreten durfte, ihm jetzt die Spitze bieten darf und, während jenes direkt sich zu bejahen hofft, seine Tendenz geradezu verneint. — Und schon hier fragen wir, uns einen Augenblick unterbrechend, was erster Grundsatz der Logik sey, dieser Lehre von den Gesetzen des Denkens, wie man sich auszudrücken pflegt? Die Antwort ist bekannt: es sind die beiden Gesetze der Thesis und der Antithesis, der Identität und des Widerspruchs, die beide aus einem Grundsatze hervorgehen. Haben wir aber nicht schon in dem eben beschriebenen historischen Akt, welcher den vierten Schöpfungstag einleitet, die ersten Rudimente jenes merkwürdigen Gesetzes vom direkten Widerspruch gefunden? —

Die Welt der Pflanzen ist es vor Allem, in der diese erste direkte Stufe geradeliniger Opposition hervorgerufen erscheint. Es hat die Pflanze kein Haupt; die Blume ist nur ein Schein desselben. Die Sonne ist ihr Haupt. Sie steigt mit der eingeathmeten Luft in den aufstrebenden Stamm der Pflanze herab und ist das gewaltige Gehirn der gesammten Vegetation. Ihr gegenüber erhebt sich in dem Innern der Pflanze das ihr oft wie in Strömen entfließende Venenblut — der Pflanzensaft — das sevum. Es ist diese direkte Opposition der Gotteskraft mehr ein Durch- und Zugänglich-werden des Princips des Unerkannten für die heilige, zur Erkenntniß führende Kraft. Es stellt sich uns hier die erste Reduplication sich stets von neuem nach außen d. h. jetzt nach innen wendender Dimensionsverhältnisse dar, welche dem Unerkannten es endlich abnöthigt, etwas von seiner Art zu lassen, indem durch freiwilliges, sich immer erneuerndes Eingehen nach dem Centrum hin endlich die Kraft seiner Unverständlichkeit immer mehr und mehr weicht. Nach vielen absichtlichen Täuschungen läßt sich die losgelassene Gewalt der Linie endlich bereden, ihr Haupt in dem Schooße der göttlichen Delila niederzulegen zum Schlaf, nachdem sie ihr Geheimniß verrathen: da erwacht sie wieder, aber geschwächt. Und bist du so vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Doch

im Gefängniß wächst die Macht des Hauptes wieder: an dem Tage, an welchem ſie der Menſch, um ihrer ungeſtraft ſpotten zu können, aus dem Kerker an das Tageslicht hervorzieht, ſtürzt ſie die Säulen ſeiner Feſtung und er thut einen großen Fall. Doch zurück. Obgleich zugänglich und mit unendlichen Poren verſehen, durch welche die Erkenntniß in die Nacht des Unerkannten eindringen kann, hatte die Gotteskraft dennoch dadurch noch keinen vollſtändigen Sieg erfochten. Um es nämlich dahin zu bringen, hatte ſie der Nacht des Unerkannten noch einmal die ganze Freiheit einer ungemeſſenen Linienpotenz evolviren laſſen müſſen. Die Pflanze iſt im Grunde eine unendliche Linie, die ſich zuletzt in den Enden ihres Strebens in die unendliche Weite der atmoſphäriſchen Luft verliert. Aber das konnte nicht ſo bleiben. Denn nicht das iſt die Aufgabe, die zu erreichen iſt, daß beide Principien, daß ich ſo ſage, ausweichend aneinander vorüberſchleichen, mit abgewendetem, ein Nicht-Erkennen heuchelndem Geſicht: — ſondern feſt ſollen ſie einander ins kühne Auge blicken und dann ſtaunend jedes in dem anderen nichts als einen klaren Spiegel ſeines eigenen Selbſtes — die gleichtönende Geliebte erkennen und nach dieſer Erkennung in die ewige Umarmung des Einen Geiſtes zuſammenfallen. Beide Dimenſionen haben aber ein gleiches Recht zu exiſtiren, ebenſo beide Principien. Das Ende darf alſo kein abſolutes Uebergewicht des Einſeitigen als eines Einſeitigen ſeyn. Noch einmal erwacht die lebendigſte Thätigkeit der zweiten Dimenſion. Sie nöthigt alle Erhebung in die wagrechte Stellung hinein und damit beginnt die Welt des thieriſchen Organismus. Alles lebt hier in einer Selbſterfaſſung, die wenigſtens die freie Bewegung errungen. Es iſt eine niederdrückende, allgewaltige Macht, die hier das Princip des Unerkannten auf dem Haupte hat. Es iſt ſchon öfter bemerkt worden, daß die ganze thieriſche Haushaltnug ein zerriſſenes Analogon der menſchlichen Einheit iſt, daß alle herausgewandten Charaktere des Thierreichs im Menſchen als hinein und zurückgetriebene erſcheinen, daß das Plus, welches den Menſchen zum Menſchen erhebt, weiter nichts iſt, als eine endliche Subſummtion der ganzen animaliſchen Allheit unter das

Eins centraler Existenz. Hier ließe sich der Punkt erfassen, warum dem Botaniker, warum dem Zoologen die concatenatio rerum in ihren Wissenschaften so schwer wird, warum ihre Begriffe der Geschlechter und Arten in einem steten Schwanken begriffen sind, und das Ganze sich immer vor der Mosisdecke eines heiligen, oft geahndeten, nie erreichten Typus und Ideals herum- und vorbeibewegt. Martert euch darum nicht, arme, betrogene Brüder, mit dem unseligen Ringen nach heiligen und gerechten Attributen ab. Keine Franklinische Musterkarte täglicher Tugendprogresse und täglicher Sünden wird endlich durch fortgesetzte Negation dahin vordringen, alle thierischen Charaktere vernichten zu können, auf daß ein Thier aufhöre, ein Thier zu seyn: — eine eitele Hoffnung, die alle Tiefen der abergläubischsten Schwärmerei überspringt. Das Herz, das Herz muß anders werden: dann kommt es zu einer neuen Creatur. Denn das Princip des Unerkannten kann sich nach dieser neuen Uebervortheilung nicht anders vor der Gotteskraft retten, als daß es als ein mit ihr Identisches in das lange geflohene und endlich doch mit soviel Abneigung, mit soviel Eifer gesuchte Centrum des Erkennenden hineinflammt und sich so als die Rippe bekennt, die sich der Gott selbst im eigenen, träumerischen Liebesschlaf ausgebrochen hatte. Denn wie der Mann zum Weib, so verhält sich der Gott zum Manne.

Doch ehe ich in unserer Entwicklung weiter fortfahre, will ich es noch versuchen, die thierische Kronwache, welche in weitem Kreise den Menschen umsteht, in einigen ihrer Hauptrepräsentanten zu charakterisiren. So umgibt das ganze Menschengeschlecht auf unendlicher Peripherie das Ideal eines Retters, wie wir leibliche Menschen den Schönheitstypus griechischer Kunst, ohne je ein etwas dieser verklärenden Tinktur in unsere Adern einimpfen zu können: und nur ein Elias, der in der Wüste hungert oder — was das gleiche ist — von Gott genährt wird und dann mit Henoch gegen Himmel fährt, nur ein Mose, der das Kreuz des Gesetzes zimmert und dann das verfluchte Thier des Feldes, von Erz gegossen, daran hängt und zuletzt von seines Gleichen und Besseren spricht, den die Zukunft schenken soll, nur ein Jonas, der

mit dem Gott beim Sturme schläft, für das Leben des Schiffsvolkes stirbt und nach dreien Tagen wieder aufersteht, — nur diese sind die Apostelthiere des ewigen Grundtypus und Messias menschlicher Natur, wie die Eule das Wahrzeichen Athens und der Eber das Sinnbild von Argos. Der Magen ist es, der jede, auch die differenteste Nahrung mit sich fortreißt in den Kreislauf organischen Lebens. So erhebt jede neue Stufe, zu der das Unerkannte gesteigert wird, alle früheren Elemente mit in ihre Region, daß es zuletzt thierische Erde, vegetabilische Erde gibt, ein eigenes Wasser, das die Wurzeln der Pflanzen umspühlt, eine eigene Dunstluft, die um das Haupt der Pflanzen weht und welche die Natur des Thieres, wie mit einem Heiligenscheine, umgibt: — und diese so bestimmten Elemente sind da, ehe selbst noch die Stufen, durch die diese ihre Tendenz hervorgerufen wird, zum Auftreten gekommen sind, so daß es eine thierische Erde, thierisches Wasser, thierische Luft, ja thierische Gluth und Hitze gibt, ehe der Schauplatz der Welt noch ein Thier gesehen hat. So wissen wir, — wie oben gezeigt wurde — daß die Luft mit der auftauchenden Erdenlinie krystallinische Natur angenommen hat. Durch diese Steigerung dessen aber zum Thierischen, was eigentlich gar nicht thierisch ist, wird allen diesen Elementen, um dies Wort nur ohne Arg zu gebrauchen, die Macht gegeben, aus ihrem kosmischen oder anorgischen Schoose hervor thierische Entwicklungen zu entfalten. Deßhalb klagt Mephistopheles:

„Dem Trocknen, Nassen, Warmen, Kalten
Entwinden tausend Keime sich:
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich."

Und so springen unzählige thierische Gestaltungen aus der Luft, der Erde, dem Wasser, der Vegetation hervor, ohne dem eigentlichen Boden der thierischen Stufe so recht anzugehören. Wozu das noch kommt, daß ein je höheres geistiges Wesen solch' ein elementarisches Seyn an sich trägt, es sich um so näher an den Mittelpunkt thierischer Existenz hindrängt, so daß es also unmöglich wird, eine vollkommene „continuam μορφώσεων seriem" thierischer Gestaltungen

aufzustellen. Wie dies nichtsdestoweniger noch in einem gewissen Sinne möglich gemacht werden könnte, sowie die eigentliche Art des Wie? eines solchen thierischen Hervorwindens aus dem Schooße der Elemente, das gehört nicht an diesen Ort. Hier will ich nur kurz an drei Sprößlingen der Erde, des Wassers und der Luft zu zeigen suchen, wie es diesen möglich geworden, sich, wenn auch unter manchen Verzerrungen und Verunstaltungen, an die Gränzen des höchsten Typus heranzuarbeiten. Diese drei sind der Affe, der Delphin und die Fledermaus. Ich bitte nur den Leser, dieser Trias nicht zu spotten, die Trias könnte sonst noch über ihn spotten, wie der graue Rock Benjamin Franklins über den brittischen Lord. —

Wenn sich die Luft dazu gestimmt und bestimmt wahrnimmt, ein organisches, thierisches Seyn evolviren zu können, so wird sie diese Möglichkeit mit höchster Gier an sich zu reißen suchen. Denn sie, die, wie wir sahen, die höchste Potenzialität in sich trägt, muß am meisten streben, zu einer Verwirklichung derselben zu gelangen. Da es nun einmal nothwendige Bedingung des individuellen Lebens ist, von einem allgemein verbreiteten, in vollkommenem Gleichgewicht stehenden Daseyn zu lassen, so wird das Bestreben des der Luft unterliegenden Stickstoffs darauf hingehen, soviel von seiner Wesenheit an einem Punkte zu vereinigen, als ihm nur immer möglich ist und nach dieser gewonnenen Concentrirung, sich, so sehr es ihm nur gestattet wird, nach allen Seiten hinauszuschleudern und zu expandiren. Dadurch gelingt es ihm denn auch, zur Evolution der höchsten thierischen Organe zu kommen. Die Fledermaus trägt sie an sich. Aber da der Stickstoff seine Unsicherheit und sein Schattendaseyn doch nie recht vernichten kann, so wird diese Existenz hoher Stufen immer nur ein Schein seyn und sich nie zur letzten Höhe der Realität erheben können. Daher ist auch die Fledermaus weder Fisch noch Fleisch, weder Vogel noch vierfüßiges Thier. Obgleich mit allen Sinnesorganen versehen, sind diese alle mehr oder weniger in sich gelähmt, und ihr Leiter ein dunkles Luftgefühl. Keiner besondern Linientendenz vorherrschend unterworfen — sie hat zum Beispiel eine sehr flache Schnauze — scheint sie sich überall hin in Linienpotenzen zu verlieren. Die

wunderbaren, phantaſtiſch-häßlichen Mißſtaltungen ihrer Ohren, das Auseinandergeworfen-ſeyn der Augen, ſo daß dieſe ſich kaum in einem gemeinſchaftlichen Sehpunkt vereinigen zu können ſcheinen, die Hufeiſengeſtaltung des ganzen Geſichts, die auch auf eine koniſche Zerreißung des ganzen Geſichtes deutet, — — Alles, Alles weißt darauf hin, daß ſie oder der Stickſtoff in ihr ſtets will, aber nie kann. Aehnlich verhält es ſich mit den inneren Theilen. Von dieſen ſagt Büffon: Les pulmons (was ſoll hier aber die Größe der Lungen, die von der Fledermaus bekannt iſt, was ſoll dieſe in dem kleinen Körper? — Nach dem eben geſagten iſt dies klar) les pulmons, le coeur, les organes de la génération, tous les autres viscères sont semblables à ceux des quadrupèdes, à l'exception de la verge, qui est pendante et detachée, ce qui est particulier à l'homme, aux finges et aux chauve — souris. Traurige Menſchenähnlichkeit des zerriſſenſten Lebens! — Von der habgierigen Schaar des Schiffsvolkes über Bord geworfen, greift der heilige Sänger in die Saiten und unter ihm ſchwimmt ein Thier daher, das ihn zum ſicheren Geſtade trägt. Es war der Delphin. In ihm zeigt ſich das Anringen zum höheren Typus des Thieres auf eine ruhigere, friedlichere Art. Denn es zeigt ſich mit Unterordnung und Demuth. Er geſellt ſich im Meere immer zu den Schiffen und ſcheint ſich der göttlichen Nähe zu freuen. Der Ton der Muſik, der andere Thiere zu einem häßlichen Geheul antreibt, weil ſie das Nahen des Gottes nicht fühlen und ihr ſo disharmoniſcher Bau dem ſeligen Rythmus widerſtrebt, reizt den ganzen Bau des friedlichen Thieres zum Mitklingen und, ganz dem Genuß einer Alles vergeſſenden Gegenwart hingegeben, umkreiſt es unaufhörlich das Boot, welches die Töne bringt, in ſanfter Bewegung. Im Bau des Gehirnes zeigt der Delphin die höchſte Vollkommenheit. Während bei den niederen Thierſtufen die Form des Gehirnes einer dehnenden Linienpotenz hingegeben iſt und die deckende Hülle des großen Gehirnes zurückflieht, nähert ſich der Delphin jener höheren Bauvollendung des menſchlichen Gehirns, von der ſpäter die Rede ſeyn wird, und in der weißen, weichen Maſſe werden bei ihm eine große

Menge von tiefgehenden Wendungen beobachtet. Ja sterbend soll der Delphin noch einen letzten, menschlichen, seelenvollen Blick an sich gewahr werden lassen. Wer die Stellung des Urgewässers erkannt hat, wird sich nicht über die Ruhe und Anmuth verwundern, mit denen die Natur in diesem, daß ich so sage, graziösen Thier nach jenem verhüllten Typus strebt. — Und nun will ich es gar nicht weiter zu zergliedern suchen, mit welchen krampfhaften Anstrengungen im Affen das im Irdischen erregte Princip des Unerkannten sich auf den Thron thierischer Existenz zu schwingen sucht. Einer jener bis zur erschreckendsten Abnormität gesteigerten und oft durch die grellsten Farben noch mehr an das Licht herausgeworfenen Menschenähnlichkeiten ist schon oben in der aus Büffon angeführten Stelle Erwähnung gethan worden. — Es kommt daher die Natur des Seyns, aus dem Kampf der Faktoren entfliehend, nicht eher zur Ruhe, als bis jede Tendenz nach Dimensionsverhältnissen verschwunden ist und die Einheit in einem noch über den mathematischen Punkt hinausliegenden Nichts, ihrer eigenen Sehkraft entfliehend, nur noch für eine höhere, ein All in sich befassende Eins sichtbar ist. Denn es ist und bleibt das 0 das „Element des Universi" (man erinnere sich der Entstehung aller Ellipsenbahnen) und nur das 1 ist „das Symbol der Gottheit." — —

Aber was wir Eins nennen und wie wir es sehr bedeutungsvoll als gewissermassen unbegränzte Linie schreiben, so ist es nur Repräsentant der Einseitigkeit. Das wahre umspannende Eins ist nichts als das auf die Unsichtbarkeit reducirte Null. Alle Linienpotenzen und Dimensionsverhältnisse, wie sie sich auch in dem Null oder dem Ellipsenthum darstellen mögen, alle, alle können sich daher ungehindert ebenso in dem unsichtbaren Geistes-Eins hervorthun, nur daß sie hier durch das immer in die Identität mit der Gotteskraft hineinströmende und von dieser mit freier Liebe aufgenommene Unerkannte ein Recht der Erscheinung haben, wie früher niemals, da die Erscheinung der Liniengestaltung sogleich wieder erlischt und in dem Lichtmeer consonirender (Keppler) Identität zu Grunde geht. Auch die Logik spricht von einer Identität und einem Identitätsgesetz. Ist dies aber jene hohe Identi-

tät des Mitsichselbstgleichseyns des Ungleichen? Wir müssen das absolut läugnen. Die Logik kennt nur die Identität, in welcher C = C ist, d. h. eine Identität der Einseitigkeit und folglich blos eine formelle Identität. C = C heißt nichts weiter als: C kann nie und nimmermehr etwas anderes werden, als das, was es schon ist: nämlich C. Anders verhält es sich mit unserer Identität. In ihr wird der scheinbar unglaubliche Satz ausgesprochen: C = D: — d. h. C ist in seinem C-seyn zum D-seyn geworden. Es ist in völliger Gleichheit mit D zusammengeflossen und hört in dieser Gleichheit dennoch nicht auf, C zu seyn. Und so hätten wir denn durch dies letzte Sich-ergeben des Unerkannten an die Gotteskraft ein Faktum gefunden, das sich durch ein reines In-Widerspruch-Setzen mit dem letzten logischen Gesetz absolut über alle logische Nöthigung erhebt und diese selbst zu einem blosen historischen Stufenzustand depotenzisirt, wie es früher der Mathematik ergangen ist. Und damit wären wir auf einen Punkt gekommen, indem ein Denken auftritt, das sich über das gemeine logische Denken erhebt und alle Schranken nöthigender Gesetzlichkeit überspringt, seinen Zustand der Freiheit aber dadurch rechtfertigt, daß es zwar in direkten Widerspruch tritt mit dem blos logischen Denken, nie aber in einen solchen eingeht, der das logische Denken ihm gegenüber völlig vernichtete. Jeder Denker ist zu preisen, der die Gesetze des logischen Denkens unverbrüchlich gehalten wissen will; — denn sie sind das Höchste nach jenem ebengefundenen Höchsten, und es ist ein gefährlicher Anblick, einen Geist, wie sich Lichtenberg ausdrückt, „auf der Scheidewand zwischen Wahnwitz und Vernunft, wo sie am dünnsten ist, hinlaufen zu sehen, wie uns andere auf der gleichen Erde.“ Doch auch hier heißt es: Incredibile, sed verum. Denn wir sahen, wie die Mathematik des Aethers und des Anorganischen fiel, wie der mathematische Organismus der Pflanze sich nicht halten konnte, wie die peripherische Existenz der Thierheit mit dem ungescheutereren und schon innigeren Gegensatz der beiden Faktoren in den Tod ging. — Wie sollte allein die logische Nothwendigkeit stehen bleiben können? Sie rufen: weil sie das Höchste ist. Wir fanden aber ein noch

Höheres. Da rufen ſie dann: Warum ſoll denn dies bleiben? Es muß auch ſterben. Aber triumphirend rufen wir: Eben dies letzte Werden war das Sterben ſelbſt. Denn nur, nur die Macht des Unerkannten muß immer und immer wieder in den Tod gehen. Iſt ſie aber einmal ganz in den Tod gegangen, — und das hat ſie hier gethan: ſie hat ſich ja in das Gleichſeyn mit der Gotteskraft hineingeworfen — ſo iſt der Grund des Todes ſelbſt geſtorben und ſomit ſeine ewige Nothwendigkeit endlich beſiegt.

„Die Schrift uns verkündigt das,
Wie ein Tod den andern fraß,
Ein Spott aus dem Tod iſt worden.“

Durch dieſe Subordinirung des logiſchen Seyns aber werden wir zu einer Umwälzung in den oberſten Geſetzen dieſes Denkens ſelbſt genöthigt. Wir fanden nämlich, daß die logiſche Identität gar nichts anderes enthält als den Satz: Einſeitigkeit iſt und bleibt Einſeitigkeit. Unſer höchſtes Princip lautet aber: Einheit iſt Conſonirung und Gleichwerdung des vorher Ungleichen und alſo der Zweiheit. Folglich muß in der Logik das Geſetz des Widerſpruchs ein höheres als das der logiſchen Identität ſeyn. Alles beſteht in und durch die Relation der Zweiheit. Ein Geſetz alſo, das die Beziehung zur Zweiheit ſchon in ſeinem Namen trägt, — denn Widerſpruch kann nur gegen ein Anderes da ſeyn — ein ſolches Geſetz iſt höher und begeiſteter als ein anderes, das nur die ewige Wiederholung der ſtarrſten Einſeitigkeit darſtellt. Es iſt ſomit unwiderſprechlich dargethan, daß innerhalb des Gebietes der Logik das Geſetz des Widerſpruchs über dem ihrer einſeitigen Identität ſteht. Iſt daher das Geſetz des Widerſpruchs das oberſte der Logik, ſo beginnt dieſe mit dem abſoluten Widerſpruch. Und das iſt allerdings das erſte poſitive, was die Logik anerkennt. Doch geſteht ſie zu, daß hinter dieſem Anfang noch ein Weiteres liege, von dem ſie ausgehe, das aber nur nicht mehr in ihr Gebiet gehöre und das ſpricht ſchon der Wortlaut des ſonſt dritten, nun aber zum erſten logiſchen Geſetz gewordenen Geſetzes aus, welches das Geſetz des ausgeſchloſſenen Dritten (exclusi tertii) heißt. Denn dieſes ausgeſchloſſene Dritte, von dem

die Logik gar nicht handeln will, ist eben unsere lebendige Identität wahrhafter Persönlichkeit. — Dieses Gesetz ist es, welches den allgemeinen Kanon logischer Methodologie anstimmt. Es ist wahrhaft überraschend, wie die blos formale Logik einen solch prophetisch tiefen Namen, wie den des ausgeschlossenen dritten, nur schaffen konnte, da sie nun und nimmermehr fähig war, die eigentliche Tiefe und Bedeutung desselben nur von Ferne zu fassen. Es ist überraschend, sage ich, und doch wieder nicht überraschend. Denn wenn selbst ein Kaiphas, in dem sich doch eine gewaltige Macht eines unendlichen Willens erhoben hatte, wenn selbst ein Kaiphas um seiner Existenz als Hoherpriester willen genöthigt wird, zu weissagen, wie sollte das einer armen Wissenschaft, wie die Logik ist, versagt seyn, die gerne anders gewollt hätte, wenn es ihr bis jetzt, trotz des redlichsten Willens, nur möglich gewesen wäre? — Nun läßt sich zuletzt noch auch dem vierten obersten Grundsatz der Logik die ihm gebührende Stelle anweisen. Es ist dieser Grundsatz der des Grundes. Er ist der zweite in der wahren objektiven Logik, in dem er nichts weiter aussagt als das, daß sowohl das Gesetz des Widerspruchs als das der einseitigen Identität allein aus dem Schoose des aus der Logik ausgeschlossenen Dritten hervorgehen. — Und wie wir früher das dem blos mathematischen Verstand unbegreifliche Paradoxon aufstellten, daß es in der Macht des ewigen Gottes stünde, aus zweimal zwei Fünf oder auch drei oder soviel er will zu machen, so ist es uns jetzt möglich, den für den blosen Standpunkt der Logik unbegreiflich paradoxen Ausspruch zu thun, daß ihr (der Logik) Widerspruch etwas höheres und göttlicheres sey, als ihre Einheit. — Plaudite. —

Nachdem wir den Ort des logischen Denkens hinlänglich begränzt und umschränkt haben, so müssen wir nun auch das Wie dieses Denkens zu bestimmen suchen. Aber sind wir denn auch wirklich so fertig mit dem Wo? Wir haben allerdings im Entwicklungsgange des Seyns den Punkt festgestellt, der unter dem Denken steht und ihm vorhergeht: — es war dies die Stufe, auf welcher sich die einseitige Potenz noch einmal aufrichtete, eine besondere Dimension hervorrief und dann zur

wagerechten Existenz des Thierreichs gebrochen wurde: — eben so haben wir auch den höchsten und letzten Punkt erreicht, der über die vorletzte Stufe des logisch nothwendigen Denkens hinausgeht und seinen Grund in dem völligen Hingeben des Unerkannten an die Gotteskraft hat. Diese Mitte, aus der auch keine Verrückung wohl möglich ist, haben wir dem positiven Auftreten der Logik gesichert. Noch haben wir aber keinen Grund positiver Erscheinung gefunden, den wir dieser Stufe zuweisen könnten. Da das Princip des Unerkannten alles das als Attribut an sich trägt, was Sichtbarkeit und Dimension heißt, so ist der aus der Umkehrung des Unerkannten entstehende Geist das allein unsichtbare Objekt der Schöpfung. Wir müssen daher sogar ein sichtbares Substrat des logischen Denkens, da dies unter jenem geistigen Seyn steht, ausfindig machen zu können hoffen. Wo ist dies nun? — 1. Cor. 15, 45 stehet geschrieben: Ἐγένετο ὁ πρῶτος ἄνθρωπος Ἀδὰμ εἰς ψυχὴν ζῶσαν· ὁ ἔσχατος Ἀδὰμ εἰς πνεῦμα ζωοποιοῦν. Und etwas vorher heißt es dort: σπείρεται σῶμα ψυχικόν, ἐγείρεται σῶμα πνευματικόν. ἔστι σῶμα ψυχικὸν καὶ ἔστι σῶμα πνευματικόν. Diese ψυχὴ σῶσα, dieser σῶμα ψυχικὸν ist das verhüllte Ideal, der staunenswerthe Typus, nach dem die ganze peripherische Existenz des Thierreichs anringt: — eine ewige Sehnsucht nach einem Beschlossenseyn in sich selbst. Ein solches ist aber nicht möglich, so lange ein fixirtes Seyn noch immer die Möglichkeit einer sich in seinen innersten Tiefen allenfalls erhebenden Opposition ahndet. Erst da, wo endlich dem Unerkannten keine Wahl mehr bleibt, als sich der Gotteskraft gleich zu machen, erst da also, wo die neue Bewegung desselben keine feindselige Opposition ist, da erst ist es möglich, daß das gewordene Seyn die Ruhe der Gewißheit feiert. Diese Ruhe der Gewißheit liegt aber da, wo jene letzte Opposition des Unerkannten völlig überwunden und zu Grunde gelegt ist. Eine solche Ueberwindung beginnt nun zwar schon im ersten Auftreten eines Thieres, — aber schon die immer mehr oder weniger wagerechte Stellung des Thieres, die zwar ein Zeichen dieser Ueberwindung ist, läßt uns allzu deutlich wahrnehmen, daß in dem Moment, als die Gotteskraft das neu erhobene Unerkannte wieder nie-

derkämpfte, dieſes ſelbſt in ſeiner Demüthigung noch ein Mittel fand, in die Breite zu gehen und ſo ſelbſt die von der Gotteskraft gewollte Dimenſion wieder mit ſich in die Einſeitigkeit fortzureißen und ſo zu einem Unwahren zu machen. Und hierin hat die große Bedeutung, der tiefe Ernſt und die ſchmerzliche Melancholie des Thierreiches ihren innerſten Sitz. Hier erneuert ſich noch einmal der alte Kampf auf Tod und Leben und wird hartnäckiger und erbitterter als jemals. Wo das Princip des Unerkannten ein freies Plätzchen weiß, da wirft es ſich mit einer Macht hin, indem es hofft, ſich vielleicht da noch halten zu können. Aber der Hand des Gottes kann ſich nichts entziehen weder durch eine Flucht an das äußerſte Meer noch durch ein Betten in die Tiefe des Abgrunds. Doch wenn du mich demüthigſt, dann machſt du mich groß. Demuth iſt das unfaßliche Wunder des Gottgleichſeyns. Endlich, endlich kommt der große Moment, wo das Princip des Unerkannten gefeſſelt und erſtaunt der Gotteskraft gegenüberſteht, an der eigenen Kraft verzweifelt und mit ſich zu Rathe gehend den Beſchluß faßt, ſich gänzlich hinzugeben und ſo als Diener des Gottes an ſeiner Herrlichkeit Theil haben zu dürfen, um nach dem langen Kampfe endlich doch auch einmal die Gabe des Friedens zu koſten. Denn ſo lange es lebte, hatte dieſes Princip immer und immer gekämpft. Jener Moment nun einer völligen Gelaſſenheit und des Endes aller Bewegung — ein Moment, in dem jedoch noch eine völlige Sonderung zwiſchen beiden Faktoren beſteht und das Geſetz des Widerſpruchs ſich noch vollkommen in ſeiner ganzen Reinheit geltend macht, ehe es endlich ganz zu exiſtiren aufhört, — dieſer Moment bedingt die Exiſtenz des reinen, völligen, lauteren Thierſeyns, — er iſt der σῶμα ψυχικόν, dem der gute Wille des Thieres zuſtrebt. Dieſes reine Thierſeyn iſt der Anfang des Menſchſeyns, das in jenem letzten Moment der Uebergabe des Unerkannten an die Gotteskraft zu ſeinem Ende kommt und ſich dadurch zur Geiſtes-Polhöhe des Gottgleichſeyns erhebt. Und hier iſt der Ort, dem ſich breit machenden Materialiſten Recht zu geben, der da ſagt, daß der Menſch, aus einem Sumpf und Schleim hervorgegangen ſey als ein vernünftiges Thier, zum

Gott der Erde bestimmt. Wohl. Aber fühlt ihr denn nicht, daß euere Vernunft dann auch weiter nichts, trotz aller ihrer Gesetze und Ansprüche, als ein Attribut des Thierreichs ist und erst die Sanktion des Heiligthums erwartet, die ihr durch den ἔσχατος Ἀδὰμ, durch das πνεῦμα, den Geist in der freiwilligen Unterordnung des Unerkannten wird? Πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως — so beginnt der Brief an die Hebräer. Diese beiden Worte müssen das Schiboleth des Thierreichs seyn. Ihre gewaltsame Union und concatenatio — das ist die Vernunft, in der sie sind und nicht sind. Ihr Tod ist das Leben des Geistes. Aber auch ihr möget euch schämen, die ihr vor Verliebtheit in euere geistige Gestalt immer vergeßt, daß ihr Fleisch und Blut habt. Denn „ich habe auch Fleisch und Blut," sagt Homer, und der Apostel Petrus: „Stehe auf! Ich bin auch ein Mensch." Wer sich zu einem bloßen ätherischen Wesen vergeistigen will, der vergißt, daß er der Natur und dem Thiere auch etwas schuldig ist, indem er ihr König und Herr seyn soll und nicht ein asiatischer Despot, der in seinen Gemächern vergraben sich nie seinem gaffenden Volke zeigt. Und wer da weiß, was er an der Natur verschuldet hat, der wird sich beeilen, ihr diese Schuld zu zahlen. Doch auch wieder keine Vergötterung dieser irdischen Herrlichkeit. Denn es kamen die Jünger mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns selbst die Teufel unterthan. Er aber sprach: Freuet euch nicht dieser Herrschaft über die Mächte und Kräfte, die euch gehorchen: freuet euch, daß euere Namen im Himmel angeschrieben stehen!

Es ist ein wunderbares Ding um die menschliche Gestalt. Mehr als fast alle Körper vierfüßiger Thiere scheint sie in eine einseitige Dimension und zwar in die senkrechter Länge hingerissen. Aber es kommt hier, wie überall, auf das eigentliche punctum saliens an, und das punctum saliens ist hier das Gehirn. Es ist schon so viel richtiges über die Ascendenz der Nerven-, Rückgrath- und Gehirn-Entwicklung durch alle Thiergeschlechter hindurch gesagt worden, daß es im Ganzen nutzlos wäre, dies Alles zu wiederholen. Wir wollen nur eine Subsumtion alles dessen unter die Tutel unserer errungenen Begriffe vornehmen. Es verhält sich das

Gehirn zum Rückenmark, wie die Geſammtheit, das All und Eins meines Geiſtes zu der Gedankenreihe, welche dieſe Arbeit geboren. Es iſt nämlich das Rückenmark nichts als eine Emiſſion, dem Leib, dieſem ὄχημα des Hauptes, wie Plato ſagt, einen Nerv der Exiſtenz zu geben oder um es der wahren Evolution und der wirklichen Succeſſion anzupaſſen; noch beſſer umgekehrt: das Gehirn iſt das gefundene Ende, das Letzte, das Thronende über dem Nerv des Leibes, dem Rückgrath und Rückenmark und daher ſeines Daſeyns Erfüllung. Es iſt aber das Rückenmark nichts, als die lebendig gewordene, einſeitige Dimenſion des Unerkannten, welche alles übrige Seyn des Organismus beherrſcht. Wie verhält ſich nun das Gehirn zu dem Rückenmark im Thier, wie im Menſchen? Der gewöhnlich hervorgehobene Unterſchied iſt der, daß dort, bei dem Thier alles mehr geſtreckt und gedehnt iſt, das kleine Hirn eigentlich nichts als eine Verlängerung der medulla oblongata iſt und das große Gehirn einen ganz zurückgeworfenen Seitentheil ausmacht, während bei dem Menſchen das große Gehirn ſich mächtig hervorthut und das kleine umſpannt. Es iſt das allerdings der wichtigſte Unterſchied. Aber es wurden bisher die ſich daraus ergebenden Folgerungen nicht gehörig beachtet. Vor allem iſt hier nun der Punkt hervorzuheben, wie ſich durch dieſe Anordnung die Dimenſions-Verhältniſſe des Rückenmarks und des Gehirns und in dieſem des kleinen und großen Gehirnes herausſtellen. Im Thier läuft der Haupttendenz nach — und alle Abweichungen davon ſind nur Verſuche dieſer Einſeitigkeit zu entkommen — es länft, ſage ich, im Thiere das Rückenmark parallel dem Gehirne. Es iſt eine ewige Jagd der das Hirn zu conſtituiren ſuchenden Macht, die Unendlichkeit des Strebens, die ſich in der Linie des Rückenmarks zu evolviren beſtrebt, zu erfaſſen und zu begränzen. Aber es will ihr nicht gelingen. Statt ſiegen zu können, wird ſie eben durch das ſtete Verſuchen, eine Gränze zu ſtecken, ſelbſt mit in die einſeitige Linienpotenz hingeriſſen. Es wiederholt ſich hier dieſelbe Parallelentendenz, die wir ſchon einmal — in dem beſtändigen Nebenhergehen des Kryſtallhimmels an der Seite des in einer Linie evolvirten Unerkannten — am Anfange der Schöpfung wahrgenom-

men haben, ſo daß alſo, ehe dieſe wilde Macht endlich ganz gebrochen und beſiegt wird, ſie auf der letzten Stufe ihres Selbſtſtändigkeitshungers dieſelbe Erſcheinung wieder hervorruft, die ſie im Auftreten ihres Seyns veranlaßt hatte. Wie anders verhält es ſich nun mit dem menſchlichen Gehirne! Hier iſt das große Gehirn zu einer gewaltigen Maſſe angewachſen, die auf dem überwundenen Gegenſatze des Rückenmarkes thront, das kleine Hirn, in dem ſich noch einmal die ganze Macht des Unerkannten concentrirt hat, völlig umſpannt und ſo nach ſeinem Willen bewegen kann. Hierin findet das Dimenſionsverhältniß der menſchlichen Geſtalt ſeine vollkommene Rechtfertigung. Das große Gehirn iſt die Macht, die über allem Uebrigen ſchwebt und unter deren Aegide ſich nun das Unerkannte entwickeln kann, wie es will, wenn es nur nicht aus der Botmäßigkeit des großen Gehirns heraustritt. Wie zwei Ringkämpfer, gleich an Kräften und Muth, einander feſt umſchlingend in gegenſeitiger Anſtemmung und mit eiſerner Ruhe wie in dem Boden feſtgewurzelt ſcheinen, ſo treten in dem Gehirne beide Faktoren, Mann gegen Mann, Stirn gegen Stirn ſich gegenüber und ſcheinen einen neuen Kampf beginnen zu wollen. Aber ſie ſcheinen blos. Denn ihre Ruhe iſt die Ruhe des Friedens: nicht die vor dem Ausbruche des tödtlichen Zwiſtes und nicht die des kräftigen Bewußtſeyns, der Kräfte noch genug im Rückhalt zu haben, um den Gegner durch einen glücklichen, einen gewagten Stoß zu werfen. Von Seite der Gotteskraft iſt es die Gewißheit eines endlich errungenen Sieges, von Seite des Unerkannten das Staunen über die Hoheit des Gegners, der es wie eine Mauer ſtehen heißt und den Entſchluß der Unterwerfung gebiert. So ſtehen ſich zwei Brüder gegenüber, die ein langer, verderblicher Haß geſchieden und die nun bereit ſind, ſich in die Arme zu fallen. — Hier in dem menſchlichen Hirne haben wir jetzt — und ſollte dies der Leſer nicht ſchon geahndet haben? — haben wir endlich die poſitive Baſis des logiſchen Denkens gefunden. Denn in dem eben gegebenen Verhältniß des großen und kleinen Gehirns iſt jener von uns als erſtes poſitives Geſetz des logiſchen Denkens gefundene Grundſatz, das Geſetz des Widerſpruches leiblich ausgeſprochen: ein Geſetz, aus

deſſen reicher Tiefe nun alle logiſchen Principien und Aktionen von ſelbſt hervorgehen, da, wenn ſich einmal ein Seyn zu den höchſten Verhältniſſen aufgeſchwungen hat, alle übrigen von ſelbſt in ihm beſchloſſen liegen.

Zwar liegt in allem Vorhergehenden der Beweis für die nun evolvirte Bedeutung des Gehirnes, dennoch will ich, da vielleicht manchen Leſer dies nothwendige Reſultat überraſcht hat, noch einiges andere Beweiſende für die Wahrheit dieſes Satzes zu geben ſuchen. Da der menſchliche Geiſt, wie wir früher ſahen, das Princip des Unſichtbaren an ſich trägt, ſo muß dasjenige, was dem Geiſt vorhergeht, zwar noch ein Sichtbares ſeyn, aber dennoch den Charakter eines Sichtbaren haben, das eben im Begriffe iſt, zu verſchwinden. Es muß dies ein ganz eigenthümlicher Schein ſeyn, der an einer ſolchen äußerſten Sichtbarkeit wahrgenommen wird: ein Etwas, das noch mit Augen geſehen wird, aber ſich immer genauerer Betrachtung entzieht, ſtets zu verſchwinden ſcheint und doch ſtets bleibt. Und hat nicht das Gehirn vollſtändig dieſen Charakter? Zwar entzieht ſich jedes Seyn und namentlich jede organiſche Exiſtenz, gerade jemehr die Loupe ſie zu ergründen ſucht, um deſto mehr dem forſchenden Auge, aber wo iſt dies in größerem Grade der Fall, als eben bei Unterſuchungen des Gehirnes? Ja zeigt ſich nicht bei wohlgerathener, künſtlicher Ausſprützung der Arterien und Venen des Gehirnes, daß dieſes von einer ſehr großen Anzahl von Gefäßen durchzogen iſt und daß alſo ein immer kleinerer und unſichtbarerer Reſt dem eigentlichen Gehirne bleibt? Ein Reſt, der dann mit Mühe und höchſter Sorgfalt beobachtet werden muß und kaum gehörig beobachtet werden kann. Und iſt dies nicht gerade beſonders bei der grauen Hirnſubſtanz der Fall, die ja der Repräſentant der ſiegreichen Gotteskraft iſt? — — Dieſe graue Subſtanz findet ſich beſonders durch das größere Gehirn verbreitet: die compaktere, dichtere, faſerigere (alſo Linien-reichere) weiße Subſtanz iſt namentlich dem kleineren Gehirne eigen, das die letzte ſichtbare Gränze des Unerkannten iſt. — — Grau und Weiß! — Wir haben im Verlauf unſerer Auseinanderſetzung weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, eine ausführlichere Unterſuchung den Farben widmen

zu können. Da die Farbe ein Etwas ist, das ausschließlich der Sichtbarkeit anheimfällt, so werden wir daher genug gethan haben, wenn wir nur einigermassen gezeigt haben werden, daß Weiß und Grau die äußersten Gränzen der Farben sind. Wir werden uns hier, da es uns nicht gestattet ist, von den äußersten Principien der Farbe zu beginnen, an einige Expositionen Göthe's anschließen. Dieser sagt nun in seiner Farbenlehre §§. 494 und 495 Folgendes: „Durchsichtige Körper stehen auf der höchsten Stufe unorganischer Materialität. Zunächst daran fügt sich die reine Trübe und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angesehen werden. — Man könnte den zufällig undurchsichtigen Zustand des rein durchsichtigen Weiß nennen; so wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erscheint." — Wenn in einem gewissen Sinne das Licht die erste Stufe der Sichtbarkeit — oder auch die letzte — ist, indem es selbst unsichtbar uns die Macht gibt, Dinge zu sehen, so wird es jedem tiefer Gehenden klar seyn, daß die Durchsichtigkeit die zweite Stufe behauptet. Denn es ist das Höchste des geistigen Seyns, daß es, obgleich selbst unsichtbar, nicht einmal gestattet, durch seine Tiefe hindurch oder — daß ich so sage — vor ihm etwas anderes zu sehen; in dem Sinne, wie ich sage: Er sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. So ist das Durchsichtige — an sich und in seinem reinsten Zustand auch ganz unsichtbar — doch schon so weit sichtbar geworden, daß es durch sich hindurchsehen läßt, d. h. Medium des Sehens geworden ist. Unsere Luft ist undurchsichtig, aber doch nicht vollkommen; sie wird gesehen, selbst wenn die Atmosphäre noch so rein und der Himmel noch so blau erscheint. Es sind die Erfahrungen der telescopischen Beobachter wohl ziemlich allgemein bekannt, daß ihre Instrumente, obgleich die Luft nicht verändert schien, plötzlich nicht mehr so weit trugen, als in dem Augenblick vorher. Daß hier eine Veränderung der Luft vorgegangen seyn mußte, bestätigen auch elektrische Versuche, die eben noch gelangen, nun aber nicht mehr gelingen wollten. An den Nerven leidende Personen und verharschte Wunden pflegen solche Veränderungen wohl auch wahrzunehmen. Steigert sich nun diese Abnahme der Durchsichtigkeit und die

Zunahme materieller Conſiſtenz noch weiter, ſo muß das Medium der Luft endlich ſichtbar werden und wird ſich zuerſt als Trübe zeigen. Dies Trübe iſt aber das Grau, deſſen Weſenheit eben in dem Zweifel beſteht, ob das, was ſich als grau zeigt, wirklich ſichtbar erſcheinen ſoll, oder nicht. Entſcheidet ſich dieſer Zweifel zur beſtimmten Sichtbarkeit, ſo wandelt ſich Grau in das offenbare Weiß. Die Wolken liefern uns dies Phänomen werdender Sichtbarkeit faſt täglich und zwar in der objektivſten Geſtalt. Wie denn überhaupt eine genaue Beobachtung des Luftkreiſes die beſten Aufſchlüſſe über das Werden des Sichtbaren zu geben vermag: Aufſchlüſſe, die aber nicht hieher gehören, und auch eher geſehen als beſchrieben ſeyn wollen. Paßt nun die weiße Färbung namentlich des kleineren Gehirnes und der größere Reichthum an Grau im größeren nicht vollkommen zu der Stellung, die wir dem Gehirne überhaupt gegeben, an der Gränze der Sichtbarkeit und der Dimenſionen ein Daſeyn vorzuſtellen, das ſchwankt, wohin es ſich entſcheiden ſoll? — Es könnte jedoch jemand den Einwurf machen: Du haſt aber zwiſchen dem Zuſtand der völligen Nichtſichtbarkeit und dem der erſten ſichtbaren Exiſtenz, dem des Grau's, noch eine Stufe, die der Durchſichtigkeit angenommen: wo bleibt nun in der aufſteigenden Linie des Seyns die objektive Verwirklichung derſelben? — Doch dieſer Einwurf, ſtatt unſer Gebäude wankend zu machen, dient nur dazu, ihm eine neue Feſtigkeit zu geben. Jedermann kennt die hohlen Kammern und Gemächer unſeres Gehirnes, die bei der anatomiſchen Unterſuchung zum Theil mit Waſſer angefüllt ſind. Man hat Grund zu vermuthen, daß im lebenden Zuſtand dieſe Gemächer nicht mit einem Niederſchlag von Waſſer, ſondern mit einer dunſtigen, luftähnlichen Materie gefüllt ſind. Und ſollte es hier nicht möglich ſeyn, daß die Exiſtenz des Materiellen, nachdem ſein erſtes realiſirtes Auftreten das des Aethers war, daß dieſe, ehe ſie verſchwinden will aus der freundlichen, liebgewonnenen Gegenwart einer ſichtbaren Exiſtenz, daß ſie noch einmal zurückkehrt in den Anfang ihrer Erſcheinung am Ende derſelben, daß ſie hier, wie dort von dem höheren Seyn des Kryſtallhimmels, ſo hier von dem niedereren des Gehirnes umſpannt

iſt? Sollte es nicht Möglichkeit, ja Wirklichkeit ſeyn, daß dieſe geheimnißvollen, ich ſage kühn: daß dieſe kryſtalliniſchen Höhlungen die heiligen Brautgemächer ſind, in welchem das Unerkannte, frei von aller ſelbſtſüchtigen Regung, ſich für immer der Gotteskraft ergibt und in einer neuen, nun geheiligten Feuerlinie in ihre Arme und ihren ewigen Gottesſchoos hineinſtürzt? Seliger Bräutigam und o! eine Brautnacht, die eine Ewigkeit dauert! Es hat ein großer Dichter geſungen:

„Nicht die Vernunft der ganzen Welt
Kommt gleich der Wonne dieſes Wahnſinns.“

Seht, ihr gut- und ſchwachherzigen Splitterrichter, darum müſſen ſich auch alle Geſetze der natürlichen Exiſtenz umkehren, wenn das Seyn des Geiſtes aus ſeinem Schooſe auftauchen ſoll! Darum bekehrt euch oder bekennt, daß ihr nichts ſeyd als vernünftige Beſtien, wie euere Anführer denn auch die menſchliche Seele benamt haben. —

An dieſen verborgenen Kammern hängt ſonach das ganze Heil der leiblichen und geiſtigen Exiſtenz menſchlicher Perſönlichkeit. Schon Sömmerring hat nicht angeſtanden, ſie das Organ und den Sitz der Seele zu nennen. Wir glauben bewieſen zu haben, daß ſie der Punkt des menſchlichen Organismus ſind, in dem der Organismus fortwährend in den Geiſt überſtrömt, ſowie umgekehrt aller Einfluß des Geiſtes und des Organismus, deſſen Zuſammenhang hier auch erklärt iſt, vermittelſt des durchſichtigen Mediums der Gehirnhöhlungen vor ſich geht. Ob aber dieſe königlichen Gemächer ſelbſt die Wohnungen des Geiſtes ſind, oder ob dieſer durch das ganze Haupt zieht und überall und nirgends iſt, jenem Winde vergleichbar, deſſen Sauſen du wohl hörſt, deſſen Woher und Wohin dir aber unbekannt iſt, ob er am Ende gar nicht im Haupte wohnt, ſondern wie ein Adler über ſeinem materiellen Seyn ſchwebt, das weiß ich nicht oder wage es nicht zu entſcheiden. Dennoch dünkt es mir aber wahrſcheinlich, daß der geſchaffene Geiſt in dieſem heiligen Penetrale ſeinen Sitz aufgeſchlagen hat, und, wie umgekehrt der Gottesgeiſt die ganze Welt in ſeinem Schooſe trägt, ſo in dem Innerſten der Welt, als ihre Sonne und ihr Herz, ſein Weſen treibt. Denn

das ſtimmt mit dem ſchon früher einmal ausgeſprochenen Unterſchied göttlichen und menſchlichen Geiſtes, daß dieſer das concentrirte Eins eines gewordenen Alls iſt, jener aber ein All und Eins zugleich in ſeiner verſchlungenen, göttlichen Einheit. —

Doch wir wollen noch einige Beweiſe für die Stellung beizubringen ſuchen, die wir dem Gehirne gegeben haben. Wenn ein Stechen, Reizen, Brennen, Einſchneiden, oder ſelbſt ein Wegnehmen der Hirnmaſſe ſtatt hat, ſo geſchieht es in der Oberfläche ohne Schmerzen; je tiefer man aber in das Mark des Hirnes dringt, deſto fürchterlichere Schmerzen und Zuckungen entſtehen. In dieſem Faktum ſcheint uns ein Beweis zu liegen für das Verhältniß, das wir zwiſchen dem großen und kleinen Gehirne feſtgeſetzt haben. Und dies ergibt ſich auf folgende Weiſe. Chriſtus ſagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten: fürchtet euch aber vor denen, die Leib und Seele verderben in die Hölle.“ Es gibt alſo ein gewiſſes Etwas im Menſchen, das allen Angriffen der Außenwelt völlig entzogen iſt, das alle Attentate des fremden Objekts abzuweiſen vermag und nur von Innen heraus d. h. durch ſich ſelbſt Gefahr zu befürchten hat. So iſt auch die lautere, reine Gotteskraft, dieſer Dämpfer der ſtets erwachenden Oppoſition, allen Einwirkungen fremder Kraft entzogen. Gewalt kann es nicht erleiden, aber leiden kann es wohl. Es trägt das Wort: Leiden zwei Bedeutungen in ſich, die, urſprünglich eins, allmählich im Gebrauch der Zeit auseinandergetreten ſind. Es beſteht dieſer Dualismus der Bedeutung allein in dem des Aktiven und Paſſiven. Wann ich die Potenz, etwas zu verhindern oder zu hintertreiben, in mir trage und ich thue es nicht, ſo heißt dies: Ich leide, d. h. dulde es, laſſe es geſchehen. Beſitze ich aber dieſe Potenz nicht, ſo pflegt man zu ſagen: Ich leide es, muß zugeben, daß es geſchehe, Ich leide darunter. Nun kann es geſchehen, daß ich zwar die Potenz des Hintreibens beſitze, ſie aber doch nicht geltend mache und durch dieſe Paſſivität beeinträchtigt werde; — in dieſem Falle ſchlingen ſich die beiden Bedeutungen in einander und der Ausdruck: Ich leide — tritt in ſein volles Gewicht ein. Nur ſo vermag die Gotteskraft zu leiden. Das

Unerkannte muß aber leiden: es kann nicht anders; es kann ſich dieſem Leiden nicht entziehen. Und hier iſt es, wo der Ausdruck des Schmerzes ſeine natürliche Baſis hat. Schmerz kann die Gotteskraft nie empfinden: oder wenn ſie ihn empfindet, ſo kann ſie dies nur inſofern, als ſich mit ihr das Unerkannte bis zu einem gewiſſen Grade vereinigt hat, ſo daß es alſo eigentlich dieſes iſt, welches dem Schmerz unterliegt. Wir ſagen von einem edlen Gemüth, welches dazu verdammt iſt, das Unrecht anzuſehen, ohne ihm ſteuern zu können: Es leidet. So ſchreibt Herder einmal an Hamann: „Göthe leidet auch, aber großmüthiger, als ich.“ Die Laſt eines großen Verluſtes, die eines Angriffs auf die Exiſtenz meines Lebens iſt Schmerz: ſowie überhaupt alles, was rein und allein in das Gebiet des Herzens und Gemüthes fällt, nichts als Schmerz iſt. — Deßhalb empfindet das Gehirn nur dann das Meſſer, wenn dies tief in das kleine Gehirn oder wenigſtens tief genug in die weiße Subſtanz des großen Gehirnes eindringt. Denn die graue Subſtanz des großen Gehirnes iſt das abſolut Freie. Es kann kaum beeinträchtigt werden, da nichts in ſeine Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit einzugreifen vermag. So iſt ein wahrhaft freies Gemüth in einem hohen Sinne unverletzlich. Die große Ueberlegenheit ſeiner Subjektivität kann durch Verletzungen anderer geringer Subjektivitäten, die ihm gegenüber nur Objekt ſind, ganz und gar nicht gereizt werden. — Ein Einwurf gegen unſere und dieſe allein wahre Anſicht wird ferner daher genommen, daß man ſagt: Wie kann dem Gehirne eine ſo große Bedeutung für die menſchliche Exiſtenz beigelegt werden, da ſich Fälle ereigneten, in denen faſt ſchon das ganze Gehirn vertrocknet oder zu einem Geſchwür geworden war, und dennoch ein Fortleben, ja ein gewiſſes Bewußtſeyn ſtatt fand. Ganz abgeſehen davon, daß der Verluſt geringerer Organe bereits todtbringend iſt und es daher nicht völliger Unſinn wäre zu behaupten, daß es der eines höheren nicht ganz abſolut wäre, ſo vernichtet ſchon das alles Gewicht dieſes Einſpruches vollkommen, daß wir dem Gehirne zwar eine ſehr hohe Stellung im Organismus einräumten aber nicht die höchſte. Wenn wir daher ſelbſt dem freien Seyn des Gei-

stes nach Vernichtung des Gehirnes nicht einmal diese Kraft über die übrige Existenz des Organismus zugestehen wollten, so könnte ja das Leben, das innerhalb der Gehirnhöhlungen beschlossen liegt, noch alle Aktionen des Daseyns tragen und wenigstens seinen vollsten Einfluß auf die Nerventhätigkeit ausüben. —

Es ist uns nun noch ein Hauptbeweis übrig. Ich habe ihn bis zum Ende dieser Untersuchung aufbehalten, da er es ist, der uns zu näherer Aufklärung über das Wie des Denkens führen wird. Er betrifft die Gestaltung des Gehirnes selbst und hauptsächlich die Frage nach der Beschaffenheit seiner Masse. Ueber sie gibt uns nun einer unserer tiefsten Naturphilosophen folgenden Bescheid. Wir wollen seine Stelle über diesen Punkt etwas in extenso anführen, da sie uns Gelegenheit zur Darlegung der nothwendigen, wahren Anschauung der Sache geben wird. „An allen bisher betrachteten Organen, läßt sich dieser verehrte Mann vernehmen, wird die Verrichtung, welcher sie im lebenden Leibe dienen, ohne Mühe, schon aus dem Baue und der innern Einrichtung errathen. Es wird an der Gestalt der Hand und der Finger die Bestimmung derselben zum Zugreifen, aus der Gestalt des Fußes jene des Aufrechttragens des Leibes ebenso deutlich erkannt, als an den Zähnen die des Zermalmens, an dem Darmkanal und den Gefäßen die des Umfassens und in sich Führens der Nahrung und des Blutes. Welches Auge sollte aber aus dem Bau dieser weißen zweigartig sich verästelnden Fädchen, welche vom Gehirn und Rückenmark aus, meist in Gesellschaft der Gefäße, nach dem Fleisch und dem Zellgewebe der einzelnen Theile laufen, jene wundervoll doppelte Kraft vermuthen, die mit Blitzesschnelle den bewegenden Willen zu den Gliedern und die Eindrücke einer ganzen Außenwelt als Empfindung zum Gehirn leitet? Diese Halbkugel von geronnenem Eiweißstoff, mit ihren labyrinthischen Wendungen und mannigfach in einander laufenden Kammern, welche als Gehirn alle Theile des Leibes beherrscht, woran lässet sie uns errathen, daß in dem Geheimniß ihres Wesens der Anfang der Wege des Geistes an den vergänglichen Leib, daß in ihm der Punkt des Begegnens sey, wo

ſich ein oberes, ewiges Reich der Gedanken und Gefühle zum vergänglichen Fleiſch und Blut geſellt, ja in die Natur von dieſem verkleidet?“ —

Der Verfaſſer dieſer Fragen läßt uns hier ohne eigentliche Antwort. Wir könnten ſagen: Eben in der zweifelhaften, unſicheren Stellung des Gehirnes, in dieſem ſcheinbaren Nichtſeyn aller Energie in ihm ließe ſich der Punkt finden, der die ausgeprägte Schönheit und Sichtbarkeit des übrigen Organismus mit der verborgenen Herrlichkeit des Geiſtes verbindet. Wie Vermenſchlichung des Gottes den Himmel mit der Erde verbindet, ſo knüpft unſcheinbare, aber doch ſichtbare Unterwerfung des Geiſtes unter Dimenſionsverhältniſſe die geiſtige Unſichtbarkeit an die ſichtbare Körperlichkeit. Wir könnten mit unſerem Verfaſſer ähnliche Fragen über die ſcheinbare Geſtaltloſigkeit des männlichen Samens aufwerfen, der, dem Gehirne in vielen Dingen, ſo z. B. an Farbe und chemiſcher Compoſition ſo innig verwandt, eine gleiche Unſcheinbarkeit an ſich trage. Wie iſt es möglich, daß der gute Tragödiendichter auch der wahre Poet der Komödie iſt? — könnten wir fragen, wie es doch Sokrates dem Agathon und Ariſtophanes gegenüber ſo entſchieden behauptet. Wie kommt es, daß, wie die Schönheit des Auges es weit über die Unförmlichkeit des Gehirnes gewinnt, ſo der leichte, funkelnde Witz des ſatyriſchen Dichters, die leichte Hand des Zeichners und der Zauber der Phantaſie bei dem Muſiker leicht den unſcheinbaren Werth des tiefſten Denkers und Spekulanten überſcheint und beſiegt? Fragt den Anatomen aber, wie er von einem Abgrund des Staunens in den andern geräth, wenn er die wundervollen Falten und Schwingungen des Gehirnes verfolgt und nie auf die Geſtaltung der letzten Beſtandtheile kommen kann. Fragt den Pſychologen, der es in der That und Wahrheit iſt, und der ſogleich den tiefen Sinn des Denkers erkannt hat und mit Bewunderung vor ihm daſteht. — Unſere poſitive Anſicht überhebt uns aller dieſer negativen Mittel und läßt uns die Bedeutung dieſer durcheinandergemengten Gleichheit der Gehirnmaſſe leicht erkennen. Wir ſtellen daher den Satz auf, daß die ſcheinbare Geſtaltungsloſigkeit, und namentlich das Conglomeratmäßige und doch wieder All-

gemeine der Masse, wie sich allein aus unserer Ansicht genügend erklären läßt, auch eben hierin vollkommene Rechtfertigung finde. Das Gehirn ist, wie wir sahen, das Ende des langen Kampfes zwischen dem Princip des Unerkannten und der Gotteskraft, zwischen dem nach allen Seiten hin tendirenden Unendlichen und dem Bestreben der entschiedensten Partikularisation, ein Ende der unermeßlichsten Mannigfaltigkeit in dem einfachen Gegensatz zweier Faktoren, die endlich sich ganz adäquat geworden nur noch dadurch differenziren, daß sie eben noch zwei sind anstatt in den Schoos einer alles umschlingenden Einheit bereits zurückgekehrt zu seyn. Keine Beschränkung unter die allgemeinste und unausgeprägteste Form der Qualität d. h. unter die Ellipsengestaltung, keine Gestaltung, wie die der mathematischen Verhältnisse, kein direktes antagonistisches An-einander-Vorübergehen, wie dies in der Vegetation geschah, keine Wechseldurchdringung, wie in den Nervensträngen und Muskelbogen des Organismus, — nichts von alle dem hat genügen können, um zu einer endlichen Vereinigung zu kommen. Noch einmal treten sich beide Principien in der einfachen Entkleidung ihres Seyns gegenüber: direkt und entschieden, wie im Anfang ihres Seyns, aber doch anders. Es ist endlich das Princip des Unerkannten zur Gleichheit mit der Gotteskraft erhoben, weil es sich gedemüthigt hat. In allen Quellen seines innerlichsten Widerstandes ist es nun vernichtet. Es ist ihm nicht mehr möglich, sich irgendwohin in einer selbstständigen Linienpotenz zu evolviren. Fest und ruhig steht es daher in allen Punkten seines Seyns der Gotteskraft gegenüber. In allen Punkten seiner Existenz hat es nur noch die Tendenz zu seyn und sich in diesem Seyn zu erhalten. Es ist, wie wir uns schon ausdrückten, die sichtbare Verkörperung des Widerspruchs. Alle früheren Formen seiner Existenz verschmäht es. Denn es weiß, daß alle diese Anstrebungen gegen eine entschiedene Formgebung vergebens waren. Nichts desto weniger kann es augenblicklich durch eine höhere Kraft zur Anziehung aller dieser verschiedenen Formen bewogen werden. Leicht ist dies Princip dazu zu bestimmen. Wenn ihm nur noch das Seyn gestattet bleibt; gegen das Wie desselben erweist es sich völlig gleichgültig. Es ist von einer Seite völlig lebenssatt, —

wenigstens freiheitssatt. Es ist demnach zu einem völlig unterthänigen und bereitwilligen Substrat zur Reproducirung aller Formen des geschaffenen Daseyns geworden. Wie der Gott seine ewigen Ideen der ὑποδοχή alles gestalteten Seyns aufdrückt und dadurch die lebensvolle, gestaltenreiche Welt hervorruft, so kann in jedem Augenblick ein Abriß dieses κόσμος in dem Substrat des Gehirnes hervorgezaubert und wieder vernichtet werden, simultane und successive Erscheinungen, Dinge und Aktionen: — und um so leichter, da das Seyn des Substrats absolut über jedes der Substrate erhaben ist, das der jedesmaligen Wirklichkeit einer solchen Abbildung im Inneren des Hauptes zu Grunde liegt. Denn wenn auch das Substrat immer dasselbe ist, so erscheint es doch in jedem einzelnen Falle in besonderem Zustande eines gewissermassen ethischen Wollens. Im Gehirne aber ist sein Zustand, wie wir sahen, ein über alle früheren gänzlich hinweggehobener. Es ist daher diese Gestaltlosigkeit des Gehirns gerade ein neuer Beweis, daß die ihm zugeschriebene, hohe Stellung ihm wirklich zukommt. Denn es ist ein All, es ist das All der gewordenen Schöpfung in vollkommener Essentifikation. Es kann nicht in entschiedener Ausprägung einer Seite bestehen: denn dann wäre es eben nicht Alles. Eine vollkommene Windstille des Seyns ist durch seine tiefsten Tiefen verbreitet.

Und dazu kommt nun noch Folgendes, was ganz geeignet ist, auch den letzten Zweifel, der hier gehegt werden kann, zu heben. Objekt macht sich dem Objekt auf verschiedene Weise kundbar. Das höher gestellte Objekt hat in den höheren Sinnen das entschiedendste Uebergewicht. Diese erfassen und ergründen das niedere Objekt, das ihrer Durchschauung, ihrem Scharfblick gegenüber förmlich fascinirt ist. Aber Eines gibt es, wodurch jedes Objekt jedem Objekt gleichgestellt ist: es ist dies das Recht seiner körperlichen Existenz: durch das Gefühl macht sich jedes Objekt jedem Objekte bemerkbar. Dennoch macht hier wieder die Stufenleiter des Seyns einen bedeutenden Unterschied. Das niedere Objekt fühlt blos den Eindruck, die Obergewalt, die Herrschaft, welche das höhere Daseyn über seine Existenz ausübt. Das Gefühl der höhe-

ren Stufe ist ein Gefühl der Erkenntniß. Indem nämlich das freiere Objekt das niederere wahrnimmt, erkennt es die verborgenere oder offenere Potenz seines eigenen Daseyns, die in dem fremden Seyn vor ihm ausgebreitet liegt. Was vor mir entblößt daliegt, ist mir Objekt. Welcher ist nun der Eindruck, den es auf mich macht? Aber wir sahen, beide Theile des Gehirns, das große und das kleine, die weiße und die graue Substanz sind consonirende Töne (es liegt in ihnen — nebenbei gesagt — das Wesen der Oktave verborgen): es bewegt keines von beiden ein gefürchteter Einfluß des andern: keines sucht sich vor dem andern zu verschließen: offen liegen die enthülltesten Potenzen einander gegenüber, während jedes andere Seyn durch die Energie und Entelechie seiner Existenz geschützt seine Potenzialität in den innersten Tiefen seines Lebens zu verbergen sucht. Dieses fortwährende Ineinanderüberströmen beider Gehirnmassen gibt aber dem Gehirne die Tendenz des Weichen, sich auflösender Solidität, des Schlüpfrigen, die dem Gefühl eine wohlthuende Empfindung erregt, wenn das Schlüpfrige einen Zustand des Werdens bezeichnet, eine eckelige und widerliche aber, wenn es uns da entgegentritt, wo ein gewordenes Seyn völlig auseinanderstrebt d. h. in Auflösung und Verwesung übergeht. Hierin hat auch die moralische Bedeutung des Wortes: Schlüpfrig ihren Grund. Wir gebrauchen dies Wort ausschließlich in geschlechtlicher Beziehung. Das Geschlecht ist aber eine innere, verborgene Potenz des Seyn; sie soll nur zu einer Aktion der Evolvirung kommen, wo sie in gleiche Verborgenheit eingehen kann, um endlich als gewordene Energie an das Tageslicht hervorzutreten. Tritt sie außerdem als zerstreute Potenz vor die Augen der Oeffentlichkeit, so macht sie daher den Eindruck des Dissoluten und also des Schlüpfrigen. — Die Schlüpfrigkeit des Gehirnes bei der Berührung, das Breiige der Masse zeigt also auch wieder den Charakter des Uebergangs an und die Stellung des Gehirnes als eines Vorläufers des Geistes. Unsere Abneigung gegen das Gehirn hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß es uns gewöhnlich als todt, als caput mortuum erscheint. Und so glaube ich denn eine völlige Identität zwischen der Erschei-

nung des Gehirnes und der Wesenheit seines Seyns hergestellt zu haben. Jetzt wird es darauf ankommen, das Wie des Denkens deutlich zu machen, und dann aufzusuchen, was die Mission des Geistes dem Gehirne gegenüber ist und weiter noch, das Wesen der Geistesfunktionen selbst noch näher zu erfassen.

Erfahrung! — Das ist das Losungswort aller klugen, ruhigen, vernünftigen Leute. Das feurigste, jugendliche Genie muß, von diesem Zauberstabe berührt, der langweiligen Bedächtigkeit des Greises und der noch tödtenderen Ruhe des gesetzten Alters gegenüber verstummen. Was ist aber erfahrener als unser Princip, wenn es endlich zur Beruhigung des Gehirnes gelangt ist? Es ist also der jugendliche Geist der erfahrenste. Denn er kommt eben erst aus den Tiefen eines vorgeistigen Seyns her. Im Schlafe d. h. im tiefen, aprioristischen Schlafe, der allem wahren Seyn vorherging, gibt es der Herr den Seinen. „Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug? Da mich die Morgensterne miteinander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes.“ Immer war noch die frische Jugend eher bei diesen großen Thaten Gottes, als das müde, erschlaffte Alter. Wenn all' unser Wissen Erinnern ist, wann blüht das Gedächtniß, diese hohe Macht der Erinnerung, am kräftigsten, wenn nicht in der Jugend? — Erfahrung ist die Mutter der Unterwerfung und der Demuth. Was ist demüthiger als das Princip des Unerkannten in seiner Existenz als Gehirn? Doch Erkenntniß ist auch eine Tochter langer Erfahrung. Ein blindes Wüthen war der Ausgang des Unerkannten: das entschiedenste Bewußtseyn des zurückgelegten Weges wird ihm am Ende desselben. Es ist nichts mehr und doch Alles. Es ist ein Substrat auf erhöhter Potenz. Der gewöhnliche Begriff des Substrates ist absolute Aeußerlichkeit, ein Nichtseyn aller Gestaltung aus innerer Leerheit, er ist das Seyn einer völligen tabula rasa. Unser Princip ist auf der erreichten Stufe ein Nichtseyn aller Gestaltung, aber deßhalb ein Nichtseyn, weil es die Kette aller Gestaltung schon durchlaufen hat: es ist ein All der Gestaltung, das jede besondere, aber doch keine besondere in sich trägt. Jede einzelne Gestaltung kann in ihm

hervorgerufen werden, wenn es dazu bestimmt wird: es, für sich selbst, ruft keine hervor, weil es sie alle enthält: von dem ersten Seyn der Linientendenz bis zu dem Ineinander der organischen Tendenz — Alles, Alles das liegt in ihm. Es ist Linie und Kreis zugleich: eine Unendlichkeit des Gebrochenseyns, so daß es nach allen Seiten von Linien durchzogen werden kann, ohne daß nur eine einzige auf ihrem Wege eine Hinderung erfahren würde. Ganz ähnlich an Gestaltung allen wirklichen Dingen der früheren Stufen ist die hervorgezauberte Reduplikation nur verschieden durch den Zustand und das Wie des Substrats, das dort noch voll Härte und Herbheit die Stufe festhält, hier aber sogleich bereit ist, eine andere, neue Form anzuziehen und diejenige, welche es hat, zu lassen und herzugeben. Diese Verschiedenheit des Substrats ruft auch eine Verschiedenheit der Farbe und des Tones (wie es sich mit diesem eigentlich verhält, werden wir später sehen) hervor. Denn da diese beide bedingt sind durch die höhere oder geringere Spannung des Seyns, so finden sie sich, wenn auch die Gestaltung dieselbe ist, doch nicht mehr vor, weil das Substrat ganz gleichgültig gegen jede Form ist. Der Ton verschwindet ganz und die Farbe bleibt die des Gehirnes. Wie das Gehirn selbst schon an den Gränzen des Reiches der Sichtbarkeit steht, so sind diese Gestaltungen ihr gleichfalls fast schon entrissen und ein solches Seyn der Gestaltung gränzt zunächst an das Leben der Ideen im Geist. Das Denken besteht demzufolge in nichts anderem, als in dem ewigen Spiel des Auflebens alles Seyns und aller seiner Gestaltungen, in ewigen, neuen und alten Compositionen dieser Formgebungen, in raschen Successionen und Coexistenzen der wirklich hervorgerufenen Bilder, in einem steten Wechsel von Seyn und Nichtseyn. Es ist also auch die Kraft des Denkens kein Abstraktum, wie sie so oft und gewöhnlich genommen wird, sondern eine reale Existenz der Wirklichkeit. Dieses ewige Entstehen und Vergehen neuer und alter Bilder kann aber nicht dem Zufall überlassen seyn: es würde dieser herrliche Ueberfluß der Zeugungskraft bald in ein Spiel des Unsinns und Wahnsinns übergehen und das Princip des Unerkannten das, was es anfangs in seinem blinden Unverstand

wollte, jetzt wieder seinen Willen erreichen, — jetzt da es zu Verstand und zur Bereitwilligkeit gegen einen höheren Willen gekommen ist. Es muß daher eben ein solcher höherer Wille über dem Princip des Unerkannten, der diese Hervorbringungen leitet, ja der sie selbst erst hervorruft, schweben. Denn auf der einmal erreichten Stufe befindet sich, wie wir sahen, das Princip des Unerkannten in völliger Gleichheit gegen jede Gestaltung. Es kann daher keinen Beruf, keinen Trieb in sich selbst haben, sich zu einer dieser Formen zu bestimmen. Was steht nun über ihm? Zunächst die mit ihm consonirende Gotteskraft, die im großen Gehirn ihren Sitz hat. Doch diese ist froh, das Princip des Unerkannten endlich einmal zu dieser eben beschriebenen Ruhe und Gelassenheit gebracht zu haben und verlangt zunächst nichts weiter von ihm, als daß es darin verharre. Ja, sie kann sogar nichts weiter von ihm verlangen, da eben ihre Funktion darin besteht, dies zu verlangen und sich dann zufrieden zu geben. Derjenige, welcher dies können soll, muß von sich selbst ganz frei seyn, zu nichts bestimmt seyn, als zur eigenen Existenz, und sich dieser selbstständigen Kraft freuen als eines Mittels, deß er sich zu allem bedienen kann, und dieser Freie ist allein der Geist, das Ziel der ganzen Schöpfung. Er wirkt durch die Gotteskraft, die das Substrat fest gebannt hält, frei hindurch, wie die Gotteskraft früher durch den Krystallhimmel, durchschreitet sie als der, welcher die Kraft hat, in seinem Reiche überall hin zu wirken, wohin und wie er will, und ruft alle Gestaltungen in dem Unerkannten hervor, — alle jene Gestaltungen, die diesem so wohlbekannt sind und von den Schmerzen und Freuden seiner Vergangenheit zeugen. Wie kommt aber, möchte vielleicht jemand fragen, wie kommt der Geist dazu, was veranlaßt ihn, in dem Substrat des Gehirnes alle diese Gestaltungen hervorzurufen? — Die Antwort hierauf ist leicht. Wir erkannten bereits den Geist als das Ende des ganzen Prozesses der Entstehung. Er wird, wie wir sahen, dadurch, daß das Princip des Unerkannten sich völlig umwendet zu einem Erkennbaren und Erkennenden und so mit der Gotteskraft zu einem Eins zusammentritt. Er, das hungerige Princip der Erkenntniß, — denn sein Werden bestand

eben in einem Akt des Erkennens — er tritt als das mit absoluter Immanenz des gewordenen Alls begabte Subjekt diesem als ein Objekt entgegen. Kaum erfaßt er daher dies All, das ein außer ihm seyendes ist, als ein Objekt, so sucht er es seinem Subjekt zu unterwerfen. Beschränkt aber, wie er ist, vermag er gegen die reale Objektivität nichts. Doch in dem Ringen, diese sich unterthan zu machen, findet er auf einmal, daß Alles das, was ihm hier als ein äußerliches entgegentritt, in seiner tiefsten Innerlichkeit beschlossen liegt und an dem Substrat des Gehirns einen bildbaren und für Aufnahme augenblicklicher Gestaltung einer höheren Macht gegenüber ganz bereiten Stoff hat. Er hält daher die äußerliche Erscheinung gegen die Immanenz des Gehirnes und mit dieser zusammen, das überwundene Unerkannte versteht und gehorcht auf den ersten Wink, die an das ideelle Seyn streifende Formirung hat Statt und der Geist erlangt volle Befriedigung. Denn es wird ihm das, was er begehrt.

Da wir nun einmal das Geheimniß menschlicher Production und Reproduction erwähnt haben, so möge es uns erlaubt seyn, im Allgemeinen etwas über diese wunderbare Kraft zu erwähnen, da auch die Sprache, der wir uns jetzt immer mehr und mehr nähern, eine Aeußerung dieses göttlichsten menschlicher Attribute ist. Von dreierlei Art ist die in die Macht des Menschen gegebene Production, die er, wenn er will, aus den Abgründen seiner Persönlichkeit nach außen evolviren kann. Denn von der Reproduction seines Leibes durch die eingenommene Nahrung reden wir hier nicht. Nur das fällt in unser Gebiet, wo es sich von einer völlig freien Schöpfung, die das Individuum von sich lostrennen kann, handelt. Sein eigenes Selbst, das Kind, — das Wort — und der Gedanke (geistige Produktion) sind die drei Weisen der Schöpfung, die der Mensch als Typen göttlicher Aehnlichkeit erhalten hat. Warum gerade diese drei, warum nicht zwei oder vier und warum, wenn es drei seyn sollten, eben diese? — Das müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Es würde uns zu weit von unserem Ziele abführen. Nur die Art und Weise dieser Productionen wollen wir etwas näher ins Auge fassen. Ueberall, wo geschaffen werden soll, tritt

uns die Doppelheit wirkender Faktoren entgegen. Den Beweis liefert ja unsere ganze Auseinandersetzung. Es muß dieser Dualismus also auch das Primum mobile menschlicher Schöpfungsverwirklichung werden. Wir wollen sehen, wie wir das Verhältniß beider Faktoren hier gestellt finden. Mann und Weib sind die großen Gegensätze, die es bedarf, wenn es dem Menschen gelingen soll, sich selbst, ein alter ego ins Seyn zu setzen. Der Mensch ist in einem hohen Sinne der Sohn der Natur: er ist zugleich der Thron, der Herr derselben. Dadurch wird diese Sohnschaft auf eine eigenthümliche Weise wieder in ihm aufgehoben. Er ist der Sohn der Natur, wie mein geistiger Mensch der Sohn des Bildungsstoffes ist, den ich durch meine Lehrer empfing. Ich bin der Herr dieses Stoffes nach Vollendung meiner Bildung und meine Kraft ruft aus seinem außerdem todten Schooße ein neues Leben hervor. So steht der Mensch der ganzen Natur gegenüber, und die, welche seine Mutter ist, sie ist zugleich seine Braut. Diese Braut ist aber so zubereitet, daß der ganze leibliche Mensch ein neues Seyn setzen könnte, nur im Menschen selbst vorhanden. Hier ist, daß ich so sage, die ganze Natur dem Geiste assimilirt. Damit nun der Mensch ein ihm ähnliches Wesen setzen könne, muß die Natur als Mensch aus ihm herausgesetzt werden. Deßhalb fiel ein tiefer Schlaf auf Adam, und das Weib ward, diese zu einem geistigen Seyn potenzirte Natur. Mehr ist hier nicht zu sagen gestattet. Nach dieser That war es möglich, daß der Segen des Gottes in Erfüllung ging: „Seyd fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde.“ Es sind also bei dieser ersten realsten Production des Menschen die beiden wirkenden Faktoren: der Mensch, als Gipfel der ganzen Natur, indem er diese noch einmal in ihrer ganzen Pracht darstellt, um sie in sich auf immer zu vernichten, — und diese Natur selbst, welche aus den innersten Eingeweiden seiner Existenz herausgenommen ihm gegenüber zum Menschen verherrlicht und verwirklicht ist. Eine völlig andere ist bereits die zweite Production. Ihr Substrat ist die Luft (der Stickstoff) und ihr Producent und Umschränker der Geist. Und es besteht demnach das Wesen der Sprache darin, daß das Aller-Allgemeinste der kosmischen Na-

tur, das der Individualiſirung Widerſtrebendſte von dem ausgeprägteſten Daſeyn zur Individualiſirung, oder, um das zu Lebendige der Bezeichnung etwas zu brechen, zur Partikulariſation gezwungen wird: — und zwar zu einer ſo beſchränkten Partikulariſation, wie nur eine Beſchränkung der gewordenen Welt in ihrem größten d. h. kleinſten Details gefunden werden kann. Dieſe Production, deren Weſen ich nur kurz hier bezeichnete, weil die Folge die völlige Darlegung der Verhältniſſe geben wird, hält die Mitte — aber keine arithmetiſche, welche das juste — milieu unſerer Tage ſo habgierig und heißhungrig ſucht, ſondern die geometriſche — ſie hält die Mitte zwiſchen der realen Production des Leibes und der ideellen des Geiſtes. Und was ſoll ich von dieſer letzten Production ſagen, der Production des Geiſtes und Gedankens. Sie ſcheint aus gar keinem Gegenſatze hervor zu gehen und doch werfen ſich dem Denken die gewaltigſten Schranken entgegen. Leichter, loſer, weniger faßbar als die Luft, vermögen ſich im Geiſte ſelbſt Hinderniſſe zu erheben, gegen welche der hartnäckigſte Widerſtand der Materie und der Sichtbarkeit ein Nichts iſt. Es hat es der Geiſt mit dem ihm conſonirenden und in ſein (des Geiſtes) Weſen umgeſetzten Princip des Unerkannten als ſeinem Subſtrate zu thun. Dies muß ihm folgen, wie und wohin er will. Und wenn es nur an dieſem hinge, ſo würde — vorausgeſetzt daß keine Störung oder Ueberſpannung ſtatt findet — das Denken eine leichte That ſeyn. Und es gibt auch in der That nichts leichteres als ein bloſes Hin- und Herdenken in den Kreiſen, in denen ſich jedes Subject — pro sua quisque facultate — zu bewegen pflegt. Gleich wird und muß ſich aber die größte Schwierigkeit einſtellen, ſobald *Etwas*, ein beſtimmtes *Etwas* gedacht werden ſoll. Das Nähere fällt hier bereits wieder außerhalb unſeres Bereiches. Es ſey uns nur noch geſtattet, einen Einheitspunkt in der Bewegung und den Voractionen dieſer drei Productionen aufzuzeigen. Nicht wie die Stoffe und Subſtrate des Fortlebens (der Reproduction) auf einen einfachen Weg conſignirt und hingewieſen, doch ebenſo wenig einer organiſchen Allgegenwart wie z. B. das Blut verfallen, müſſen die Kräfte und Säfte, welche beſtimmt ſind,

weiter zu wirken und die Schranke des Individuums zu durchbrechen, einen öfter bedingten und hin und her, und auf und nieder gehenden Weg des Gebildet- und Sublimirtwerdens durchmachen, bis sie endlich als die fertig bereiteten Stoffe an das Licht hervortreten oder in die letzte, tiefe Nacht eingehen, aus der dann die vollendete Bildung aufzuerstehen hat. Und hier ist nun merkwürdig, daß dieses Auf- und Niedersteigen bei den Stoffen der Zeugung (des Kindes), des Wortes und des Gedankens einen gewissen Parallelismus der Bewegung einhält. Aus allen Theilen des Körpers strömen die Säfte herzu, um in den Kammern der Hoden vollkommen concentrirt und vollbereitet zu werden. Nach diesem descensus erhebt sich die zeugende Flüssigkeit von neuem zu noch größerer Umschränkung und Spannung, um von hier dann auf dem letzten Wege ausgestoßen zu werden. Wir suchen dem Behemoth gleich, der es nicht groß achtet, den ganzen Jordan einzuschlucken, die unendliche Fülle atmosphärischer Luft einzuziehen und auf der kleinen Gluthplatte unserer Lunge zu zerlegen, auf daß hier der Stoff des Wortes entstehe, der dann emporgehoben und durch die Stimmritze gestoßen, nachdem er die letzte Bestimmung und Beschränkung durch Gaumen, Zunge und Lippen erhalten, als das gebildete Wort aus seinen Fesseln entlassen wird. Und welche Unendlichkeit strebt nun erst das Haupt von allen Seiten her in sich aufzunehmen? — Und wenn es dann dieses Meer mit der Muschel seiner Hirnschale ausgeschöpft zu haben glaubt, so beginnt erst recht die niederarbeitende, abformende Kraft ihr wunderbares Werk, das ungestaltet scheinende Substrat des Gehirnes gewinnt der Welt die attributa und modi ihres Seyns ab und gibt die so Gestalteten dem freien, inneren Geiste und der Welt die begriffenen Kinder der Wirklichkeit und ihres eigenen Wirkens als selige Götter zurück. — Doch eben dieser Actus ist es, dessen Wesen wir, in den Zusammenhang zurückkehrend, noch etwas näher zu beleuchten haben. Denn jetzt ist es uns endlich möglich geworden, das Wie des Denkens, und zunächst vornehmlich des logischen Denkens völlig zur Klarheit zu bringen. —

Noch einmal erinnere ich mich an die bereits gewonnenen Resultate. Das höchste Princip der Logik ist das des Widerspruchs: das zweite, das aus ihm folgt, das Gesetz einseitiger Identität. Beide Gesetze haben es im Gehirn zu einer sichtbaren Leiblichkeit gebracht. Ueber ihnen steht nun als ausgeschlossenes drittes der freie, unabhängige Geist, der die Macht hat, da jene Gegensätze in seinen Tiefen Wurzel geschlagen haben, sie zu bestimmen, wie er will. Das früher genau beschriebene Substrat des kleinen Gehirnes und der weißen Substanz unterwirft sich gerne jeder Bildung innerhalb der von ihm durchlaufenen Gränzen und Stufen. Der erste Act der gewöhnlichen Logik ist nun die Feststellung des Begriffs. Dieser soll ein geistiges Wesen seyn, das nach Abziehung aller zufälligen Beikommnisse triumphirend übrig bleibt und das innerste Daseyn des unter seinem Scepter darnieder gebeugten Dinges darstellt. Dennoch sey dem Instinkt des alltäglichen Wissens Dank, das die Puncte, auf welche es ankömmt, stets richtig zu treffen wußte und als ein Etwas voranstellte, das vor Allem der Antwort bedürftig wäre. Denn es ist der Begriff eines Dinges nichts anderes, als das auf oben beschriebene Weise in dem Substrat des Gehirnes dargestellte Gleichniß oder Abbild des Dinges, das vom Geiste, der nach außen hin mit der Realität desselben in Berührung getreten war, nach Innen hin hervorgezaubert wird. Wie — wenn es erlaubt ist in hohen Dingen ein von der Alltäglichkeit des Lebens hergenommenes Gleichniß zu gebrauchen — wie der Schüler der Botanik die gefundene Pflanze emsig in seinem Handbuche aufsucht, damit er ihren Namen und ihre Eigenschaften und dadurch ihr Wesen erfahre, so geht der Geist in den reichen Erfahrungs- und Erkenntnißschatz des ihm völlig gehorsamen Princips des Unerkannten ein und hier tritt ihm von selbst entgegen, was er sucht. Und in der That, die Auskunft, die er erhält, ist keine schlechtere, als die, welche dem Schüler sein Buch gibt. Deßhalb sind auch dem wahren Geist euere Namen und Register todt, ihr Gelehrten und Weise, und er glaubt an nichts, als was er selbst gesehen, betastet, gezeugt, erschaffen hat. Und nicht umsonst ist es, daß der heilige Apostel Johannes seinen er-

sten Brief also beginnt: ὃ ἦν ἀπ' ἀρχῆς, ὃ ἀκηκόαμεν, ὃ ἑωράκαμεν τοῖς ὀφθαλμοῖς ἡμῶν, ὃ ἐθεασάμεθα, καὶ αἱ χεῖρες ἡμῶν ἐψηλάφησαν, περὶ τοῦ λόγου τῆς ζωῆς. Damit ist aber nicht euch das Wort geredet, die ihr nur sehen, nur tasten, nur schmecken wollt. Es hat einer gesagt: „Wer meine Lehre thut, der wird einsehen, ob sie von Gott sey oder ob ich von mir selber rede.“ — Seht, hier kommt es auch auf ein Sehen und Fühlen an. Wir, denen es gelungen ist, die feste Scheide- und Brandmauer niederzureißen, welche zwischen Geist und Körperlichkeit errichtet worden war, die wir gezeigt haben, daß diese Trennung nichts als Relativität ist, wir können von geistigen und geistlichen Sinnen und von einem geistigen und geistlichen Gebrauch der sichtbaren und körperlichen wohl reden, die ja nichts sind, als die in die schöne Welt hinausgebreiteten Fühl- und Fangfäden der geistigen. Seyd ihr denn nicht klug genug zu merken, daß in den fünf Sinnen selbst eine geistige Steigerung statt hat? Die brausenden, rauschenden Leidenschaften unserer Brust, was sind denn sie anderes, als die Gränznachbaren der Sinne? Wie hätte der Gott die Lust, welche der Bräutigam an der Braut und die Braut am Bräutigam hat, als eine mit der seinigen parallel gehende bezeichnen können, mit der Lust, die er an der Vereinigung mit der Creatur hat? Spricht doch die Schrift selbst von einem Schmecken und Sehen der Freundlichkeit und Güte Gottes! —

Es wird immer als etwas sehr wunderbares bezeichnet, daß jedes Kind schon verstünde, von der Mannigfaltigkeit des zufällig verschiedenen Seyns z. B. der zufällig verschiedenen Hunde ohne weiteres zur Abstraction des Begriffes Hund zu gelangen. Für uns wird dies Wunder sehr begreiflich, ohne daß wir deßhalb weniger staunten. Jeder Hund ruft ihm die gleiche Gestaltung im Innern des Hauptes hervor. Er erkennt deßhalb das Eine im Seyn aller Hunde auf eine sehr natürliche Weise. Begegnet es doch einem munteren, geistigen Kopfe allzuhäufig, daß er in der unzähligen Mannigfaltigkeit verschiedener Ansichten und Meinungen überall die gleiche Bornirtheit und Blindheit als das einzige Eine in dem Vielen durchscheinen sieht. Die Erkenntniß und Wahrnehmung

der Dummheit ist ihm nämlich gerade so natürlich, wie die des Begriffes dem Kinde. Niemand ist aber für eine natürliche That verantwortlich. Darum vergebt ihm. Er ist gegen euere vielen unnatürlichen Willkührlichkeiten stets noch unendlich nachsichtiger, als ihr es je gegen seine Nothwendigkeit seyn könnt! — Aehnlich, wie mit den Begriffen verhält es sich auch mit den Urtheilen, ja selbst mit den Schlüssen. Ein Urtheil ist im Grunde weiter nichts als die Evolution eines Begriffes und seine erneute Concentration. Es läßt sich daher das Urtheil ein erweiterter und zugleich ein verengter, ein beweglich gewordener, mit einem Wort ein organischer Begriff nennen. Denn wenn „der Wachterischen concordia naturae et scripturae gemäß, da die alten Erfinder Alles auf einmal sagen wollten, das erste Wort weder ein Nomen noch Verbum gewesen ist, sondern wenigstens ein ganzer Periode," so ist von den ersten Rednern ein Wort und ein Begriff, eins nach dem anderen, wohl nicht blos so zum Spaß in die Luft und in die Winde gesäet worden, sondern, da es jedesmal eine Ermüdung und Anstrengung fordert, den Mund zu öffnen, und Trägheit unser liebstes Steckenpferd ist, so muß doch jedesmal mit dem Begriffe etwas gewollt gewesen seyn. Ein Begriff aber, mit dem etwas gewollt wird, ist nothwendig ein Urtheil. Der Baum ist groß: das erkennt männiglich als ein Urtheil an. Für den Geist ist die Quantität nichts. Die Qualität ist ihm Alles. Die Größe, selbst die körperliche Größe sucht er nicht in dem Ungeheueren der Extension und einseitiger Dimension, sondern in dem Mächtigen, Gewaltigen, Kühnen der an einem Puncte vereinigten Verhältnisse. Ein Baum, der groß ist, ruft daher in dem Substrat des Gehirnes ein einziges durch Bedeutung genialischer Verhältnisse wunderbares Idealbild eines Baumes hervor. Wer wird den Begriff eines Außer-ihm-Seyenden wohl reicher, herrlicher in seinem Inneren erbauen, als ein Liebhaber den seiner einigen Muse? Welche Differenzen möchten hier wahrgenommen werden, wenn ein dazu kommender, berechnender Verstand beide Bilder und Schöpfungen als Objecte betrachten könnte! Immerhin. Ein solcher Begriff der liebeberauschten Seele ist doch eine ganze

Welt von Urtheilen und Schlüſſen: — und ihr wollet noch zweifeln, daß ein Urtheil etwas anderes ſey, als die Reduplication eines Begriffes? Glücklich der Mann, welcher die unendliche Seligkeit eines ſolchen Begriffes geſchmeckt hat! — Der Schluß iſt nun auch nichts anderes, als ein Begriff, der als Conſequenz aus in Vergleich gebrachten Urtheilsbegriffen hervorgeht. Je größer, je geiſtvoller ein Mann, ein Geiſt iſt, um ſo weniger ſchließt er. Alle jene Virtuoſen im Schließen ſind weiter nichts, als Tagelöhner, die mühſam das erarbeiten, was ein freier Kopf durch einen Schlag, durch einen Blick erobert und in die mehr als organiſche Eſſenz eines Begriffes vereinigt. Hamann und Kant — ſie gingen neben einander aus und ein, und waren Freunde, wie es denn Männer ſeyn müſſen, die wie Rieſen ihr ganzes Geſchlecht überragten. Und doch — welch' ein Unterſchied! Während Kant mit Hitze und poetiſcher Begeiſterung vor der Thüre der Wahrheit fegt und ihre Pfoſten kehrt und ihren Griff blank macht, auf daß den Eintretenden kein Eckel ergreift, ſo reißt jener die Tempel und Haine Baals und Molochs nieder und erbaut, ein zweiter Serubabel, das neue Haus des Herrn, das da ſtehen muß, bis daß der Held geboren wird. Ein Begriff, den du auf mühſeligen Wegen und Gängen dir erſt und endlich erobern mußt, der iſt mit mir geboren und das Urbild, das die Tafel meines Gehirns trägt, ehe es noch ſelbſt geworden. Daß ich ein Beiſpiel gebe! — Ich trinke ſtarken Wein. Die Stärke des Weins, in welchem Maaß er auch genoſſen werde, erfaßt jedes Haupt. Mein Haupt kann ſich alſo dem Einfluß des ſtarken Weins nicht entziehen. Eine Stärke, vor der Alles weichen muß, deren Einfluß ſich nichts entziehen kann, iſt das Reſultat des Schluſſes. Wer wird läugnen, daß eine ſolche Stärke ein einziger, intenſiver Begriff iſt. Am wenigſten das Princip des Unerkannten, das den Einfluß einer ſolchen Alles niederdonnernden Stärke zur Genüge erfahren hat. Setze nun dieſen letzten, höchſten, durch den Schluß gewonnenen Begriff in Relation mit denen des Weines und Hauptes, — und daß in dem Subſtrat des Gehirnes Begriffsbilder neben einander zu exiſtiren vermögen, folgt ja ſchon daraus, daß dies Sub-

ſtrat ein τὸ darſtellt, das eben zur Concentration eines ἓν gelangt iſt — ſo ergibt ſich zuletzt die Verſchlungenheit eines Begriffes, der ſich von ſelbſt verſteht. Ja, iſt der menſchliche Geiſt etwas anderes, als ſo ein durch den gewaltigſten Sorites geſetzter Begriff? — Wir dürfen das zu ſagen wagen, da unſere realen Anſchauungen die Puppenhüllen und Schemen Hegeliſcher Abſtraction längſt hinter ſich zurückgelaſſen haben. — —

„Ohne mich könnet ihr nichts thun.“ So vermag die hohe Stellung des Gehirnes ohne die Einwirkung des Geiſtes nichts. Schon die leibliche Darſtellung des Geſetzes des Widerſpruchs zeigt es an, daß hier nur der Ort der Vollführung des Gedankens, nicht aber ſeine heimliche Quelle ſey. Zwar iſt das Gehirn eine Bedingung des Denkens, die wahre, objective, reale Form deſſelben, bereits angefüllt mit einem unendlichen Inhalt, der nur eruirt, evolvirt ſeyn will, — dieſe Action ſelbſt liegt aber höher, ſie findet ſich nur im Geiſt. Er iſt das abſolute Prius des Denkens. Und mit Recht. Denn wenn das Gehirn eine potenzreiche Evolution bereits iſt, in welcher alles Ideelle in eine ebenfalls ideelle Wirklichkeit heraustreten muß, ſo ſetzt es doch noch einen Widerſtand einer jeden Bewegung entgegen, da es doch noch ein Zwei in ſich trägt. Im Geiſt iſt die Zwei als Eins. Hier folgt das nun erkannte und wiedererkennende Princip des Unerkannten jeder Bewegung der herrſchenden Gotteskraft, als ginge die Bewegung nicht von dieſer, ſondern von ihm aus. Und ſo ſind wir endlich ſo weit gekommen, auch das Gehirn trotz ſeiner hohen Stellung zu verlaſſen und in das letzte Penetrale einzudringen und in ihm den Hebel für jede Production und alſo auch für die Sprache zu finden. Das logiſche Denken hat ſeine Verwirklichung im Gehirne: das Mittel ſeiner Bewegung liegt aber im Gehirne nicht. Denn es gibt noch ein höheres, freieres Denken. Dies geht ſchon daraus hervor, daß das logiſche Seyn und Denken eine höhere Stufe des Seyns über ſich trägt, nämlich die freie Exiſtenz des Geiſtes. Zur Annahme eines ſolchen höheren Denkens zwingt uns jedoch ſchon die Erfahrung. Daß ich nichts ſage von dem Denken des Wahnſinns, das, ſo ſehr es auch regellos iſt,

dennoch ein Denken bleiben muß. Denn wie wäre ohne Denken nur eine fixe Idee möglich, — wie wäre es möglich, daß das Haupt eines Wahnwitzigen ſich zu den genialiſchſten Gedanken zu erheben vermag: — zu Gedanken, wie ſie noch kaum in dem Haupte des Verſtändigen aufgeſtiegen, ja — um es nur zu ſagen — herangereift ſind? Aber wie könnte es geſchehen, daß ſich die Freiheit gegen die eigene Perſönlichkeit, die Sicherheit der Welt und den Menſchen gegenüber in einem geiſtvollen Kopfe zu jener Höhe der Ironie geſtalten könnte, die Alles umkehrt, Alles durcheinander wirft, um als triumphirendes Subject mit ſiegreichem Spotte aus dem Ruin der von ihm vernichtenden Welt als das allein überbleibende, als das allein unerſchütterliche hervorzugehen, — wenn es nicht in den Tiefen des Geiſtes bereits zu jener Höhe und Innigkeit der ironiſchen Exiſtenz gekommen wäre, daß a ſo gut und ſo viel iſt als b und b ſo gut und ſo viel als a, daß die Gotteskraft für das Princip des Unerkannten und dieſes für jene ſtehen kann, und ſo die objective Gleichgültigkeit zu der ſubjectiven der freien Perſönlichkeit führt? Hier hat die ſelbſtſtändige Productionskraft philoſophiſchen Denkens ihren Sitz, — dieſe kühne Productionskraft, deren genialiſche Gewaltthätigkeit die feſten Bande natürlicher Conſequenzen mit Leichtigkeit zerreißt, ſo daß ſie gehorſam auseinandergehen, wie Seile, die an das Feuer riechen, und Dinge zuſammenſchneit, welche die energiſchſte Hitze der Wirklichkeit nicht mehr aufzuthauen vermag: — hier die betäubende Allmacht poetiſcher Phantaſie, welche jedes Herz und ſelbſt den ſondernden Verſtand nöthigt, die Realität des Daſeyns einem wundervollen Nichts gegenüber nur als Unwahrheit anzuerkennen und auszurufen, und dieſes Nichts, dieſen Traum einer ſprühenden und glühenden Sommernacht auf den Stuhl des Alls, des Einen und der Wahrheit zu ſetzen: — hier endlich die göttliche Kraft des Willens, die es wagt dem Gotte ein weit hin ſchallendes Nein zuzurufen und zu ewiger Qual verdammt dennoch nie dahin gebracht werden kann, von ihrer Exiſtenz als Wille zu laſſen.

Ich habe keinen Augenblick Anſtand genommen jene drei großen — wie ſoll ich ſagen? — Attribute, Facultäten, Seynsweiſen, dem freien Leben des Geiſtes anheim zu geben: ich

trage eben ſo wenig Bedenken, ſie die drei einzigen Facultäten des Geiſtes zu nennen; die drei einzigen, welche genannt werden können. Denn es iſt ſchwer, unendlich ſchwer bei einer ſolchen koloſſalen Verſchlungenheit des Seyns ſondern, trennen, eintheilen zu wollen. Fließt da nicht Alles aus der einen und derſelben Quelle, ſtrömt nicht Alles in ein und daſſelbe Meer zurück? Muß alſo der Geiſt nicht lachen über die Quartiere und Kammern, die er ſich ſelbſt zutheilt? O feige Knechtſchaft, unter die ſich die abſolute Freiheit hingibt! O Wiſſenſchaft, ſophiſtiſcher Tyrann, knechtiſcher Despot, der du den pfeifen lehren willſt, der deine Rohrflöte geſchnitten! O Herkules, der du in der Wiege ſchon zwei Schlangen zerdrückt, ſchämſt du dich nicht im Weiberrock am Rocken zu ſitzen! Zwinge nur deine Muſe. Ich ſage dir, ſie wird ſich dir ergeben, ohne daß du Knechtesdienſte um ſie thuſt. Es hat ein großer König geſagt: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Und ihr ſolltet euch nicht billig ſchämen, trennen und ſchlichten, ſcheiden und vereinen zu wollen, wo eine über Allem thronende Einheit Alles, Alles in ſich verſchlungen hat? Doch ich ſchweige. Eben dieſe viele Wohnungen geben ja auch dem Geiſt das Recht der Trennung und Sonderung. Nur ſeyen es wirkliche Eintheilungen und Kräfte, — keine Strohwiſche, die nur Vögel ſcheuchen und vom Winde verweht werden, keine Markſteine, die ein diebiſcher Nachbar nach Belieben hinausrücken kann, ohne daß der Beſitzer Luft davon bekommt! — — Ehe wir jedoch unſere Dreiheit rechtfertigen, müſſen wir ein Etwas berühren, das vielleicht auch ein tieferer Leſer zu vermiſſen ſich wundern könnte. Es iſt die Kraft des Gedächtniſſes. Aber iſt dieſes nicht bei einem Seyn, das alles andere Seyn in ſich umfaßt und beſchließt, ein Etwas, das gar keine beſondere Seite genannt werden kann? Iſt es nicht eine einſeitige Auffaſſung des mächtigen, ſtets gegenwärtigen Seynsbewußtſeyn, ohne welches die Exiſtenz eines Geiſtes, ſelbſt eines creatürlichen Geiſtes gar nicht gedacht werden kann? Nichts iſt jämmerlicher, als ein Menſch, von dem es weiter nichts zu rühmen gibt, als daß er mit der Kraft eines guten oder gar außerordentlichen Gedächtniſſes ausgeſtattet iſt. —

Nur wo Sünde iſt, wo die heilige Kraft eines ungetrübten, lautern Seyns gelöſcht iſt, — nur da gewinnt das Gedächtniß eine traurige Wichtigkeit. Denn es ringt ſich der Geiſt vergebens ab nach einer Erinnerung, die unwiderbringlich in das Meer einer ewigen Vergeſſenheit verſenkt zu ſeyn ſcheint, — und dann nach dem Vergeſſen einer Vergangenheit, deren unabweisliche, ſtets gegenwärtige Erinnerung der Geiſt nie los werden kann. Wer uns gefolgt iſt, wird wohl wiſſen, warum wir dieſe hiſtoriſche ſo wichtige Kraft aus unſerem ſeligen, jubelnden Grazienchor ausgeſchloſſen haben. Er wird auch wiſſen, warum, — warum wir die Löhnerarbeit des blos Gelehrten verachten und keinen andern Ehrgeiz als den des Philoſophen in uns hegen. Doch zurück zu unſerer geiſtigen Trias.

Wenn wir in der leiblichen Exiſtenz des Gehirns ein hohes Geſetz des Seyns verkörpert anerkannten, und zugaben, daß Alles, was ihm ſubordinirt iſt, ſeinen Geboten unterthänig ſey, ſo mußten wir gleich anfangs das Bekenntniß thun, daß irgendwo noch ein höchſtes Geſetz des Seyns vorhanden ſey: — ein Geſetz, deſſen Anweſenheit wir nur noch nicht realiter erkannt hätten. Wir fanden dies Geſetz in dem Seyn des Geiſtes, in welchem das Princip des Unerkannten völlig umgeſtürzt exiſtirt. Es iſt dies Geſetz alſo vollkommene Freiheit von aller früheren Geſetzlichkeit. Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Freiheit bedingt iſt durch den Weg des früheren Werdens und Entſtehens, das, wie wir ſahen, nach einem entſchiedenen Geſetz fortſchritt. Es iſt alſo dieſe Freiheit eine nicht abſolut gewordene, ſondern eine auf bedingtem Wege entſtandene Freiheit. Die vollkommene Erkenntniß und Evolution dieſer bedingten Freiheit iſt nun das Werk der philoſophiſchen Production. Sie beſteht in der Beſchränkung aller ideellen Schöpfung auf die vollkommen verſtandene Reproduction der Wirklichkeit. Aber das Princip des Unerkannten iſt der Gotteskraft in der perſönlichen Einheit völlig untergethan worden. Dieſe beſitzt alſo eine unumſchränkte Herrſchaft über dies Princip und kann daher in ihm willkührliche Schöpfungen hervorrufen, die keine Gemeinſchaft mit der Wirklichkeit haben. Dies iſt das Bereich poetiſcher Schöpfung, das Seele und Geiſt durch die ideelle Verwirklichung

von tausenderlei Möglichkeiten entzückt und bereichert. Dennoch dürfen sich jene Schöpfungen nicht in das Reich der blosen Willkühr verlieren. Denn dazu ist der Mensch zu schwach, daß er einen anderen Weg der Production einzuschlagen vermöchte, als der ist, auf welchem er selbst geworden. Analogie mit der Wirklichkeit ist also der hohe poetische Kanon. Shakespearischer Muthwille hat diese heilige Schranke nie verletzt: wohl that dies aber hie und da Göthischer Uebermuth. Die Tendenz poetischer Ueppigkeit geht in der Hexenküche und den Brockenscenen des Faust zu weit. Ich will jedoch unserem großen Dichter keinen Vorwurf machen. Könnten diese Scenen nicht bewußtlose Absichtlichkeit seyn, um das Ungemessene diabolischer Tendenzen in seiner ganzen Machtlosigkeit sehen zu lassen? — Es gibt eine noch menschliche Kraft, die philosophische Wahrheit mit poetischer Schwärmerei zu vereinigen. War diese Vereinigung schon jemals in ihrer ganzen Stärke vorhanden? Und war sie dies, kann dann diese Hoheit philosophisch-poetischer Vollendung in einem anderen Geiste gesucht werden, als in dem des größten Deutschen, Johann Georg Hamanns. — — Höher, unendlich höher aber noch als diese wunderbaren Kräfte steht der Wille. Denn bei jenen handelt es sich nur von einer geistigen Macht ideeller Production. Der Wille ist es, der den Menschen selbst schafft. Wenn in der ganzen Natur nach ihrer einmaligen Schöpfung eine Kraft thätig ist, welche ihre Erhaltung zum Zweck hat, und dies eine der schöpferischen identische seyn muß, so ist eigentlich das Seyn des Geistes eine fortwährende Selbstschöpfung. Der Wille ist die beständige Ursache des So-Seyns, und was ist der Geist anderes als ein gewaltiges So-Seyn? Er ist nichts als Selbstbestimmung und Bestimmung der immanenten, vom Subject besessenen Kräfte. Es ist der Wille das schwerste und das leichteste Problem der ganzen Philosophie: — das leichteste, weil er das dem Menschen eigenthümlichste, ein etwas ist, das er ganz hat, und an dem scheinbar nichts weiter zu erkennen ist: er ist eben, — glaubt man — weil er eben ist: — das schwerste, weil er das letzte, das höchste Resultat der ganzen Schöpfung, und billigerweise nur dann als

wahrhaft erkannt angesehen werden kann, wenn die ganze Schöpfung, wenigstens bis auf einen gewissen Grade, zu positiver Erkenntniß geworden ist. Es wird sich über kurz oder lang ein großer Streit über den Willen erheben. Das wahre Verständniß dieses Begriffes wird das Mahlzeichen des Siegers seyn. —

Und so glaube ich denn endlich den höchsten und letzten Punkt gefunden zu haben, über den hinaus nichts, gar nichts mehr liegt. Sollte ein Versuch gemacht werden, ein Etwas zu finden, das noch vollendeter, noch beschlossener erschiene, als es mit dem Geiste der Fall ist, es würde ein Nichts, ein verzehrtes und verzehrendes All seyn, das alle eigentliche Einheit verloren hätte. So hat sich schon manches Individuum geistig vernichtet, das mehr seyn wollte, als ein, nach dem Grade ihm gegebener Produktionskraft, freier und wollender Schöpfer. Wie hier im einzelnen Fall, so müßte ein überspanntes Wollen ganze Völker vernichten: ja es könnte die ganze Menschheit, wenn sie an den Rand dieses Aeußersten geriethe, auflösen und zerstreuen. So sieht man im Herbste die Fliegen, die sich innerhalb des Zimmers an die Fenster anklammern, daselbst unbeweglich verweilen, erstarren und nach und nach einen weißen Staub von sich sprühen. Es ist diese höchste Einheit des Menschlichen Geistes die merkwürdigste Beschlossenheit und Verschlungenheit in sich selbst. Geistige, reale und ethische Production arbeiten sich in die Hände, bis endlich dies vollkommene Resultat eines göttlichen Ebenbildes aus ihrem uneigennützigen Wirken hervorgeht. — Wir suchten eine höchste Kraft, durch deren Einwirkung und Bildung es geschehen möchte, daß das Substrat der Luft (der Stickstoff) genöthigt würde, sich zur Bildung der Sprache herzugeben. Können wir Bedenken tragen, dieses Letzte, den äußersten Widerstand Bezwingende in jenem inneren Einheitspunkte des Geistes zu finden? Er, der alle Opposition in sich überwunden hat, besitzt wohl die Kraft, ein anderes, wenn auch das äußerste, das widerspenstigste, Glied der Natur zur Unterwürfigkeit der Gestaltung zu bringen. Und gibt es wohl extremere Pole des Seyns, als die Luft und den Geist, wenn gleich πνῦμα beide in sich zu vereinigen

ſcheint? Nach unſerer Expoſition kann über dieſe extremſte Gegenſätzlichkeit beider Factoren der Sprache gar kein Wort mehr zu verlieren ſeyn. Es iſt alſo das Wort, die Sprache eine Schöpfung, in welcher die Luft genöthigt wird, durch die Einwirkung des Geiſtes eine Geſtaltung anzunehmen. — Auf welchem Wege dies aber zu Stande gebracht wird, und welche Erſcheinungen dabei hervortreten werden, das iſt von jetzt an die Aufgabe, die uns zu beantworten obliegt. —

III.

Sidney pflegte zu ſagen: Wenn Amor in ein Herz fliegt, ſo verbrennt er ſich die Flügel und kann nicht mehr fortflattern. Um wahr zu ſeyn, müßte der Ausſpruch das „nicht mehr" in ein „ſobald nicht" verwandeln. Denn ſo weiche Herzen und zärtliche Augen, wie Petrarkas, ſind ſelten und in den meiſten Fällen, ſo wenig ſie es glauben, Abſtrahenten und Idealiſten, aber keine Menſchen. Eine Idee, welche, wie ein Blut- oder Schwefelregen, vom Himmel herab, nach ſokratiſcher Art zu reiſen, in einen Kopf gefallen iſt, vermag ſich auch unausſtehlich breit zu machen und das arme Hirn nicht eher loszulaſſen, als bis es ſelbſt den letzten Heller bezahlt hat. Es ſollten daher alle Leſer billigerweiſe gleiche Schonung und Nachſicht haben gegen einen Autor, wie gegen einen jugendlichen Liebhaber.

— Recepto
Dulce mihi furere est amico.

Wie der Liebhaber Tag und Nacht von nichts träumt, an nichts denkt, nichts thut und treibt, als was er mit dem Zeichen ſeiner Muſe zieren oder mit der Myrthenkrone ſeiner Schwärmerei umkränzen kann, ſo hört der Autor vor dem Geſiedel ſeiner Geige weder die heilige Muſik der Geſtirne, noch die ſchreiende des reiſigen Zeuges, das mich täglich aus dem Schlummer ſchreckt.

Totus est in armis idem quando nudus est amor.

Dieſe Rüſtung im Bunde mit einer kläglichen Nacktheit ſcheint auch das Eigenthümliche des menſchlichen Geiſtes und

Gehirnes zu seyn. Denn gibt es wohl etwas, das zugleich potenzvoller und doch so arm an actus ist, als wie eben unser Haupt? — Und diese parteyische Stärke und einseitige Schwäche ist es vor Allem, welche uns die Frage aufzuwerfen nöthigt: Wie es dem Geiste möglich wird, eine Uebermacht über den Stickstoff zu gewinnen? Denn es kann das ganze Seyn keinen natürlich größeren und klaffenderen Gegensatz aufweisen. Hier der Geist, dessen Wesenheit in vollendeter Concentration und stets wachsender Unsichtbarkeit besteht: dort der Stickstoff, dieser gewaltige Ansatz zur Materie mit einer vernichtenden Tendenz nach peripherischer Expansion. Und da nun wegen dieses großen Strebens nach expandirtem, materiellem Seyn im Substrat des Stickstoffs nothwendig ein materielles Heraustreten und Umspannen dieses Princips statt finden muß, so ist kaum abzusehen, wie es dem Geist gelingen kann, etwas über diese peripherische Macht zu vermögen. Er ist ja gerade die Concentration dieser peripherischen Macht, und weil er sie in ihrem Streben stets verneinen muß, so ist es ihm nicht möglich noch erlaubt, sich realiter selbst zu verneinen, um jenes Princip zur Position zu bringen. Das wäre ein gewagtes Spiel mit sich selbst, das der Kreatur nicht ansteht. Zwar sagt der Dichter und sagt wahr:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn."

Hier würde aber das Leben bereits als ein Todtes, als ein Aufgegebenes eingesetzt, und dies darf ein für allemal nicht seyn. Auf das Spiel darf ich zwar das Leben setzen, um die Ehre des Vaterlandes zu retten: doch um seiner Schande zu entfliehen, mir nicht freiwillig den Tod geben. Mit dem Gotte steht es freilich im Beginn der Schöpfung anders. Er expandirt sich wohl nach der begonnenen Expansion, diese qualitativ und endlich central zu machen. Er hat aber auch nicht all' das Unerkannte in das Peripherische geworfen, sondern ein gut Theil — ja was sage ich — ein unendlich Theil, — eine Fülle von Qualität gegen ein kleines Endchen von Quantität — als eigenes Substrat in den Tiefen seines Hauptes, seiner Brust und seines Schooses — was Alles ein und dasselbe ist — zurückbehalten. Ihm schadet daher gar keine Dehnung seines geistigen Wesens. Der

menſchliche Geiſt würde, müßte ihr erliegen, da eben ſeine Beſtimmung iſt, Eſſenz zu ſeyn. Denn wo die Beſtimmung in die Brüche geht, da iſt in demſelben Momente das Leben gebrochen.

Doch ſteht hier nicht als bereites Auskunftmittel das Gehirn da, dieſer Diener des Geiſtes, dies Geiſt-Leibding? Die geheime Werkſtätte nicht philoſophiſchen Denkens, ſondern philoſophiſchen Elaborirens hat ihre handwerklichen Künſtgriffe und faulen Flecke, unter denen der nicht der geringſte, überall etwas bereit zu haben, wo etwas ſeyn ſoll. „Geht aber doch nicht immer an,“ — wie Mephiſtopheles zum ſchwärmenden, tobenden Fauſt ſagt. Die Stellung, die wir dem Gehirne gegeben haben, gibt ihm eine ſolche große Unbeweglichkeit nach außen, daß es trotz ſeines Lebens im Innern nicht fähig iſt, den Stickſtoff ſich zu ſubjiciren und in faßliche Form zu bringen. Obgleich Hippokrates die Luft und das Gehirn in den engſten Verband ſetzt und der beſtändigen Intusſuſception der Luft von Seiten des Gehirnes Weisheit, Klugheit und Alles zuſchreibt, ſo ſagt er doch: ὅσον δὲ ἀπέχρησεν ὁ ἐγκέφαλος, τοσοῦτον καὶ φρονεῖ χρόνον ὁ ἄνθρωπος, — und ſetzt in ein Bewegtwerden des Gehirns, ſo daß dadurch ſeine Verhältniſſe nach Außen eine Störung erlitten, Quelle und Urſprung des Wahnſinns. Es liegt überdies alle expandirende Kraft des Gehirnes allein in dem Princip, das dem Stickſtoff ſelbſt entſpricht, ſo daß eher in dieſem Falle ſich der Stickſtoff dem Princip des Unerkannten vereinigte und ſo, ſtatt zur Beſchränkung aufgenommen zu ſeyn, Urſache einer Ausdehnung werden könnte, die das menſchliche Seyn vernichtete. Denn die Gotteskraft des großen Gehirns hat gerade genug zu thun, um das ihr Untergethane zuſammenzuhalten. Sie vollzieht, was ihr obliegt. Mehr zu thun, iſt ſie an dieſem Orte nicht verpflichtet. Es müſſen alſo Geiſt und Gehirn, die, wie wir ſahen, die letzten, höchſten Hebel ſind, durch welche die Subjection der atmoſphäriſchen Luft allein in Vollzug geſetzt werden kann, — ſie müſſen dienende Glieder haben, zu denen ſie, wie einmal Bako von einem völlig freien und disponirenden Willen ſagt: qui formam aliquam novit, novit etiam ultimam possibilitatem superinducendi naturam illam in om-

nigenam materiam eoque minus inter operandum restringitur et alligatur, vel ad materiae basin vel ad conditionem efficientis — in einem abſoluten Herrſcherverhältniß ſtehen, ſo daß Gehirn, wie Geiſt, jedes von ihnen mit dem Hauptmann von Kapernaum ſagen kann: ἔχω ὑπ' ἐμαυτὸν στρατιώτας καὶ λέγω τούτῳ: πορεύθητι, καὶ πορεύεται καὶ ἄλλῳ: ἔρχου, καὶ ἔρχεται καὶ τῷ δούλῳ μου: ποίησον τοῦτο, καὶ ποιεῖ. Und in der That wir ſprachen bisher als ob gar keine ſolche Diener des Geiſtes vorhanden wären, als ob der Geiſt in einer kaum mehr ſichtbaren Sphäre, der Kugel des Gehirns, gleich einer in tauſend Farben ſpielenden Seifenblaſe über die Erde und durch die Luft hinſchwärme und taumele, frei von allem Geſetz niederziehender Leiblichkeit, einem ſüßen Rauſch aufnebelnder Geiſtesherrlichkeit hingegeben. Kaum durch einen äußeren Unterſchied bemerkbar, ſchien das Weib für uns nichts als eine concentriſche Kugel aus den Tiefen des Mannes hervorgerufen: — das wahrhaft umgewandte, von neuem umgewandte Princip des Unerkannten, ohne daß es einen Anſatz hatte, aus ſeinem Erkanntſeyn in das Unerkanntſeyn heraus oder hineinzutreten, zum Kind vor dem Manne beſtimmt, ſeine Luſt und vor ihm ſpielend allezeit, der Anfang der Geſchichte. — O Thatſache eigener Art, daß das erſte hiſtoriſche Factum ein Actus der Natur war! — doch für uns nicht wunderbarer als die wunderbare Einigung des Leibes und Geiſtes, des Sichtbaren und Unſichtbaren, der Dimenſionen und der Concentration.

„Doch ſie wurden gewahr, daß ſie nackt waren und flochten Feigenblätter zuſammen und machten ihnen Schürzen.“ Es iſt nicht unſere Aufgabe, die Kluft zwiſchen beiden Zuſtänden mit den Leichnamen gefallener Rieſen und Zwerge zu füllen. Es iſt geſchehen, und wir haben im Verlaufe unſerer Arbeit im hiſtoriſchen Beſtande der Dinge ſchon manchen Beweis dieſer unſerer aprioriſtiſchen Annahme gefunden. Schon Plato betrachtet unſeren Körper mit eigenthümlichen, kritiſchen Augen. Nur das Haupt ſcheint er der wirklichen, wahrhaftigen Exiſtenz für würdig zu erklären. Der Rumpf mit ſeinen Extremitäten iſt ihm ein bloſes, pures, nacktes Mittel: das Schiff, welches den köſtlichen Schatz aus dem neu ent-

deckten Indien über die Atlantis nach elisäischen Gefilden fördert. Er nennt ihn ein ὄχημα. Viele haben ein besonderes Räthsel in unserer Gestalt, die nichts ist als evolvirte und fixirte Potenzen, mit Recht geahnet, manche etwas gefunden, viele vieles gefabelt, alle und die meisten des Leibes gebraucht ohne sonderliche Achtung apostolischer Warnungen. Der bescheidene Rhapsodist in kabbalistischer Prose, der mehr weiß, als er sagt, und mehr ahndet, als er weiß, läßt sich hier also vernehmen: „Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; — — zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Rathschluß des Urhebers löst die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das äußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen: doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns.“ — So viel ist gewiß, daß durch jenen vulkanischen Act das große Schisma des Leibes eintrat, nach welchem wir nun die ungleichen Hälften des Hauptes und Rumpfes benennen. Diese Ungleichheit selbst, wenn sie uns zunächst ein Räthsel scheint, trägt gerade den Schlüssel sich selbst lösender Beweise in sich. Die Lehre vom Gleichgewicht des Guten und Bösen in der Welt leidet dadurch, wenigstens auf den ersten Anblick, einen empfindlichen Stoß. Wenn auch der Geist das absolut frei Gewordene war, so trug er doch die Spuren des Zusammenhangs mit der Räumlichkeit und allen terrestrischen, kosmischen und überhaupt natürlichen Elementen an sich. Denn Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten. Evolvirt sich daher im Menschen von neuem das Princip der Dimensionen, so ist es klar, daß es eben nach der Seite hin, wohin sich die ganze Masse seines Sturmes ergießt, die Fülle und Ausdehnung räumlicher Dimensionen am höchsten steigern und dem sich kaum in etwas mehr fassenden Gehirne gegenüber eine überwiegende Macht

und Maſſe des Raumes einnehmen muß. Wenn die allgemeine Folge des Sündenfalls eine gewaltige, ja daß ich ſage entſetzliche Expanſion des Raumes war, wenn unſer Zeitlauf eine ſolche täuſchende Fackel, ja ein Irrwiſch auf den Wegen dieſes Raums (Seyns) werden konnte, daß ein armer Dichter ſchön und bona fide ſingt:

Ich wollte dieſes Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöh'n.
Ich dachte nicht an drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden ſchön; —

wenn, wenn, — — — ſo iſt es ſehr natürlich, daß das Leiden dieſer Expanſion auch die leibliche Potenz und Exiſtenz des Menſchen treffen mußte. „Denn es hat ſich ja gefunden, — wie Göthe berichtet — daß in kleineren Gefäßen (Gläſern) die Kryſtallchen häufiger und kleiner als Hirſekörner entſtehen, wodurch wir belehrt werden, daß ſogar das Maaß der Räumlichkeiten (daß die Quantität die Qualität ſehr, ſehr afficiren kann, iſt natürlich) auf die Kryſtallbildung entſchiedenen Einfluß hat, und zugleich auf manches oryktognoſtiſche Vorkommen hingewieſen ſind.“ An dieſer größeren Hälfte ſind nun vor Allem drei Potenzen merkwürdig: Die der Füſſe, der Arme und des Geſchlechts. Schon palma (die flache Hand) und planta (die Fußſohle) ſind ein Paar höchſt merkwürdige Worte. Planta iſt das Sichere, feſt in der Erde Wurzelnde des Fußes. Es wird uns hier das äußerſte Extrem der dem Haupte entkommenen neuen Potenz dargeſtellt, die Erde iſt, wieder zur Erde werden ſoll und daher in ſeiner Richtung dieſer entgegenkommt. Palma (πάλλω) iſt dagegen das Freigemachte, das in die Höhe, der terreſtriſchen Dimenſion entgegen aufwärts dem Himmel und dem Haupte Zugeſchleuderte, die Erinnerung des geiſtigen Urſprungs in dem der Erde ganz zugewandten Theile des Organismus. Hier liegt der Grund, daß die Hand das Organon jeglicher Kunſt iſt. Sie iſt die perſonificirte Klugheit (γνῶσις) des unteren Organismus oder Menſchen. Merkwürdig genug hat auch ein tief gehender Zug dem Griechen geheißen, das männ-

freien, noch gerundeten Seyn des Hauptes, wie die Glieder an der der Länge verfallenen Existenz des Leibes. Hiedurch hat auch die Menschengestalt ihre Bedeutung gewonnen. Es sind zwar die einseitigen Sinne der hohen, geistigen Sinnlichkeit gegenüber, welche das Haupt als Eigenthum besaß, ein Resultat der Sünde. Dennoch sind sie die Retter aus der völligen Vermischung und dem absoluten Durcheinanderfluß, der nach dem Hervorbruch einseitiger Potenzen drohte. Es ist also die Einseitigkeit der Sinne die göttlichste Abwendung der fürchterlichen Pein eines alles verwischenden Wahnsinns. Schon Hippokrates setzt, wie wir oben sagten, den Wahnsinn in ungehöriges Bewegtwerden des Gehirns. Bei dieser Gelegenheit hat er unter anderem folgende Stelle: κινουμένου δὲ (scil. ἐγκεφάλου) μήτε τὴν ὄψιν ἀτρεμίζειν, μήτε τὴν ἀκοὴν, ἀλλὰ ἄλλοτε ἄλλοῖα ὁρᾶν τε καὶ ἀκούειν, τὴν δὲ γλῶσσαν τοιαῦτα καταλέγεσθαι, οἷα ἂν βλίψῃ τε καὶ ἀκούῃ ἑκάστοτε. Wir sehen, wie diese merkwürdige Aeußerung mit unserer tieferen Ansicht übereinstimmt. Als Princip der menschlichen Gestaltung stellt sich daher jetzt fast von selbst jener göttlicher Kanon auf: Die nothwendige Einseitigkeit in Gliedern und Sinnen mit dem großen Schisma in Haupt und Rumpf so viel wie möglich zu vereinigen und zwar so, daß sich alles auf einen inneren Punct wahrer Einheit bezieht, der seinen Grund hat in der ersten idealen, concentrischen und Alles im geringsten Raum umfassenden Gestaltung des Menschen. —

Doch die Verwirrung, die bei diesem Umsturz menschlichen Seyns statt fand, mußte noch größer seyn als diese Aeußerungen desselben, da diese eben nichts als der nach außen gewandte Effect des Umsturzes sind. Es ward auch die allgemeine Gleichheit des Gehirnes zerrissen. Es trat aus einander und warf sich in verschiedenen Richtungen den Öffnungen der Sinne zu und zerstörte so die schöne Einheit seines irritabeln und sensitiven Gefühls und hob die Leichtigkeit und göttliche Gewandtheit seines Denkens auf. Uns kommt es hier nicht zu, einzugehen in das Wie auch dieser Zerrüttung, obgleich wir vielleicht manchen Fingerzeig geben könnten. Ein speculativer Anatom würde hier an unserer Hand Wunder der

Kunst leisten können. Wer hätte nicht schon das Gefühl im Haupte gehabt — jeder denkende Gelehrte gewiß schon — das Gefühl, daß alle Kraft der Besonnenheit förmlich in der Masse des Gehirns verloren zu gehen scheint, daß diese sich dann bäumt, nach außen strebt und Schmerzen erregend die Schale des Gehirns abzuwerfen droht und daß endlich die Schärfe eines erfreulichen Denkens in der taumelnden Betäubung des Brütens endigt. Und wäre es dies nur allein. Aber selbst der über alles Materielle erhobene Geist, scheint es, ist mit fortgerissen in die qualvolle Expansion und Unmacht der Nichtrealisirung, die schon das höhere, an ihn gränzende Seyn des Gehirns so peinigt. Hierher ihr Psychologen, hier beginnt das Wunder euerer geistigen Anatomie. All' euer bisheriges Ringen war nichts als ein Flicken des neuen Lappens auf das alte Kleid. Aber bringt auch neue, feste Schläuche, auf daß nicht mein kräftiger Jugendmost die Nahten euerer Register und Compendien zerreiße und das edle Lebensblut versprützt und verloren wird. Seyd ihr Theologen, dann lernt dabei die Tiefe euerer Schrift verstehen, wenn es heißt: Es sey denn, daß jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Himmelreich kommen; oder: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch; was aber vom Geist geboren ist, das ist Geist. Laßt's euch nicht wundern! — — Während also hier die Vernichtung oder wenigstens die Tendenz nach ihr bis in das Innere des Hauptes dringt, hat es mit dem Inneren des Rumpfes eine andere Bewandtniß. Denn hier ist nach eingetretener Evolution eine ganz andere, neue Tendenz wahrzunehmen, nämlich die Tendenz nach Beschränkung, Umspannung und Reducirung auf die einfachsten Verhältnisse. Worin hat dies nun aber seinen Grund? Darin, daß die umwälzende Bewegung ihre Stürme in dem Alles umfassenden Haupt beginnt und in dem Inneren des Rumpfes endigt. Denn zuerst geschieht nach der Durchbrechung der Sphäre mit Gewalt das Setzen der Rumpfdimension. Nachdem dieses aber geschehen ist, so gewinnt hier die Gotteskraft wieder einiges Uebergewicht und endigt endlich mit einer Durchbildung und Colonisirung dieser Dimension, durch die sie zu einem Innern gelangt, das nun nach dem

Verstand des göttlichen Princips wohl an das Haupt geknüpft werden oder besser geknüpft bleiben kann. Ich will dies so kurz wie möglich noch etwas deutlicher zu machen suchen.

Wenn es nicht einmal der ungemessenen Existenz der Luft möglich war, sich einer bestimmten, fixirten Gestaltung zu entziehen, wie sollte es die erwachte Linienpotenz in der herausgewandten Leiblichkeit des Gehirns vermögen, in einem wilden, organischen Durcheinander zu existiren? Da ist sie aber einmal und kann nun nicht mehr verdrängt werden. Denn das ist das eigenthümliche, außerordentliche Vorrecht des Seyns, daß es, wenn es einmal geworden ist, durch nichts, selbst nicht einmal durch den Tod seiner Existenz beraubt werden kann. Es beginnt daher die Gotteskraft eine der bei der Bildung der Ellipsenbahn ähnliche Operation. Sie sucht nämlich die Dimension mit sich selbst zu verbinden, indem sie ihr einen inneren Beziehungspunct erschafft. Und hier ist der Ort, einen Fehler zu rügen, der in der schon oft vorgenommenen Vergleichung der planetarischen Verhältnisse mit denen des menschlichen Leibes gemacht wurde. Abgesehen, daß ich mich nicht erinnern kann, irgendwo das punctum saliens der Vergleichung gefunden zu haben, geschah es stets, daß das Haupt mit seinen Verhältnissen auf gleiche Stufe mit denen des Rumpfes gestellt wurde. Das Haupt, das in sich das Wunder vereinigt, — frühere Bemerkungen mögen dieses erklären — zugleich, für den Rumpf nämlich, die Unterständigkeit und Substrateristenz der Sonne, so wie die absolute Überlegenheit des über seiner Schöpfung schwebenden Gottes an sich zu tragen, so daß es der Anfang und das Ende der Schöpfung ist und den Rumpf als seine Mitte — wie die mathematische μεσότης des Proklus — zwischen diesen beiden Polen hat, — das Haupt, sage ich, ist als eine Einheit, aus deren fruchtbarem Schooße alle die Verhältnisse des Rumpfes hervorgegangen, der Meßschnur aller dieser Verhältnisse entgangen. Vermischung und Trennung an unrechten Puncten haben von jeher die größten Leiden in der Welt des Geistes wie der Seele hervorgerufen. Ich weiß nicht, was ein größeres Unglück ist, Herabsetzung des Höheren oder Höchsten auf eine niedere Stufe oder Erhebung eines Niederern auf den

Stuhl der Majestät. Wehe einer Zeit, die ihre alleinige Rettung in der Dichtkunst, der Kunst überhaupt sucht, indem sie auf klare Erkenntniß des Gottes verzichtet! —

Doch zurück. Es gelingt denn auch wirklich der Gotteskraft einen solchen inneren Beziehungspunct für die Zerstreutheit der Dimensionen aufzustellen. Dieser Beziehungspunct ist das Herz. Wenn der Mensch in seinem ersten Seyn, wie wir sahen, nicht blos die vollständige Entreißung des Geschaffenen in das Reich des Geistes ist, sondern unter diesem Geistseyn noch das Ideal der Thierheit, so ist jetzt nach diesen historischen Factis der „beherzte" Rumpf die vollendete Thierheit, aber nicht mehr das Ideal der Thierheit. Deßhalb predigt der Rhapsodist in kabbalistischer Prose: „Wenn die Nothdurft eine Erfinderin der Bequemlichkeiten und Künste ist, so hat man Ursache sich mit Goguet zu wundern, wie in den Morgenländern die Mode sich zu kleiden und zwar in Thierhäuten hat entstehen können. Ich setze das Herkommen dieser Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter (der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf helleniſtisch aber Apollyon heißt) bekannt gewordenen allgemeinen Bestandheit thierischer Charaktere, die den ersten Menschen bewog, seine anschauende Erkenntniß vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen." — Wenn der Mensch tief, tief herabsteigt unter die Stufe der Thierheit, so liegt die Quelle davon nicht in seiner Thierheit, nicht in seinem Rumpfe und den so oft gescholtenen Sinnen. Das Haupt, das Haupt allein trägt diese Schuld. Von einer Seite ist daher der Ausspruch des gewöhnlichen Lebens: Dieser Mensch hat ein gutes Herz — nicht so sinnlos, nicht so ganz schwächlich, als vielleicht mancher tiefere Kopf meint. Man möchte aber hier mit Christus ausrufen: Wenn ihr euern Freunden gute Gaben gebt, was thut ihr sonderliches; — thuen dasselbe nicht auch die Heiden und Zöllner? — Dein Herz schlägt bei Nacht im Schlafe eben so gut als am Tag bei deinem Wachen. Dazu aber, dazu gehört Entschluß, die Trägheit oder Sünde des Haupts zum Denken oder Handeln zu begeistern. —

Nachdem einmal ein Herz vorhanden ist, so darf die menschliche Existenz als vor der Vernichtung und Verflüchtigung gerettet angesehen werden. Nun ist der Zusammenhang zwischen Haupt und Rumpf wieder hergestellt. Es ist die wunderbarste, ja selbst die wunderlichste Einheit des Dualismus, der unter dem Scepter dieser Einheit ist und doch nicht ist und wieder ist. Nun ist es natürlich, daß neben der Tendenz des Hauptes nach außen, die jetzt dazu dient, die erhöhte Steigerung des Wollens und Denkens, die reitzbare Thätigkeit der Sinne und den nie ermüdenden Kreislauf des Herzens zu unterhalten, und nachdem einmal die Ellipsenfassung des Leibes statt gehabt hat, die Gotteskraft eifrig darauf denkt, die angefangene Bildung des Rumpfes zu steigern und zu einer völligen Durchdringung zu bringen. Hier geht natürlich nun alles mehr ins Enge und erhält seine Hauptbestimmung durch das Gehirn. Dennoch ist eine gewisse Unabhängigkeit gegen den obern Einfluß vorhanden und diese sucht sich zu concentriren. Plato sagt, daß im Unterleib die Sinne, in der Brust die Leidenschaften und in dem Haupte der Verstand seinen Sitz habe. Es kann hier kaum ein Bedenken getragen werden, was der positive Grund davon ist, daß Plato die Brust den Sitz der Leidenschaften nennt. Die Tendenz nach Befreiung und alleinigem Herrschen ist der innerste Trieb, welcher die Leidenschaften beflügelt. Diesem Trieb verdankt aber die Brust, der ganze Leib mit Ausnahme des Hauptes die Entstehung. Wird daher die Tendenz des Rumpfes an oder in einem Punct der Brust concentrirt, so sammeln sich alle Säfte, alle Ströme, alle Geister (σπερμάτια cf. Plato Symp.) des Auswärtsstrebens. Ihre stimuli werden in der Brust in einem Puncte vereinigt und in diesem Punkte erhebt sich die ideelle Macht des Seyns. Während nun die des Hauptes das Seyn bändigt, so erscheint also in der Brust eine Concentration des Seyns selbst, die sich dadurch zu einem königlichen Ansehen zu erheben vermag und den wilden Taumel unbegriffenen Daseyns erzeugt, der ungebändigt in den Tiefen eines blinden Unverstandes endigt. — Es ist daher das Herz ein Seyn, welches die Function des Gehirns im Rumpfe übernommen hat. Wenn zwei Uhren

nicht völlig gleich zu gehen vermögen, wie könnten es diese zwei, und welcher Mensch möchte sich rühmen, hier die Einheit gewonnen oder a priori besessen zu haben? Dennoch könnte sich an diesem Punct die Macht offenbaren, welche der Geist über das Fleisch besitzt, dem es fortwährend wider den ersteren gelüstet. Siehe da, den verborgenen Sieg der Theorie über die Praxis. Es ist aus, aus, ganz aus mit dir, Bruder Mephistopheles. Du weißt recht gut, daß mit der „verfluchten Thier- und Menschenbrut" gar nichts mehr anzufangen ist. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herabfahren auf des Menschen Sohn." — — Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Herzkammer eine analoge geistige Existenz des Seyns zu finden ist, wie wir eine unendlich höhere in den Hirnhöhlungen nachgewiesen haben. —

Jetzt wollen wir kurz versuchen, die Steigerung in der Entwicklung der Dimensionsverhältnisse des Rumpfes etwas genauer zu verfolgen. Und hier wird es vielleicht sonderbar erscheinen, daß diese Steigerung eigentlich keine Erhebung in höhere Zustände ist, sondern vielmehr nur eine fortgesetzte Scheidung, Sichtung und Partikularisation, so daß der erste Zustand des Herz-seyns eigentlich der höchste, die später gesetzten Existenzen aber bis zu denen des Darmkanals und der Nieren herab etwas viel niedrigeres sind. Das Staunen darüber wird sich aber schon auf folgende Bemerkung legen, ja sogar in dieser umgekehrten Steigerung etwas sehr natürliches finden. Denn es geschieht ja der neue Ausbruch der Dimensionen, nicht wie im Anfange der Schöpfung, ins Unbestimmte hin, so daß der Gott damit beginnen kann, was er will, sondern er findet erstlich bereits an einem schon ganz ausgeprägten Seyn statt und zweitens hat er eine entschiedene Tendenz, indem er in ganz bestimmte niederere Stufen zurückstrebt und dem Seyn der gröbsten Materialität in die Arme stürzt. Es liegt also in dieser evolvirenden Richtung ein progressives oder, anders angesehen, ein regressives Niedersteigen, und die Gottes-kraft muß, wenn sie hier etwas wirken will, an den ihr verwandtesten Punkten in die Dimensionen herausgeworfener Leiblichlichkeit eingehen. Diese Puncte sind also die höchsten. Sie

muß die heilige Macht des Gottes zuerst wieder faſſen, um dann herabſteigend die niedereren Stufen organiſcher Leiblichkeit in Ordnung und Partikulariſation verſetzen zu können.

Darin liegt aber nun noch folgendes. Wie wir früher ſahen, daß bereits innerhalb der Regionen der Luft, des Waſſers, der bloſen Erde organiſche Regungen ſtatt fanden, ſo iſt es natürlich, daß die Dimenſionsverhältniſſe des Leibes, ſobald ſie einmal im Menſchen wieder zu niedereren Stufen herabgeſtiegen ſind, in die höchſte Verwandtſchaft mit dieſen treten und von Sehnſucht nach ihnen ergriffen werden. Was Luft, was Waſſer, was Erde im Leibe iſt, ſehnt ſich nach Vereinigung und der früheren Einheit mit dieſen elementariſchen Exiſtenzen. Das geht aber nun ein für allemal nicht. Es iſt nach Erſchaffung des Herzens durch die Gotteskraft keine völlige Zerſtreuung und Auflöſung des Menſchenleibes mehr möglich. Es wird demnach der umgekehrte Prozeß eingeleitet; ſtatt daß die Luft, das Waſſer, die Erde im Menſchen zur Einheit mit dieſen Elementen zurückkehren, werden dieſe zu organiſchem Seyn erhoben. Der Aſſimilation bedarf aber der Leib ſchon deßhalb, da er durch ſein ſtetes Tendiren nach außen ſich verzehrt und wirklich theilweiſe den Elementen zurückgiebt. Der Act der Sünde, die neue, ſchwächere, geſchwächte Geſtaltung des menſchlichen Leibes ruft alſo den Hunger, den Durſt und das Lebensbedürfniß des Athmens hervor. Hier ließe ſich wohl tief hineinſehen in das verborgene Räthſel jenes Verſepaares: „Du ſollſt eſſen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum des Erkenntniſſes Gutes und Böſes ſollſt du nicht eſſen.“ — Vielleicht war dieſer Baum gerade der Erzeuger einer ſolchen Frucht, in welcher alle Charaktere der Materie mächtig herausgekehrt waren, und ſtand vielleicht zu einem beſonderen Zweck der Weiterförderung für das geſchaffene Seyn in der Mitte des Gartens. Ja, vielleicht? — Wir haben gefunden, daß alles Seyn, jedes hiſtoriſche Wort einen poſitiven Grund hat. Warum nicht dieſe Erzählung? Es iſt nicht genug, ſie eine gute, tiefe Hieroglyphe eines innern Vorgangs zu nennen. Wie der innere Vorgang eine äußere Wirkung in der Welt der Sichtbarkeit hatte, warum ſoll nach

dem einmal geschehenen inneren Abfall nicht auch noch ein zu einem künftigen Zweck gesetztes Vehikulum, wie der Baum in der Mitte des Gartens, durch eine zu früh hervorgerufene Wirsamkeit der unfreiwillige Geselle des Ungehorsams werden und so mit ihm in eine unübersehbare, selbst leiblich furchtbar erregte Verwickelung eingehen? — So viel ist gewiß, Athmen, Hunger und Durst sind es, die jetzt als unheimliche und den Frieden stets störende, die Gleichheit des menschlichen Seyns stets aufhebende Kräfte ihr Wesen in dem den Dimensionen dahingegebenen Theil des Körpers zu treiben begannen. Derjenige muß noch sehr wenig in das Geheimniß und den Verband seines geistigen und leiblichen Seyns eingedrungen seyn, der noch gar nicht erkannt haben sollte, was für entsetzliche negative Gifte ihm hier als nicht abzuschüttelnde Treiber beigegeben sind.

Diese allgemeine Sucht des Dimensionenkörpers, unter dessen Einfluß selbst das Haupt leidet, um so mehr da es selbst dieser Extension mehr oder weniger verfallen ist, sie sah der Gott wohl voraus und concentrirte sie in zwei Puncte, durch die der ganze Körper befriediat werden sollte. Diese Puncte sind die Lungen und der Magen. Dadurch wurde das gewonnen, daß der leitende Gott des Seyns im Dimensionenkörper diese Potenzen umspannen und so am ehesten im Gehorsam erhalten konnte. Dem Magen wurde, da er, obwohl ein höchst actives Glied, dennoch nur eine gewisse dienende Activität ausübt, die Leber als Beistand zugegeben, und diesen gesteigerten Organen der Assimilation wurden nun noch die beigefügt, welche den Körper von dem nicht zu Assimilirenden befreien sollten. Von der Bedeutung geschlechtlicher Production und den dieser bestimmten Organen war schon oben in so weit die Rede, als es hier überhaupt seyn kann. Denn wir beschäftigen uns ja mit allen diesen Expositionen nur als mit Mitteln, unseren Hauptzweck zu erobern. Und hier sind uns die Sinne und Glieder von höchster Bedeutung. Denn sie sind ja die Fangarme, welche das einmal depotenzifirte und dadurch seiner Welt-Innerlichkeit beraubte Seyn nach allen Seiten hin ausbreitet, um das verlorene Gut der vollkommenen Durchdringung und Erkenntniß wieder zu ge-

winnen. Und wenn das Wort, die Sprache nach dem oben gewonnenen Resultat nichts ist, als eine Schöpfung, in welcher die Luft, in den Organismus aufgenommen, genöthigt wird, durch die Einwirkung des Geistes eine Gestalt anzunehmen, so ist es natürlich, nach Depotenzisirung des Geistes die Wege zu erkennen, auf welchen diesem die verlorene Erkenntniß wieder zuzuführen ist, wodurch er bei jedem Schritt wieder an Macht der Gestaltung gewinnt.

So hat sich uns denn hier plötzlich für die Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage: Wie es dem in sich gesundeten Geist möglich werden würde, die ausgedehnte Luft zu umspannen und dann zu einer Gestaltung zu bringen — eine Möglichkeit ergeben. Wir sahen, wie in der den Dimensionsverhältnissen hingegebenen Leiblichkeit eine Tendenz der Sehnsucht nach der atmosphärischen Luft erwacht. Durch diese Sehnsucht und ihre Concentration an einen Punct, in den Lungen und in der Brusthöhle, ist jetzt die Möglichkeit gegeben, stets ein gewisses Quantum der Luft einzuziehen, abzuschließen und so für die Subjection unter eine Gestaltung zu gewinnen. Hier aber drängen sich vor Allem zwei Fragen auf, deren Beantwortung durchaus nothwendig ist, ehe wir in der Entwicklung des Hauptpunctes, dem wir jetzt immer näher treten, fortfahren können. Die erste ist: Wie es möglich sey, daß die atmosphärische Luft Substrat einer Gestaltung werde, wenn sie von dem Körper mit Sehnsucht gesucht wird, ja sogar ein besonderes Organ zur Befriedigung dieser Sehnsucht empfangen hat? Denn es scheint ja, daß sie, die atmosphärische Luft, nur wegen dieses Bedürfnisses eingesogen wird. Die zweite Frage, die hier aufgeworfen werden kann, hat ihren Grund zum Theil nur in der unbefriedigenden Auseinandersetzung, auf die wir uns beschränken mußten. Es könnte nämlich Jemand also sprechen: Da du nur in die Möglichkeit der Beschränkung der Luft durch die Lungen und die Brust die andere Möglichkeit, die der Sprache, gesetzt hast, — im Anfange aber, als dein hohes Idealbild von durchsichtigem Geist-Leib und Leib-Geist in völliger Rundung nach innen hin beschlossen lebte und gegen die Außenwelt gleichgültig, ihrer wenigstens nicht bedürftig war, von

keinem Athmen, keinen Lungen, keiner Bruſt die Rede ſeyn konnte, — wie war es in dieſem Anfange dem Menſchen möglich zu ſprechen und Namen zu geben, während es doch ausdrücklich von ihm heißt: „Denn wie der Menſch allerlei lebendige Thiere nennen würde, ſo ſollten ſie heißen.“ — ? —

Der Beantwortung der letzten Frage wollen wir uns zuerſt zuwenden. Wir rühren hier an jene andere, mehr hiſtoriſche, oder wenigſtens mit einer hiſtoriſcheren Tendenz ausgeſprochene Frage, über die ſchon unzähliges geſagt wurde: Ob es nämlich eine Urſprache gegeben habe? Soll es hier zu einer glücklichen Löſung kommen, ſo muß unſer Weg eingeſchlagen werden, der einer natürlichen Conſtruction der Sprache. Denn dies iſt das Haupt-Wie: alle anderen hieher gehörigen haben da ihre Wurzel. Denn iſt das Wort eine unſichtbare, aber hörbare (Ton und Ohr müſſen uns erſt noch ſpäter beſchäftigen) objective Geſtaltung der Luft oder ihres Subſtrats, der Stickluft, ſo wiſſen wir doch gleich ein Wo und Wie, wenn von einer Urgeſtalt und Entſtellungen derſelben die Rede wäre. — Iſt nun etwa dieſe Geſtaltung eine Abbildung des benannten Gegenſtandes, ſo iſt leicht einzuſehen, daß es nur eine ganz congruente Geſtaltung geben kann. Sie, ihr Wort, ihr Ton iſt die Urſprache. — Eine erſte Sprache iſt leicht zu denken. Der, welcher zuerſt begeiſtert den Mund öffnete, — der ſprach ſie. Begeiſterung aber — die wahre, die ein Reſultat heraufführt, — iſt ein letztes und doch ein erſtes, ein Ein und Alles, das den Begeiſterten verſetzt, zu einem andern macht, als er iſt, — der Erſt-Sprechende mußte alſo der Erſt-Begeiſterte ſeyn — eine vollendete Erſcheinung, ein Ganzes der Gegenwart und in dieſer Gegenwart das Höchſte, Einzige, Gewollte. Der Erſt-Sprechende war aber der Erſte Menſch. Und dieſer alſo der Erſt-Begeiſterte. Woraus denn von ſelbſt folgt, daß ſeine Begeiſterung ſein Zuſtand war. Es war aber dieſer Zuſtand und alſo dieſe Begeiſterung nichts anderes als das wahre Geiſt-ſeyn. Dies iſt frei gegen alles Seyn der Sichtbarkeit, wie wir ſahen, wenn gleich auf ihrem Wege geworden. Es iſt alſo eine Macht über die Sichtbarkeit. Es iſt der Geiſt der Sichtbarkeit gegenüber ganz Auge: d. h. alles, was in ihm iſt, durch-

bringt alles außer ihm Seyende der geschaffenen Welt. Warum sollte er nicht ganz Activität seyn können und die Außenwelt zu unterjochen vermögen? — Er hat zwar keine Glieder, d. h. keine fixirten. Er hat aber dafür die gewaltige Kraft, ganz centrales Seyn, und dann hinwiederum ganz Attribut seines eigenen Seyns seyn zu können. Wo er will, wo er es nöthig hat, kann er ein Glied, ein dienendes Organ an sich evolviren und in Wirksamkeit setzen. Er ist an sich, d. h. an seiner Existenz — von dieser könnte er natürlich kein Glied als ein fremdes, neues Geschöpf von sich weg setzen — an sich ist er vollkommene Gliederpotenz, während wir so, wie wir nun sind, nichts als einen beschränkten Glieder-Actus besitzen. Es kann sich daher der sich selbst ganz besitzende Geist eine Lunge, eine Brusthöhle schaffen, wenn er sie nöthig hat, wenn er sie will. Sein ist die Sprache. Und damit hätten wir uns bereits aus dieser Enge befreit. Doch es ist uns vielleicht möglich, sogar die Möglichkeit d. h. eine höchst denkbare Möglichkeit aufzuweisen, durch welche der Geist gerade zu sprechen wußte.

Wenn das Denken, wie bis zu einer hohen Stufe der Gewißheit uns bewiesen worden ist, nichts ist als identische Gestaltung des Gehirns, so ist es nichts anderes als immanente Sprache: — daß diese nun eine emanirende werde, ist bei der absoluten Potenzialität des ungetrübten Geistes ein leichtes. Denn er darf diese Gestaltung des Gehirns nur erschüttern, so entfaltet sich in ewiger Fortbildung und Fortgestaltung durch die Luft das Geheimniß des zur Bestimmtheit partikularisirten Tones. — Es sey uns erlaubt, hier eine kleine Digression zu machen. Die Einfachheit unserer Anschauungsweise führt auf tausend neue Entwicklungen. Wie sollte es uns erwünscht seyn, da hin und wieder eine solche einfließen zu lassen, wodurch unser ganzes Gebäude Festigkeit und Dauer erlangt.

Es ist schon oft die Identität von Denken und Sprechen, ja von noch tieferen Köpfen die von Sprechen, Denken und Historie ausgesprochen worden. Wer vermag sich zu rühmen, diese Identität auf solch' überraschende Weise dargelegt und positiv bestättigt zu haben, wie wir? Was Denken und Sprechen betrifft, so wurde gewöhnlich die Identität so

verstanden, wenn sie recht hoch verstanden wurde: das, was hinter der Sprache liegt, und was hinter dem Gedanken liegt, ist und muß ein und dasselbe seyn, das gleiche, stetige Seyn ewiger Verhältnisse, die als Gedanke in der freien Selbstbestimmung partikularisirter Individualität auftreten, und, wenn sie zu einer objectiven Offenbarung von Seiten dieses letzten, höchsten Individuums bestimmt werden, als Sprache hervorgehen. Woher diese Einheit des innern Seyns, wie es dennoch wieder in solcher Verschiedenheit sich zeige, dieses konnte man nicht finden: ja die Kraft des Geistes hatte sich nur bei der Auffindung jenes ersten, allerdings die Seele befreienden Resultates schon so aufgezehrt, daß sie an absoluter Gränze stand, nachdem dies einmal gefunden, und nach einem weiteren Vordringen ferner gar kein Bedürfniß hatte. Am schärfsten und tiefsten hat wohl jenes eben erwähnte Resultat Joh. Georg Hamann ausgesprochen. Alle seine Aussprüche darüber haben das Gewichtige eines beim Worfeln schwer niederfallenden Waitzenkornes: — „Ohne Worte, keine Vernunft, sagt er, — keine Welt. Hier die Quelle der Schöpfung und Regierung." — Natürlich, Gestaltung ist das A und O für die Möglichkeit einer Schöpfung. „Vernunft ist Sprache," sagt er ein andermal. Und dann: „Alles Geschwätz über Vernunft ist reiner Wind; Sprache ihr Organon und Criterion! wie Young sagt. Ueberlieferung das zweite Element." — Und wieder einmal und schon in größerer Ausdehnung: „Natürliche Religion ist für mich, was natürliche Sprache, ein wahres Unding, ein ens rationis." Den Klopstockischen orthographischen Träumereien gegenüber macht er dann den gewichtigen Begriffs-Cyklus: „Ohne Sprache hätten wir keine Vernunft, ohne Vernunft keine Religion und ohne diese drei wesentlichen Bestandtheile unserer Natur weder Geist noch Band der Gesellschaft. Nach den erhabenen, transcendentalen Einsichten und inneren Lehren einer tiefsinnigen Philosophie stehen die Wahrheiten und Vorurtheile der Grammatik und Dogmatik in einer so genauen und entzückenden Harmonie mit der Politik, daß, was auf den ersten Anblick lächerlich scheint, in den kleinsten Modificationen des allgemeinen Zusammenhanges zum

Geheimniß der Weltweisheit wird." — Doch wir hätten dieses Rüstzeug von Stellen nicht angeführt, hätten sie uns nicht die Leiter werden müssen, auf der es uns jetzt gelingen wird, den höchsten Gipfel Hamannischer Ansicht zu erklimmen, wo er bereits die Basis jenes ersten Resultats verläßt und auf das Wie desselben hinsteuert. Wenn ihn auch nur Polemik zu diesem Aeußersten der Anschauung gebracht hat, so schimmert hinter seiner Negation das Licht einer Position hervor, die nahe genug an unsere Ansicht hinstreift. Bei Gelegenheit des Streits zwischen Mendelssohn und Jacobi über Lessings Spinozismus hatte auch Hamann die Quellen des Spinoza, Cartes und Hobbes wieder hervorgesucht, konnte aber lange Zeit weder recht an ihre Lektüre kommen, noch dieser einen rechten Geschmack abgewinnen. Dies berichtet er nun an den Kriegsrath Scheffner und fühlt sich dadurch zu folgendem Zusatz veranlaßt: „Ohne mathematische Figuren findet keine mathematische Methode statt; und das ist für mich eine mathematische Wahrheit, gleich der, daß jede Größe sich selber gleich ist: aus Wörtern und Erklärungen läßt sich weder mehr noch weniger herausbringen, als jeder darein legen will oder gelegt hat. Die ganze Gewißheit der Mathematik hängt von der Natur ihrer Sprache ab, die Nothwendigkeit aller Beweise von der poetischen Licenz, metaphysische Puncte, Linien und Flächen zu denken, die physisch unmöglich sind. Was Demosthenes actio, Engel Mimik, Batteux Nachahmung der schönen Natur nennt, ist für mich, Sprache, das Organon und Criterion der Vernunft, wie Young sagt. Hier liegt reine Vernunft und zugleich ihre Critik — und die ewigen Gränzstreitigkeiten werden so lange währen, bis die Sprachen aufhören mit Weisheit und Erkenntniß." — In der That es gibt nicht leicht eine Stelle, welche in so wenig Worten so viele Tiefen und so zusammenhängend umfaßt, so daß der ganze Umkreis und Fortschritt der Schöpfung in ihnen umschrieben zu seyn scheint. Des berühmten Weltüberwinders veni, vidi, vici ist ein Schülerversuch gegen die Concentration dieser Stelle. Wenn das Eine, was in Sprache und Gedanken ausgeprägt wird, die Fülle ewiger Verhältnisse in höchster Steigerung und Concentration ist, was doch in

allen früheren Hamannischen Stellen, die wir anführten, als seine Grundanschauung hervorleuchtet, so zeigt er hier, wie thörig es sey, da ein letztes, regulatives Princip als gefunden zu glauben, wenn eine niedere Stufe dieser ewigen Verhältnisse auf den Thron der höchsten erhoben wird. Er verwirft daher Spinozas Lehre schon deßhalb, weil sie den Weg rein mathematischer Demonstration einschlug. Dies läßt aber erkennen, daß Hamann wenigstens ahnend die Unumstößlichkeit und Absolutheit mathematischer Verhältnisse keineswegs anzuerkennen geneigt war. Wir sahen oben, daß ihre Wahrheit eine blos relative und zwischen zwei Gränzmarken consignirte sey. Daß nun aber der große Mann die Nothwendigkeit aller Beweise deßhalb ansicht, weil sie von der poetischen Licenz, metaphysische Puncte, Linien und Flächen zu denken, die physisch unmöglich sind, abhängen, zeigt uns deutlich, daß ihm sein allmählig sich enthüllendes Resultat erst aus der Klarheit, die ihm die Polemik gab, hervorging. Deßhalb fehlt auch seiner Stelle, so tief sie ist, dennoch das punctum saliens, das sie zur letzten Höhe erhoben hätte. Ein stetes Negiren läßt uns nur das pivot der Wahrheit in immer engeren, concentrischen Kreisen umgehen. Der Sprung in die Centralität des Positiven geschieht nur durch das Ergreifen und Erkennen der Wahrheit selbst. Sie macht die Seele erst völlig gewiß und gibt ihr den Schwung apodictischer Sprache. So gut es eine Anschauungsweise der Welt vom Standpunct rein anorganischer, mathematischer Verhältnisse gibt, so muß es auch eine geben von der Stufe, welche das Auftreten der Weltverhältnisse in der Vegetation und im thierischen Organismus charakterisirt. Auch gibt es wohl eine solche Anschauungsweise und man darf nur botanische und physiologische Handbücher aufschlagen, um auf dergleichen Inconvenienzen in gehöriger Fülle zu stoßen. Ich selbst kenne einen Mann, einen Botaniker, der die Gewähr seiner persönlichen Unsterblichkeit in der generellen Ewigkeit der Vegetation zu finden glaubt. Hamann behauptet nun der Halbheit, die sich hier seiner positiven Betrachtungsweise einmal bemächtigt hat, ganz consequent, daß es Beweise gebe, die sich auf metaphysische Puncte, Linien und Flächen stützten, die physisch unmöglich

ſind. Was heißt aber phyſiſch unmöglich? Ich fürchte, Hamann braucht hier phyſiſch unmöglich ganz identiſch mit mathematiſch unmöglich. Wir haben bereits Verhältniſſe gefunden, die allerdings in Form von Puncten, Linien, Flächen auftraten, die zwar keineswegs mathematiſch, aber doch phyſiſch möglich waren. Metaphyſiſch können wir erſt Verhältniſſe — Puncte, Linien, Flächen — nennen, wenn ſie begonnen haben, ſich in die Regionen der wieder anhebenden Unſichtbarkeit zurückzuziehen. Hamann kennt nur mathematiſche und metaphyſiſche Verhältniſſe — die phyſiſchen der Pflanzen, Thiere, des Menſchen ſcheint er nicht als beſondere Regionen anzuerkennen. Geſchieht aber dies, ſo ergibt ſich ja eine ununterbrochene Reihe immer mehr aufſteigender, höherer Beweisnothwendigkeiten, bis dieſe in der höchſten Beweisart enden, die in der völligen Umkehr des Unerkannten zum Erkannten ihre Wurzel hat. Für wie genialiſch iſt aber nun der Sprung zu achten, den Hamann in das Gebiet der Sprache thut, indem er, der Vernichter jedes zureichenden möglichen Beweiſes, ſogleich jenes Gebiet betritt, wo jene höchſte Nothwendigkeit des Beweiſes erreicht iſt. Wie geiſtvoll macht er des Demoſtheues actio, Engels Mimik und des Batteux ſchöne Natur und ihre Nachahmung zu den Sproſſen der Leiter, auf der er ſein Höchſtes, die Sprache erklimmt. Und ſie nennt er nun ſein Criterion. Freund, du Feind jedes Beweiſes, was iſt ein Criterion anderes als eine Probe für eine Conſtruction, und eine ſolche Probe anderes als ein umgekehrter, analytiſcher Beweis? Du nennſt die Sprache ein Organon. Was anderes iſt eben ein Organon als der Grund, die Baſis eines Beweiſes? Wenn nun alſo die Sprache nur im Geiſte, nur im geſchaffenen Geiſte erſt ſich hervorthut, und dieſer eben die Umkehrung des Unerkannten zu einem Erkannten und Erkennenden iſt, der Punct aber dieſer Umkehrung zugleich den höchſten Standpunct einer Beweiſesnothwendigkeit anzeigt, ſo folgt, daß die Sprache und der Sprechende, alſo der Menſch, als Geiſt, ſich in ſeinem Geiſtſeyn zu erfaſſen hat, und, weil er ſpricht, ja auch erfaſſen kann, um in ſich die Fülle einer völlig genügenden Beweiskraft zu erſchließen: eine Region, die weit genug iſt, des Gottes, der Welt und ſeiner ſelbſt

völlig ſicher zu werden. Die reale Evolution dieſer Kraft iſt die Sprache; ihre ideale, immanente Thätigkeit das höchſte Reich des Gedankens. Nun nehme man dazu, wie gedacht wird, was ich oben auseinanderſetzte: — man nehme dazu, wie geſprochen wird, was ich gleichfalls ſchon andeutete: — und ziehe dann das Netz zu. Sprache und Denken ſind alſo Eins — ὕφημα. Wie mäht daher auch Hamann am Schluſſe den ganzen Aehrenreichthum kantiſcher Critik zu einem Stoppelfelde um: „Hier liegt reine Vernunft und zugleich ihre Critik — und die ewigen Gränzſtreitigkeiten werden ſo lange währen, bis die Sprachen aufhören mit Weiſſagungen und Erkenntniß.“ — —

Und ſo habe ich denn allen Widerſpruch aufgelöſt, der aus der alleinigen Möglichkeit, wie jetzt geſprochen wird und geſprochen werden muß, gegen die Art erhoben werden konnte, wie in jener erſten Zeit geſprochen werden mußte, als der Menſch völlig in ſich gerundet der Außenwelt fremder und doch näher ſtand als ihr Herr und Meiſter, als jetzt; jetzt, wo er ihr gleich geworden, wie ein Hund an ihrer Kette ſtöhnt. — Wie ſprechen aber wir jetzt? — Das iſt die Frage, deren Beantwortung wir nun immer näher und näher kommen. Das Wort iſt, wie wir gefunden haben, eine Geſtaltung, wozu der freie Geiſt des Menſchen die atmoſphäriſche Luft und ihre Allgemeinheit zwingt. Wir fragen: Wie gelingt es ihm, dem abgeſchloſſenen, in ſich lebenden, dieſes ungebundene Seyn ſich zu ſubjiciren? Wir fanden, daß die Bruſthöhle und das Bedürfniß der Lungen Gelegenheit und Raum dazu geben. Das Bedürfniß der Lungen — dies erinnert uns, auf welche Weiſe wir in unſerer Auseinanderſetzung auf die Lungen kamen und nun wird der Leſer wieder an fait ſeyn, wenn wir ſagen: die Zerriſſenheit des nach allen Seiten hin evolvirten menſchlichen Körpers ſehnt ſich, wieder zu den Elementen zurückzukehren: und da dies nun nicht geht, ſo aſſimilirt ſich die Leiblichkeit die Elemente: Magen und Leber Speiſe und Trank: — die Lungen die Luft. Alſo die Lunge aſſimilirt ſich die Luft. Wie kann dieſe letztere aber dann Subſtrat der Sprache werden? — Dieſes war die zweite Vorfrage, die wir ſtellten und die nothwen-

dig gelöst werden muß, ehe wir zur eigentlichen physischen Construction des Wortes zu gelangen vermögen. Also! —

„Niemand kann zwei Herren dienen: er wird entweder den einen hassen und den andern lieben; oder wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Es wird von einigen großen, besonders weltgeschichtlich bedeutenden Männern berichtet, daß sie die innerliche Freiheit besaßen, mehrere Geschäfte zugleich zu verrichten, und Luther preist und erhebt ein Weib, das er in ein und demselben Augenblick einen Säugling tränken, spinnen und ihr älteres Kind lesen lehren sah. Vereiniget zwei chemische Stoffe, und es wird sich nur eine Action derselben darstellen: sie werden sich entweder rasch verbinden und in eines zusammenschmelzen, oder eine heftige Gewalt der Abstoßung wird sie einander gegenseitig ferne halten. Laßt aber unter diesen Stoffen ein Wahlverwandtschaft stattfinden, und es wird der eine Act der Vereinigung verschiedene, gleichzeitige Actionen hervorrufen. Nur was sich zu theilen, und ist es ein Individuum, dennoch ein Leben zu bleiben vermag, ist es aber ein mehr oder weniger Kosmisches, im Auseinandertreten sich völlig zu trennen und als ein Soseyendes aufzuhören im Stande ist, — nur ein solches kann durch einen Actus, Basis, Ansatz, ja, daß ich so sage, ein Aelternpaar (parentes) multiplicirter Handlungen werden. —

Keine Anschauungsweise wird innerhalb des Gebietes wahrer Philosophie mit Recht so sehr verfolgt, als diejenige, welche alle Stetigkeit des Seyns (πάντα χωρεῖ) aufhebend die Wesenheit der Dinge in einen Fluß der immer gestörten Existenz hineinzuziehen trachtet. Dennoch gewährt aber diese Art der Betrachtung einen großen Vortheil. Da nämlich nichts so schwer ist zu erfassen, als die eigentliche Natur des puren, lauteren Seyns, so offenbart sie gerade da die meisten zugänglichen Seiten, wo sie im Uebergang aus einem Soseyn in das andere begriffen ist. An dem Soseyn ist nun das So eben das, was nicht zur Natur des bloßen Seyns gehört. In dem Momente also, wo das Seyn das eine So verläßt, um in ein anderes einzukehren, ist es einen Moment lang bloßes Seyn. Hier ist es zu fassen, zu halten: hier

muß der Proteus ſeine wahre Geſtalt ſehen laſſen. Dazu brauche ich aber nicht die ganze heilige Exiſtenz der gewordenen Welt zu erſchüttern, ſelbſt wenn ich durch das Feigenblatt dialektiſcher Bewegung das πρῶτον ψεῦδος der Anſchauung zu beſchönigen ſtrebe, und in Zweifel zu ziehen. Denn hat, ſo muß ich fragen, hat nicht jede Seynsſtufe des Zweifelhaften ſchon genug in ſich, ſo daß ich dem jedesmaligen Object gegenüber gar nicht von neuem die alte Schlange zu ſpielen nöthig habe. Dem größten Zweifel des Daſeyns iſt aber jeder Organismus und zumal der höchſte des Menſchen unterworfen. „Alles haſt du unter ſeine Füße gethan.“ Die kosmiſche Noth des planetariſchen Lebens, die quantitative des terreſtriſchen, die anhebend qualitative der Vegetation, — alle dieſe Minen der Unruhe und des Todes ſind hier vereinigt und in einem Punct concentrirt. Daß ich von jener fürchterlichen Selbſtthat des Organismus ſchweige, in der ſich alle Kräfte mit unerhörter Gewalt erhebend in einem Moment feuriger Gluth den ganzen Leib zu Aſche verzehren, — wer kennt nicht die Wirkungen heftiger Fieber und lähmender Schlagflüſſe, die auch in einem Nu das eigentliche Daſeyn des Lebens aufzulöſen vermögen? — Bekannt iſt der Anfang des alten Lutheriſchen Kirchengeſanges: „Mitten in dem Leben ſind wir vom Tod umfangen.“ Nicht die ſtets drohende Macht quantitativer Einwirkung von außen, die in jedem Augenblick unſer Daſeyn in Gefahr ſetzt, nicht der Einfluß der Jahreszeiten, der Krankheiten erzeugt und verſchwinden macht, nicht das Herannahen verheerender Seuchen, ſelbſt nicht die Epochen unſerer eigenen Entwickelung, — das Alles iſt es nicht, welches einem tiefer blickenden Auge das Leben als ein ignis sub cinere doloso erſcheinen läßt: — ſondern das iſt es, daß gerade das, was das Forttreibende, der stimulus organiſcher Tendenz iſt, auch der Träger der äußerſten Todesgefahr wird. Denn wenn das Seyn, mit ſeinem Soſeyn nie zufrieden, immer über ſich hinausgreift und ein neueres Soſeyn hervorruft, ſo wird auch da die Gefahr eines ſolchen Hinausgreifens zu befürchten ſeyn, wo dies ſtete Aufflammen des Seyns im Soſeyn nur dazu dienen ſoll, daß das höchſte Soſeyn in ſeiner Exiſtenz erhalten wird, d. h. das

iſt, was es ſeyn ſoll. Und daß nun dies ewige Vibriren zwiſchen Seyn und Nicht-Seyn ein Eigenthum des menſchlichen Organismus iſt, nach der einmal geſchehenen Herabziehung zur Verwandtſchaft und leiblichen Relation mit kosmiſchen und terreſtriſchen Elementen ſein nothwendiges Attribut ſeyn muß, geht ſchon aus der Ungleichheit hervor, die, wie wir nachwieſen, zwiſchen Haupt und Rumpf ſtatt findet.

„So taumel' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verſchmacht' ich vor Begierde." — —

ruft der verzweifelnde, raſende Fauſt aus. — Auf der Spur der organiſchen Ungleichheit folgt aber ſtets die der Gleichheit, die hinwiederum zu keiner vollkommenen Sättigung gelangt einer neuen Ungleichheit Raum und ſo mit Veranlaſſung zu neuer Manifeſtation gibt. — Täuſcht euch, wie ihr wollt, wenn ihr dieſe Ungleichheit, dieſen Wechſel als das ewige Prärogativ des Daſeyns bis in den Himmel erhebt. Einmal müßte, einmal muß doch dieſe Diſſonanz ein Ende finden — und wie kommt es da nur, daß ſie, je höher das Daſeyn ſteigt und ſich zur Vegetation, zum thieriſchen Organismus, zum Geiſt und, ſo ihr wollt, noch weiter erhebt, daß ſie immer größer, immer ſchreiender, immer verletzender wird? — Und wäre nur das Haupt, das Gehirn, wäre nur der Rumpf in ſich vollkommene Gleichheit! — Iſt nicht ſelbſt jenes hohe Geſetz identiſchen Widerſpruchs, das wir im Gehirn aufgefunden haben, der Zerrüttung Preis gegeben? — Es iſt die ſtets neue Zweifelſucht des Lebens, die den Menſchen zu dem Rapport mit den niederen Elementen hingeriſſen hat durch die Evolution ſeiner Gliederpotenzen; — ſie iſt es, die ihn in dieſem Rapporte erhält.

Und es iſt nun völlig klar, worauf die Nothwendigkeit des Athmens beruht. Es iſt eine ewige Tendenz der Ungleichheit im Seyn individualiſirter Exiſtenz nach dem kosmiſchen Elemente der Luft hin. Inmitten dieſes Zuges ſteht das abſolute Princip der Gleichheit, welches der Erhalter der Organiſation und der ſubordinirten, in jedem Momente geſtörten und ſich in jedem Momente wieder herſtellenden Gleichheit iſt. „Geiſt, als Princip des Lebens gedacht, heißt Seele" — heißt ſchon vor 30 Jahren ein großer Mann ge-

ſagt. Wir wollen uns hier mit dieſer Differenzirung des Geiſtes und der Seele begnügen. Iſt Gleichheit und Ungleichheit — o unſterblicher Platon — im Kreislauf ihres ſteten Erwachens und Entſchlafens das Weſen des Organismus, ſo folgt, daß das Ende dieſes Cirkels die Seele als höchſte Gleichheit dieſer Stufe iſt. Sie hat zu ſorgen, daß das Zuſammentreffen des individuellen Organismus und der atmoſphäriſchen Luft zur Erhaltung und Förderung des Organismus diene und nicht einen Stoß herbeiführe, der eine abſolute Auflöſung und Vernichtung zur Folge habe. Wenn nun das Leben, wenn der verführeriſche Reiz des Lebens eben in dieſem ewigen, wichtigen und doch ſo eiteln und fruchtloſen Spiel beſteht, das Gleichheit und Ungleichheit, Seyn und Nichtſeyn als höchſte geſchlechtliche Potenzen in einer Einheit getrennt und doch vereinigt miteinander ſpielen, wenn die ſichere, triumphirende Seele am Steuerruder des Lebens ſtehend faſt nur das Zuſehen hat bei dieſem Laviren über die vorbeſtimmte See, — und wenn endlich, wie wir oben bereits anführten, die atmoſphäriſche Luft nichts iſt als ein allgemeines kosmiſches Daſeyn — d. h. Vereinigung der zwei Gegenſätze des Stickgaſes und Sauerſtoffes in eine Einheit, die an allen Puncten ihrer Exiſtenz gleich iſt und nicht iſt, indem durch ſie in dem Zuſammenſeyn der Zweiheit kein drittes, letztes, erſtes, höheres Moment hervorgerufen werden kann, ſo wird es nun jedem männlichen Geiſte leicht zu erkennen, daß bei dem Zuſammentreffen des Lebens mit der Luft die zuſchauende leitende Seele, auf daß das Individuum bleibe, was es iſt, und nicht die aufkochende Ungleichheit, der zu Liebe und doch auch zum Schaden der Luft der Eintritt in den Organismus geſtattet wurde, ſeine Exiſtenz völlig auseinanderzerre und zerſprenge, mit mächtiger Hand die ihr gegenüber ſo ſchwache kosmiſche Einheit der Luft zerreißt, die dem untergeordneten Princip der Gleichheit coordinirte und verwandte Macht des Sauerſtoffes an ſich zieht, um den im Venenblut daherwogenden Strom des Ungleichen kraft dieſes Bundesgenoſſen zu überwältigen und in das ihm gebührende Bette zurückzutreiben, und dem der Ungleichheit des Organismus im Beſtreben gleichen Stickſtoff jede Aſſimiliſation mit der Organiſation ver-

weigert, wodurch ſie ihn denn nöthigt, den Körper wieder zu verlaſſen. Denn irgendwo muß doch dieſe Macht des Ungleichen exiſtiren. Wird ihr nun innerhalb des Leibes jeder Ort des Daſeyns entriſſen, ſo iſt es natürlich, daß alle Kräfte des Organismus ſich vereinigen, dieſen zudringlichen und läſtigen Gaſt hinauszuwerfen, da nur derjenige, welcher ein hochzeitliches Kleid mitbringt, vom Hausherrn bei dem Feſte geduldet wird. Und ſo wäre es uns denn gelungen, die oben aufgeworfene Frage zu löſen, die Frage nämlich, wie es möglich ſey, daß die wegen der Liebe des in die Verkettung des materiellen Daſeyns herabgeſtiegenen Geiſtes zu den kosmiſchen Elementen nothwendig gewordene Aſſimiliſation der atmoſphäriſchen Luft zugleich mit und in dieſer Luft den Stoff und das Subſtrat des realen Wortes und der Sprache in den Körper einführe, da ja eben die Luft dieſe erſte Beſtimmung ſchon habe und damit nicht einer zweiten anheimfallen könne. Und zwar löſte ſich die Frage dahin, daß die atmoſphäriſche Luft von dem höchſten Motor des Organismus kraft der Lungen getheilt, und die eine Hälfte (der Sauerſtoff) der Organiſation dahingegeben, die andere aber (der Stickſtoff), um als ein dem Organismus untaugliches ausgeſtoßen zu werden, in der Höhlung der Bruſt verſammelt und zuſammengehalten wird.

Ehe wir nun daran gehen, darzuſtellen, wie dies endlich gewonnene Subſtrat der Sprache durch die Kraft des Gehirnes und ſeiner Organe wirklich zum Wort gebildet wird, wollen wir noch bei dieſer Baſis (ὑποδοχή) der Sprache ſelbſt verweilen und ihren Zuſtand und ihre Verhältniſſe etwas näher ins Auge faſſen, in dem und unter denen ſie (der desoxydirte Stickſtoff) von den geſammten Kräften des Organismus ausgeſtoßen wird.

Wenn eine chemiſche Betrachtung des Seyns die höchſte Stufe wäre, die wir erklimmen könnten, ſo ließe ſich das individuelle Leben nur als ein ideeller Punkt der Exiſtenz bezeichnen, in dem nach einem beſtimmten Geſetz der Bewegung eine Aſſimiliſation und Secretion eines gewiſſen beſchränkten Kreislaufs von Stoffen ſtattfände. Und hier würden ſich für ein trennendes Auge bald folgende Pole der Secretion heraus-

ſtellen. Es würde nämlich eine Secretion deutlich als eine ſolche erkannt werden, die, eines ſolchen ideellen Punctes durchaus unwürdig, daher zum Verweilen innerhalb des Organismus völlig untauglich, als ein niederes und ausgebrauchtes mehr weggeworfen und ausgeſchieden würde. Eine zweite Secretion würde aber, die Weſenheit des ganzen Lebensorganismus in ſich concentrirend, gewürdigt werden, nach vollendeter Ausſcheidung ſelbſt einen ideellen Punct zu conſtituiren und Leben zu werden. Während jene erſte Secretion nichts als ein caput mortuum wäre, müßte die zweite als ein dem Secernirenden völlig gleiches erſcheinen und eben deßhalb ſecernirt werden. Wenn hier aber die Thätigkeit des Lebens in einer ſolchen Ebbe und Fluth der Secretion beſtünde, ſo wäre das Daſeyn des ideellen Punctes ſelbſt nichts anderes — im großen Complex allgemeiner Exiſtenz betrachtet — als ein ſolches Geſetzt- und Aufgehoben-Werden der individuellen Secretion. Denn da eben der ideelle Punct des Lebens kraft des Wechſelproceſſes eines Zu- und Abſtrömens geſetzt wird, ſo iſt es natürlich, daß der ideelle Punct ſelbſt nur in einem Wechſelproceß ſeines imaginären Seyns und deſſen, was er eben nicht iſt, beſtehen kann. Es ſind daher Werden (Entſtehen, Zeugung) und Verweſen dieſelben, nur umgewandten Actionen. Das erſte iſt eine Secretion nach Vornen und Oben, und ſeine Bewegung ſtimmt mit der überein, die in dem logiſchen Terminus a parte post bezeichnet iſt: ein Eingehen in immer individuellere, immer partikulariſirtere Exiſtenzen: — das zweite iſt eine Secretion nach Unten und Hinten, ſeine Bewegung entſpricht der, welche in dem umgekehrten a parte ante angedeutet iſt und muß als ein Zurückzeugen in verlaſſene Stufen thieriſchen, pflanzlichen und terreſtriſchen Lebens angeſchaut werden. —

Der Naturen dieſer beiden Secretionen theilhaftig und deßhalb in ihre Mitte genommen erſcheint nun die des Stickſtoffs, welche von dem menſchlichen Organismus mit ſoviel Nothwendigkeit gefordert wird, weil er ſonſt dem Tode und damit der letzten, allgemeinen Secretion der Verweſung verfallen würde. Wie bei jedem höheren Seyn die Secretionen nach unten immer abgenutzter und die nach oben immer durch-

gebildeter erscheinen und erscheinen müssen, so geht das Bestreben der ganzen Natur offenbar auch dahin, alle Organe höherer Existenzen immer mehr und mehr zu trennen, abgesondert hinzustellen, daher stets partikularisirter zu machen und über alle Zweifelhaftigkeit des Daseyns zu erheben. Es ist bekannt, daß auf einer gewissen Stufe des Thierseyns dieselbe Oeffnung, welche bestimmt ist, die Nahrung aufzunehmen, auch dazu verdammt ist, ihre Reste wieder auszuscheiden. Das, was unseren ganzen Organismus nur bei dem Gedanken daran empört, ist dort eine stille, in einem gewissen Sinne reine That der Natur. Fühlt doch ein tieferer, ernsterer Geist schon bei dem Gedanken an die Nothwendigkeit einer Ausscheidung überhaupt bereits die Geburtswehen der vollendeten Persönlichkeit. Die höchste Geburt der Idee im Gegentheil ist etwas, was sich der Beugung vermittelst eines Organes völlig entzieht. An ihrer Schöpfung arbeiten Himmel und Hölle, und ihre ewige Immanenz ist durch den ewigen Strom transitiver Bewegung im Besitze einer gleich ewigen ausgeschiedenen Wirklichkeit. Es ist also nicht blos in Bezug auf die Wesenheit der Secretion, — die uns eine Erwägung ihrer Verhältnisse sogleich vor Augen legen wird — sondern selbst in Bezug auf ihre Art und Weise kraft dieses oder jenes Organs die Ausstoßung des Stickstoffs eine wunbare Mitte zwischen jenen Polen der Secretion. Denn wenn auch auf der höchsten Stufe lebenden Daseyns Trennung und Particularisation der Organe zu den höchsten Zielen der Gotteskraft gehört, so ist diese doch keineswegs gesinnt, alles auseinander zu ziehen, alles zu trennen, und selbst da Scheidungen vorzunehmen, wo die Natur der Dinge Vereinigung in Einem zuläßt, da ja Vereinigung nach aller Sonderung ihr dennoch als ihr letzter Zweck vorleuchten muß. Es hat diese Vereinigung zweier Pflichten in einem Organ ferner auch in der Oekonomie ihren Grund, welche bei Anordnung menschlicher Glieder- und Sinnen-Verhältnisse dem Gott als Richtschnur diente. Und es war die Beobachtung dieser Oekonomie, selbst dem Gotte gegenüber, eine gebieterische Nothwendigkeit, wenn anders die entzweite Wirklichkeit menschlicher Existenz in einem Puncte zusammengehalten werden

ſollte. „Nicht das verunreiniget den Menſchen, was zum Munde eingeht, ſondern was zum Munde ausgeht.“ Trotz dieſes Ausſpruchs nehmen wir ſtets durch Mund und Naſe die Luft in unſere Bruſt auf und entlaſſen hinwiederum durch ſie den Stickſtoff und den aus den Lungen ausgeſtoßenen und ihr beigemiſchten Kohlenſtoff. Aber nicht durch dieſe Simultaneität des Organes allein ſcheint die Ausſonderung des Stickſtoffs an die niedere Region der Secretion gefeſſelt; auch dadurch manifeſtirt ſie eine unleugbare Verwandtſchaft, daß ſie nothwendigerweiſe vor ſich gehen muß, wenn nicht durch ihr Unterbleiben die Exiſtenz des Organismus gefährdet werden ſoll, ſo daß alſo die höheren Excretionen des Gedankens und des Geſchlechts ein Actus perſönlicher Freiheit ſind, während alle niedereren dem Geſetz phyſiſcher Nothwendigkeit unterworfen ſind und alſo eben in dieſer Nothwendigkeit eine Lebensbedingung des Organismus ausmachen. Denn da nach unſern früheren Auseinanderſetzungen der vom Sauerſtoff getrennte Stickſtoff alle Macht des Unerkannten erſchließt und daher gegen jedes andere Leben, das neben dem ſeinigen ſich zu exiſtiren unterſteht, feindlich auftritt und vermöge ſeiner Natur auftreten muß, und da in jedem Momente des Einathmens eben auch das unergründliche Venenblut mit aller Macht des zur Erection geſtachelten Unerkannten innerhalb der Gränzen des Organismus aus allen Theilen des Körpers in den zerſetzenden Ofen der Lungen als Treibwaſſer der Räder und als aufgeſchütteter und zu bearbeitender Stoff in Einem zurückſtrömt, — ſo würde, wenn es den hier an einem Puncte und in gleichem Augenblicke zuſammentreffenden und mit gleicher Tendenz und gleichen Verhältnißexponenten begabten Stoffen geſtattet wäre, ſich in einen Strom des Seyns und der Wirkſamkeit zu vereinigen, ſo würde das Daſeyn des ganzen, zu einer großartigen Einheit zuſammengezwungenen Organismus nicht nur in die Gefahr geworfen, einem plötzlichen Tode anheimzufallen, ſondern die Zerſpaltung und der Untergang ſeiner lebendigen, nur auf einen Punct hinſtrebenden Kräfte wäre durch dies ungehörige und nicht gewollte Uebergewicht eines Factors ganz entſchieden und ausgeſprochen. Es führt auch eine hartnäckige, keinem Mittel

weichende Verſtopfung des Unterleibes Störungen des Organismus herbei, welche dieſen einem endlichen Tode anheim geben. Doch wie das einem Organe übertragene Geſchäfte des Aus- und Einathmens kein Anzeichen einer noch nicht geſonderten Vermiſchung iſt, ſondern vielmehr bereits auf die Subſummtion aller leiblichen Trennungen unter die Potenzialität einer einzigen gewaltigen Einheit hinweiſt, ſo findet zwiſchen der Exſpiration des Stickſtoffs und der Ausſcheidung niederer Secretionen noch ein großer Unterſchied ſtatt: der nämlich, daß jede niederere Secretion als ein völliges caput mortuum, alſo aus Defect jedes lebendigen Lebensſtoffes ausgeſchieden wird, der Stickſtoff aber deßhalb entfernt werden muß, weil er als ein zu reichhaltiger, zu kräftiger Lebensfactor das Gleichgewicht des organiſchen Lebens ſtören und ſo ſeiner Auflöſung nahe bringen würde. Durch dieſen Nicht-Eintritt alſo einer Depotenziſirung, deren Vorhandenſeyn den Zuſtand der niedereren Secretionsregionen bedingt, wird das Ausathmen des Wortſubſtrates an die Gränze der höheren Secretionen, des Geſchlechts und des Gedankens hingerückt und durch dieſen vollkommenen Mittelzuſtand aber auch in der Möglichkeit, Baſis eines neuen, zukünftigen, ſelbſtſtändigen Daſeyns zu werden, beſtättigt und als ſolche gerechtfertigt. Denn es leuchtet nach unſeren gegebenen Entwickelungen von ſelbſt ein, daß nur da Gelegenheit zu einer Lebenseriſtenz gegeben ſeyn kann, wo ſich eine Möglichkeit ihres Anfangs durch einen Ueberfluß an reicher, eben in den Zuſtand der Entelechie eintretender (sine entelechia enim, ſagt Leibnitz, materia cogitari non potest) Potenzialität manifeſtirt.

Es mag die im Vorigen gegebene Expoſition hinreichend ſeyn, um das reale Verhältniß anſchaulich zu machen, in welchem der Stickſtoff, der als Subſtrat des Wortes in unſere Bruſt aufgenommen wird, nicht nur zu den übrigen Secretionen des Menſchen, ſondern zum ganzen menſchlichen Leib ſteht. Nachdem die atmoſphäriſche Luft von uns eingeathmet und auf den Flächen der Lungen zerſetzt worden iſt, findet ſich die Maſſe des Stickſtoffs bereit, völlig umſchränkt und durch die Wände der Bruſt zuſammengehalten, wieder ausgeſtoßen zu werden. Ein an allen Puncten ſeiner Exiſtenz völlig gleiches und noch

zu gar nichts bestimmtes und entschiedenes, daher auch kosmisches Seyn, drängt der Stickstoff mit der absoluten Tendenz der Ausdehnung, selbst ohne weiteren Mittelpunct, von wo aus? (terminus a quo) behaftet, auf jeden Punct der Brustwände mit der ganzen Kraft seiner anwesenden Existenz: ein Druck, der noch allgemeiner, allgewaltiger ist, als der bekannte allseitige, der in der Physik vom Wasser prädicirt wird. Geburtsschmerzen, als ὠδῖνες von Homer und Pindar mit dem lieblichsten Zauber des sich offenbarenden Werdens geschmückt, sie sind nicht etwa nur das allgemeine Loos, sondern der gemeinsame Schrei des menschlichen Daseyns. Bei unterdrückter Harnsecretion schüttelt ein Mark und Bein durchdringender Fieberfrost alle Theile des Organismus und wechselt dann mit der glühendsten Hitze, bis sich nach errungener Entledigung die befreite Spannung in ein unendliches Meer von Schweiß ergießt. Die peinliche Angst eines nicht gebären könnenden Weibes kommt der gleich, welche die Brust verzehrt, der es nicht mehr gestattet wird, ihren Stickstoff auszuathmen. Contraction ist das offenkundige Geheimniß der Geburt innerhalb der Gränzen der Animalisation, während die Pflanze den sie umschließenden Hülsentod allein durch Kraft der Expansion sprengt. Und hier treten wir wiederum an jenes höchste Geheimniß der vollendetsten Organisationen, das des Zugleichseyns, daß Ursache und Wirkung simultan sind, daß uns die Folge mit einer solchen Sturmesschnelle entgegentritt, die uns verbietet, den Grund zu erfassen, daß uns Potenzialität und Actus als Eines überrascht. Die ersten Bewegungen des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trägt, empfindet die Mutter dann, wenn der gehorsame Säugling die zarten Glieder so zurechtlegt, so die Arme über die Brust faltet, so die Schenkel nach oben zieht und so das schwere, Natur-trunkene Haupt über die Arme herabsinken läßt, daß bei den ersten Zuckungen der Gebärmutter das Centrum des nun selbstständig gewordenen Lebens aufs einfachste und rascheste zur Freiheit hindurchbrechen kann. So fällt denn jedes Seyn, sobald es sich von dem Fortgang durch seine progressiven Seynsstufen handelt, der Linienpotenz anheim, während seine Tendenz innerhalb einer jeden Stufe eine centrale

ſt. Das runde Ei der Mutter ſtürzt in einer Linie durch die Fallopiſchen Gänge in den Schoos ſeiner Entwicklung herab. In dieſem iſt ſeine Entwicklung, ſo lange es ſich beſonders um Evolution des Gehirnes und des Hauptes handelt, ſtets eine nach allen Seiten vom Centrum der Peripherie zuſtrebende, bis im Moment der Geburt die Linienpotenz wieder die Oberhand gewinnt. Hier iſt es dann auch, wo einem tieferen Auge die Succeſſion der Zeit mit den Linienbeſtrebungen des Raums in eine hohe Einheit der Form zuſammenfällt. Auch dem nach allen Seiten der Bruſt hin einen Ausweg ſuchenden Stickſtoff iſt er in der Luftröhre, dem Schlund und dem Munde ſchon bereitet, ehe noch die Bruſthöhle die Luft eingeſogen hat. Der erſte Anſatz zur Schöpfung des Wortes iſt daher, wie der zur Schöpfung des ganzen Seyns, dem Geſetz der Linienevolution unterworfen.

Hier könnte nun die manchem vorwitzig dünkende Frage aufgeworfen werden: Warum gerade die Richtung durch Luftröhre und Mund von dem Gott zur Linienevolution des Stickſtoffs eingeſchlagen worden, da ja, wenn die Macht des Stickſtoffs nach allen Seiten der Bruſthöhle gleich kräftig hin tendirte, ein viel kürzerer Weg hätte eingeſchlagen werden können? — Es iſt ohne Zweifel wahr, daß ſelbſt die abſurdeſten Fragen, welche die Scholaſtik ſich aufzuwerfen erkühnte, einen objectiven Nöthigungsgrund in dem geiſtigen Gange des Fragenden hatten. Je mehr wir gegen die eben ausgeſprochene Frage aufgebracht ſeyn würden, um ſo mehr würde ſie über uns triumphiren. Auch könnten wir ihr ſchon durch die Gegenfrage begegnen: Ob zur Vollendung der Wortbildung nicht etwa der längere Weg nöthig geweſen ſey? — wenn uns da nicht mit der dritten Frage würde geantwortet werden: Aber warum nicht einen anderen, ebenſo langen oder noch längeren Weg, — warum gerade dieſen? — Das iſt einmal feſt und ausgemacht. Soll geſprochen werden und zwar geſprochen werden, wie wir ſprechen, ſo iſt es ohne Zweifel, daß ein Weg eingeſchlagen werden muß, und wären alle Weg einerlei, ſo wäre die Frage: Warum gerade dieſen? bereits gelöſt, ja ſie nur aufzuwerfen, wäre dann geradezu einfältig. Aber die menſchliche Geſtalt iſt eine individuelle,

ja die partikularisirteste, bestimmteste der ganzen Schöpfung. Dies berechtigt uns, ohne weitläufige Aufzählung der Mittelglieder, zu dem Schlusse: Es muß in den letzten, höchsten Gesetzen, welche die Oekonomie der menschlichen Gestalt hervorgerufen haben, daß sie ebenso ist, wie sie ist, der Grund verborgen liegen, warum der Mund die Basis des Stickstoffs zum Worte zu bestimmen berufen ist, warum also auch zunächst die Linienevolution des Brust-Stickstoffs durch den Mund zu gehen hat? —

Wir haben schon früher die ersten Rudimente des wunderbaren Baues, den wir unseren Leib nennen, dem Leser in ihrer Nothwendigkeit darzulegen gesucht. Es sey uns erlaubt, hier auf die Gestaltung des Leibes noch etwas genauer einzugehen. Wenn unsere Sprache manchem zu apodictisch scheinen könnte, so möge er nur bedenken, daß der Raum zur beweisenden Exposition hier gebricht. Doch wollen wir da anzuknüpfen suchen, wohin uns die frühere Betrachtung des menschlichen Leibes schon versetzt hatte. Dort hatten wir bereits erkannt, wie das Schisma in Haupt und Rumpf ein nothwendiges geworden war, hatten ferner eingesehen, wie die einseitigen Glieder- und Simnenevolutionen fixirt werden mußten und hatten versucht in diese Fixirungen einzugehen. Es ist also nach jenen Auseinandersetzungen der Rumpf die Potenz der Aeußerlichkeit, die sich aus ihrer Innerlichkeit im Haupte hervorgeworfen hat. Wollen wir sehen, wie sie sich dem Haupte gegenüber gestaltet hat. Auch hier fanden wir schon, wie der Weg der Partikularisation versucht wurde. Laßt uns diese Spuren weiter verfolgen. Wenn das Haupt der Triumph der Concentration und Innerlichkeit über das expansive Seyn der Natur ist, so muß es jedem natürlich scheinen, daß, wenn sich aus dem Haupte das Princip der Aeußerlichkeit wieder hervorgestürzt hat, die Gotteskraft diese Aeußerlichkeit zur Innerlichkeit zurückzuüberwältigen suchen wird. Daraus folgt aber von selbst, daß der Rumpf sich bestreben wird, bestreben muß, eine gewisse Haupttähnlichkeit anzunehmen. Dafür möge zunächst der Zustand des Sonambülismus sprechen, in welchem der Rumpf alle Functionen des Hauptes übernimmt. Ist die Brust die

Wölbung der Stirne, ſo gleicht die Magengegend der Region der Augen. Denn mit ihr pflegen Sonambüle zu ſehen und zu leſen. Wer möchte auch die Aehnlichkeit der Geſchlechtsorgane, der männlichen wie der weiblichen, mit dem Munde verkennen? Es iſt überhaupt ein gleiches Auseinandergehen im Gegenſatz der Stirne und des Mundes und in dem der Bruſt und der Theile des Unterleibs, ein Tendiren nach Oben zur Befreiung und ein anderes nach Unten der Knechtſchaft der Körperwelt entgegen in der ganzen Zuſammenordnung des Leibes recht wohl ſichtbar und an das Tageslicht herausgekehrt. Die Verwandtſchaft des Mundes mit dem Unterleib iſt vielleicht in der dem letzteren übergebenen, letzten Bearbeitung der vom Mund aufgenommenen Nahrungsmittel zu ſuchen. Wenn die Schrift von ſolchen ſpricht, deren Gott der Bauch iſt, ſo ließe ſich faſt eben ſo gut ſagen: deren Gott der Gaumen iſt. Nur daß im Bauch das noch niederere, beſtialiſchere Princip der Verliebtheit in die Körperwelt ſeinen Repräſentanten findet. Der ausgemachte Freſſer liebt ſolche Speiſen, die ſchon auf der Gränze der Verweſung angekommen ſind (haut gôut). Auch im Unterleib tritt das, was ausgeworfen werden ſoll, und das, was als das letzte Brauchbare in den Organismus aufgenommen wird, nahe zuſammen, und es iſt dem Bauch dieſe letzte Ausſcheidung überhaupt übertragen. Daß die letzten, an das Licht geworfenen Geſchlechtsconcentrationen in äußerlichen Organen auch dem Unterleib verknüpft ſind, hat noch eine andere, tiefere Bedeutung. Zwar iſt es wahr, daß Reproduction des eigenen Leibes und Production eines neuen Lebens eng verbunden ſind, — der ſtarke Eſſer iſt auch mit großer Geſchlechtstendenz behaftet, und ein ſehr prominirender Mund und Unterkiefer läßt auch darauf ſchließen — aber dieſe Verbindung hat noch folgenden Grund. Damit nämlich der Rumpf dem Haupte ganz ähnlich werde, muß auch er an ſeinem unteren Theile den Anſatz neuer Evolution haben. Die Evolution des Geſchlechts hält gleichen Schritt mit der durch den Mund erfolgenden des Worts, — und hier zeigt ſich bereits ein Anſatz zur Löſung, warum der Bruſt-Stickſtoff den Weg durch den Mund einſchlagen müſſe — auf daß jedoch auch in dem wirklichen realen Seyn, wie das Haupt den

Rumpf, ſo der Rumpf ein evolvirtes ihm ähnliches unter ſich trage zur völligen Erreichung der Haupt-Aehnlichkeit, ſo gehen aus dem Ende des Rumpfes die Schenkel und Füſſe hervor. Hier könnte ſich aber dann eine immer gleiche Tendenz gelten machen wollen, und ein Streben ins Ungemeſſene hervorbrechen, wie es z. B. bei den nie enden wollenden Leibringen der Würmer der Fall iſt. Um dies zu verhüten, ſchlägt nun die Natur folgenden Weg ein. Sie kehrt in dieſer unterſten Region alle Verhältniſſe um und gibt in dieſer dritten oder eigentlich zweiten Abgleichung des Hauptes der tiefſten Stelle — den Füſſen — die höchſte Bedeutung. Unſer Fuß (planta ſ. o.) verbindet uns der Erde. Durch ihn wurzeln wir in der Erde, und doch trägt er eine Hauptähnlichkeit an ſich. Die Entwicklung der fünf Zehen weißt vielleicht auf die fünf Sinne hin. Am Ende des Unterleibs ſollte eine hohe Entwicklung gleich der der Bruſt eintreten, — und vielleicht ließ ſich dieſe ſelbſt hier finden — auch nimmt die Fülle der Schenkel allerdings den Anſatz dazu — — aber ſie müſſen ſich in den Gegenſatz einer niedereren Fleiſchmaſſe umſetzen, und erſt der Fuß zeigt uns die Ausprägung, die dem höheren Organe ziemt. Selbſt im Fuſſe ließe ſich nun die Hauptähnlichkeit nachweiſen. Doch wir vermeiden dies, da wir ſchon hier nicht den Blick des tieferen Leſers, wohl aber die Feder des ſeichten Recenſenten fürchten. Die Umkehrung nun der Verhältniſſe am Ende des Unterleibs ruft das hervor, was den Begriff des Schooſes ausmacht. Unter Schoos (sinus) verſtehen wir eine Auswölbung in die Tiefe, welche den Charakter des Myſteriöſen an ſich trägt. Wir fanden, daß die ganze Anordnung des Leibes dieſer Gegend die tiefſte, ſchwächſte, verborgenſte Stellung gibt. Hier liegt der reale Grund der Schamhaftigkeit verborgen, und wenn der Apoſtel einerſeits von dem böſen Geſetze in unſeren Gliedern ſpricht, ſo tragen dieſe Glieder ſchon in ihrer Erſcheinung hinwiederum das Geſetz, das reale Geſetz des göttlichen Willens, wie unſerer Schuld an ſich. — Das Auffallende unſerer Anſicht, beſonders der vom Fuſſe, möge übrigens noch durch Folgendes gemildert werden. Durch ſie gewinnt unſer ganzer Körper eine Abrundung, daß wir noch mehr den Charak-

ter der Gottähnlichkeit an uns tragen, welchen wir doch eigentlich völlig zu verlieren verdient hätten. Gottes Wesenheit besteht, wie wir früher sahen, darin, an jedem Ort seiner Existenz zugleich central und peripherisch zu seyn. Unsere menschliche Existenz hat eigentlich nur das Recht, das Centrale der peripherischen Natur zu seyn. Durch den Schein des Hauptes, den unser Fuß an sich trägt, erhält sogar noch unsere Peripherie den Schein eines Centralen. — Jeder Arzt kennt den engen Zusammenhang, der zwischen der normalen Ausbildung des Gehirnes und der Ferse statt findet, und daß eine mangelhafte Fersenentwicklung gewöhnlich auf einen Fehler des Gehirns schließen läßt, und dann oft noch Mängel in der Ausbildung der Augen oder des Geschlechtes zur Folge hat. — Liegt in dieser Necriprocität des Hauptes und Fusses nicht auch ein bedeutender Beweis unserer Ansicht? Wenn der Satz: daß Gleiches nur von Gleichem geheilt werde — seine nicht zu verkennende philosophische Tiefe hat, so ist daraus — fast nothwendig — zu folgern, daß Simultaneität der Leiden an verschiedenen Körpertheilen auf die tiefste Verwandtschaft und Aehnlichkeit dieser Theile unter einander hinweise. Einen ferneren Beweis gibt uns aber noch die Fuß- und Haupt-Aehnlichkeit der Hände.

Es wohnt in der Hand das Princip der Klugheit, des Verstandes und der Kunstfertigkeit, das sonst nach innen hineingewendet ist, offenbar an das Licht herausgekehrt und gleichsam in die Materie eingedrückt, so daß sie Aristoteles höchst geeignet findet zum Gleichniß der Seele zu werden, wenn er περὶ ψυχῆς γ, 8 sagt: ὥστε ἡ ψυχὴ ὥσπερ ἡ χεὶρ ἐστι, καὶ γὰρ ἡ χεὶρ ὄργανόν ἐστιν ὀργάνων, καὶ ὁ νοῦς δὲ εἶδος εἰδῶν, καὶ ἡ αἴσθησις εἶδος αἰσθητῶν. Wie sich um die Pole des Magnets eine Wirkungssphäre seiner Kräfte verbreitet, so scheint um und über der Hand ein geistiges Etwas zu schweben, das sich nur durch das stets bereite Localbewußtseyn und die thätige Geschicklichkeit und Geistesgegenwart derselben verräth. In dem Haupte haben wir ein Ein und Alles seiner geistigen Existenz gefunden, das trotz der peripherischen Zersplitterung der überall hin tendirenden Kräfte diese Kuppel der Flucht nicht aus seiner Hand entläßt. Wenn aber dem Rumpfe

nach ſeiner Evolution gelingt, ſich im Schlafe, dem Somnambülismus oder in anderen außerordentlichen Zuſtänden ſelbſtſtändig zu ſetzen, ſo finden wir am Rumpfe zwar überall hin wirkende Kräfte hervortreten — die Kraft des Sehens in der Magengegend, geſteigerte Bewegung des Herzens und der Lungen, außerordentliche Entwicklungen von Fertigkeiten der Hand, — nie aber einen eigentlichen Rumpf-Centralpunct, von dem aus, wie in Strahlen, ſich die Energien des Rumpfes ergöſſen. Es hat Leute gegeben, die aus Verzweifelung die Trennung zwiſchen Geiſt und Seele nicht erfaſſen zu können, den Verſuch machten, das Herz zum Organ der Seele zu erheben und nur dem Geiſte das Haupt zu überlaſſen. Schon Plato aber ſieht in der Bruſt nur den Sitz der Leidenſchaften. Leidenſchaften jedoch — und wenn wir ihre Zahl zu Hunderten ſteigern — ſind nichts als Attribute, die ihren Centralpunct hinter ſich haben müſſen. Sie ſelbſt können, mit dem Rücken noch ſehr an einander gedrängt, wohl ein Carré, niemals aber einen Mittelpunct, an dem ſie ſeyen, formiren. Wie könnte nun vollends das ganz in eine Energie verſunkene Herz Platz und Zeit haben, Sitz eines nach allen Seiten hin ſchauenden Seyns zu werden, wie das Seyn der Seele nothwendig ſeyn muß. Wenn Gewiſſen ein Hauptattribut der Seele iſt, ſo kann ſeine Gewißheit allein im Haupte geſucht werden. Alle Regungen des Gewiſſens rufen im Rumpfe nichts als organiſche Lebensbeängſtigungen hervor. Daß die Bruſt eine Höhlung enthält, wie das Gehirn, gehört zwar zu den größten Hauptähnlichkeiten des Rumpfes. Aber ſelbſt der an die dritte Region des Leibes gebundene Unterleib hat eine Höhle und könnte ſich eine ſeeliſche Tendenz zueignen, während er doch ſchon nach Plato nichts als der Sitz der tiefſten und unterſten Sinne iſt: — der Sinne, inſofern das in ihnen Thronende das Princip der reinen Sinnlichkeit iſt. Schon daß in dieſen beiden unteren Regionen der Sitz der beiden Lebensagentien in den Dualismus doppelter und getrennter Organe zerriſſen iſt, benimmt ihnen Recht und Kraft, ſich zu einer ſolchen centralen Exiſtenz, wie eine ſeeliſche iſt, emporzuſchwingen. Denn ohne die Lunge iſt das Herz todt, und die erhaltende, nährende, ſondernde Tendenz der Leber

erstirbt, wenn es ihr an ihrer Lunge, der venenbluthaltigen Milz, gebrechen sollte. Es ist demnach die Hand das thätige, irritable Organon des Rumpfes. Wie kommt es aber, daß dies hier an der Seite des Körpers und so hervorgerufen wird? Auch diese Frage wollen wir noch rasch und zum Abschluß der Betrachtung über die Gestaltung unserer Körperlichkeit zu beantworten suchen. Wir sprachen schon vorhin davon, wie das Haupt, wie auch der Rumpf in zwei Tendenzen auseinandergerissen werde: in Stirne und Brust nach oben, in Mund und Kiefertheile und den Unterleib nach unten. Das Warum wurde schon oben bezeichnet. Wie nun das Ohr der Tendenz nach oben folgt, — es bildet mit dem Auge das höchste Zwillingspaar der Haupt-Sinne — so folgt die Entwicklung der Arme der Brust und beginnt bei den Schultern. Wie sehr das Ohr dem oberen Zuge folgt, zeigt sich in den viel einseitigeren Entfaltungsrichtungen der Thiere in noch weit höherem Grade als bei dem Menschen. Gleich mächtig, wie sich bei ihnen die Schnautz-Tendenz nach unten geltend macht, werfen sie auch in einer Linie die Ohren noch höher empor, als selbst die Lage ihres Gehirnes ist, und ich erinnere hier nur noch einmal an die wahrhaft phantastischen Ohrengestaltungen der menschenähnlichen Fledermäuse. Daß Arme und Hände den Ohren entsprechen, hat auch seine tieferen Gründe. Hier muß es uns genügen, sie als die höchsten Objectsäußerungen der in lauter subjectiven Entwicklungen ihr Wesen treibenden Menschengestalt zu bezeichnen. Büffon sieht es in seiner histoire naturelle des chiens als Wirkung der Cultur an, wenn irgend ein Thier herabhängende Ohren trägt und schreibt dem Zustand der Wildheit die steife Ohrenrichtung nach oben zu. Es darf uns daher nicht wundern, wenn bei dem Menschen, dessen Werden schon der höchste Ansatz zur Cultur ist, die Arme abwärts hängen. Ihr Entspringen an dem oberen Theil des Rumpfes, sowie die absolute Freiheit ihrer Bewegung nach allen Seiten hin und vor allem nach oben (die Fläche der Hand, palma, πάλλω s. o.) hebt ihr Herabsinken an den Seiten des Körpers völlig wieder auf, indem sich vielleicht sogar sagen ließe, daß sie eben wegen der ihnen gegebenen Freiheit der Bewegung nach allen

Richtungen im Zustand der Ruhe lediglich dem Gesetz der Schwere folgen. Von Bedeutung sind hier die langen, herabhängenden Arme der Affen, so wie ja die Knochen dieser Thiere durch die Unverhältnißmäßigkeit ihres Zu-lang und Zu-schmal sich auszeichnen, und statt der so gerühmten Menschengleichheit — nicht Menschenähnlichkeit: denn Aehnlichkeit mit uns besitzen sie allerdings — in einen Abgrund organischer Verzerrung hinabsehen lassen. Uebrigens findet bei der Entwicklung der Arme und Hände dieselbe Umkehrung des Verhältnisses statt, die wir oben bei Schenkeln und Füssen erwähnten, und trägt dadurch zu der Schoosähnlichkeit insonderheit des weiblichen Busens nicht wenig bei, wie denn auch der Lateiner für beide (für Schoos und Busen) sich des Wortes sinus bedient. Daß die Hauptähnlichkeit der Hände größer, edler, vollendeter ist, als die der Füsse, geht schon aus der Stellung der Arme am Leibe hervor und bedarf, hier wenigstens, keiner genaueren Auseinandersetzung. Das aber kann keinem aufmerksamen Beobachter entgangen seyn, daß durch diese letztliche Hauptähnlichkeit der Hände die peripherische Centralität des Menschen immer großartiger hervortritt, und dadurch selbst in seiner gegenwärtigen, einseitigen Gestaltsentwicklung das in ihn gelegte Wesen der Gottähnlichkeit mächtig hindurchbricht, wie die trübe, unglücksschwangere Gewitterwolke den leuchtenden Blitz erzeugt und dadurch ihre Verwandtschaft mit der herrlichen Macht des Lichtes beurkundet. —

Diese höchste Höhe menschlicher Gestaltung läßt aber zugleich den ungeheueren Defect, der in ihr verborgen liegt, recht deutlich erkennen. Denn wenn, wie wir sahen, das Local-Peripherische einen wahren Schein des Local-Centralen in sich empfangen hat, so ist es um so schmerzlicher, wahrzunehmen, daß dasjenige, was nach den Localverhältnissen des Menschenleibes noch um so mehr Central seyn sollte, weil es das Centrum der Leibesquantität ist, rein den Kräften einer fleischlichen Aeußerlichkeit verfallen ist. Es läßt sich diese Doppelheit eines sich gegenseitig ausschließenden Widerspruchs mit nichts vergleichen als mit der sonderbaren Erscheinung der Kohlensäcke besonders am südlichen Himmel. Je tiefer wir in das Geheimniß des Fixsternhimmels kraft unserer Telescope

einzudringen vermögen, um ſo mehr erkennen wir, wie ihm Schwängerung mit der herrlichen Potenz des Lichtes zukommt. Und ſo muß dann ein ſolcher Kohlenſack, der in die furchtbarſten Schrecken der finſterſten Nacht hinabſehen läßt, dem Auge gleichfalls als eine der Peripherie verfallene Centralität erſcheinen. Ein Gleichniß, das in unſerem Falle um ſo paſſender iſt, weil das Subſtrat des Fixſternhimmels, wie ſchon unſere früheren Betrachtungen ſehen ließen, weiter nichts als die fixirte Potenz eines unendlichen Weltenſamens iſt. Ich kann nicht umhin, hier noch einmal auf dies innerlichſte Princip einer und der wahren Schamhaftigkeit aufmerkſam zu machen. Es beſteht in dem Gefühl, daß die Schwäche des an die Peripherie herausgewandten, in ihr offenbarten und zugleich verloren gegangenen Centrums die Urthat unſeres Geſchlechtes iſt. Denn ſelbſt die eigentliche Centralität unſeres Geiſtes im Haupte iſt, in ihrem lokalen und quantitativen Verhältniß zu unſerem Körper betrachtet, völlig an die äußerſte Gränze hinausgerückt und ſo dem Fluche einer nicht zu ändernden, realen Aeußerlichkeit verfallen. Dieſe Macht einer ungeheueren Wirklichkeit iſt es auch, welche allen Verſuchen eines ſchamloſen Geſchlechtes den Hals bricht. Die Tugenden ſind nicht, wie ſie vorgeben, coordinirt. Es findet eine Steigerung unter ihnen ſtatt. Oft verdanken ſie, wie die ihnen entgegenſtehenden Sünden und Laſter, ihre wirkliche Exiſtenz nur einem hiſtoriſchen Actus. Ja, was wir Tugend nennen, iſt nur da, um vernichtet und einſt in dem Schooſe eines göttlichen reinen Daſeyns begraben zu werden; ein Daſeyn, deſſen nicht zu leerende Fülle über ſolche Stümpereien eines befleckten „beſten“ Lebens ſpottet. Mag es ſeyn, daß Schleiermacher in ſeinem Verſuch über die Schamhaftigkeit die Tugend der Schamhaftigkeit zur unendlichſten und vagſten Allgemeinheit ausdehnt, während doch ſeinem Ausſpruch gegenüber, „daß es für eine Tugend einmal unerlaubt iſt und bleibt, ſo allein zu ſtehen, wenn man wirklich eine Tugend ſeyn will,“ gerade die höchſte Beſchränktheit der Schamhaftigkeit auf einen Punct hin behauptet werden muß. Mag es ſeyn. Ich wage es, ihn hierin noch zu überbieten. Die Schamhaftigkeit iſt mir die höchſte, allgemeinſte menſchliche

Tugend: sie ist die Tugend, welche sich fortwährend fesseltseyns an den nun zur Genüge besprochenen Zu... der menschlichen Gestalt schämt, sich zu allen Zeiten in den Größten unseres Geschlechts desselben geschämt hat und schämen wird, bis eine überschwengliche Gabe neuer Gestaltung uns von der drückenden Last eines an seinem eigenen Daseyn und ob seiner eigenen Schuld mit Schmach gestempelten Leibes befreien wird. Das Niedergeworfenseyn auf die Knie, das gehobene oder gesenkte Haupt, das schwimmende oder das blitzende Auge und die nach oben ausgebreiteten Arme des inbrünstigen, begeisterten Beters, sie sind die Propheten der neuen, in dieser Stellung fast schon involvirten Gestaltung: — *) und die Verehrer einer schamlosen Kunst sind Lügner, wenn sie zu behaupten wagen, sie fühlten, was Correggio auf das der göttlichen Jungfrau zugewandte Gesicht eines heiligen Franziskus hingezaubert hat. Wollt ihr denn, daß euch ein Gott noch einmal spalte, um in euch endlich das Gefühl der Scham rege zu machen, und ihr so auf einem Fuß einherhüpfen müßt (πάλιν αὖ, ἔφη, τεμῶ ἑίχα, ὥστ' ἐφ' ἑνὸς ποδεύσονται σκέλους ἀσκωλιάζοντες), wie Plato im Symposion den höchsten Zeus durch den Mund des Aristophanes drohen läßt? Nous nous voyons incessamment nous mêmes, sagt selbst ein übermüthiger, üppiger Franzose, et nous en sommes encore à déviner, comment nous sommes faits. On a été réduit à dire, que les Dieux étoient pleins de Nectar lorsqu'ils firent les hommes, et que quand ils vinrent à régarder leur Ouvrage de sens froid, ils ne pûrent s'empêcher d'en rire. Diese Vereinigung von Tragischem, Sünde und Lächerlichem in einem Punkte ist doch wohl geeignet, alle Welt verstummen zu machen. —

Nun wird es uns endlich leicht seyn, den Grund aufzufinden, warum die Linienevolution des Bruststickstoffs gerade durch den Mund gehen mußte. Denn nachdem wir die Bedeutung der Brusthöhle erkannt haben, wird es sich jedem

*) Wenn sich mein Geist erhebt, fällt der Leib auf die Knie — sagt Lichtenberg in seinen großen Aphorismen über den „Charakter einer mir bekannten Person."

Verständigen von selbst herausstellen, daß nach der oben gegebenen Auseinandersetzung, warum die Verschlossenheit des Hauptes den Stickstoff nicht in sich aufnehmen könne, der Brust als den dem Haupte am Range am nächsten diese Funktion zufalle. Da nun aber von dem Zeitpunkt der Aufnahme des Stickstoffes an die Bildung des Wortes allein eine Sache ist, die zwischen Haupt und Brust ausgemacht werden muß, die Brust von beiden aber die niedrigste Stellung einnimmt, und überdies alle noch niedereren Organe bereits andere Funktionen erhalten haben, die sie ganz in den Dienst des Organismus versenken, so daß ihnen weder Zeit noch Kräfte zu anderen Thaten übergeblieben sind, so ist es, da die Bildung des Wortssubstrates zum Worte dem höchsten Motor, dem Haupte, anheimfällt, natürlich, daß die Linienevolution des Stickstoffs nach oben statt haben muß. Dafür spricht auch noch folgendes. Wir gaben früher eine kurze Exposition der drei Produktionsarten, die dem Menschen gegeben sind, die Production des Gedankens, des Wortes und des Geschlechtes. Wir erkannten da bereits, daß die des Wortes die geometrische Mitte behaupte. Schon deßhalb kann sich daher das Wort nicht nach unten entwickeln, weil dieses eine Berührung der Organe der Geschlechtsreproduktion und derer einer höheren Produktion veranlaßte, was nicht seyn darf. Der Gedanke dagegen entspringt im Gehirne und hat da allein seinen Sitz, ohne sich mit dem übrigen Organismus nur im Geringsten abzugeben. Es muß also das Wort sich nach obenhin entwickeln, weil seine Organe durch das Verhältniß bedingt sind, in dem eben von wegen des Wortes Brust und Haupt unter einander stehen. Daß nun aber der Weg gewählt wurde, auf welchem die Luft eintritt, um der Lebensfaktor des Organismus zu werden, der Weg, welcher auch zum Theil zur Aufnahme der Nahrung bestimmt ist, dies hat seinen Grund in der der Einheit zustrebenden Oekonomie des ganzen Leibes. Wollte nun aber jemand darin noch eine feindliche Seite für unsere Entwicklung sehen, daß der letzte Abschluß des Wortes schon im Haupte selbst geschehe und dadurch die Entwicklung des Wortes zu nahe an die Geburtsstätte des Gedankens herangerückt werde, so würde eine

ſolche Bemerkung darin bereits ihre vollkommene Beſeitigung finden, daß die untere Tendenz einer höheren Region zur Ausführung einer That des Organismus mit der oberen Tendenz der niedereren Region als völlig gleich und identiſch zu betrachten iſt: — eine Identität, die in dem Zuſammentreffen der zweiten und dritten Region des Leibes ihre reale Rechtfertigung findet, indem hier die Regionen geradezu ineinander und ſich unter einander verlaufen, wodurch, wie wir ſahen, die Exiſtenz des Schooſes hervorgerufen wird.

„Wir haben nur einen Mund und zwei Ohren, damit wir mehr hören als reden“ — heißt jener alte Spruch. Es ließe ſich hier die Frage aufwerfen, ob die Ohren nur zum Hören, der Mund nur zum Reden, und höchſtens noch zum Eſſen und Athmen vorhanden ſey. Ob die Menſchen für die Staaten geſchaffen ſeyen oder die Staaten um der Menſchen willen da ſeyen, iſt auch eine oft erwachte, dann wieder eingeſchlafene und wieder erwachte Frage. Der Mund, der redet, iſt um des Redens willen da; der Mund, der ißt, um des Eſſens willen; der Mund, der athmet, um des Athmens willen. Das Reden iſt ein Daſeyn, das ſich ſeines Lebens freut, ſo auch das Athmen und das Eſſen. Entſpringt nun der Quell der Rede dem Munde, ſo iſt dieſer zwar das Werkzeug, welches die Rede ſchafft, findet aber zunächſt ſeine Seligkeit nicht in der That, ſondern in der Kraft, die ihm die That thuen läßt, und dieſe beſteht eben vor Allem in ſeinem eigenen regen Daſeyn und Leben. Trotz dem, daß der Ring keine Kette bildet, freut er ſich doch ſeines Ringſeyns. Steht nicht die unendliche Fülle des Gottſeyns über jeder göttlichen Eigenſchaft, und iſt, iſt der Gott nicht auch als der Gerechte, Allgegenwärtige, Ewige? — Unſere Auseinanderſetzung hat gezeigt, daß innerhalb des menſchlichen Organismus jedes einzelne Organ zu einem beſonderen Zweck zwar hervorgerufen und beſtimmt wird, dennoch aber müßte dies Organ hervortreten, wenn es auch zu keinem beſtimmten Zwecke nöthig wäre, weil ſein Erſcheinen ein Punkt ewiger Verhältniſſe iſt, die in der allgemeinen, in ihren gewaltigen Strom mit fortreißenden concatenatio rerum ſo und nicht anders ſich zu äußern genöthigt ſind. Ja dieſe Nothwendigkeit der Aeuße-

rung bedingt eben auch die Nothwendigkeit des Organs. Es wird dies geeignet seyn, noch den letzten, ethischen Zweifel, der nicht sowohl gegen unsere Exposition vom menschlichen Organismus, sondern vielmehr gegen die Art und Weise derselben vorgebracht werden könnte, zu beseitigen, indem jemand hätte meinen können, es würde von uns irgend eine Norm des Forschens in dem Zwecke der Organe und der einzelnen Gestaltungen gesucht. Wenn es ewig wahr ist, — und dies ist der Tod jeder Nützlichkeitstheorie — daß der Gott das geschaffene Seyn nicht um seines Nutzens willen gesetzt haben kann, — denn er gewinnt weder, noch verliert er dabei — so bleibt es doch gleich ewig wahr, daß er das geschaffene Seyn um sein selbst willen d. h. um des geschaffenen Seyns selbst willen gesetzt habe. Möchte hier schon die Tiefe der Sprache bewundert werden, die in dem um — willen eine völlige Identität mit dem: zum Nutzen sehen läßt und so die Schönheit der puren, lauteren Existenz mit der Wahrheit der Bestimmung und des Bestimmtseyns aufs herrlichste verbindet. Hierin findet auch das Aufwerfen der Frage: Warum die Linienevolution des Brustsstickstoffes gerade durch den Mund ihren Weg nimmt? seine vollkommene Rechtfertigung, — und es wird uns sonach erlaubt seyn, mit dem Stickstoff diesen Weg selbst anzutreten. —

Es wurde schon oben auf die Aehnlichkeit der Linienevolution bei dem Werden der Sprache hingewiesen mit dem Ausbruch der Linie, welcher im Anfang der Schöpfung statt hatte. Wenn der Ausspruch, daß Alles aus Einem vermöge des in ihm verborgenen Dualismus hervorgegangen sey, bei der Betrachtung der unendlichen Mannigfaltigkeit, die uns überall entgegentritt, Zweifel und Argwohn in manchem Gemüthe und Geiste hervorrufen könnte, so müßte bei genauerem Zusehen schon das wieder eine günstige Eingenommenheit für diesen Satz rege machen, wie durchweg alles Werden eine großartige Gleichförmigkeit in seiner Entfaltung auf jeder Stufe derselben an den Tag legt, sobald das beobachtende Auge nur einigermassen dem Wirbel und Wechsel des Unwesentlichen zu entfliehen versteht. Denn wir vermögen fast nur allein aus der Gleichheit des So-Seyns auf die Ver-

wandtschaft des im So-Seyn verborgenen Seyns, unseres Unerkannten, zu schließen. Finden wir daher im Werden der Dinge, in der Gestalt dieses Werdens, was doch weit über das bloße So-Seyn hinausgreift, finden wir hier eine verborgene Gleichheit, so muß dieses uns entschieden auf die Gleichheit und Einheit des eigentlichen Wunders des Seyns aufmerksam machen. Wie aber ein guter Autor, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, am Ende seines Werkes in den Anfang zurückkehrt, so treten auch stets an den Enden großer Seyns-Epochen Entwicklungen hervor, welche den Entwicklungen des Anfangs sehr nahe kommen. Schon Johann Georg Hamann und auch ältere Theologen haben die Erlösung als eine nur potenzirte Schöpfung bezeichnet: ein Gedanke, dessen Schätze von Weisheit bis jetzt noch nicht an das Licht hervorgezogen worden sind. Und so ist namentlich die Aehnlichkeit also auch der ersten Wortevolution mit dem Anfange der Wege Gottes sehr groß. Wie dort bricht hier ein Strom eines gewaltigen Seynswollen aus einer Fülle des Substrats hervor; wie dort ist hier auch dieses Substrat völliger Unsichtbarkeit hingegeben; wie dort, so ist auch hier die Form eine zu brechende Linie. Doch während wir dort in der Linienevolution den ersten Ansatz zu aller Materialität wahrnehmen, so ist und steht das Wort auf den äußersten Gränzen des materiellen Daseyns. Es ist die erste That des eben zum Geist gewordenen Lebens. Wenn es von dem Gotte heißt: Er spricht, so ist es, — so muß es vom Menschen heißen: Er ist, so spricht er d. h. Kaum ist er, so spricht er schon. Dieser großen Aehnlichkeit im Anfang beider Entwicklungen gegenüber manifestiren sich also gleich große Unähnlichkeiten, die mit einem völligen Auseinandergehen aller Aehnlichkeit endigen. Und da ist nun die Hauptunähnlichkeit, welche zugleich der Sitz aller übrigen ist, die, daß dort, wie wir sahen, die Linienevolution in denselben Gottesschoos hineingeschieht, aus dem sie hervorgegangen, während sie hier in die Mannigfaltigkeit eines schon bestimmten Seyns hineintritt und mit diesem in Verbindung stehen muß. Dort flieht der Gott vor ihr zurück, sie occupirt Raum: hier flieht nichts vor ihr, sie kann deßhalb keinen Raum occupiren. Daraus folgt nun

aber die zweite Unähnlichkeit, daß dort die Gotteskraft zur Linie tritt, sich ihr verbindet und nun dritte Gestaltungen nicht blos in ihr hervorruft, sondern mit ihr eingeht, hier aber eine fortwährende, bestimmte, stehen bleibende Form im Organismus aufgefunden wird, nach deren jedesmaliger Gestaltung und Hineingießung des Wortsubstrates das Resultat ausfällt. Und dies ist ein höchst wichtiger Punkt, bei dem wir etwas verweilen müssen, wenn es uns gelingen soll, die Wesenheit des Worts und der Sprache in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen.

Wir fanden oben, daß die Hoheit in der Stellung des Gehirns darin besteht, daß es, wenn gleich einer realen Fixirung seines Seyns hingegeben, durch einen in ihm nach allen Richtungen hin erfolgten Bruch tausenderlei fremde Gestaltungen in sich werden lassen und wieder vernichten kann. An dieser oberen Seynsstufe hat der übrige Organismus des Menschen, als der dem Gehirn am nächsten stehende, auch einigen Antheil. Um zu geschweigen von der intensiven Wechseldurchdringung der verschiedensten Säfte, von denen jeder, ohne durch den andern gestört zu werden, den ihm gewiesenen Weg vollendet, was alle jene höchsten Wirkungen galvanischer Prozesse weit hinter sich zurückläßt, — so ist der ganze Verein von organischen Werkzeugen, die bestimmt sind, die Worte zu bilden, in seiner gefesselten Ruhe und Stellung doch mit einer Beweglichkeit begabt, die in der That den Namen einer allseitigen verdient. Während dort im Anfang der Schöpfung in jedem Momente aus dem reichen, potenzvollen Schooße der Linienevolution ein neues, noch nie gesehenes, noch nie gewesenes Wunder der Existenz hervorspringt, so ist hier mit dem Werden des menschlichen Seyns die ganze unendliche Fülle eines nie zu erschöpfenden Sprachschatzes in voller Wirklichkeit vorhergesehen. Es ist eine nach allem Vorhergegangenen wohl begreifliche Eigenthümlichkeit des menschlichen Leibes, eine unglaubliche Masse von Seyn in sich verschlossen zu halten. Seine Oberfläche gleicht in dieser Beziehung der Kuhhaut jener Königin. Es wird dieser kaum möglich gewesen seyn, eine verhältnißmäßig größere Fläche zu umspannen, als die Flächengröße ist, welche der Mensch nach seinem

Innern zurückgedrängt hat. Dieser Ueberfluß an Fläche, dessen Vorhandenseyn so sehr erklärlich ist, gibt auch die Möglichkeit einer unendlichen, überall hin weichenden Bewegung. Ohne sie vermöchte die Mutter nicht ihr Kind bis zu einem solchen Grade der Vollendung auszutragen. Denn, was man auch sage von der Unbehülflichkeit des eben geborenen Menschen, die Vollendung, in der er hier erscheint, ist doch eine unendlich größere als die des noch mit der Eischale bereits umherlaufenden Küchleins. Die Zufälligkeit des Seynsattributs ist hier ohne alle Bedeutung. Ohne die ungeheuere Flächenpotenz, ja daß ich so sage, Flächenwunde der Lunge könnte der furchtbare Strom des Venenblutes, das trotz dem im Organismus oft der Verheerung genug anrichtet, nicht gebändigt, nicht zu seiner Pflicht zurückgebracht werden. Das Wort Innerlichkeit hat besonders bei dem menschlichen Organismus eine vorzüglich zweifelhafte Stellung. Es ist hier gar vieles, was innerlich genannt wird, nur eine geschwächtere, weniger harte Aeußerlichkeit. Der rohen Aeußerlichkeit unserer Oberfläche gegenüber, die so weit geht, sich in die Bildung der Haare zu verlieren, ist freilich die Brusthöhle, die Eingeweide und ihre Häute ꝛc. eine halbe Innerlichkeit. Von wahrer Innerlichkeit aber kann nur da die Rede seyn, wo eine geschlossene Wirklichkeit, ein Seyn, das bereits Aeußeres und Inneres hat, sich mit Gefahr seines Lebens aufthuen oder zur Erschließung seiner einfachen Charaktere gezwungen werden kann. Wohl trägt bereits das Blut und das Venenblut vor Allem eine solche Innerlichkeit an sich, aber nur in den verborgenen Gängen des Leibes: an das Licht hervorgezogen verfällt es sogleich dem Fluche eines elementarischen, äußerlichen Seyns. Deßhalb wird es uns aber auch so schwer, ein eigentliches Werden zu beobachten, weil immer und immer für unser Auge nichts vorhanden ist, als ein stufenweis gewordenes, dessen verschiedene Stufen wir wohl nacheinander daseyn, aber eben nie werden sehen.

Und das führt uns auf eine neue Unähnlichkeit der Wortevolution nicht nur mit der ersten, sondern mit allen übrigen Evolutionen des Seyns: daß wir, was wir außerdem nicht vermögen, bei dem Entstehen des Wortes in den

Verlauf ſeines Werdens wirklich hineinſchauen können. Es iſt dies freilich ein Schauen eigener Art. Bei dem Vorgang der Wortbildung im Inneren des Leibes ſelbſt iſt es natürlich kein leibliches Schauen. Allein auf den Stufen der Erkenntniß gibt es gar verſchiedene Grade des Sehens. Der höchſten iſt freilich nirgends das Wunder des Werdens unſichtbar. Es gibt aber für gewiſſe Evolutionen des Werdens eine Art empiriſcher Taſtbarkeit, empiriſcher Wahrnehmbarkeit des Verlaufes, und dies iſt nun bei dem Werden des Wortes der Fall. Um dies ganz anſchaulich zu machen und in die äußerſte Möglichkeit empiriſchen Verſtändniſſes herabzubringen: — alle die Organe, welche beſtimmt ſind, dem Wort durch ihre verſchiedene Stellung und Bewegung die ihm jedes Mal gebührende Geſtalt zu geben, ſind auch mit ſenſitiven Nerven verſehen, die bei der halben Innerlichkeit dieſer Organe um ſo feinfühlender ſind. Bei der großen Elaſticität des Stickſtoffs drängt derſelbe unter denſelben Verhältniſſen der Dimenſion und der Stärke, unter denen er gedrückt wird, auf die ihn drückenden Organe zurück und geſteht ſo den ſenſitiven Nerven dieſer Organe die Erkennbarkeit der Lage einer jedesmaligen Wortbildung zu. Wird dazu die genaue Kenntniß dieſer halb innerlichen Organe, die wir uns ſchon anmaßen können, gerechnet, ſo dürfen wir uns faſt ſchon von dieſer Seite eine Einſicht in das Werden des Wortes zuſchreiben. Dazu kommt aber noch folgendes, deſſen genaue Erkenntniß und Erklärung freilich erſt weiter unten völlig heraustreten wird. Es hat nämlich das Werden des Wortes vielmehr von einer blos quantitativen Bearbeitung an ſich im Gegenſatz gegen die qualitative Durchbildung, die jeder eigentlichen Seynsſtufe eigen iſt. Schon hier tritt uns alſo die Mangelhaftigkeit ſelbſt der natürlichen menſchlichen Werke entgegen, und es laſſen ſich daraus Folgerungen ziehen, die erſt unten, wenn der eben ausgeſprochene Satz mehr begründet hervortreten wird, uns zu bedeutenden Reſultaten führen werden. Alle qualitativen Aeußerungen, die das Wort an ſich trägt, ſind nur in der ungeheueren Expanſionskraft des Stickſtoffs begründet. Die Qualität des bildenden Faktors ſitzt aber nur in den Organen des Leibes, die das Wort ge-

ſtalten, und die auf den Stickſtoff wirken. In dem Augenblick, in welchem durch die erſte Wirkung und den Schein der Qualität, den jedes Wort trägt, es erſchallt, in Aktivität tritt, iſt es auch ſchon wieder dem Untergang verfallen. Dieſer Moment aber auch qualitativen Seyns war ſeine Miſſion, und dieſe hat es erfüllt. Es darf daher ruhig vergehen. Sonſt würden uns in der That jeden Augenblick Wortkryſtalle um die Ohren ſauſen, und ihr verwirrender Lärm könnte uns zur Verzweiflung bringen.

Es mag dieſe neuere, nähere Beſtimmung des Worts übrigens ſchon in dem oben ausgeſprochenen Satz ſeine Begründung finden, daß nämlich in dem Verlauf des eigentlichen Werdens jede neue Exiſtenz wie ein Wunder als drittes aus den zuſammenwirkenden Faktoren herausſpringt: die Evolution des Wortes aber, verkörpert im Organismus liegend, in ihrem wirklichen Hervortreten in der That nur eine quantitative Fortbildung deſſen iſt, was ſchon qualitativ vorhanden iſt, und gerade in dem Moment, wo es ſich ſelbſt einige Qualität anziehen will, verſchwindet und vom Winde verweht wird. Dem Quantitativen alſo verdanken wir vor Allem die Möglichkeit, den Verlauf beim Werden des Wortes zu erkennen. Wo Bewegung innerhalb der Gränze des Quantitativen iſt, da iſt jedes Werden leicht zu erfaſſen. Denn die Frage nach dem Subſtrat bleibt da gewöhnlich aus dem Spiel, indem dies Subſtrat nur als ein Etwas in Frage kommt, mit welchem etwas geſchieht, das im Verlauf ſtets daſſelbe bleibt und ſich an einem paſſiven Widerſtand genügen läßt. Wir fanden aber an dem Bruſtſtickſtoff bereits die qualitative Beſtimmung eines aktiven Widerſtands. Durch ihn geſchieht es alſo, daß die quantitative Exiſtenz in qualitative Lebensregung eingeht, in dem Momente aber, wo ſie ſich qualitativ ſetzen will, von der zu großen Aktivität des Stickſtoffs durchbrochen und ſo völlig aufgehoben wird. Ehe wir daher eintreten in das Wie der Bildung der Linienevolution zum Worte, wollen wir zuerſt dieſen allgemeinen Kanon des Wortwerdens noch näher ins Auge faſſen. Es heißt dieſer Kanon: Die reale Bildung des Wortes findet auf einem quantitativen Wege ſtatt, der aber

vermöge der im Wortsubstrat verborgenen Qualität das Wort endlich zu einem momentanen qualitativen Seyn steigert, das aber im Moment seines Werdens wieder zu seyn aufhört. — Dieser Moment jedoch, in welchem das Wort qualitativ wird und sogleich wieder aufhört zu seyn, ist der Moment, in welchem auch das Wort ertönt und gehört wird. Und es ist insofern das Wort der Bruder des Blitzes. Denn von diesem singt Shakespeare:

Brief as the lightning in the collied night,
That (in a spleen) unfolds heaven and earth,
And ere man has power to say: Behold!
The jaws of darkness do devour it up.

Wie der Glanz des Blitzes in den Schauern des Dunkels erlischt, so dort das gestaltete Wort in dem Meer des Tones und das tönende Wort in den Tiefen des Schweigens. — Es ist nicht nur das Wort ein Fortschritt vom Quantitativen zum Qualitativen. Jedes Seyn steigt aus einem relativ Quantitativen zu einer höheren Qualität empor: — nur daß diese Qualität und ihr Seyn fixirt bleibt, während sie im Wort sogleich wieder erlischt. — Es ist der Blitz von dem Rollen des Donners begleitet. Der Frost spaltet das Eis des See's, und weithin schallt der zitternde, schrillende Ton. Laut schmettert der Singvogel zur Zeit der Brunst, und der Hirsch stößt während der Begattung gebrochene, zwischen Freude- und Schmerzenslauten schwebende Töne aus. Es scheint, wir müssen den Ton als den Begleiter des Werdens ansehen, der sich in dem Augenblick, da das Werdende in den Zustand des Qualitativ-Seyenden übergeht, den Tiefen des Objektes als Zeichen des Sieges, als Zeichen der eroberten Stufe triumphirend entwindet.

IV.

Wenn auch das objektive, reale Wesen des Wortes, wie es sich uns in der Folge noch deutlich genug herausstellen wird, in wirklicher Gestaltung besteht, — denn der reine Ton an sich ist keiner Modifikationen und Umgestaltungen fähig,

ſondern nur das, was ertönt — ſo iſt doch das Attribut des Tones am Worte ſo das Vorherrſchende, daß wir genöthigt ſind, das Weſen dieſes räthſelhaften Seyns näher zu erforſchen. Und in der That der Ton iſt bisher das größte Räthſel unſerer ganzen Phyſik, unſerer ganzen Naturlehre geweſen. Wie in der Lehre vom Licht niemals eine mathematiſche Behandlung recht hat gelingen wollen, ſo iſt in der vom Tone der mathematiſche Standpunkt keineswegs geeignet, vorzuhalten und nur zu einiger Befriedigung zu führen. Dennoch war dies von jeher der einzige Weg, auf welchem man dem geheimnißvollen Seyn des Tones beizukommen ſuchte. Zu unmuthig, jemals den Ton aus der geſonderten Sphäre einer ausſchließlichen Betrachtung herauszuheben, hatte man am wenigſten Luſt und Kühnheit, ihn hineinzuwerfen in das alles in gewaltiger Verſchlungenheit bewahrende Meer des Seyns und in deſſen Bewegungen die Träger des Tones zu ſuchen. Selbſt der aufſtrebenden Naturphiloſophie gelang es nur, dem Ton eine allgemeine Rubrik anzuweiſen, während ihn Kant in den Strom der damaligen Empirie zurückgeſtoßen hatte und Fichte ihn nicht edler als das Licht — als ein Mittel zur Verſtändigung der Ich — hatte behandeln können. Eine neuere Schule hat ihn als die durch die Realität ſich hindurchſchlingende, hindurchſchleichende Idealität gebrandmarkt und damit weiter nichts gethan, als eine noch einſeitigere Rubricirung, als die frühere, hinter den Schleier eines poetiſchen Ausdrucks verborgen. Unſere Aufgabe kann es hier nicht ſeyn, nur einigermaſſen den Ton gründlich zu behandeln, wir wollen nur ſtreben, den innerſten Anknüpfungspunkt des Tones an die Bewegung alles Seyns zu finden und ſeine Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit für das Wort darzulegen. Doch kann ich es nicht unterdrücken, daß ich es zu meinen ſchönſten Lebensträumen zähle, im Gebiete des Tones der Göthiſchen Farbenlehre vielleicht etwas Würdiges an die Seite ſtellen zu können. Wie dieſer Mann die Nothwendigkeit gefühlt hat, daß die Lehre vom Ton einer neuen Behandlung unterworfen werde, hat er in ſeiner Farbenlehre gelegentlich ausgeſprochen und zugleich einige nicht zu überſehende methodologiſche Winke gegeben. Es iſt ohne Frage leichter, eine Eingenom-

menheit, als eine Verſchrobenheit des Gemüthes zu heilen. So wird es auch dem künftigen Behandler der elementariſchen Tonlehre leichter werden, als unſerem großen Dichter, indem er nicht, wie dieſer, eine völlig verkehrte Anſicht erſt umzuſtoßen hat, obwohl vielleicht Göthe unrecht gethan, dem innerlichen Nerv der Newtoniſchen Lehre zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren haben zu laſſen, ſondern zwar eine Einſeitigkeit als Einſeitigkeit bezeichnen muß, aber, nachdem er dies gethan, doch ſelbſt an dieſe Einſeitigkeit anknüpfen kann. —

Vor Allem wird es gut ſeyn, das ſelbſt tönende Wort Ton in das proſaiſchere, klappernde des Hörbaren umzuſetzen, ſchon deßhalb da nicht abzuſehen iſt, ob ſich nicht ohne unſer klingendes, ſpringendes Trommelfell, ohne Ambos, Hammer und Steigbügel, ohne Schneckengang und das ihn erfüllende kryſtalliniſche Elementarwaſſer der Ton als ein ganz anderes manifeſtiren würde, als er es nun thut. Wenn uns das ſkeptiſche Nein, Nein gegen die Sinne albern dünkt, warum ſollen wir uns kopfüber in das mächtige Beifallklatſchen zu dem poſitiven Ja, Ja ihrer Erſcheinung hineinſtürzen? Und ſollten wir ſelbſt durch die Umwandlung des Tones in das Hörbare ihm die Spitze abgebrochen oder die Seele ausgeriſſen haben, — ſo gelingt es uns doch vielleicht, aus dem in den Händen gebliebenen Leichnam ſein bezauberndes Leben zu erhaſchen, oder, wie Rameau vor Diderot, ohne Violine den Eindruck einer glänzenden Violineſonate, ohne Clavier den einer Symphonie hervorzurufen. Das Auge iſt der Genoſſe des großen Gehirns, der grauen Hirnſubſtanz. Als ein König thront es über allem Objekt, verläugnet die Verwandtſchaft, die es mit ihm hat, und ſteht, wie Leibnitz ſagt, im Menſchen ſelbſt das Licht. Schon der Sinn des Auges, das Vorhandenſeyn der Sichtbarkeit, deren Weſen wir bereits früher zu enthüllen trachteten, berechtigt uns zum Ringen nach philoſophiſcher Erkenntniß. Denn unter den Sinnen iſt es das erkennende Objekt, das deßhalb in einem ſteten Umſchlagen zur Subjektivität begriffen iſt: ein Umſchlagen, deſſen ſtets Fallen nie den Boden, nie die Tiefe zu erreichen vermag. Kaum kann der Gegenſtand bis zum ſchwarzen Grundſpiegel hineindringen, ohne nach außen zurückgeſchleudert zu werden. Das Funkeln

des Zornes ſteht nicht mehr, und jener unglückliche, zum Geiſtlichen beſtimmte Mann bei Büffon ſah jede weibliche Geſtalt mit einem Heiligenſchein umzogen. Wenn ſo das Auge die eigentliche Stärke der Sinne, die gewappnete Aktivität des äußeren Hauptes iſt, ſo iſt das Ohr, wie das Geſchlecht die Schwäche des Rumpfes, die Schwäche, die reine Paſſivität, die Mitleidenſchaft des Hauptes und der Sinne. Es iſt das Gefühl, daß der Menſch der ungeheueren Macht eines überwiegenden Seyns verfallen iſt, daß er trotz aller ſeiner Kraftanſtrengungen Objekt iſt und bleibt und in jedem Augenblick von einem ſchrecklichen Nichtſeyn bedroht wird. Es gibt eine der rührendſten menſchlichen Tugenden, die eben, weil ſie die rührendſte iſt, auch die menſchlichſte iſt. Das Mitleiden iſt dieſe Tugend. Aber geſtehen müſſen wir uns, daß, wenn wir gleich zu dieſer menſchlichen mehr Eigenſchaft als Tugend verpflichtet ſind, ſie dennoch nichts iſt, als der ſchneidendſte Schmerz. Und was ſind denn alle unſere Tugenden weiter, als Schmerz, bitterer Schmerz? Und ſo iſt denn das eigentliche Wehe des Mitleidens das Gefühl völliger Rathloſigkeit, dem kaum ein thatkräftiger Xenophon zehntauſend Heldenherzen zu entreißen vermag. Sie ſprechen immer von dem Mitleiden, das den Gott zur Erlöſung getrieben. Der Schmerz iſt aber kein Schmerz, der die Macht und die Wonne lebendiger und wirkſamer Reaktion beſitzt. Nur der Schmerz iſt Schmerz, welcher in Gefahr ſteht, in ein thatenloſes Brüten zu verſinken. Deßhalb bricht nichts ſo das Wogen oder Starren eines gräßlichen Schmerzes, nichts reißt die Jugend ſo mit ſich fort in den Taumel bacchantiſcher Tanzluſt, nichts führt das zagende, pochende Herz dem Tod ſo muthig entgegen als Muſik. Denn Muſik, Ton, das Geſetz der Hörbarkeit iſt das Mitleiden, die Mitleidenſchaft des ganzen gewordenen Seyns unter ſich und mit ſich ſelbſt. Und wäre nicht die Weſenheit der ganzen Natur und des geſchaffnen Geiſtes dem Gott durch die innerſten, ihm geöffnetſten Tiefen ihres Seyns geſchlechtlich verbunden, ſo würde dieſe Unfähigkeit des Mitleidens, daß ich ſo ſage, das Ohr das Organ ſeyn, durch welches ſich Gott der geſchmückten (κόσμος) Braut vermählte. Denn er hat ja die Welt, wie aus ſich

hinausgesetzt und geboren, so wieder an sich gezogen, um sich ihr zu verloben in Ewigkeit.

Es ist uns früher gelungen, die Welt, das geschaffene Seyn von dem aufgeblasenen, windigen Unding des Raums zu befreien, das sich zwischen jede Lebensäußerung der Natur, zwischen jede Relation zweier Seyn hindernd dazwischen schob. Denn der Raum war ein störendes Ding an sich, das nicht nur den Zusammenhang der Welt mit dem Gott, wenn auch nicht zu trennen, doch wenigstens unnöthigerweise und verwirrend und da zu vermitteln suchte, wo es keiner Vermittelung bedurfte, sondern das selbst das Daseyn jedes einzelnen Seyns in sich um seine innere Sicherheit und Selbstständigkeit zu bringen strebte, indem es ihm eine Nothwendigkeit vorlog, im Raume existiren zu müssen. Wenn nun Hörbarkeit die Erregbarkeit alles Seyns ist, — und daß sie dies ist, findet schon in dem Erfahrungssatz seine Bestättigung, daß der Ton die Tiefen eines jeden Seyns zu bewegen und zu erschütttern vermag — so ist es ganz klar, daß durch Hinwegnahme einer lästigen Gegenwart, wie die des Raumes, die schon im engsten Stufenverband stehenden Seyenden noch näher, inniger aneinandergerückt werden, und keines von dem anderen durch etwas anderes geschieden ist, als durch seine eigene Existenz und durch reine, reale Existenz überhaupt, so daß die Erregbarkeit der sich stets aufhebenden und stets setzenden Kämpfer, des Seyns und des Nichtseyns, in ihrer Verbreitung und Mittheilung durch die innigste Berührung und gegenseitige, ungetrübte Zuthätigkeit der Objekte für immer gesichert ist. Dadurch werden wir von der Nothwendigkeit aller jener Hypothesen befreit, die Schallwirbel, Tonwellen und Undulationen jeglicher Art einführten, um die Bewegung des Tons durch den leeren Raum zu erklären. In der That die Lehre des horror vacui hat zu weniger Abgeschmacktheiten Veranlassung gegeben, als die Abstraktion des Raumes. Für uns lebt jedes Seyn in der genauesten Berührung und Verbindung mit seines Gleichen: gleiche Freuden und gleiche Leiden verlangsamen und beschleunigen den Pulsschlag eines jeden, wo es sich um die innersten Hebel seines Lebens handelt. Daher kommt es dann auch, daß jedes das andere vernimmt,

hört, und wenn es gehört, vernommen hat, erklingt und dadurch jedes fernere Leben zum Hören und Mittönen anreitzt. —

Jetzt kommt es nur darauf an, das Wesen der Hörbarkeit und der in ihrem Gefolge seyenden Erregbarkeit näher ins Auge zu fassen und zu evolviren. Fragen wir unsere Lehrbücher der Physik: Was Schall, Ton sey, so tönt uns als bereite Antwort entgegen: Schwingung. Ja wenn dies nur eben nicht wieder ein Schall wäre und überdies ein Schall, der mit andern Worten, die auch ein Tönen bezeichnen, als da sind: Singen, Klingen — in der engsten Verwandtschaft steht. Doch diese Saiten wollen wir nicht anschlagen und uns mit der weiteren Frage begnügen, — nicht: Was Schwingung ist? — sondern: Was wir darunter zu verstehen haben? Hier wird die endliche Antwort seyn, daß Schwingung dann eintritt, wann ein Seyn, das einer Richtung, einer Tendenz völlig dahingegeben ist, durch die Bemühung einer anderen Tendenz aus ihrer ersten Richtung gerissen wird und nun, ohne auf seine erste Tendenz zu verzichten, in einem zitternden Mittelzustand zwischen beiden Tendenzen zu verharren genöthigt wird. Dieser Seynszustand kann es aber nicht verfehlen in jedem tiefer gehenden Geist das Gewahren der Aehnlichkeit zwischen seiner Existenz und dem ewigen Kampf der Centrifugal- und Centripetalkraft hervorzurufen. Und sind wir einmal so weit gekommen, so wird auch gleich der Verdacht in uns empordämmern, ob nicht bei Erforschung des Tones die Auffindung jenes ewigen Kampfes zweier unter rechtem Winkel sich begegnender Kräfte, wie dort bei den ewigen Bewegungen des Himmels, statt eine lebendige Erkenntniß der Einheit und Wesenheit hervorzurufen, das noch nicht Erkannte in eine Tiefe unerklärbarer Zerrissenheit gestürzt hat. Diese Verwandtschaft, diese Gleichheit aber der Schwingung mit der Centripetal- und Centrifugalkraft wird uns auf jenen ewigen Seynsstreit hinweisen, den das Unerkannte mit der Gotteskraft kämpft, und uns sodann auffordern, in dem Hin- und Herwogen dieses gewaltigen Ringens nach dem Geheimniß der Schwingung und des Tones suchen zu gehen. Alles, was ist, haben wir aus diesem Kampfe auftauchen sehen, und er

iſt der Alles umfaſſende Schoos jeglicher Exiſtenz. Was ſich einiger Realität und einigen Seyns rühmen will, muß ſich an ihn wenden. Denn er iſt der Beſitzer aller Realität, alles Seyns. Sollte nun er, an dem uns ſo viele Attribute ſchon ſichtbar geworden ſind, ſollte er nicht auch: Hörbar zu ſeyn, den Ton als ein ſolches mit ſich führen? Denn der Ton iſt nichts an ſich ſelbſt. Hörbar zu ſeyn, vermag nur etwas. Etwas iſt aber eine Realität — und Gotteskraft und Unerkanntes ſind ja die Beſitzer der einzigen Realität in dem Wirbel geweſenen, ſeyenden und werdenden Seyns. Und ohne ein ſolches Etwas kann doch höchſtens nur die leidige Abſtraction und nicht einmal dieſe exiſtiren, wenn ſie überhaupt exiſtirt. Eines iſt vor Allem merkwürdig für uns in dem räthſelhaften Seyn des Tons, daß er, dem wir während ſeines Tönens doch Succeſſion zuſchreiben müſſen, zwar für unſer Ohr, einzeln vernommen und nicht im Zuſammenhang mit andern Tönen, — denn in einem ſolchen Zuſammenhang von Tönen verhält ſich alles anders: hier iſt ſchon nicht mehr von dem bloſen Tönen κατ' ἐξοχήν die Rede — daß der Ton zwar für unſer Ohr in jedem einzelnen Fall, wo wir ihn hören, einen Anfang nimmt, einmal erhoben aber zwar wieder aufhört zu tönen, aber zu dieſem Aufhören keine Nothwendigkeit oder Berechtigung in ſich zu tragen ſcheint. Betrachtet man dieſen auffallenden Umſtand näher und mit philoſophiſchem Nachdenken, ſo wird es wohl erlaubt ſeyn, die wichtige Folgerung aus ihm zu ziehen: daß, da einmal dieſe Unendlichkeit des Tons wahrgenommen und erkannt iſt, dieſe Unendlichkeit aber keinem gewordenen Seyn, ſondern nur dem ewigen Kampf des Unerkannten und der Gotteskraft, die alles geſchaffene Seyn mit ihrem ſtarken Arm und ihrem innerlichen Treiben und Weben tragen und erhalten, zugeſchrieben werden kann, der Ton nothwendig ein Attribut dieſes gottvollen Kampfes ſeyn muß. Hiemit ſcheint nun auf eine ganz eigenthümliche Weiſe der Begriff: Schwingung zu ſtimmen, der, ſobald wir ihm das Prädikat einer unendlichen, nie aufhörenden Unruhe entziehen wollen, zu nichts zerfällt, ja zerfallen muß. Denn Unruhe ſelbſt läßt ſich noch viel eher als ein befeſtigter Zuſtand, als ein geharniſchtes Seyn faſſen, als Schwingung,

deſſen Seyn in einem ſtetigen Umſchlagen zweier So-Seyn bald in das Eine, bald in das Andere beſteht. Auch die eben nur etwas beſtimmter als ſonſt ausgeſprochene, gewöhnliche Definition der Schwingung: daß ſie als ein zitternder Mittelzuſtand zweier Tendenzen zu verharren habe, — weiſt ſchon auf dieſe unendliche Unruhe als ihre Weſenheit hin.

Und wenn denn, wie wir dargethan zu haben glauben, wenn der Ton das Attribut jenes Kampfes iſt, der die ganze gewordene Welt zwiſchen ſeinen beiden Endpunkten zu umſpannen beſtimmt iſt, ſo werden wir vor Allem uns eine unendliche lärmende Maſſe des Hörbaren vor das Auge der Erkenntniß zu führen haben, einen Abgrund erſchütternder Betäubung, deſſen tiefſte Tiefen das Licht und die Klarheit, die Ruhe und den Frieden fliehen und es könnte plötzlich eine Ahnung der Verwandtſchaft, der innigſten Relation zwiſchen Licht, Farbe und Ton in uns auftauchen, und Hörbares und Sichtbares in den friedlichſten und doch geſchiedenſten Conner zuſammentreten. Wir erkennen in dem Kampfe des Unerkannten und der Gotteskraft die gewaltigſten Kraftanſtrengungen des Werdens. Den Ton nannten wir eben auf dem Wege der Demonſtration ein Attribut des großen Weltenkampfes; oben wurden wir veranlaßt, ihn von einer andern Seite her einen Begleiter des Werdens zu nennen. Jeder, der uns producirend gefolgt iſt, wird dieſe unauflösliche Trias eines Begriffscyclus, einer demonſtrativen Phalanx erkennen und in ihrem Umfang zu würdigen verſtehen. Er wird mit uns auf die Conſequenz geführt werden, daß es zwar noch andere Attribute jenes großen Kampfes gebe, die aber alle mehr auf die Seite des aus dem Kampfe aufſteigenden dritten, Stationären, Stabilen hinfallen, daß aber der Ton, das Hörbare allein ein Attribut, das weſentlichſte Attribut, das Erſcheinen des Kampfes allein ſey und ſeyn könne. Und wir haben damit viel gewonnen, ja mehr, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Denn wenn die Weſenheit des Tones eben in dieſem Kampfe allein, in der Baſis allein liegt, die eben der Kampf für alle Exiſtenz abgibt, ſo haben wir die Hoffnung in der Betrachtung deſſen, was eigentlich die Realität dieſes Kampfes ausmacht, auch die wahre Realität des Tones finden zu können. Es iſt uns ſchon

öfter geworden, auf das πάντα χωρεῖ, auf jenen ewigen, zerstörenden Fluß des Heraklitus zu kommen. Wir haben jedes Mal die tiefe Irrthümlichkeit dieser Anschauungsweise immer klarer in das Tageslicht herausgekehrt, aber jedes Mal auch die stets größere Tiefe bewundert, zu der ein Denker vorgedrungen seyn mußte, um nur in diesen verborgenen, gefährlichen Meeresstrom gerathen zu können. Selbst das, was nicht ist, ist — o wunderbare, scheinbare Opposition der Verhältnisse, die du uns sehen lässest, wie ein Seyn aus seinen Bahnen weichen konnte, die Möglichkeit sehen lässest, wie nicht einmal eine nie endende Verdammung die Seligkeit eines umschlungenen Gottseyns zu stören im Stande ist! — Selbst das, was nicht zusammengenöthigt, sich ewig fliehen würde, ruft nicht nur die Einheit eines aus diesen Gegensätzen bestehenden dritten, sondern selbst eine zwischen quantitativen und qualitativen Verhältnissen schwankende Vereinigung der stets auseinander strebenden Zwei hervor, und hier läge vielleicht der historische Ansatz dessen, was die Mathematik als arithmetische und geometrische Mitte zu scheiden pflegt; davon, daß in der Göthischen Farbenlehre zwischen den Polen der Nacht und des Lichtes einmal das Grün, und dann das Purpurroth als gesteigerte Mitte erscheint und erscheinen muß. Was sagte ich aber eben von einer zwischen quantitativen und qualitativen Verhältnissen schwankenden Vereinigung? — Wir bezeichneten ja oben die Sprache auch schon als ein solches Schwanken, das in dem Moment, in welchem es sich zur vollkommenen Qualität entscheiden will, in Rauch und Flammen aufgeht. Auch sonst tritt uns die tiefe Verwandtschaft zwischen Sprache und Ton überall her entgegen. Es ist also der Ton, das Hörbare diese Einheit des Kampfes, die keine ist, — eine Einheit, die aber doch da seyn muß, wenn es überhaupt nur einen Begriff geben soll, der Kampf heißt. — Es sey mir erlaubt, einen Beweis dieser täuscherischen Einheit noch von einer anderen Seite her zu holen, woher ein Beweis vielleicht nicht erwartet wird. Es gelang im Verlaufe nachzuweisen, daß der Ton das dem Kampfe insbesondere zukommende Attribut sey, ja daß er eigentlich das alleinige Attribut des Kampfes sey, — deßhalb aber das dem

Kampfe Wesentliche und somit seine Wesenheit. Unter Attribut wird stets eine Seynsäußerung einer Existenz verstanden. Da aber die Existenz stets über jede ihrer Aeußerungen hinausragt, so muß eine Existenz nothwendig mehr als ein Attribut haben. Da also, wo die Aeußerung die Existenz deckt, ist diese eine Aeußerung, dies eine Attribut das Setzen der Existenz selbst. Je mehr nun dies Attribut einer Einseitigkeit im wahren Sinne des Wortes gleicht sieht, um so schwächer, bedürftiger, nur einer Kraft hingegeben ist die Existenz. Existenz ist aber Einheit. Folglich kann man auch von dieser Seite den Ton, das Hörbare die Einheit des großen Kampfes nennen, der, wenn er nicht tönte, d. h. nicht diese Einheit besäße, auseinander fallen würde. Es ist demnach der Ton die scheinende Einheit des Kampfes: — er ist, um seine letzte Tiefe zu erfassen, er ist der eigentliche Schein des Seyns. Wie der Kampf ohne eine ihn constituirende Einheit ein Unbegriff wäre, so wäre der Begriff: Schein eine Lüge; ein Begriff, der nicht vorkommen dürfte, wenn die große Allgemeinheit der Natur nicht irgendwo eine Realität trüge, der sein Stempel aufgedrückt werden kann. Das πάντα χωρεῖ ist also der großartige Schein der Philosophie, der seinen objektiven Grund in dem Schein des Tones trägt. Beethoven setzt, ich weiß nicht mehr wo, das Große seiner Kunst eben in jenen durch nichts gehemmten Fluß, kraft dessen der Musik nach allen Seiten hin die freieste Bewegung offen steht. Dieses Große seiner Kunst bringt ihr dagegen aber auch die Gefahr der Verflüchtigung in ein wenigstens bedeutungsloses Nichts am allernächsten. Schon die Ungemessenheit, das Gränzenlose des Tones selbst, was wir bereits oben die Gelegenheit hatten zu berühren, ist ein Nachbar der Verflüchtigung und Auflösung. Der Schein ist die unwahre Manifestation eines Etwas, das eben nicht ist. So ist die Einheit des Kampfes eine Einheit, die keine ist, die eben im Auseinandergehen der Einheit ihren Sitz hat. Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden, ob denn die Erscheinung des Scheines als Realität nicht in die Natur der Dinge eine Unsittlichkeit einführe, die nicht gestattet sey. Wo aber ein Muß einmal in dem Connex des Seyns vorherrschend ist, da ist das bestimmte

So-Seyn von jedem Vorwurf verkehrter Tendenz befreit. Denn die zweite Frage, die nun vorgebracht werden könnte, ob denn Realität des Scheins als Basis des Scheins nicht einen Widerspruch in sich trage, wird schon durch die Bemerkung überwunden, daß je höher das Seyn der Schöpfungsstufen steigt, d. h. je weniger hartnäckig der Kampf wird, der Ton um so mehr verstummt und dem gewordenen Dritten des Kampfes und seiner Willkühr hingegeben wird, so daß, je höher die Existenz steigt, die Basis des Tons immer breiter und breiter wird, bis endlich, wie dies in den Tiefen eines unverstandenen Seyns der Fall ist, in dessen Bereichen alle Verständigung durch gegenseitige Berührung der Fühlhörner statt findet, bis endlich die leise Berührung des einen Geistes mit dem anderen die lauterste Klarheit des Wollens, das von dem Berührenden ausgeht, in dem Berührten hervorruft. Und die Lobgesänge, welche die Engel um den Thron des Gottes anstimmen, — wenn anders diese Engel so leben, wie wir, und ihre Gesänge des und unseres Tones brauchen, — sie sind nichts anderes als der ewige Reiz der Nicht-Existenz, der ungestraft ins Auge blicken zu dürfen den höchsten, letzten Triumph der wahren Existenz ausmachen muß. —

Heinse sagt in seinem verwirrt-klaren Ardinghello: „Dem Affen ein wenig Licht und Luft mehr im Urton, und er stünde auf der Leiter der Schöpfung über den Homern und Zenonen: freilich alsdann auch in anderer Gestalt.“ Abgesehen davon, daß dieser Satz nichts weiter enthält als: Wäre das Substrat, das den Affen macht, nicht ein solches, das den Affen macht, so könnte es ein solches seyn, das einen Menschen, Engel oder Gott macht, — so ist es doch merkwürdig, daß Heinse gerade Licht, Luft und Urton als die wesentlichen Ingredienzen einer höheren Existenz hinstellt, ja als Bedingung einer solchen höheren Existenz eine gewisse Sättigung mit diesen drei heiligen — daß ich nur sage — Stoffen fordert. Wie die Farben einer Stufenleiter anheimfallen, so all' die verschiedenen Arten und Quellen des Lichtes. Ein Licht, das alle Dinge in die Gleichheit seines Seyns begraben würde, müßte für diese eben dasselbe seyn, was ihnen eine ewige Nacht seyn würde. Wenn wir auch geneigt seyn könnten, Luft, Erde

und Waſſer noch in einem gewiſſen Sinne als das anzuerkennen, als was ſie früher bezeichnet wurden, als Elemente: vom Feuer können wir dies auf keine Weiſe mehr. Zu geſchweigen von den uns umringenden elektriſchen und galvaniſchen Aeußerungen und Erfahrungen lehrt uns ſchon die gewöhnliche Erklärung des Brennens, welche jedes Compendium der Phyſik gibt, daß das Seyn des Feuers nicht das Seyn eines Dinges, ſondern das eines Faktums, einer Thatſache iſt. Wie aber ſchon im Organismus ſein Seyn und ſeine Thatſache ein fortwährendes, ewiges Zugleich ſind, ſo muß das höchſte, letzte Seyn im ewigen Lichte wohnen. Die reale Exiſtenz Gottes iſt alſo eine Vernichtung des Lichtes als Aetus: eine Erhebung des Lichtes in den Zuſtand eines ſimultanen, doch keineswegs coordinirten Gottſeyns. — Unſere Phyſik, die den Ton in den äußerlichſten Begriff der Schwingung ſetzt und die Tondifferenzen allein in der Anzahl der in jeder Sekunde vor ſich gehenden Schwingungen ſucht, ſpricht von der Unmöglichkeit, die unſerem Ohre einwohnt, den Ton zu vernehmen, wenn die Schwingungen der Sekunden einmal eine gewiſſe Unzahl erreicht haben. Wir ſahen, daß ihre Schwingungen nichts ſind, als die in Linienverhältniſſe ausgeſetzten Faktoren der Centrifugal- und Centripetalkraft. Wie dieſe Kräfte endlich im Gehirne erſterben, hat unſere frühere Auseinanderſetzung gelehrt. Es können demnach der Schwingungen in einer Sekunde ſo unendlich viele werden, und die beiden Kräfte die Nutzloſigkeit dieſer mühevollen und ermüdenden Bewegung ſo überzeugt anerkennen, daß die raſtloſeſte Bewegung in der eiſernſten, gefeſſeltſten Ruhe erſtirbt. So wahr iſt es, von dem Gott zu ſagen, daß er ſelbſt das Gras wachſen höre. So begründet die Wortfaſſung, die ich neulich in einem älteren anthropologiſchen Werk las, das bei einer Beſchreibung der geſchlechtlichen Entwicklung von einer „leiſen Spannung des Schooſes“ ſpricht. Wo Werden iſt, da iſt ja Ton, wie wir ſahen, ſelbſt wenn er nicht gehört wird. Wie die völlige Liebe die Furcht austreibt, ſo tödtet das völlige Seyn den Ton und bleibt doch im Beſitz ſeiner Potenz: einer Potenz, deren Evolution ihm nicht die geringſte Mühe koſtet. Iſt nun, wie wir erwähnten, das höchſte Licht der endliche, letzte Abſchluß des

Werdens, ſo mögen wir denn ſehen, wie der Ton im Licht erſtirbt. Hier findet auch das ſeine letzte Erklärung, was wir damit wollten, wenn wir die Sinne als geſonderte und fixirte Potenzen der menſchlichen Exiſtenz bezeichneten. Im wahren menſchlichen Seyn fielen Auge und Ohr in Eins zuſammen. Deßhalb ſetzt Heinſe Licht und Ton als Bedingungen eines jeden Seyns feſt, wenn er das Warum? ſelbſt auch nicht klar einſah, weil der Ton eines jeden Stufenſeyns ſogar in ſeinem relativen Lichte enden muß. Daß Heinſe Luft als die dritte Bedingung der Exiſtenz fordert, hat noch eine tiefere Bedeutung. Er fühlt, daß die beiden Actionen des Lichts und des Tons ein Etwas bedürfen, an dem ſie vorgehen. Warum er hier gerade die Luft als ſolches nennt, will und muß ich unberückſichtigt laſſen. Nun aber vermag auch jeder einzuſehen, wie tief, wie wahr, und doch auch wieder wie ungenau unſer großer Dichter in ſeiner Farbenlehre ſagt: „Vergleichen laſſen ſich Farbe und Ton untereinander auf keine Weiſe; aber beide laſſen ſich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höheren Formel beide, jedoch jedes für ſich, ableiten. Wie zwei Flüſſe, die auf einem Berge entſpringen, aber unter ganz verſchiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengeſetzte Weltgegenden laufen, ſo daß auf dem beiderſeitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der anderen verglichen werden kann; ſo ſind auch Farbe und Ton. Beide ſind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Geſetz des Trennens und Zuſammenſtrebens, des Auf- und Abſchwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verſchiedenen Seiten, auf verſchiedene Weiſe, auf verſchiedene Zwiſchenelemente, für verſchiedene Sinne.“ —

Träumend ergreife ich wieder die Feder, um dem Ende, deß mich ſo dringend verlanget, zuzutaumeln, und erſt beim Gebelle der Recenſenten erſchrocken aus meinem Schlafe aufzufahren. Denn es ſcheint mir bis hieher noch nicht genug geſchehen zu ſeyn zur Enthüllung des Tones, deſſen wunderbares Myſterium dem Worte allen ſeinen Zauber und ſeine unwiderſtehliche Macht über jegliches Menſchenherz verleiht. Der Ton iſt es ja, welcher die Unſichtbarkeit der mündlichen Geſtaltung mit dem Nachdruck wirklicher Exiſtenz bekleidet: er iſt

es, deſſen plötzliches Hervorbrechen oder gewaltiges Anwachſen die Sprödigkeit des Glaſes zu Staub auseinandertreibt, der Städte baut und zerſtört, oder doch wenigſtens auf den chladniſchen Tafeln durch ihre Relationen bedeutſame Geſtaltungen hervorzurufen vermag: — er iſt es, deſſen unendlicher Reichthum an inneren Modifikationen wie ein Sturm die Staubwolken eines in ſich zuſammengeſunkenen und vermoderten Gewiſſens emporwirbelt, und wie ein laues Frühlingswehen oder der melodiſche Sylbenfall einer murmelnden Quelle die aus ſich ſelbſt erzeugte Fülle nie alternder Liebe in ein fremdes, kaltes Herz hinübergießt. Und es iſt im Worte nicht das erſte Mal, daß ein in ſich qualitativ reiches Attribut die Oberhand gewinnt und die trägere oder ſchwächere Macht ſeines Subſtrates oder Trägers überflügelt. Daß dies nun gerade auch im vorliegenden Falle eintritt, darf uns nicht wundern. Denn da wir den bloſen Ton an ſich, das Hörbare als den Begleiter des Kampfes erkannt haben, deſſen Ziel das Gewordene, deſſen ewiger Weg das Werden iſt, das Wort aber ein Werden iſt, deſſen unausgeſetztes Aufſtehen und Fallen im Momente ſeines Gewordenſeyns ſtets erſtirbt, ſo iſt dieſes Uebergewicht des Tones in der Wortgeſtaltung aus ihren Seynsverhältniſſen aufs leichteſte erklärlich. Das weiſt uns aber von neuem auf jenen Werdenskampf hin, deſſen Wichtigkeit wir hier für uns bereits nach den Hauptſeiten hin erkannt haben, und in deſſen Natur wir uns näher einzudringen genöthigt ſehen. Wir haben bis jetzt dieſen Kampf immer nur in Betracht auf das aus ihm hervortretende, mit der Farbe des Conſtanten bekleidete (dritte) Seyn in das Bereich unſerer Auseinanderſetzungen hereingezogen, niemals ihn aber um ſeiner ſelbſt willen einer genaueren Unterſuchung unterworfen, und noch weniger daran gedacht, das aus ihm aufgetauchte Seyn in ſeinem Lichte und um ſeinetwillen zu beleuchten. Und hier macht ſich vor Allem die Beobachtung geltend, daß dieſer Kampf ſtets iſt und nicht iſt, daß er allem Seyn voranläuft und ſich nach allem Seyn wieder erhebt, daß er allem Stetigen wie eine gute Sünde im Nacken ſitzt und, wenn er dies auch ſelbſt nicht mehr bewegen kann, ihm doch wenigſtens eine Wunde beibringt, in deren Fluß er ſein ewiges Spiel von

neuem beginnen kann. Und dies ist noch lange nicht genug. Denn wenn der alte dogmatische Satz wahr ist, ja in dieser seiner Wahrheit noch nie erschöpfend genug erkannt worden ist, daß nämlich der Gott kraft der Kraft, durch die er der Schöpfer des Seyns ist, auch sein Erhalter seyn müsse, so folgt daraus für uns nothwendig die wichtige Erweiterung, daß der Kampf des Werdens, durch dessen Reibung das constante Seyn geworden ist, stets wirksam und also im Seyn selbst vorhanden seyn muß, um dieses in seiner Stabilität zu erhalten. Und so muß es uns denn erscheinen, daß der aller Existenz innewohnende und von der einen Existenz in die andere hinüberwallende Ton seinen Sitz in dieser wunderbaren Verschlungenheit und Einheit der Seynsruhe und des Kampfes, der alles Werden bewegt und hervorruft, aufgeschlagen hat. Oder um es noch mit anderen, entschiedeneren Worten auszudrücken: die That des alles Seyn durchbebenden und dies zur Fixirung bestimmenden Lebens ist die Gebärmutter des Tones, und jeder fixirte Moment ertönt im Augenblick seines sich abschließenden Werdens und trägt so in sich die Kraft eines, sey es nun immanenten oder emanirenden, Tones.

Es sey uns hier erlaubt, vor dem Weiterblasen noch einige Hülfsvölker anderswoher an uns zu ziehen, um so die Jungfrau Festung um so sicherer zu nehmen. Dem tieferen Auge wird sich von allen Seiten her stets eine überraschende Congruenz, ein fest an einander geketteter Conner der Gegenstände, unserer Begriffe davon und des zwischen beiden hervorwachsenden oder von ihnen gezeugten Wortes manifestiren. Zeuge und Beweis dafür ist unsere ganze Arbeit. Es ist uns also hier nur um eine daraus hervorgehende Consequenz zu thuen. Es verhalten sich nämlich drei solche Geschwister, das eine zu dem anderen, stets so, wie der Gegenstand vor dem Spiegel zu dem Spiegel mit dem dargestellten Bild, und diese Vergleichung ist hier wahr und wahrer als da, wo der Spiegel nothgedrungen als Gleichniß solcher Dinge, wie z. B. die heilige Trinität ist, dienen muß. Wie nun Attribute, die wir am Spiegelbild wahrzunehmen Gelegenheit haben, von uns getrosten Muthes dem abgespiegelten Objekt beigelegt werden dürfen, so muß es uns gestattet seyn, den magischen

Schein, der uns so oft aus einem Begriff, aus einem Wort geheimnißvoll entgegentritt, als Eigenthum, als Prärogativ des realen Substrates dieses Begriffes, dieses Wortes oder wenigstens als in ihm begründet zu vermuthen und zu bezeichnen. Hier ist auch die Basis aller wahren Etymologie, die Basis einer realen, ausgeführteren, historischen Logik, deren täuschendes Lügenbild uns als objektive Logik so lange vorgespiegelt wurde. Uns muß es nun genügen anzudeuten, daß es Worte gibt, deren Aehnlichkeit mit dem zu Grunde liegenden Objekt so gewaltig ist, daß ihr Laut alle Sinne zugleich zu berühren und in Aufruhr zu bringen scheint. Solche Worte sind gewöhnlich von der Art, daß sie durch ganze Sprachstämme, ja oft in den divergirendsten Völkern plötzlich hervortauchen. Zu ihnen gehört auch das Wort Tumult. Sein Begriff ist ein wild aufgährendes Meer, das nicht mehr innerhalb seiner Ufer gehalten werden zu können scheint. Wir erinnern den Leser als was sich uns die Sinne unseres Hauptes darstellten: als fixirte Potenzen der mit höchster Macht nach außen hin tendirenden Kräfte, die sich durch Entfesselung des im Haupte verborgenen und gefangen gehaltenen Unerkannten befreit sahen. Da demzufolge nun unsere Sinne selbst nichts sind als ein mitten im Gange seiner Verwüstungen aufgehaltener, zurückgedrängter und in das Bette neuer Ordnung geschlagener Tumult, so ist es deutlich, wie dieser Begriff alle unsere Sinne in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Er ruft in uns die Erinnerung an die Wehen eines kaum geschlichteten Streites von neuem empor: ja scheint in unserem Haupte den Versuch machen zu wollen, alle Schrecken des zur Ruhe gekommenen Kampfes wieder zu entzünden. Wie es eine Zeit gab, in der ein in den Tiefen seiner Erkenntniß wie seines sittlichen Daseyns vernichteter Geschmack die Schönheit der einfachen und ewig wahren Formen und Verhältnisse mißkennen konnte, so ist es unserer Zeit gelungen, die gewichtige Position eines jeden Begriffs und eines jeden Wortes aus dem Feld zu schlagen und damit so zu verfahren, als könne ihm eine beliebige, subjektive Deutung untergeschoben werden. Nur aber der einfache, stille Sinn, der jedes Wort als das nimmt, als was sich es ihm anbie-

tet, und der höchste, wahrhaft zu sich selbst zurückgekommene Geist vermögen den wie ein Waitzenkorn auf der Tenne der Geschichte geschleuderten, und schwer niederfallenden Begriff in ihre Scheuern zu sammeln. So stachelt denn Wort und Begriff: Tumult aus dem ganzen Chor der Sinne vor allem den des Gehörs hervor, so daß uns dies Wort von dieser Seite der Wahrnehmung her fast mit dem Begriffe: Lärm identisch erscheinen muß. Wie das Ohr in der Stunde des Todes der letzte Sinn ist, der zu ersterben pflegt, so erwacht seine Kraft zuerst, wenn es sich um den Begriff: Tumult handelt. Die Basis alles Tumultes ist aber Kampf, und so darf uns nach den bereits gewonnenen Resultaten nicht wundern, daß Lärm und also die Potenz der Hörbarkeit das wesentlichste Attribut des Tumultes ist. Was bei dem Tumulte, welcher Art er auch seyn möge, — denn uns berührt hier nur das, was einem jeglichen als sein generelles, den Begriff constituirendes Gut angehört — was dabei der Beobachtung der übrigen Sinne anheimfällt, sind wirkliche Seynszustände, die auch sonst vorhanden, keine Zustände aber, am wenigsten das Hauptattribut des hin und her wogenden Kampfes, dessen Wesenheit eben in der Unvollendung des Werdens besteht und höchstens noch in den Moment hineingezogen werden kann, der das Ende, die Abschließung des Kampfes bezeichnet. Wenn die Sinne, wie wir früher erwiesen zu haben glauben, wirklich nichts sind, als die peripherischen Fixirungen einer gewaltigen, der vorderen und seitlichen Evolution unseres Hauptes, so würde, wenn es unserem Denken gelänge, diese zersplitterten Evolutionen als einen gemeinsamen Strom des Hinaustendirens zusammenzufassen, das Gehör das Attribut des Stromes seyn, welches das in sich Gefaßtwerden, die Fixirung der Sinne wahrnähme; — oder, um dies noch anders anzusehen, dadurch daß eben diese Fixirung dieses Stromes, dieser Tendirung einträte, würde sie sich selbst erfaßlich, vernehmlich, d. h. hörbar werden. Und so gelingt es uns denn hier, dem Tone wieder eine neue Bestimmung oder Art von Definition abzuringen: Bestimmungen, die in unserem letzten Endresultat ihre vollkommene Ruhe finden werden. Denn es erscheint uns hier der Ton als ein Etwas, das in

dem Moment der Begränzung, die irgend ein Streben trifft, mächtig hervorbricht. Bringen wir damit den oben ausgesprochenen Satz in Verbindung, daß die Wesenheit eines gewordenen Seyns eben in der in ihr verborgenen Fortdauer seines Werdekampfes ihren Sitz hat, und bemerken wir noch, daß dieser individuelle Kampf speziellen Werdens in dem allgemeinen Weltstreit wurzelt, so wird es Niemand auffallen, wenn wir den Ton als die innerhalb jeder Begränzung fortwirkende Unendlichkeit bezeichnen und in ihm das Bestreben selbst offenbart finden, die Unendlichkeit nicht allenfalls nur in der Begränzung zu erhalten, sondern mit ihr in vollkommenen Einklang zu setzen. Deßhalb gelingt es auch unserm Ohre nicht, Schwingungen zu vernehmen, deren Anzahl sich auf weniger als 30—32 in der Sekunde beläuft. Auch die Unhörbarkeit einer zu großen Anzahl von Schwingungen in der Sekunde hat hierin ihren letzten, tieferen Grund.

Hieran reihen wir nun ohne Zaudern das, was dem Begriff des Hörbaren zu Grunde liegt. Thaten und Leiden — aus diesen ist nicht nur unsere seelische Existenz in dieser Welt zusammengesetzt, nein — selbst unsere organische unterliegt diesem doppelten Gesetze der Ebbe und Fluth. Wenn die Sichtbarkeit — nicht das Gesehenwerden, sondern die Potenz des Sehens — die volle Aktivität unter den Sinnen repräsentirt, — und daß sie dies thut, ist bereits früher nachgewiesen worden — so ist dagegen die Hörbarkeit — die Potenz des Hörens — der Vertreter der sinnlichen Passivität: — und in diesem Sinne gehört, wie man sich auszudrücken pflegt, der Gehörnerve zu den sensitiven, der Sehnerve aber zu den irritabeln Nerven unseres Leibes. Hörbarseyn in seiner objektiven Bedeutung ist, wie wir nach unseren früheren Resultaten jetzt dreist behaupten dürfen, ein mächtiges Bewegtwerden der tiefsten Existenzgründe dessen, was eben gehört wird, und unser Hören nichts als ein Mitbewegtwerden und eine Aufregung, in welche die ruhende, blos seyende Kraft des kleinen Gehirnes gebracht wird, — und somit reine Passivität. Unser Ohr ist in stetiger Spannung, daß etwas mit ihm gethan werde, und ist zum Empfang und Fortleiten einer Aktion immer bereit. Hierin liegt der Grund, daß es zuletzt ent-

ſchläft, zuletzt erſtirbt. Auch die noch fortwährende Unerklärlichkeit unſerer Gehörwerkzeuge muß namentlich von dieſer Seite erfaßt werden, wenn ſie endlich einmal ſchwinden ſoll. Denn die durch Muskeln bewegliche Kette unſerer Gehörknöchelchen iſt nur dazu beſtimmt, das kryſtalliniſche Waſſer im Inneren unſeres Ohres in Bewegung und Erſchütterung zu ſetzen. So fuhr von Zeit zu Zeit ein Engel herab, den Teig zu Bethesda zu bewegen, auf daß durch dieſe verſpätete Sündfluth oder anachroniſtiſche Waſſertaufe ein kalkiges Knochengerüſte zu einem neuen Leben begeiſtigt werden könne: in der That eine Sprache von eigenthümlicher Vernehmbarkeit. Auch die ausgeſpannten Membranen greifen verſtändlich-thätig in dieſen Erſchütterungscyclus ein. Wehe uns, daß auch hier ſchon verkehrte Namen, als da ſind: Ambos, Hammer, Steigbügel, Trommel- oder Paukenfell ꝛc. von einer ſinnloſen Analogienſucht herbeigeſchleppt, den Eingang zur Wahrheit zu verſperren ſich bemühen! — Daß dieſe Erſchütterung des objektiven, unbefangenen Daſeyns endlich von einem Letzten des Hauptes erkannt, in allen ihren Modificationen erkannt wird, beſtätigt nur wieder einen ſchon früher ausgeſprochenen Satz, daß die ganze Macht des Tones in einem ewig gegenwärtigen Lichte und Sehen erſterbe. Es iſt demnach das Hörbare die ſelbſtſtändige Aeußerung des unreflectirten und reflexionsloſen Objektſeyns eines jeglichen Dinges. Es iſt aber in jedem Objecte ein verborgenes anderes Objekt, durch deſſen Beſtimmtwerden erſt das Soſeyn des einen oder anderen Objektes hervorgerufen wird. Es berechtigt uns dies, den Ton dem ſteten ſich Geltendmachenwollen dieſes innerſten Objekts, dieſes Objekts κατ' ἐξοχήν oder vielleicht beſſer noch κατ' ἰσοχήν zuzuſchreiben. Dies mag ſchon daraus erhellen, daß der große Seynskampf, als deſſen Attribut, als deſſen Produkt, Einheit, Schein eines realen Seyns wir den Ton oben mit Recht bezeichneten, ſich uns als die realſte, wirklichſte, unzweifelhafteſte, keinem Auseinanderfallen oder Verfallen in Beziehung auf Subjektivität oder Objectivität unterworfene Objektivität erſcheinen muß, da er ja die Subjektivität oder Objektivität ſeiner Faktoren für das erſte ganz dahingeſtellt ſeyn zu laſſen gezwungen iſt. „Nach Ampère's Hypotheſe entſteht das Licht

durch die Undulationen der Urtheile der Materie als solcher, die er Atome nennt; dagegen der Ton durch die Undulationen der Urtheile der besonderen Körper, welche schon aus den Atomen zusammengesetzt wären, und die er Molecule heißt.“ Wer unserer Auseinandersetzung gefolgt ist, wird die, wie ein Wolkenschatten, vorüberfliegende Ahnung der Wahrheit, die in dieser Stelle und besonders in den Worten: durch die Undulationen der Urtheile der besonderen Körper — liegt, wohl zu fassen verstehen. — Werden, Kampf, Erschütterung — das ist die ungeheuere Basis, durch deren Zusammenfassung das Heiligthum des Tones ausgeboren wird. Worin das Wesen dieser Urthaten selbst bestehe, glauben wir in unserer ganzen Arbeit oft und viel auseinandergesetzt zu haben. Wenn Diderot den heißhungrigen Magen eines Pariser Roué sagen läßt: Man muß die Declamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andere Linie, die sich um die erste herschlängelt, wenn aus dem Blätterschoose die volle Blume hervortaucht:

„Denn aus den Dornen auch erblüht die Rose,
Ein stinkend Kraut erzeugt der Lilie Pracht:“ —

so ist es zwar das neue Seyn, das gewollt wird, und dem zu Liebe der ganze Prozeß eingeleitet wurde, nichts verhindert aber, daß die Zerstreutheit der wirkenden Faktoren und Aktionen sich zu einer zweiten Einheit, zu einer Scheineinheit vereinige. Und diese Einheit ist der Ton. So reich sind die Kräfte, deren Bestimmung es war, diese ganze herrliche Welt aus ihrem Abgrunde hervorzutreiben, daß kein Abfall ungebraucht zu Boden fallen konnte, sondern daß jede Berührung, jeder Ueberfluß, jede Möglichkeit einer Schöpfung ein unerschöpfliches Daseyn hervorrufen mußte, und der Schrecken vor den Untiefen des Nichtseyns, dieser wahrhaft gesteigerte horror vacui, jeden Raum mit Lebensmanifestationen erfüllte. Auch unserem großen Dichter Göthe fallen einmal bei Berührung der reifen Fruchtkapsel eines solchen Urbegriffes, oder, wie er es nennt, Urphänomens: der Erschütterung die gezeitigten Körner unendlicher Entwicklung in die Hände. Bei seinen Untersuchungen über Gebirgsgestaltung und Krystallisation kommt er darauf, den Moment der Solidescenz

zu erfassen. „Den Augenblick der Solidescenz, sagt er, hat man als höchst bedeutend zu betrachten. Solidescenz ist der letzte Act des Werdens, aus dem Flüssigen durchs Weiche zum Festen hingeführt, das Gewordene abgeschlossen darstellend. Im Solidesciren, im Uebergang aus dem Weichen ins Starre, ergibt sich eine Scheidung, sie sey nun dem Ganzen angehörig oder sie ereigne sich im Innersten der Massen.“ Nachdem er nun noch manches uns weniger berührendes vorgebracht hat, fährt er endlich fort: „Auf diesem Wege jedoch begegnen wir einem anderen Phänomen, das uns bei seiner Unerforschlichkeit nicht losläßt. Solidescenz ist mit Erschütterung verbunden. Nur selten kommt dies Ereigniß, seiner Zartheit wegen, — und gibt es wohl, möchte ich fragen, etwas zarteres als das Wesen des Tons? — zur unmittelbaren entschiedenen Anerkennung. Derjenige, welcher bei dem Versuch das Queckſilber gefrieren zu machen, die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in dem Augenblick, als das Metall seinen flüssigen Zustand verlor, eine plötzliche Erschütterung; und eine ganz ähnliche Erscheinung findet bei dem Festwerden des Phosphors statt. So zeigt sich auch Solidescenz durch Erschütterung. Ein Glas Wasser nahe am Gefrieren durch einen Schlag erschüttert, krystalliſirt sogleich. Gedenken wir an dieser Stelle, wenn sie auch weit abzuliegen scheinen, der Chladnischen Versuche, wo die Erschütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Gestalt hervorbringt.“ — Wie beweisend die Chladnischen Versuche auch für uns sind, wird jedem klar seyn. Dennoch thut es uns leid, sie nicht weiter hier verfolgen zu können, da die reciproke Deutlichkeit, die hieraus hervorgehen müßte, von der höchsten Bedeutung für uns seyn würde. — Und hier könnten wir Göthe wieder verlassen, um zur Abschließung unserer Untersuchung zurückzukehren. Doch will ich das letzte, mit der Erschütterung zusammenhängende Attribut, das Göthe anführt, hier nicht unerwähnt lassen, indem dem Geiste damit unendliche Aussichten eröffnet werden. Es fährt nämlich Göthe also fort: „Die entoptischen Erscheinungen lassen sich gleichfalls hier anschließen; durch schnelle Veränderung der Temperatur solidescirt ja in den Glastäfelchen eine sonst vorüber-

ſtiegende Geſtaltung.“ Wenn uns nun hier die Farbenlehre deſſelben Mannes leitend an die Hand geht und uns in Blumen und Inſekten ein Geſetz gewahr werden läßt, wonach die große Mannigfaltigkeit der Färbung ſich richtet, ein Geſetz, das uns ſelbſt die Wurzel des Pfauenauges erfaſſen und in dem Zufalle der Hautflecken, welche die vierfüßigen Thiere tragen, Ordnung und Beziehung auf innere organiſche Geſtaltung erkennen läßt, bis im Menſchen alle Färbung zu erſterben ſcheint, ſo vermögen wir endlich auf eine ſolche Höhe der Erſchütterung und ihrer ſich durchzitternden Wirkungen hinaufzuſteigen, daß ſie in einem unendlichen Meer der Ruhe aufhört, Erſchütterung zu ſeyn, und weder Farbe durch ihre Kraft mehr hervorbricht, — denn Farbe iſt die von der Formgeſtaltung abgewendete, dem Strome des Unerkannten anklebende Begränzung, — noch der Ton mehr eine andere Inſichſchlingung der bereits vorhandenen Töne erreichen kann, als die eines völligen Verſtummens, indem er als eine Freiheit immanenter Kräfte und emanirender Stärke dem ſo hoch geſtellten Seyn völlig anheimgegeben wird.

„Er ſchreitet vor und hört indeß ein Tönen,
Das unbeſchreiblich ſüß und lieblich klingt,
Und er vernimmt des Bächleins heiſ'res Stöhnen,
Der Luft Geſeufz, das durch die Blätter dringt,
Des Schwanes Sterbelied voll ſtillem Sehnen,
Die Nachtigall, die klagend mit ihm ſingt,
Und Orgeln, Leiern, menſchliche Geſänge;
Ein einz'ger Klang enthält ſo viele Klänge.“

Und nun ließen ſich alle Stufen geiſtiger Erſchütterungen mit ihren Harmonien und Disharmonien durchlaufen bis zu jener letzten alleinigen, die, als ſie gebetet hatten, die Stätte bewegte, da ſie verſammelt waren, und ſie alle des heiligen Geiſtes voll machte, zu reden das Wort Gottes mit Freudigkeit.

Allein wir fühlen uns zu mächtig zurückgetrieben auf die verlaſſene Bahn und fahren weiter ſchließend alſo fort. Wenn uns der große Werdekampf aber — wie es denn auch wirklich iſt, da uns nur lauter Gewordene umringen — wenn er uns niemals als ſolcher in ſeiner furchtbaren Allgemeinheit entgegentritt, wie uns dies eine Philoſophie zumuthen will, in

ihrem titanischen Abgrund von Seyn und Nichts anzuerkennen, so könnte man versucht seyn, einen Augenblick zu glauben, daß jedes Seyn nur einmal getönt habe, — im Momente seines abschließenden Werdens nämlich. Und dem ist allerdings so, aber auch wieder nicht so. Einige rasche Blicke mögen uns davon überzeugen. Streichen wir zunächst alle Macht des Tones hinweg, die einem organischen, mehr oder weniger wollenden Daseyn verliehen ist oder durch seine That hervorgerufen werden kann, — und daß wir dieses thun müssen, liegt in der Natur der Sache — so verbreitet sich allerdings eine webende Todesstille über die ganze Natur und vermag selbst unsere Brust bei dem Gedanken an sie mit einem stillen, leisen Schauer zu erfüllen. Nur die tobenden Gewalten der Winde, Stürme und Gewitter, der Erdbeben und der Vulkane scheinen dann und wann die ewige Pause zu unterbrechen. Je weiter wir nun von den organischen Bildungen hinweg, herab oder hinaufsteigen, um so größer, bedeutsamer und tiefer wird dieses Schweigen — ein altum silentium, wie der Lateiner mit so vielem Gefühle unserem Ausdruck parallel spricht. Aber um so wichtiger wird hier auch jede geringe Ahnung eines Tones, die unser Ohr berührt. Schon das unfreiwillige Tönen des Fluges und anderer Organe, das der Insektenwelt und den Nachtvögeln eigen ist, — womit alles das verwandt ist, was unsere Natur als unheimlich bezeichnet — zieht alle unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das vernehmliche Gedrücktseyn der Natur bei großer Hitze und Dürre, ihr wahrhaft hörbares Aufathmen nach einem erquickenden Regen, die Töne, die uns in großer Einsamkeit umschwirren, ohne daß es uns möglich wird, ihre Quelle aufzufinden, das summende Verstummen der Nacht bis herab zu der tönenden Stimmung eines sogenannt eingeschlafenen Gliedes und dem Brausen unserer Ohren, und das der Nacht congruente, daß ich so sage, schmorende Schweigen des höchsten Mittags, von dem der große mittägliche Dichter singt:

„Die Sonne trifft der nahen Hügel Spitze
Und prallt von ihr zurück ohn' Unterlaß,
Und siedet Luft und Sand mit solcher Hitze,
Daß wohl zerfließen könnt' auch sprödes Glas.

Der Vogel hält sich still im Schattensitze;
Nur aus dem dichtverwachs'nen Heidegras
Betäubt den Himmel und das Meer die Grille
Und Berg und Thal mit lästigem Geschrille." —

All', all das beweist uns, daß der große Werdekampf, wie der Schöpfer so auch der Erhalter jedes, jedes Seyns ist und seyn muß, so daß es auch dann als ganz natürlich erscheint, daß jede Existenz ein unendliches, mehr oder weniger latentes Fortklingen in sich bewahrt. „Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte und über alles erschrack, so konnte ich ganz genau merken, daß ich eher erschrack, ehe ich den Krach hörte. Wir hören also gleichsam noch mit anderen Werkzeugen, als mit den Ohren" — sagt der aufs höchste reitzbare Lichtenberg in seinen großen Aphorismen: Charakter einer mir bekannten Person. Jeder vermag ähnliche Beobachtungen zu machen, besonders wenn er in der Nacht dann und wann wachend auf seinem Lager liegt. Und um nun gar an jene Uranfänge des Werdens hinzutreten, so wage ich es, nur noch einmal auf die schon erwähnte, seit Jahrhunderten geglaubte, aber noch immer nicht völlig verstandene Verwandtschaft zwischen dem Ton und der planetarischen Bewegung hinzuweisen. Ueberall, wo der Mensch an jene Anfänge der Wege Gottes rührt, wird er von zwei sich zu widersprechen scheinenden Zuständen ergriffen, — von dem Gefühl einer ihm unendlich nahen Ahnung und dem eines unergründlich tiefen Räthsels — une mer à boire, wie der Franzose sagt. Und schon die Aehnlichkeit dieser Gefühlszustände, die der Ton in uns hervorruft, läßt bereits ein tertium comparationis wahrnehmen. Nun bezeichneten wir aber oben den Ton als die in der Begränzung noch fortwirkende Unendlichkeit: — und schon dies läßt uns in der planetarischen Bahn eine weiter aufs wesentliche gehende Aehnlichkeit erkennen. Denn der Ellipsenlauf ist die stete Begränzung planetarischer Bewegung, welche die dem Planeten innewohnende Tangentialkraft stets zu durchbrechen sucht, so daß Ton wie Planet in der in sich zurücklaufenden Linie, in dieser Unruhe ihre Ruhe, vollkommene Befriedigung finden. Aber noch mehr. Die im Planet wirkende Centrifugal- und Centripetalkraft,

deren Realität wir früher vindicirten, sollten im Dritten des Planeten von Rechtswegen zu ihrer Sättigung und Ruhe kommen: aber nein, damit nicht zufrieden, suchen sie noch eine zweite Nebeneinheit ihres Strebens in der stets seyenden und doch nicht seyenden Ellipsenbahn zu gewinnen. Es gelang uns, soweit es hier überhaupt möglich war, nachzuweisen, wie die jedes sich abschließende Seyn begleitende Exspiration eines Tones ein Versuch der streitenden Faktoren ist, neben der errungenen Einheit des Gewordenen noch eine zweite Einheit des Werdens und des Kampfes selbst zu constituiren. Daß überdies die gewonnene und vollendete Stufe planetarischer Existenz ihren eigenen Ton, wie jede andere Stufe, ertönen ließ, versteht sich von selbst. Ob außerdem die hohle Kugel des Fixsternhimmels ihren nicht nur immanenten, sondern in einer Emanation leis schauernden Ton bei sich trüge und so noch eine bedeutendere Stütze pythagoräischer Wahrheit würde, unterläge nach der von uns im Anfange unserer Arbeit im Conner mit allem übrigen Seyn ausgesprochenen Ansicht von dem Fixsternhimmel erst noch der weiteren Untersuchung. Alle Bewegungen, die wir wenigstens in diesem fernen Meere wahrzunehmen vermögen, deuten auf eine nie zum Abschluß kommende Existenz hin. Nachdem Haydn in der Schöpfung jenen sentimentalen Aufgang der Sonne und des Mondes zum Ende gebracht hat, läßt er alle Instrumente in ein kräftiges Tremuliren verfallen und den Gesang, dessen Worte die Pracht des gestirnten Himmels aussagen, von einer Harmonie begleiten, die in Dur beginnend durch ein auffallendes Moll hindurch zu einem sehr entschiedenen Dur zurückkehrt, worauf dann der Chor in jenen jubelnden Lobgesang ausbricht. Wenn die Ton gebärende Erschütterung endlich in jener festen, schweigenden Ruhe erstirbt, so besteht die Herrlichkeit unseres Chorals darin, daß er trotz seiner langen, getragenen Töne alle Macht jenes Schweigens in sich aufgenommen hat: eine Herrlichkeit, die Sebastian Bach noch dadurch erhöht hat, daß er durch seine Gabe fugirender Zerlegung mit dieser gewaltigen Ruhe eine Essenz welthistorischen Fortschrittes vereinigt. Wenn ich sage welthistorisch, so will ich dies nicht von der menschlichen Geschichte, sondern von der Geschichte ver-

ſtanden wiſſen, welche die Natur durchlaufen mußte, um zu ihrem Ziel, dem Menſchen, zu gelangen: — und jeder, der uns gefolgt iſt, wird den Zweck und den Verſtand dieſes Willens erkennen. —

Es iſt ſchon die Aehnlichkeit des menſchlichen Leibes und ſeiner Verhältniſſe mit den Planetenbahnen und ihren Verhältniſſen hervorgehoben worden. Beſchränkt ſich dieſe Aehnlichkeit nicht auf ein zu einſeitiges Attribut oder zu unbedeutende und kleinliche Analogien, ſo muß zufolge der eben aufgewieſenen Analogie zwiſchen planetariſchen Verhältniſſen und dem Tone auch zwiſchen dem Menſchen und dem Ton eine verwandte Region aufgewieſen werden können. Wir fanden zwei Einheiten auf, zu denen ſich die entzweiten Mächte der Centripetal- und Centrifugalkraft vereinigen: das Dritt-Entſtandene des Planeten und ſeine Bahn. Sollte ſich in den leiblichen Verhältniſſen des Menſchen nicht etwas dem Gleiches aufweiſen laſſen? Es müßte dieſes, wie hier, erſtlich eine Einheit ſeyn, welche jede Zwiſtigkeit des Kampfes in ihrer Allumfaſſenheit gänzlich vernichtete und nur als webende Baſis und Prius noch gelten ließe, und dann eine Einheit, die in einer Einheit und doch wieder in einer Auseinanderhaltung der ſtreitenden Faktoren beſtünde, und wie die Tag- und Nachtſeite der Natur den Complex eines Cyclus als charakteriſtiſches Merkzeichen an ſich trüge: — alſo eine peripheriſche, oder wie wir es oben ausdrückten, eine Schein-Einheit. Und wo fänden wir dieſe erſte Einheit vollkommener und ausgeprägter als in der compakten und verſchlungenen Einheit des menſchlichen Geiſtes, wie ſie an ihrem Ort von uns aufs entſchiedenſte auseinandergeſetzt wurde? Wo aber die zweite in völligerem Maaße, als in der unſerer ganzen männlich-geiſtigen Exiſtenz entgegengeſetzten, ſelbſt zum Geiſte erhobenen Natur des Weibes? — Es iſt uns alſo geglückt, in der geheimnißvollen, nie faßlichen, nie ſichtbaren Einheit menſchlicher Gattung das letzte, höchſte, gewaltigſte Analogon des Tones zu erringen. Wie der Ton ein flüchtiges Weſen des Augenblickes iſt, flüchtiger als das ſpirituöſeſte Oel, ſo iſt die Einheit der Gattung, des Geſchlechtes der angerungenſte und im Moment des Gewinnens dahinſchwindende Genuß.

Franz von Baader ist es, der in seinen fermentis cognitionis den gehaltvollen Gedanken ausgesprochen hat, daß in der raschen, sich in einander schlingenden Einheit des Eies und des Samens einen kurzen Augenblick hindurch die Vollendung der Gattung wirklich entstehe, daß aber alsobald hinwiederum aus ihr die männliche oder weibliche Einseitigkeit hervortauche. Wie die Wonne am Ton und seinem königlichen Reiche zuletzt in dem menschlichen Busen erwacht, so daß er im Stande ist, die Mark und Bein erschütternde Gewalt der Klänge in ihrem *vollen* Umfang zu erfassen, so ist es unter allen Freuden des irdischen Daseyns die Lust des Geschlechtes, welche zuletzt sich aufrichtet, und, wann sie aus dem innersten Wesen der Seele und des Leibes hervor- und emporbricht, den werdenden Mann verkündigt. Nichts vermag es auch, wie das Reich der Töne und der Musik, den Bändern, welche alle Kräfte des Daseyns zu einem Eins vereinigen, die Gefahren einer völligen Auflösung ahnen zu lassen, als die geschlechtliche Umarmung. Denn nur der Ton und die Liebe beschwören in uns das gleiche Gefühl völliger Entleerung und absoluter Rathlosigkeit und Potenzlosigkeit gegen eine hereinbrechende Macht aus den verborgensten Quellen des Lebens empor. Das, was Büffon aiguillons de la chair und Diderot sensation de la chair nennt, ist nichts als der immanente Ton des Geschlechts. Und wie sollte dies auch nicht seyn, da ja der Ton die Einheit des großen Werdekampfes, das Geschlecht aber die Spannung ist, welche die Aktion des Werdens hervorruft: eine Aktion, die eben diese Einheit des Kampfes zu bewirken bemüht ist? —

Nachdem wir nun so die Begründung und die Anwesenheit des Tones durch alle Stufen der Existenz hindurch verfolgt und gezeigt haben, wie jedes Seyn, eigentlich nur einmal ertönend im Augenblick seiner Abschließung, kraft seiner Basis die Potenz unendlichen Forttönens in sich trage, so ist es nur ein kleiner Fortschritt oder im Grunde nur eine allgemeinere Wendung eines schon Gewonnenen, den Satz auszusprechen, daß, wenn auch der große Werdekampf als offenbarer Streit nirgends innerhalb der Gränzen des geschaffenen Seyns sich aufthut, daß er doch überall verborgen wirkend

und ſchaffend in den Tiefen eines jeden partikulariſirten Daſeyns ſich in vollkommener Gleichzeitigkeit erhält neben und mit dem, was als ſein Reſultat als der über ihm thronende Vernichter erſcheint. Und ſo iſt es denn eigentlich die Simultaneität des Werdekampfes und deſſen, was er erzielt, was den Ton als das ſetzt, was er iſt. Denn die wahre Einheit eines jeden Seyns iſt es, was den verborgenen Faktoren in ihm die Kraft gibt, ſich als auseinandergehende Mächte in einer zweiten Einheit, der Schein-Einheit zu manifeſtiren als Ton. Das eigenthümliche γόνιμον aber des Tones, ſeine aus den Gränzen jedes partikularen Seyns hinaus- und in andere Exiſtenzen hinüberwirkende Kraft — ein Urtheils-Begriff, welcher dem Sorites-Begriff des Tones erſt ſeine ganze Vollendung ertheilt — dieſe überall gegenwärtige, überall verſteckte Kraft iſt das Objekt κατ' ἐξοχήν — und kraft dieſes Objektes ließe ſich der Ton die ſubjektive Aeußerung nennen, welche jedes Seyn, um als ein durch Unterbindung losgetrenntes und ſelbſtſtändiges auftreten zu können, dem Gotte gegenüber aus ſich ſelbſt, „aus dem Schatz ſeines eigenen guten Herzens“ hervortreiben muß. Und dies Objekt iſt nichts anderes als die ſtaunenswerthe Macht unſeres Unerkannten. Der Ton aber wird ſo, bis zu ſeinem völligen Verſchwinden, der Meſſer des Grades, in welchem ſich das in die Beſchränkung hingegebene Unerkannte in dieſer Beſchränkung ſelbſt erkennt. Auch würden wir uns nicht ſcheuen, den Ton als einen Beitrag von Selbſterzeugung zu bezeichnen, den jedes Seyn geben muß, um als ein neben dem Gotte Stehendes anerkannt zu werden, was doch ſeine Beſtimmung iſt, — würden wir uns nicht fürchten, in der Bruſt manches Gutgeſinnten ein Heer von Zweifeln heraufzubeſchwören. Nachdem wir aber uns doch einmal dieſes Ausdruckes bedient haben, ſo wagen wir noch folgenden Zuſatz. Es ſcheint uns nämlich dieſe Erſchütterbarkeit des gewordenen Seyns, die wir bei Unterſuchung des Tones aufgefunden haben und der dieſes einmal ausgeſetzt iſt, ohne ſich ihr entziehen zu können, — ſie ſcheint auf einen Stachel aller Exiſtenz hinzudeuten, deſſen Triumph wohl hätte beſiegt werden können, deſſen Erhebung aber niemals unterdrückt wer-

den kann. Der oben ſchon erwähnte und unten noch einmal zu erwähnende Umſturz, der kraft eines ſolchen Triumphes auch die menſchliche Rede betroffen hat, ließe da vielleicht im Tone etwas als Nicht-Sünde erkennen, was ſich im Wort dann als Sünde manifeſtirte. — Jetzt da wir an das Ende unſerer Unterſuchung über den Ton gekommen ſind, möge es uns noch geſtattet ſeyn, auf die Einheit unſeres Reſultates hinzuweiſen mit allem, was empiriſche Forſchung bis jetzt im Gebiet des Tones κατ' ἐξοχήν hat erreichen können. Dies beſchränkt ſich aber nach Wegnahme alles Unweſentlichen lediglich auf den Begriff des Schwebens, Bebens, der Schwingung. Und in der That etwas weiteres vermag auch ſinnliche Beobachtung dem Tone nicht abzugewinnen. Es iſt aber unſere aus jeder ihrer partikülaren Sphären hinausſtrebende und doch nur hinauswirkende Kraft, deren Weſen Göthe bei einer anderen Gelegenheit ſo gut und treffend in den Verſen bezeichnet:

„Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkühr zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.“ —

ſie iſt nichts als die ihrer quantitativen Unbehülflichkeit entkleidete und qualitativ ſo wie immanent gewordene Schwingung. Da übrigens der Ton Selbſtäußerung, ja ein Zurücktendiren des Unerkannten in ſeine eigenen, einſeitigen Tiefen iſt, ſo darf uns das Unkenntliche und Räthſelhafte ſeiner Erſcheinung, das für nichts weniger zugänglich iſt, als für ein bloſes empiriſches Taſten, weiter gar nicht verwundern. —

V.

Nachdem wir nun in Erforſchung des Tones ſoweit vorgedrungen ſind, als es uns gegeben war, kommt es uns zu, wieder einzulenken, um endlich das Ziel unſerer Wallfahrt zu erreichen. Dazu ſollen folgende Bemerkungen dienen. Büffon in ſeiner addition à l'article du sens de l'ouie hat folgende, nicht unbedeutende Stelle: J'ai dit, qu'en considerant le son comme sensation, on peut donner la raison du plaisir que font les sons harmoniques, et qu'ils con-

sistent dans la proportion du son fondamental aux autres sons. Mais je ne crois pas que la Nature ait déterminé cette proportion dans le rapport que M. Rameau établit pour principe; ce grand Musicien, dans son Traité de l'Harmonie, deduit ingénieusement son système d'une hypothèse qu'il appelle le principe fondamental de la Musique; cette hypothèse est que le son n'est pas simple, mais composé, en sorte que l'impression qui résulte dans notre oreille d'un son quelconque, n'est jamais une impression simple, qui nous fait entendre ce seul son, mais une impression composée, qui nous fait entendre plusieurs sons; que c'est là ce qui fait la difference du son et du bruit; que le bruit ne produit dans l'oreille qu'une impression simple, au lieu que le son produit toujours une impression composée. „Toute cause, dit l'Auteur, qui produit sur mon oreille une impression unique et simple, me fait entendre du bruit; toute cause qui produit sur mon oreille une impression composée de plusieurs autres me fait entendre du son.“ Et de quoi est composée cette impression d'un seul ton, de ut, par exemple? Elle est composée, 1) du son même de ut, que l'Auteur appelle le son fondamental; 2) de deux autres sons très aigus, dont l'un est la douzième au dessus du son fondamental, c'est-à-dire, l'octave de sa quinte en montant, et l'autre, la dix-septième majeure au-dessus de ce même son fondamental, c'est-à-dire, la double octave de sa tierce majeure en montant.“ —

Es iſt nicht meine Abſicht, eine nähere Unterſuchung der Richtigkeit des Verhältniſſes, das Rameau hier angibt, vorzunehmen: ebenſo wenig iſt es meine Abſicht, die falſche Kritik, die Büffon der Rameauiſchen Stelle angedeihen läßt, in ihrem Ungrunde aufzudecken. Es ſoll mir dieſe Stelle nur eine hiſtoriſche Baſis werden, die unendliche Relativität und Steigerungsfähigkeit des Tones für den Verlauf der Auseinanderſetzung zu ſichern, da es hier zu weit führen würde, eine vollkommene hiſtoriſche Conſtruktion des Tones zu liefern, bis zu dem Punkte hin, wo ſeine ungemeſſene Mannigfaltigkeit, wie die der Thiere, in ſich gebrochen zur letzten Steigerung

hingeführt wird, um als freie, sich selbst gegebene Rede über jeden andern Ton, wie der Mensch über jedes Thier, zu triumphiren und nur noch der freien Entwicklung der Gattung und des Individuums unterliegen zu müssen. Jeder Ton ist demnach für unser Ohr eine wahrhafte Tongarbe. Dies stimmt auch vollkommen mit dem Nerv unserer Anschauungen überein. Wenn überall nämlich die Basis des Unerkannten das zum Ton reizende ist, so scheint es natürlich, daß, da der Werdekampf und das Unerkannte auf der höheren Stufe anders, daß ich so sage, zutraulicher, bekannter tönt, als auf der niederern, auf dieser aber dennoch auch schon einmal, nur fremder, unvollkommener getönt hat, daß der Ton der niederern Stufe in dem der höheren enthalten, überwunden, zu einer vollendeteren Einheit mit dem höheren Tone zusammengezwungen ist.

Es gibt eine gewisse Stufe eines wüsten Geräusches, das jedem feineren und reineren Ohre, wenn es nur nicht völlig in den Sumpf irdischer Gemeinheit herabgesunken ist, ganz unausstehlich seyn sollte. Es sind dies die zufälligen Erschütterungen der rohen, dem alleinigen Gesetz ungemessener Quantität unterworfenen Masse, die doch noch so viel Angränzendes an die Natur des Qualitativen besitzt, daß sie hin und her geworfen und erschüttert ertönen und brüllen muß. Man muß so den realen, historischen Zusammenhang mit der letztlichen Quelle des Seyns verloren haben und doch noch in so engem Zusammenhang mit den von ihrer Hand bewegten Gesetzen leben, wie Lichtenberg, wenn man im Stande seyn will, mit ihm zu sprechen: „Ich bin außerordentlich empfindlich gegen alles Getöse, allein es verliert ganz seinen widrigen Eindruck, so bald es mit einem vernünftigen Zwecke verbunden ist.“ Die Region nun, in welcher dieser Lärm des Unverstandes statt zu haben pflegt, ist die in eine wahre Unendlichkeit der Dimensionsverhältnisse zerflossene Region anorganischer, mineralischer Massen. Es wird vielleicht ebenso unmöglich seyn, in diesem Abgrund des Lärmes eine Ordnung zu eruiren, wie wir vielleicht ebensowenig zu einer vollkommenen Lösung der sich ins Unendliche vervielfältigenden geologischen Probleme gelangen werden. Denn da, wo das Reich dimensioneller Zu-

fälligkeit hereinbricht, da drängt sich die Herrschaft des Unerkannten hervor, und da erklärt der Verstand nur kraft der Erklärung, daß hier sein Bild immermehr aus den Dingen entfliehe, und diese in einen grauen Nebel zerfließen müßten, wenn sie sich seiner völlig entledigen könnten. Dennoch muß dieser einem Adiaphoron gleichende medius terminus zwischen Fixsternhimmel und hyperorganischer Ruhe der anima, diese Region irdischer Dimensions-Erfüllung und Ueberschreitung in der Stufenleiter des Werdens einen ersten, vorsündlichen Ton ausgehaucht haben. Es war dies das Schweigen eines Nicht-Tönens, aber keine siegreiche Ueberwindung des Tones. Es war — um in das Gebiet sinnlicher, mechanischer Tonlehre herabzusteigen — nichts als ein Tönen, das höchstens 30 und wahrscheinlicherweise noch weniger Schwingungen in der Sekunde that. Höchst merkwürdig ist es aber, daß von den beiden diese Region überspringenden Extremen dieser Region der Krystall sich im eigentlichsten Sinn des Wortes zu tönen weigert, das Metall aber alle Fülle und Pracht eines Scheintones, also den Schein des Scheines anzieht und entfaltet. Von dieser Mitte ausgehend steigt nun auf der einen Seite die herrliche Entwicklung des Tones aufwärts, auf der andern rückwärts, bis sie hier in dem siegreichen Schweigen des Gottes, dort in dem der Gottähnlichkeit verstummt und erstirbt.

Und jetzt, da wir eine doppelte Tonreihe gewonnen haben, eine niedersteigende und eine aufsteigende, jetzt wage ich noch einmal einen Blick zurückzuwerfen auf das, was seit Jahrtausenden von einer Harmonie gestirnten oder planetarischen Tönens und Seyns behauptet wurde. Es könnte wohl seyn, daß damit eine vorzüglich tönende Stufe vorirdischen Lebens, das unserem Ohre mehr oder weniger entflohen, gemeint wurde: eine Stufe, die einer gleichfalls vorzüglich tönenden Stufe nachirdischer Existenz parallel zu stehen käme. Wäre es von den die Luft oft so lautlos durchschneidenden Vögeln nicht gut gesagt, ihr Leben eine Concentration kosmischer Beschleunigung und organischer Fixirung in Einem Puncte zu nennen? Und ganz abgesehen von der so energischen Kraft des Tones, die sie besitzen, könnten sie nicht schon deßhalb ein vorzüglich tönendes Geschlecht genannt werden, weil dieser ihr Ton, wie

die Gabe des Genies, zwar nicht mehr ein blos durch ſie hinwirkendes, ſondern dem Kern ihres Seyns als ſelbſtſtändige Produktion überlaſſenes iſt, aber doch durch den Drang einer tönenden Nothwendigkeit aus ihnen hervorgetrieben wird? Dadurch unterſcheiden ſich vielleicht auch die alten, großen Enakskinder der Poeten von dem leiernden Zwergengeſchlecht des laufenden Tages, daß, während ſelbſt die beſten der letzteren nur noch dem Volke der Vögel angehören, jene kosmiſche, planetariſche Sonnenſprößlinge genannt zu werden verdienen. Wenn der Gott ſchweigt und ſein Ebenbild ſchweigt, und beide über alle Nothwendigkeit des Tönens hinausgehoben ſind, ſo müſſen ſie doch beide die Potenz des Tönens an ſich tragen oder vielmehr in ſich bewahren, da alle Kräfte der Extenſion nach innen zurückgewandt ſind. Denn da der Gott die Kraft des Seyns und ſeines Werdekampfes, ſein Bild aber das Ende dieſes Streites iſt, ſo muß ihnen nothwendig dieſe Potenzialität zukommen mit dem Unterſchiede, daß, da der Gott über allem Seyn ſteht, er keiner Nothwendigkeit dieſem gegenüber unterworfen iſt und ſich jede Art des Tones, die da iſt, aneignen kann und ſelbſt ſo tönen könnte, wie in dem geſchaffenen Seyn gar keine Möglichkeit vorhanden iſt, — der Menſch aber, als ein gewordenes und von dem anderen Seyn, das ihn umgibt, als von ſeiner Nothwendigkeit getragenes, mit einem einſeitigen und doch ſo umfaſſenden Tone zwar begabt, aber nur in vollkommene Freiheit gegen ihn geſetzt iſt. Dieſer menſchliche Ton iſt die Sprache. Es hat ein großer Mann geſagt: „Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts, — und Geſang älter als Deklamation.“ Rythmus, Ton — ſind die abſoluten Baſen der Sprache und als ſolche in dieſe ſelbſt mit hineingeſchlungen. Schon die jedem Seyn als Baſis beigegebene Grundkraft des Unerkannten, die überall anders geſtaltet und tendirend eine gewaltigere oder trägere Potenz immanenten Schwingens entwickelt, fordert dieſe höchſte Steigerung des Tones zur Sprache, ſo daß es uns alſo jetzt erlaubt iſt, den Satz auszuſprechen: die Stellung eines Gehirnes, wie die des menſchlichen iſt, ruft nothwendig eine Tonaktion hervor, wie die der Sprache. So etwas großes iſt aber die Sprache,

daß in ihr der Ton, der sich früher nur als ein Miterscheinendes, als eine Schein-Einheit des Weltkampfes zu manifestiren wagte, diese Knechtschaft der Existenz überwindet und, ein selbstständiges Leben, hervortritt, als das die ganze Welt und selbst den Menschen reproducirende Geschöpf des Geschöpfes. —

„Wir betrachteten also die Farben zuerst, insofern sie dem Auge angehören und auf einer Wirkung und Gegenwirkung desselben beruhen; ferner zogen sie unsere Aufmerksamkeit an sich, indem wir sie an farblosen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden sie uns merkwürdig, indem wir sie als den Gegenständen angehörig denken konnten. Die ersten nannten wir physiologische, die zweiten physische, die dritten chemische Farben. Jene sind unaufhaltsam flüchtig, die anderen vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten festzuhalten bis zur spätesten Dauer.“ — So läßt sich Göthe in seiner Farbenlehre vernehmen, und gewiß wird jeder verständige Leser das Wahre und so Einfache dieser Theilungsgründe auf den ersten Blick zugestehen müssen. Aristoteles kommt uns in seiner sowohl historisch als auch wegen ihres absoluten Inhalts merkwürdigen Schrift περὶ ψυχῆς mit der Trennung in Stimme und Sprache entgegen: — und wollten wir, das Gebiet des Geräusches und Getöses übersehend, das Hörbare in solche coordinirte Classen eintheilen, so müßte wohl jeder mit den drei Rubriken: des Tones, der Stimme und der Sprache zufrieden seyn: Rubriken, die auch als das kosmisch-, organisch- und menschlich-Hörbare oder wie man will, bezeichnet werden könnten. Auch ließe sich dagegen gar nichts einwenden, wenn dem Eintheilenden nur nicht die Versuchung der Coordination den Pfad verrücken würde. Göthe hatte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen aphoristischen Aufsatz: die Natur betitelt, niedergeschrieben, und diese Arbeit war in die Hände der Herzogin Amalie gerathen. Als nun nach dem Tode dieser Fürstin das Manuscript an Göthe zurückging, erinnerte sich Göthe dessen gar nicht mehr, mußte aber doch die Schrift als die seinige anerkennen. Er war also von jeder Seite der objectiven Betrachtung dieser seiner eigenen Arbeit fähig. Er läßt sich auch über diesen Aufsatz in einem Brief vom 24. Mai 1828

an den Canzler von Müller aus. In dieſem Briefe nun ſpricht Göthe von einer Erfüllung, die ſeinen Aphorismen über die Natur fehle, und ſetzt dieſe in die zwei Begriffe Polarität und Steigerung. Abgeſehen davon, zu welchem Abſchluß unſer großer Dichter ſeinen gewaltigen Anſatz zu wahrer Naturerkenntniß durch völlige Gewinnung der Reſultate, auf welche dieſe zwei Begriffe unwiderſtehlich hintreiben, hätte bringen können, ſo trifft ihn von der tiefſten Seite der Betrachtung aus noch der Vorwurf, daß er ſelbſt in dem Werke, welches er als den Triumph ſeines wiſſenſchaftlichen Wirkens anzuſehen pflegte, in der Farbenlehre, namentlich den Begriff der Steigerung nicht bis zu dem Punkte verfolgte, der ihm hätte lehren müſſen, daß jene Claſſen der Farben, die er uns entgegenbringt, nicht in der Coordination ihre Würdigung finden, ſondern als Steigerungen erfaßt werden müſſen, die in abſoluter Klarheit und Helle ihr Ende erreichen und ſchon in der πίσις der Farbenmiſchung, die uns der menſchliche Leib ſehen läßt, auf jenes Ziel zuſteuern. Auch ergreift ihn bei der Expoſition der chemiſchen Farben dieſe Nothwendigkeit hiſtoriſchen Verfolges ſo gewaltig, daß er zwar dieſe Farben ſelbſt nicht als Potenzirung der phyſiſchen zu betrachten geneigt iſt, aber doch ſich genöthigt ſieht, auf die Conſtruktion des Gefärbten, des die Farbe tragenden Gegenſtandes zu verweiſen, und ſich nicht blos damit begnügen kann, den Zuſtand des Gefärbtſeyns ins Auge zu faſſen. Und es iſt merkwürdig, wie dieſen großen Mann ſeine Flucht der eigentlichen Geſchichte bis hieher und ſoweit verfolgt hat, daß er hin und wieder ſelbſt den Naturgegenſtänden ihre Vergangenheit zu rauben bereit ſcheint und nur begehrt, in der lautern Gegenwart der Erſcheinung zu baden, als wolle er ſelbſt den Ernſt und die Strenge der Wiſſenſchaft in die fröhliche Durchſichtigkeit eines Gedichtes verwandeln. Uns gelang es bei der Darſtellung des vorweltlichen wie des noch ſtets fortklingenden Tones dieſer Klippe zu entkommen. Die naturhiſtoriſche Geſchichte des Tones, zu deren Darſtellung uns vielleicht noch einmal Zeit und Muße gegeben werden wird, iſt nichts als der Verlauf einer ſolchen Steigerung, — und Geſchichte wird überhaupt eines Tages nichts weiter mehr ſeyn als Steigerung

bis zu einem Punkte, der keiner Steigerung mehr fähig seyn wird. Jetzt kommt es uns nur noch zu, die historische Construktion der Wortgestaltung, deren Prämissen nun alle herbeigeführt und erfüllt sind, zu vollenden.

Wie das potenzvolle Schweigen des Menschen die Krone jedes Tones ist, so ist die Existenz des Menschen die Krone jedes anderen Seyns. Von dem Menschen ist es nun anerkannt, daß er von dem Augenblick, von dem Zauberschlag seines Werdens an alle Stufen organischer Existenz im Mutterleibe durchlaufe. Ist nun der Mensch vor Allem von der Zerfallung in Kopf und Rumpf an diesem Prozeß einer successiven Entwicklung unterworfen, so läßt sich folgern, daß er auch alle Stufen des Tones in sich vereinige. Und so ist es auch. Es ist bekannt, daß der Mensch kraft seines ganzen Leibes hört. Der Rumpf muß sogar, nachdem er einmal aus dem abschließenden Menschseyn entkommen ist, dem Erschüttert-Werden mehr ausgesetzt seyn, als das Haupt. Er muß folglich besser hören, als das Haupt. Und in der Tat besitzen seine nach außen geworfenen Charaktere diese Potenz auch in viel höherem Grade. Daß dennoch der Rumpf nicht besser hört, als das Ohr, hat seinen Grund in dem, was wir oben von der Fixirung zersplitterter Tendenzen sagten. Schon deßhalb hat der Mensch einen besonderen Gehörsinn, da die sonst allzugewaltige Erregung des Miterschüttertwerdens in jedem Moment unsere organische Bildung zu zerreißen drohte. Das, was wir Ohrenbrausen nennen, ist nichts als ein Gewahrwerden des eigenen Tönens. Jede starke Erschütterung, die wir z. B. bei einem Sprunge empfangen, jede Spannung der Nerven, ja selbst zum Theile das schauerliche Grausen, das wir vor uns und unserem Leibe empfinden können, beweist unsere Unterwürfigkeit gegen die uns völlig durchdringende — ich weiß nicht ob ich sagen soll — Kraft oder Schwäche, allgemein fast gleicherweise durch den ganzen Körper also fast kosmisch bewegt zu werden und zu tönen. —

Unsere Sprache wäre wohl geeignet, uns allen Geschmack für den Gesang zu nehmen, wenn wir nur die Kunst zu sprechen verstünden. Daß eben das wahrhaftige Tönen des Menschen, diese Vermählung der Stimme mit der Rede zerris-

ſes nachgewieſen, daß es auch ſtickſtoffhaltig, freilich nicht in beſonders bedeutendem Grade ſey. Wohin nun, fragen wir billig, wohin ſoll der eingeathmete Stickſtoff entweichen, wenn ſich das Venenblut ihn aufzunehmen weigert und ſeine Maſſe auch nicht ausgehaucht wird? Ich wüßte wenigſtens keinen dritten Ort für ihn. Unſere Anſicht behauptet nun die genaue Verwandtſchaft des Stickſtoffs mit dem Kohlenſtoff: eine Verwandtſchaft, die faſt Identität zu nennen iſt. Sollte es da unmöglich ſeyn, daß, wie nach innen zu das Venenblut die genaueſte Einigung mit dem Sauerſtoffe eingeht, ſo nach außen hin der Kohlenſtoff des Venenbluts ſich mit dem frei gewordenen Stickſtoff verbindet, und ſo eine identiſche Maſſe als ſtickſtoffhaltiger Kohlenſtoff ausgehaucht wird? Wollte hier uns jemand die Frage entgegenſtellen, wie es komme, daß, da der Stickſtoff doch das potenzreichere iſt, der Kohlenſtoff der überwiegende Faktor ſey, ſo daß das Ganze als ſtickſtoffhaltiger Kohlenſtoff und nicht als kohlenſtoffhaltiger Stickſtoff bezeichnet werden müſſe, ſo vermögen wir ihm die begründete Antwort zu geben: das Potenzreichere weiß ſich leichter in eine fremde, ihm weniger eigenthümliche Geſtalt zu ſchicken, während das Aermere, das ſeine Potenz ſchon mehr als fixirten Charakter nach außen geworfen hat, nicht ſo leicht jeder Bewegung folgen kann. Auch iſt der Stickſtoff deßwegen, weil er der verborgenere Theil iſt, nicht der ſchwächere zu nennen, da er im Gegentheil als ἀγωνιστὴς, als Seele des Kohlenſtoffs auftreten kann. Dazu kommt noch folgender wichtige Punkt, der für unſeren Gebrauch wenigſtens den Beweis vollſtändig macht. Würde nämlich der reine, vom alleinigen Stachel nach Evolution getriebene Stickſtoff als Baſis des Wortes aufzutreten haben, ſo wäre, ganz abgeſehen von der Gefahr, die dem Organismus dadurch drohen könnte, zu befürchten, daß das Wort zu keiner klaren, beſtimmten Geſtaltung und Tonkraft käme, ſondern fruchtlos verhalle. Es wäre, um mich ſo auszudrücken, zu wenig zu überwindende Materie da, durch deren Steigerung die reine, geiſtige Geſtalt des Wortes erſcheinen könnte. So aber iſt im Anfang der Wortſubſtrat-Evolution in deren Maſſe ein gewiſſer Grad von Trägheit da, die erſt in ihrem Verlaufe durch den von

innen heraus die Hülle des Kohlenstoffs durchdringenden und begeistenden Stickstoff überwunden wird und dadurch jene Feinheit elastischer Gestaltung hervorruft, welche die Süße der menschlichen Rede zu solcher Höhe erhebt. Dies stimmt auch mit dem schon früher von uns gebrauchten Ausdrucke vollkommen überein, daß das Wortsubstrat, von quantitativer Unvollendung beginnend, zu qualitativer Verklärung fortschreite.

Und um dies noch mehr zu bestätigen, möge ein dem einen oder anderen vielleicht weit hergeholt dünkender, aber nichtsdestoweniger kräftiger Beweis dienen. Wir bezeichneten oben den massenhaften Klang des Metalls als einen Schein des Tones. Schein des Tones ist aber die durchscheinende Kraft des Tones. Dies bedarf noch folgender Erläuterung. Der eigentlich irdischen Masse, der bruta tellus, wie Horaz sagt, raubten wir, wie sich der Leser erinnern wird, alle Kraft des Tones. Es scheint aber diese Masse nirgends in ihrem reinen Ansich hervorzutreten, sondern überall schon mit irgend einer Tendenz behaftet zu erscheinen. Mag diese Tendenz nun rückwärts oder vorwärts tendiren. Vor und hinter der Masse treffen wir auf Tonkraft. Es muß daher eine solche dahin oder dorthin geneigte Masse den werdenden Ton bereits durchscheinen lassen. Nun aber sagt man von einer guten, reinen Stimme, sie habe viel Metall. Der Ausdruck ist, wie man sieht, von dem Ueberraschenden der Analogie hergenommen. Worin liegt aber diese Analogie selbst? — Die Stimme hält die Mitte zwischen Ton und Rede. In ihr hat also der Stickstoff seine hindurchwirkende Kraft durch die Hülle des Kohlenstoffs bereits begonnen. Die Analogie besteht daher in dem Gleichen des Durchscheinens, das dem Metall und einer guten Stimme gemein ist. Daß das Durchscheinende oft größer scheint, als das Durchgebrochene, hat darin seinen Sitz, weil in der Arbeit des Durchscheinens sich nicht blos das Durchscheinende bewegt, sondern eine große Masse des zu Durchbrechenden mit bewegt wird. Darin liegt der Grund, daß die Stimme heller, reicher tönt, als die Sprache, das Metall gewaltiger, als manche bei weitem höhere Stufe des Seyns. Auch die objektive Basis des bekannten Spruches:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus

hat hier ihre Wurzel. So verspricht der Knabe, der Jüngling mehr, als der Jüngling, der Mann leistet. Selig derjenige, bei welchem der umgekehrte Fall eintritt! Er vermag es, die Größe des Geistes mit jener Kindeseinfalt zu vereinigen, die verlangt wird, um das Reich Gottes ererben zu können. —

Wollen wir jetzt näher herantreten, den Weg zu verfolgen, welchen dieses so noch näher bestimmte Substrat nun zurückzulegen hat. Es ist ein sonderbarer Weg, der hier zurückgelegt werden soll. Es ist ein Weg des Werdens, und dieser pflegt sonst in die Natur höchstens potenziell, niemals aber in schon so vollendeter, zu geschweigen von Energie, nur Entelechie vorhanden zu seyn. Wenn die Blume, der Krystall, das Thier wird, so scheint in ihm ein unendlicher Ansatz zu liegen, ein fast gränzenloses Etwas werden zu können. Die atmosphärische Luft, in der diese Erscheinungen werden, bietet keine Gränze dar. Sie sind frei von aller quantitativen Beschränkung. Es ist in ihrer Entwicklung ein stets Neues, das immer zum erstenmal hervorbricht. Von dem dennoch eintretenden Maaß der Begränzung ist es unseren Sinnen unmöglich einen Grund zu entdecken. Hier, bei dem Werden des Wortes, ist es völlig anders. Wir vermögen die Bedingungen der Beschränkung nach der ihnen beigegebenen Möglichkeit zu sehen, zu befühlen. Wir vermögen das längste Wort, das aus den äußersten U- und härtesten P-Lauten bestünde, gleichsam mit der Elle zu messen und empfinden im Augenblick seiner Aussprache — wenn auch unbewußt — alle Bedingungen seiner Existenz. In der Brusthöhle beginnt dieser Weg und endet mit den Lippen, deren Rundung fast dazu gemacht zu seyn scheint, das zarte, so eben gewordene Wort ohne alle Verletzung in die Lüfte, die es verzehren, hinausgleiten zu lassen. Daß dieser Weg so lange ist, hat seinen Grund in der oben nachgewiesenen Existenz des Rumpfes. Dort auch hatten wir Gelegenheit, das Warum der Richtung von der Brusthöhle dem Munde zu in seiner Nothwendigkeit aufzudecken. Jetzt kommt es uns vor Allem zu, die Hauptmodificationen dieses aufwärtssteigenden Weges zu verfolgen. Daß das Substrat des Wortes längst seiner ganzen Entwick-

lungslinie jeder Erschütterung, die den Leib trifft, und somit allem kosmischen oder, daß ich so sage, blos tönenden Tönen unterworfen ist, liegt bereits darin, was darüber früher in der allgemeinen Tonlehre gesagt wurde. Auf der anderen Seite haben wir als äußerste Erscheinung das ausgebildete Wort, den Glanzpunkt, die Vollendung, das Menschseyn des Tones. Was liegt dazwischen in der Mitte? Die Stimme — ist die Antwort. Sie ist es, welche das durch die stickstoffhaltige Expansion zum blosen Tönen bereits so geschickte Substrat so steigert, daß es, wenn es aus den Organen der Stimme hervorbricht, ganz geneigt und geeignet gefunden wird, endlich die letzte Wortbasis zu werden. Wie der Gegensatz des großen und kleinen Gehirnes die leibliche Verwirklichung des wichtigen Gesetzes vom Widerspruch ist, so ist die Luftröhre in ihrer Verengerung der Brusthöhle, in ihrer sich nach oben hin ergießenden Evolution der ersten Dimension, in der ihr gegebenen Möglichkeit der Verlängerung und Verkürzung und in ihren abschließenden Häutchen, die zwar vermöge der Stimmritze leicht durchbrochen werden können, aber doch schon den Ansatz der zweiten Dimension an sich tragen, sie ist die leibliche Verwirklichung des leitenden Verstandes, dessen Wille ist, durch diese Beschränkung der Sprache die Bahn zu brechen. Wie eine solche leibliche Darstellung möglich werde, ist hier nicht der Ort zu zeigen. Unsere früheren Auseinandersetzungen von dem Zusammenhang des Leibes und Geistes wie von ihrer Wechselwirkung und über die Oekonomie menschlicher Gestaltung leisten da genug, als daß uns hier der Vorwurf eines Sprungs gemacht werden könnte. Dieser Beschränkung kommt, wenn auch unwissentlich, die Tendenz des erst noch potenzialiter unter der Hülle des mehr gesättigten Kohlenstoffs hervorwirkenden Stickstoffes entgegen. Und zwar in doppeltem Sinn entgegen. Denn er will etwas anderes, als die Beschränkung. Er will absolute Expansion. Aber gerade dieses sein Anderswollen und die ihn treffende Nöthigung, in die vorbestimmte Begränzung einzugehen, bringen den gewollten Zweck des beschränkenden, hier verleiblichten Verstandes hervor. Das stets in die Lungen einströmende Venenblut bedarf des Sauerstoffs. Es sehnt sich daher die

Bruſt ihren Gehalt von Kohlen- und Stickſtoff auszuwerfen und ruft deßhalb die Contraktion ihrer eigenen Höhle hervor. Denn Contraktion iſt, wie wir ſchon oben ſahen, das Mittel der Natur, ſich etwas vom Hals zu ſchaffen. So iſt das Nieſen ein Verſuch, durch Contraktion die Krankheit des Hauptes — den Kopf-Katarrh, der Fieberfroſt ein Verſuch, eine bedeutendere materia peccans hinauszuwerfen. Beide Erſcheinungen geben — nebenbei geſagt — auch Beweiſe für unſere Tonlehre ab. Wer hätte beim Nieſen, im Fieberſchauer noch kein Tönen des Hauptes, kein Dröhnen des ganzen Leibes an ſich wahrgenommen? So von allen Seiten bedrängt muß ſich der Stickſtoff endlich doch entſchließen, die Bruſthöhle zu verlaſſen, da ihn noch überdies die Ahnung, die leibliche Ahnung dazu beſtimmen muß, dies ſey der Weg, der ihm (vermöge der Stimmritze) die Möglichkeit verſchaffe, ſich doch noch in die Unendlichkeit völlig freien, expanſiven Erguſſes ſtürzen zu können. Er folgt daher der ihn drängenden Contraktion der Bruſthöhle, wirft alle Kraft der Entfaltung, die ihm gegeben iſt, voran der Luftröhre zu, durchbricht die mehr dem Geſetz der Trägheit (wenn es ein ſolches gibt — uns diene es nur ſtatt eines kurzen Ausdrucks) folgende Maſſe des Kohlenſtoffs, reißt ſie mit ſich fort, ja verwandelt ſie in ſein eigenes Selbſt und ſtürmt durch die Stimmritze hervor, um ſich in die Arme ſeiner Mutter, des gewaltigen Luftmeers, zu ſtürzen.

„Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.“

So drängt ſich jedes partikulare Seyn der Natur überall dem allgemeinen Leben entgegen. Denn Pantheismus iſt die Religion der Natur. Unverzeihlich iſt es demnach für den Geiſt, wenn er ſich dieſem Todesrufe ergibt.

Es iſt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die ſo gewordene Stimme ein Hörbares. Wie iſt ſie ein Hörbares? Jedes Seyn iſt ein Hörbares, das, wenn es ertönt, nach allen Seiten hin ertönt. Denn da jedes partikulare Seyn nach allen Seiten hin ein ſich Abſchließendes darſtellt, ſo wirkt nach allen

Seiten hin die Erschütterung des Abschließens. Und da die Erschütterung stets ein Hinauswirkendes ist, so strebt der Ton seine Wirkung überall hin zu verbreiten, wie der ins Wasser geworfene Stein seine Kreise um sich her zieht. Ich sehe daher nicht ein, wie ein in die Luft geworfenes nicht auch seine Kreise um sich bilden sollte. Schon deßhalb ist die wiewohl einseitig in die Luft hinausgestoßene Stimme nach allen Seiten hin hörbar. Aber auch noch aus einem anderen Grund. Sobald nämlich die Stimme aus der Luftröhre hervorgetreten ist, wird sie, ihrer Befreiung inne werdend, sich mit desto größerer Lust von der Luftröhre entfernen, je bedeutender die Einschränkung war, der sie sich fügen mußte. Sie wird daher mit Widerwillen die Stimmritze zurückstoßen und ein selbstständiges, sich in sich ergänzendes und nach allen Seiten hin mit gleicher Expansion wirkendes Ganze werden, so daß sie dann nur noch den halben Fluch der Einseitigkeit, der sie früher drückte, zu tragen haben wird. Polarität ist eines, wenn auch nicht der größten, wenigstens doch der allgemeinsten Gesetze der Natur. Jeder Krystall, jedes organische Seyn ist ihm so gut unterworfen, wie die Stimme, und mit dem Worte wird es nicht anders seyn. Wie sollte es auch nicht? da Alles, Alles das drückende Gesetz einseitiger Linienevolution an sich trägt. Fühle mit dem Magnet die Pein nie befriedigter Sehnsucht. Siehst du nicht, wie der taumelnde Schmetterling der Abrundung seines Hauptes und der Weite und Breite seiner Brust gegenüber seinen Leib mit einer Wunde schließt und das Organ seines Geschlechtes krampfhaft zuzieht, als sey er hier von seinem Ursprung losgerissen, einer entwurzelten Pflanze vergleichbar? Trägst du nicht an dir selbst das vernichtende Geschlecht, und ist dein Geist schon der Einseitigkeit, die vom Teufel ist, wahrhaft entflohen? Alle Abhängigkeit des Seyns ist, wie sie rings um uns her erscheint, der Linie unterworfen, und Linie ist Polarität. Je verwischter in der Natur die Uebergangsstufen sind, um so polarischer werden alle Erscheinungen. Das Ende des Weltprocesses, des natürlichen, wie des historischen, ist vielleicht nichts als völlige Vernichtung jeglicher Linienpotenz. Ἐγὼ ἐν αὐτοῖς καὶ σὺ ἐν ἐμοί ἵνα ὦσι τετελειωμένοι εἰς ἕν, das ist die Lösung

des Räthſels, deren Stunde keiner weiß, als der Vater. Da nun aber demzufolge alles Seyn eine unendliche Kette bildet, ſo ergibt ſich für alle Mittelſtufen das eigenthümliche Reſultat, daß ſie doppelt polariſch ſind — der höhere Pole der unteren Stufe und der untere der höheren. Und dieſes Geſchick trifft die Stimme. Sie iſt die höhere Stufe, die Steigerung des Tones, aber auf der anderen Seite die Depotenziſirung des Wortes. Unſere Aufgabe iſt es, dieſe letzte Steigerung des Tones von der Stimme zur Sprache zu erfaſſen. —

Jeder gründliche Lehrer des Geſanges weiß, welche unendliche Mühe es koſtet, den Schüler zu bewegen, daß er den Mund gehörig öffne. Es liegen alſo Organe vor, die, auf daß die Stimme vorherrſchend ſich geltend mache, weggeräumt werden müſſen und — doch im Grunde nicht weggeräumt werden können. — Welch' neuer Beweis liegt eigentlich hierin gegen die Trennung der Stimme und der Sprache und für die Natürlichkeit jenes Alterthums, das von der Trennung beider gar nichts wiſſen wollte! — O um das Lächerliche unſerer Opern! — Statt zu hindern, ſollte das, was noch vor der Stimme liegt, dazu dienen, die Stimme zu vernichten, und allen ihren Reiz in die Sprache hinüberzugießen. Wir haben ſchon oben von der hohen Wichtigkeit und der Verwandtſchaft der Gegenden gehandelt, in welchen ſich der Rumpf an den Kopf, die unteren Extremitäten an den Rumpf anſchließen. Zu ihren bedeutendſten Aehnlichkeiten gehört wohl die, daß von den beiden an beiden Orten ineinanderlaufenden Gegenſätzen der obere Theil des unteren ſich immer hinter das auslaufende Ende des Obertheils zurückſchiebt, und dadurch ſich vor aller Oeffnung zu ſchützen weiß, während der jedesmalige Untertheil der höheren Region eine Oeffnung, eine Wunde an ſich tragen muß. In dem einen Fall iſt dieſe Wunde hier der Mund, in dem anderen die Mündung der Geſchlechtstheile. Wir haben es jetzt nur mit dem Munde zu thun.

Da das Subſtrat der Sprache in der Bruſt erzeugt wird, alſo in dem Obertheil des Rumpfes, durch den Untertheil des Hauptes aber zur wirklichen Sprache erhöht werden ſoll,

ſo iſt der Ort, welcher die Mitte zwiſchen Sprache und Ton κατ' ἐξοχήν, die Stimme conſtituirt, da, wo der Obertheil des Rumpfes ſich mit dem Untertheil des Hauptes nach Vorwerfung des Mundes verbindet, ſo daß die Mitte, welche die Stimme in der Tonſteigerung einnimmt, an dem Orte der leiblichen Mitte der Regionen hervortritt, durch welche jede Art menſchlichen Tones gewirkt wird. Dieſer medius terminus iſt der Kehlkopf. Ueber ihn biegt ſich der leiblich fixirte Weg der werdenden Sprache herauf in den Mund. Denn es wird uns nach allem Früheren erlaubt ſeyn, den Mund den verleiblichten Verſtand zu nennen, durch deſſen Aktionen das Wortſubſtrat zum eigentlichen Wort gebildet wird.

Wir ſagten oben, daß der Weg, welchen das Wort zurücklegt, vorzugsweiſe eine Linienevolution ſey. Hier ſprachen wir eben von einer Beugung dieſes Weges in den Mund herein. Iſt dieſe Beugung von wirklicher Bedeutung für das Wort? Gewiß nicht. Sie hat ihren alleinigen Grund in dem oben angedeuteten Verhältniß der Zurückſchiebung des Obertheiles, welcher dem Rumpf angehört, hinter den Untertheil des Hauptes. Wenn auf den niedereren Stufen der Seynskette jede geringe Beugung von der größten Wichtigkeit iſt, ſo tritt dagegen auf den höheren, organiſchen Stufen der Exiſtenz, je nach der organiſcheren Vollendung, ein ganz verändertes Verhältniß ein. Hier kommt es allein auf die Intention der Beugung an. Wird ſie allein von der Oekonomie des immer mehr frei werdenden Organismus verlangt, ſo ergibt ſich die in ihr geradwirkende Tendenz gerne in die von ihr gefoderte Entſagung von einem ſelbſtiſchen Streben; denn dieſe Entſagung iſt im Grunde keine Schmälerung. Anders verhält es ſich aber, wenn ein anderer, ihr widerſtrebender Wille dieſe Beugung verlangt. Hier richtet ſich alles Selbſtgefühl der gerade wirkenden Tendenz auf, — und die Beugung findet, wie überall, nur kraft eines Kampfes und zufolge eines Bruches ſtatt. Es erlangt es daher die Oekonomie des menſchlichen Leibes leicht von dem Wortſubſtrat, daß dieſes ſeinen Ausweg durch den Mund ſuche. Denn um dieſen Ausweg iſt es dem zur Stimme gewordenen Subſtrat zunächſt zu thun. Es tritt demnach als Stimme, d. h. als ein Subſtrat,

durch deſſen Kohlenſtoffhülle der ſich expandirende Stickſtoff bereits ziemlich bedeutend hindurchſcheint, durch die Stimmritze in den Mund, um hier die letzte Vollendung zum menſchlichen Ton, zur Rede zu empfangen. In den Mund. Wir nannten vorhin den Mund den verleiblichten Verſtand, durch deſſen Wirkung das Wortſubſtrat zum Wort geſteigert wird. Laßt uns zunächſt bei der Betrachtung dieſes Organes verweilen.

Wenn, wie nachgewieſen, der Mund das Princip, das Centrum des unteren Kopftheiles iſt, ſo muß er eine Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Centrum des Hauptes, mit dem Gehirn haben. Denn zu was wäre er Haupttheil, wenn er z. B. blos eine Funktion des oberen Rumpftheiles zu verwalten hätte? Worin beſteht alſo dieſe Aehnlichkeit? — Das höchſte ſichtbare, leibliche Seyn muß, da es der genaueſte Gränznachbar des geiſtigen Seyns iſt, eine ſo groß als mögliche Verwandtſchaft mit dieſer höchſten Exiſtenz der Schöpfung haben. Das große Prärogativ geiſtiger Exiſtenz iſt nun, ein alleiniges, geſchloſſenes Seyn zu beſitzen und doch in dieſen Beſitz die reiche, getheilte, vielfach bewegte — πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως, ſagt der Apoſtel — außergeiſtige Exiſtenz mit einzuſchließen: Ruhe und Bewegung zugleich, ein Nichts und doch Alles, und in hohem Sinne Allen überhaupt Alles zu ſeyn. Wir wieſen nach, in wie großem Grade das Gehirn all' dies leiſtet. Schon das verleiblichte Geſetz des Widerſpruchs und der Aktus des höchſten wie geringſten Denkens, das ohne dieſen Conduktor in ſeiner Wirkſamkeit unmöglich iſt, waren uns hier die beſten Wegweiſer. Auch der Mund beſitzt dieſe Ruhe, beſitzt wenigſtens in etwas die Ruhe des großen Gehirnes. Die Wölbung des Gaumens, der dieſem ſich entgegen bewegende Unterkiefer, die zwiſchen beide hineingewurzelte Zunge, die an ſie angereihten Zähne und die ſie abſchließenden Lippen, hinter denen bei dem wahrhaft geiſtigen Menſchen die Rede zu lauern ſcheint, — ſind ſie nicht unveränderliche, in gleichmäßiger Ruhe vorhandene, ſich bewegende und doch nicht bewegende Organe, durch deren geringſte Einwirkungen die bedeutendſten Modifikationen eines Subſtrates hervorgerufen werden können? Ja es vermag ſich ſogar kein ſich darbietendes Subſtrat

ihrer Wirkung zu entziehen, am wenigsten das Wortsubstrat, das genöthigt ist, seinen Weg durch sie hinzunehmen. Zwar ruht unbeweglich fest das kleine Gehirn unter dem großen, dennoch aber bedarf das letztere der Gegenwirkung des ersteren. Denn ganz abgesehen davon, daß das Unerkannte auch in der völligsten Unterordnung von seiner Natur nicht lassen kann, so könnte keine ideelle Existenz, keine Botschaft des Geistes an den Leib zu ihrem gänzlichen Vollzug kommen, ohne die Nothwendigkeit, in welche sich jedes Mal das große Gehirn versetzt sieht, in dem in einer oppouirenden Ruhe verharrenden kleinen Gehirne eine — d. h. die jedes Mal gewollte — partikulare Gestaltung hervorzurufen. So tritt als eine expandirende, opponirende Kraft, die sich aber doch endlich und jedes Mal dem Ausspruch des Mundes fügt, den Mundorganen der immermehr durch den Kohlenstoff hindurchbrechende und bereits zur Stimme gewordene Stickstoff als Wortsubstrat entgegen. Ehe sich die Lippe öffnet, ist er gehalten trotz alles expandirenden Willens in völliger Ruhe im Munde zu verharren und gleicht hierin wiederum dem kleinen Gehirn, diesem nur darin unähnlich, daß das kleine Gehirn immer ein allgemeines und stets das gleiche bleibt, während es doch genöthigt wird, alle möglichen partikularen Gestaltungen successive in sich aufzunehmen, das Wortsubstrat aber zwar auch ein allgemeines ist, das partikulare Form anziehen muß, jedoch nach jeder Partikularisation in die kosmische Allgemeinheit der Luft verfliegt und durch ein neues zu partikularisirendes allgemeines Substrat ersetzt wird, das bald dem Schicksale seines Vorgängers folgend wiederum einem Nachfolger Platz machen muß. So ist die Unsterblichkeit des Individuums zwar im Effekt der Unsterblichkeit der Gattung völlig gleich und ähnlich, — und doch welche Verschiedenheit! —

An diese Verschiedenheit wollen wir noch die reihen, die wir zwischen dem großen Gehirne und dem Organe des Mundes und ihren Aktionen aufzufinden haben. Die Hauptsächlichste ist hier darin zu suchen, daß alle Organe des Mundes einer viel beschränkteren Bestimmtheit unterworfen sind, als das das Bestimmteste hervorrufende große Gehirn: woraus der größere Reichthum, die größere Freiheit auf Seiten des

großen Gehirns von selbst folgt, so daß sich Mund und großes Gehirn allenfalls verhalten mögen, wie die Vollendung und Freiheit des menschlichen Armes zu der Beschränkung des thierischen Vorderfusses. Wie also das Wortsubstrat auf der einen Seite einer excentrischeren, ungemesseneren Allgemeinheit dahingegeben ist, als das kleine Gehirn, so trägt dagegen der Mund einen viel geringeren Umfang bändigender Mittel zur Bewältigung des Wortsubstrats in der Reciprocität seiner Organe bei sich. Wir haben früher gezeigt, wie die Sprache unter den drei menschlichen Produktionen, den Produktionen des Gedankens, des Wortes und des Geschlechtes, die Mitte einnehme. Dort suchten wir es aus der Natur der Produkte nachzuweisen. Hier werden wir auf dieselbe Beobachtung durch die Natur der Organe zurückgeführt. Denn wenn wir zugestehen müssen, daß die Produktion des Mundes große Verwandschaft mit der des Hauptes hat, auch von Seiten der producirenden Organe, so fühlen wir uns gedrungen in der Unähnlichkeit dieser beiden Produktionen und ihrer Organe die Aehnlichkeit zu erkennen, welche die Produktionen des Mundes und des Geschlechtes, namentlich auch in ihren Organen, untereinander haben. Es muß hier vorzüglich die Zunge in Betracht gezogen werden. Sie ist ein Organ, das, wir mögen es nun betrachten, wie wir wollen, immer nicht recht in die Vergleichung des Mundes mit dem Gehirne passen will. Dagegen ist sie das, was den Vergleich der Mund- und Geschlechtsorgane eigentlich bedingt. Der Mund ohne die Zunge ist der mütterliche Schoos, welcher das Wort in sich hegt, pflegt und bildet. Die Zunge ist der Mann, welcher das Wort zeugt. Ohne Zunge ist es unmöglich, accentuirte Töne, also Worte hervorzubringen. Alles Werden in sich ist eine Geschlechtsfunktion. Bei den meisten Dingen ist sie so verborgen, daß es nicht möglich ist, Geschlechtsthätigkeiten zu sondern. Bei anderen Erscheinungen tritt sie mehr nach außen hervor, ohne daß eine geschlechtliche Sonderung hervorgerufen werden muß, wie es bei den höheren Organisationen nothwendig ist. Zu jenen mittleren, eben eine Sonderung beginnenden Verhältnissen gehört nun das Wort mit seinen Organen. Dahin gehört außerdem auch das ganze Reich der

Pflanzen. Es darf ſchon deßhalb kein Leſer vor unſerem Vergleich erſchrecken. Wie Schelver auf den von einer Seite ſo wahren Gedanken kam, der Pflanze das Geſchlecht abzuſprechen, ſo muß es uns erlaubt ſeyn, der Sprache in ihrem Werden und den ſie bildenden Organen geſchlechtliche Regung zuzugeſtehen. Wir fühlen uns hier genöthigt, etwas weiter auszuholen, um ſo mehr, weil dies noch zur Beſeitigung einer anderen Schwierigkeit dienlich ſeyn wird. Der Mund iſt nämlich nicht allein vorhanden, um Organon der Sprache zu ſeyn. Wie er das Ende der Sprache iſt, ſo iſt er der Anfang der Aſſimiliſation. Wir eſſen auch mit dem Mund. Denn daß er uns zur Aufnahme der Luft dient, wird hoffentlich niemand befremden, weil er erſtlich dies Geſchäft mit der Naſe theilt, andrerſeits leicht einzuſehen iſt, daß ihm mit Recht ein Theil dieſes Geſchäftes zukommt, oder um es anders auszudrücken, er mit Recht ſich einen Theil dieſes Geſchäftes anmaaßen kann, wenn er will, da ja die atmoſphäriſche Luft das Subſtrat der Sprache liefert, und der Schöpfer der Sprache — denn wo Vater und Mutter in Eins zuſammenfließt, da erſteht ein Schöpfer — in die Gewinnung des Subſtrats doch wohl ein Wort darein reden darf. Was nun das anbetrifft, daß wir mit dem Munde auch eſſen, ſo erklärten wir dies früher als in der Oekonomie des menſchlichen Leibes begründet. Wollte ſich aber jemand damit nicht begnügen, ſo möge er noch folgendes erwägen. Wie die Sprache die Mitte einnimmt zwiſchen den drei Stufen menſchlicher Produktion, ſo nimmt das Eſſen, der Anfang der Aſſimiliſation, auch eine Mitte ein: die Mitte nämlich zwiſchen dem bloſen, gelaſſenen Daſeyn und der höheren, freieren, von ſich wegſetzenden Produktion eines Daſeyns. Es wird nämlich dadurch die Forteriſtenz, die Erhaltung, die Reproduktion des Daſeyns bedingt: ſo daß der Mund, weit entfernt, durch dieſe gedoppelte Funktion zu verlieren, im Gegentheil einer bedeutenderen Stellung theilhaftig wird, indem er dadurch zur viel vollſtändigeren Würde eines Mittelsmannes, eines realen medius terminus zwiſchen Haupt und Rumpf gelangt. Denn er iſt es, welcher die Aktivität des Hauptes und die Paſſivität des Rumpfes ſo in ſich vereint, wie es nöthig iſt, um der Vollender der Sprache und Anfänger der Reproduktion zu

werden. Ein so niedriges Seyn, wie selbst das höchste Seyn des Rumpfes, die Brust, vermag wohl ein kosmisches Element, wie die Luft, zu trennen und sich anzueignen; um über irdische Stoffe aber etwas zu vermögen, bedarf der Rumpf eines solchen Nachbaren des Hauptes, wie der Mund ist, als seines Vorgängers.

Dazu kommt jedoch noch folgendes. Es findet sich also eine zweite Mitte vor, welche die Assimilkation der Nahrung einnimmt, und in dieser Mitte zeigt sich sogar eine geschlechtliche Tendenz: nur daß es eine blos einseitig geschlechtliche Richtung ist. Die tiefste Stufe des Geschlechtes ist die, wo eigentlich gar kein Geschlecht vorhanden ist: die höchste die, wo die Geschlechter sich in entschiedener, gesonderter Persönlichkeit entgegentreten. Die Mitte für diese Gegensätze ist nun da, wo ein gewordenes Seyn da ist, dessen Bestreben darin besteht, sich selbst zu erhalten, d. h. sich stets von neuem zu zeugen. In der Ernährung ist jeder Mensch, jedes organische Seyn ein Pol, ein einseitiger Geschlechtspol, der durch seine Aktion sich immer von neuem erzeugt. Hieran schließt sich der eigentliche Geschlechtsakt der Pflanze. In ihr ist ein männlicher Pol, dem gegenüber das weibliche, in der Pflanze verborgene, Innere sich kaum selbstständig gelten zu machen vermag. Immer wird der Stemepl von einer Mehrzahl von Staubfäden umringt. Die Zerreißung des Stempels in mehrere zeugt eher von einer Schwäche als einer Stärke, indem der weibliche, so schon genug unterdrückte Pol hier sogar von der Gefahr bedroht wird, auch noch in die stark überwiegende männliche Peripherie hinausgerissen zu werden. Auch in den Insekten, dem Gegenpol und deßhalb den Pflanzen in so viel ähnlichen Pol der Vegetation, concentrirt sich z. B. in dem Bienenstock alles um das weibliche Centrum, d. h. läßt dieses kaum aufkommen gegen die viel gewaltigere Macht des Männlichen und muß daher nur durch eine gegen diesen Pol eingehauchte Achtung erhalten werden. Stürben nicht so viele Insekten in der Begattung, so würde sich bei ihnen dies Verhältniß männlicher Uebermacht noch weit öfter wiederholen. Es ist daher bei den Pflanzen ihre höchste That der Produktion und des Lebens — daß ich so sage — ein stetes In-sich-Hineinfressen des neuen schwachen Keimes, den das Männliche oft

durch eine Vervielfältigung ins Unzählige ganz in sein Bereich hineinzureißen sucht, aber doch nie ganz kann, — und gränzt ganz enge an die niederste Geschlechtsthat des Organismus, die Reproduktion des eigenen Lebens.

Wir wollen noch einen Ansatz machen, von dem aus wir einem räschen Abschluß dieses Theils zueilen werden. Der Leser möge uns verzeihen. Handelt es sich hier doch zum letzten Mal von einem Detail der uns so wichtigen Menschengestalt. Schon oben zeigten wir die Hauptähnlichkeit der Hand. Sie ist das höchste Glied des Rumpfes: der Mund die unterste Region des Hauptes. Wir vermuthen hier mit Recht eine Verwandtschaft zwischen beiden Organen. Wir müssen kurz verfahren. Es muß uns daher gestattet seyn, einen Satz, den wir früher blos als Zwischenbemerkung, aber im strikteſten Zusammenhang, einfließen ließen, hier als leitendes Princip an die Spitze zu stellen. Wir sagten: Wo Vater und Mutter in Eins zusammenströmen, da beginnt ein Schöpfer aufzutauchen. Es wird dieser Satz aber auch umgekehrt gelten müssen: Wo der Schöpfer entweicht, spaltet er sich in Mann und Weib. Jeder Demiurg tritt daher auf die Seite des Geschlechts. Es ist dies ein Verhältniß nach oben, wie nach unten das der Assimilisation. In dem göttlichen Sohn liegt die Wurzel aller demiurgischen Ideen verborgen. Darum ist er der Sohn des Vaters und in sofern mit geschlechtlicher Tendenz behaftet. Der Messias erschien als Mann. Der St. Simonistische Wahnsinn, eine Erlöserin zu suchen, ist nichts als die strengste Consequenz des größten historischen Irrthums, den die Welt je sah. Zu seiner Gemeinde aber verhält sich der Sohn als zu seiner Braut, zu seinem Weibe. Jeder Leser, der uns bisher gefolgt ist, wird sich dessen erinnern, was wir von der peripherischen Centralität der Hand gesagt haben. Dieser Stellung gegenüber nimmt der Mund den Platz centraler Peripherie ein: d. h. mit ihm beginnt am menschlichen Leib das Herauswerfen menschlicher Centralität an das Licht der Peripherie, ohne mehr die Sicherung der Unverletzbarkeit als Entschuldigung dieses Strömens in die Peripherie für sich zu haben. Die Hand ist noch ein Demiurg des menschlichen Leibes. Sie ist eine Macht, die allem das

Siegel ihrer Vernunft aufzudrücken ſucht. „Es iſt nichts Geiſtiges, was nicht in dieſes Bereich fiele," — ſagt Göthe einmal von der Hand. Sie führt den Scepter und iſt das Organon des Künſtlers: — und tritt, je höher die Organiſation iſt, in deſto entſchiedenere, bewußtere, aber daher auch freiere Relation mit dem Munde: ſo daß, wie wir oben vom Gehirne ſagten, ſchon die Vollendung der Hand das Auftreten der Sprache fordert. „Betrachte man," ſagt ebenfalls Göthe einmal, „die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Aneignen der Nahrung geſchickt und geſchäftig ſind, und wie ſie, außer einigem Spieltrieb, dem Zwiſchenknochen untergeordnet und die Knechte des Freßwerkzeuges bleiben." — Wie reißt ſich die menſchliche Hand von dieſer Beſtimmung und Einſchränkung los, und wie bleibt ſie doch zugleich dieſem Geſchäfte unterworfen! Es iſt erſtaunlich, wie in der Natur, beſonders im Organismus, ſo oft das Weib zum Mann und der Mann zum Weib wird, und dies ohne alle Anſtrengung. Aber liegt dies nicht ſchon im vollendeten Begriff der Relation und vor allem des medius terminus? Und iſt die Natur nicht vermöge ihrer unendlichen Relationen voll von Zwiſchen- oder Mittebegriffen? Wenn denn ſo die Hand das Haupt des Rumpfes iſt, der Mund aber die Herauswerfung der Centralität unſeres Hauptes in die Peripherie, ſo kann der Satz nicht mehr auffallen, daß der Mund in der Geſtaltung einer concaven Sphäre das iſt, was in der einer converen die Hand iſt: — oder anders ausgedrückt: der Mund iſt eine immanente Hand, — die Hand ein emanirter Mund: — oder: die Zunge iſt ein Fingeranſatz, und die Finger eine vollendete Zungenevolution. Deßhalb ſchreibt die Hand, was der Mund, die Zunge ſpricht. Und um mit Anticipation des Nächſtfolgenden gleich das Höchſte auszuſagen: Wie die Aſſimiliſation des Mundes ein der Sprache in vieler Beziehung verwandtes, aber das niedrigſte Geſchäft des Mundes iſt, ſo iſt die Abhängigkeit der Hand von der Aſſimiliſaton und die Dienſtpflicht, die ſie ihr ſchuldet, die höchſte Knechtſchaft und Demüthigung der Hand. Die Kunſt aber iſt das Wunder der Hand. Kunſt iſt jedoch Geſtaltung. Geſtaltung iſt aber auch die höchſte That des Mundes, das Wunder der Sprache.

Wer wagt es nun noch, etwas einwenden zu wollen gegen die engste Verwandtschaft beider Gränznachbaren? — Wir glauben so, wie zuerst die Aehnlichkeit des Mundes mit dem Haupte, die des Mundes mit dem Geschlechte nachgewiesen zu haben. Statt den Mund dadurch zu erniedern, haben wir ihn auf die höchste Stufe emporgehoben, indem wir einmal das Geschlecht von seiner höchsten Seite erfaßten, und dann in ihm ein Organon nachwiesen, das, wie es besonders in seiner Handähnlichkeit erscheint, die geschlechtliche, natürliche Produktion der Sprache an die Gränze künstlerischer That hinanrückt. Wir könnten diese Aehnlichkeit der Sprachorgane und des Geschlechts auch noch von anderer Seite her zur höchsten Evidenz bringen, wenn wir uns in jenen Tiefen des Lasters umsehen wollten, wo das schauderhafte Spiel wollüstiger Verwesung auf den höchsten Gipfel des Raffinements getrieben und wohl gar als die Aeußerung der höchsten Lebensregsamkeit betrachtet wird. Aber theils ist für unsern Zweck bereits genug geschehen: andrerseits wollen wir uns die Freude über das Große dieser Aehnlichkeit nicht durch das Herauskehren ihrer fürchterlichen, nicht Schatten-, sondern Nacht- und Todseite verbittern. Nur sey uns noch das bescheidene Wort erlaubt, daß der bräutliche Kuß die That des Mundes ist. —

Es ist nunmehr an der Zeit, auf die Funktionen der Mundorgane zu kommen und zu erkennen, welche Veränderungen mit dem Substrate des Wortes vorgehen. Wir wissen, als was wir die Stimme von dem Kehlkopfe überkommen haben. Wir wissen, daß sie der durch die Hülle des Kohlenstoffs hindurchwirkende, sich immer mehr der Expansion ergebende und, vermöge des Widerstandes, den er auf seinem Wege findet, der Erschütterung unterworfene Stickstoff ist. Der erste Widerstand war die Verengerung der Luftröhre, in die das Wortsubstrat hineingetrieben wurde. Es war aber dies ein Widerstand, der die Tendenz des Stickstoffs theilweise beförderte: er konnte sich in dem uns so wohl bekannten Anfang jeder Seynsbewegung, in der Linientendenz evolviren. Erst in den Häutchen, welche die Stimmritze bilden, trat wahrer Widerstand entgegen, der Widerstand der zweiten Dimen-

ſion. So ergab es ſich uns denn, daß auf demſelben Wege, auf welchem alles geworden, auch die Stimme hervorgeht — aus dem Widerſtand der beiden Hauptdimenſionen. Und ſo muß für den treuen Beobachter ſogleich die, faſt von der Gewißheit der Ueberzeugung begleitete, Frage entſtehen: Ob nicht etwa das Wort durch Erneuerung dieſes Dimenſionenzwieſpaltes aus der Stimme herausgeſteigert werde? Jeder Zweifel gegen die Bejahung dieſer Frage wird ſogleich durch die Aufmerkſamkeit aus dem Felde geſchlagen werden können, die der Beobachter nur auf ſein eigenes Sprachorgan zu richten braucht. Denn es iſt der Mund nichts anderes, als die freigemachte, vom übrigen Körper losgetrennte, ſich ſelbſt gegebene Stimmritze. Und wie ſollte bei der ſonſt ſo großen Aehnlichkeit des Mundes mit der Hand, ſich nicht auch hierin ihre Verwandtſchaft manifeſtiren, daß ſie, gleichen Schritt haltend, erſt im Menſchen zu dem ihnen ſo nothwendigen Selbſtbeſitz zu kommen im Stande ſind? In beiden zeigt ſich der gleiche Gang, der ſich überhaupt bei jeder Organbefreiung auf ähnliche Weiſe zeigen muß, und der darin beſteht, daß ſich das Organ zuerſt an dem Punkte, an welchem es hervorbrechen ſoll, ſeiner Haupttendenz nach, aber in völliger Abhängigkeit von jenem Punkte ſehen läßt, dann mit ſteter Erinnerung an das, was es werden ſoll, ſich in der Linienrichtung von dieſem Punkte weg entfernt und endlich, wenn es weit genug weggerückt iſt, — die Entfernung und Wegrückung wird natürlich durch die Intention beſtimmt, mit der das Glied oder ein ſolcher Gliederorganismus geſetzt wurde — ſich als zu einem beſtimmten Zweck ſelbſtſtändig geworden zufolge dieſer ſeiner Beſtimmung als ein ſelbſtſtändiges erfaßt. Wenden wir die Entwicklung dieſes hiſtoriſchen Naturganges auf den Mund und ſeine Wölbung an, ſo muß, da die Einheit, welche die Stimme bildet, in der mit Macht herauswirkenden Linienpotenz des Wortſubſtrates und in der dieſe von zwei Seiten her beſchränkenden zweiten Dimenſion der Stimmritze — beſteht, der Mund weiter nichts ſeyn, als die nach den Verhältniſſen des Unterhauptes erweiterte und mit einer nach den gleichen Verhältniſſen beſtimmten Länge begabte Luftröhre, die aber an jedem Punkte ihrer Exiſtenz durch die Gegenwirkung des Un-

terkiefers gegen den Oberkiefer die Potenz hat, eine die Linienevolution hemmende zweite Dimenſion hervorzurufen: und zwar ſo, daß Knochenbildung und Fleiſchentwicklung ſich nach allen Seiten hin begleiten, da aber, wo der Mund zum Abſchluß kommen ſoll, auseinandertreten und als die Hauptfaktoren der zweiten Dimenſion zuerſt als Zähne und dann als Wangen und Lippen erſcheinen. Auch hierin bricht plötzlich wieder eine merkwürdige Aehnlichkeit des Mundes und ſeiner Organe mit dem Gehirne hervor, und wir können uns nicht enthalten, ſie im Vorübergehen zu erwähnen. Nur das Gehirn hat nach unſeren früheren Expoſitionen die Kraft, an ein und demſelben Punkte ſeiner Exiſtenz als Linie und als Hemmung der Linie, d. h. als zweite Dimenſion zu erſcheinen. Nach dem Ebengeſagten ſehen wir, daß dieſe außerordentliche Fähigkeit auch dem Munde in einem freilich viel beſchränkteren Grade verliehen iſt. Ich ſage in einem beſchränkteren Grade. Denn erſtlich kommt der Mund dem Gehirne an ſphäriſcher Abrundung bei weitem nicht gleich und iſt auch nicht ſolch völlig eſoteriſchen Beſtrebungen ergeben, die vorhanden ſeyn müſſen, wenn dieſe Simultaneität der Exiſtenz und des Ortes für die erſte und zweite Dimenſion verwirklicht werden ſoll. Dazu kommt aber noch folgendes. Schon das Hervorbrechen der Zähne hindert ein völliges Aneinanderſchließen der beiden Repräſentanten der zweiten Dimenſion entlang der ganzen Mundhöhlung. Daß aber die Zähne ſo vorhanden ſind, wie ſie es ſind, hat nicht allein ſeinen Grund in der Aſſimiliſation, die auch dem Mund anheimfällt, ſondern ſchon in der Wölbung, die der dem Gehirne parallel laufende Mund beſitzen muß. Dadurch wird aber die Ausübung der zweiten Dimenſion, die allein durch die Berührung des Ober- und Unterkiefers bewirkt werden kann, ſehr beſchränkt, indem die völlige Wölbung des Gaumens nur an ihren niederſteigenden Enden zu dieſer Berührung kommen kann. Gegen die Oeffnung des Mundes zu kann dies vermöge der auseinandertretenden Zähne und Lippen zweimal geſchehen: — da aber nach hinten zu dieſe Trennung nicht eintritt, ſo iſt da eine zwar nur einmalige, dafür aber breitere Berührung möglich: ſo daß alſo die Conſtruktion des Mundes nur ein dreimaliges, ſucceſſives Eintreten der zweiten Di-

menſion geſtattet. Es liegt jedoch in dieſer Beſchränkung der zweiten Dimenſion keine Schmälerung, keine Beeinträchtigung des Mundes, wie der Sprache. Der Mund gelangt durch dieſe Wölbung erſt zu ſeiner wahrhaft menſchlichen Würde. Es gelingt ihm ſich einen centraleren Schein anzuziehen und dadurch vor jener einſeitigen Streckung zu bewahren, der die Schnauze des Thieres unterworfen iſt. Die Sprache gewinnt dadurch nicht allein eine geräumigere Wohnung und einen kräftigeren Reſonanzboden: ſondern es taucht kraft dieſer Wölbung der von weiblichen Bildungsorganen umdrohte und zurückgedrängte Mann in der Zunge empor, der das Wort erſt zu dem bildet, was es iſt und ſeyn ſoll. Es iſt die Zunge, dieſe Hand der Sprache und des Mundes, ein wunderbares Organ. Sie hat ſich eine Exiſtenz erworben, in der mit der äußeren Ergebenheit an die erſte Dimenſion alle Kraft der zweiten vereinigt iſt. Dieſe äußere Verfallenheit an die erſte Dimenſion mit der Kraft der innewohnenden Erektion und einer Wirkung, die Thaten der zweiten Dimenſion leiſten kann, ſie ſind es, die uns hauptſächlich berechtigen, den übrigen Mundorganen gegenüber, der Zunge ein männliches Princip zuzuſchreiben, ſoweit es überhaupt in dem Bereich eines ſo verſchlungenen, immanenten Werdens, wie das der Sprache, möglich iſt. Alles, was der zweiten Dimenſion durch die Gaumenwölbung des Mundes entzogen iſt, wird ihr durch die reichliche Aktivität der Zunge vollſtändig wieder erſetzt. Denn die Zunge iſt in der That die Diagonale zu nennen zwiſchen der ſtark entwickelten Linienpotenz des Wortſubſtrates und der im Munde dreimal repräſentirten und entſchieden hervortretenden zweiten Dimenſion. Ja ſie iſt noch weit mehr, da ſie es iſt, welche vermöge ihrer Volubilität und Biegſamkeit das Wortſubſtrat auch zu jeglicher Bogenlinie zu beſtimmen vermag. Der tüchtige Lehrer des Zeichnens ſtellt an ſeinen Schüler die gerechte Forderung, vor Allem gerade Linien, vertikale, horizontale und ſchiefe, und dann reine Bogenlinien mit einer gewiſſen Meiſterſchaft ziehen zu lernen, wenn dieſer es je zu einer bedeutenden Leiſtung bringen will. Die Zunge iſt der Künſtler von Natur: ſie verſteht es, dieſe Rudimente der Kunſt ohne Uebung in vollkommener

Schönheit zu ziehen und ſie dann zu den herrlichſten Geſtaltungen zu verflechten. Wenn wir mit einiger Beſonnenheit ſprechen, ſo vermögen wir es, eine ferne Ahnung von dem aktiven Gefühl, von dem göttlichen Zucken zu bekommen, das in der Hand des künſtleriſchen Genies wohnt. —

Jetzt liegt es uns ob, noch einen Blick auf die letzte Vollendung des Wortſubſtrates zu werfen und dann den Verſuch zu wagen, jene gegliederten Organe und ihre Bewegungen mit dem Subſtrate in Eins zuſammenzuſchlingen. Wird das Wortſubſtrat nicht als Stimme entlaſſen, ſo gewinnt der in ihm webende und im Munde zurückgehaltene Stickſtoff Zeit, alle trägere Ruhe des ihm allenfalls noch entgegenwirkenden Kohlenſtoffs zu überwinden und mit bebender Ungeduld ſich völlig dem Triebe der Expanſion zu überlaſſen. So gelingt es ihm denn auch in einem Nu, alle Ungleichheit des Seyns aus ſich zu verbannen und ſich, während er vorher nur das verborgene ſeeliſche Princip ſeiner Kohlenſtoffhülle war, durch ſeine ſtets nach außen wirkende Kraft der Begeiſterung zu einem ſolchen Grade zu begeiſtigen, daß er im Stande wird, Träger der höchſten Leiblichkeit — weil es eine Leiblichkeit iſt, die in ihrem Entſtehen augenblicks wieder aufhört, Leiblichkeit zu ſeyn, Träger des Wortes zu werden. Je länger das Wortſubſtrat im Munde verweilen muß, um ſo ſchöner, vollendeter wird das Wort. Denn der unwillige Stickſtoff, dieſer Feind aller Gränze, unterwirft ſich dann, obgleich ungeſtümm drängend, doch gerne einer Begränzung, um nur im Vereine mit dieſer endlich ausgeſtoßen und ſeiner längſt vermißten Freiheit, die er durch das Einathmen verloren hatte, wieder gegeben zu werden. Darin beſteht die Schönheit der Sprache, die den einen Mund gänzlich zu fliehen ſcheint, während ſie mit heimlicher Wonne auf jeder Sylbe des andern thront, daß dieſes Subſtrat gezwungen werde, allen Selbſtwillen durchaus aufzugeben, und, wenn es ihn einmal beibehält, ihn nur deßhalb beibehalte, um durch dies Selbſtiſche ſeine nicht gewollte Selbſtheit zu verklären. —

Es iſt die Mannigfaltigkeit des uns umgebenden und in uns verborgenen Seyns ein Unendliches, ein ſo Unendliches, daß wir ſeine Unermeßlichkeit gar nicht verſtehen, ſondern, wie vor der

Größe einer uns eblouirenden Zahl, gefesselt dastehen. Das gewöhnliche Auge wird dadurch genöthigt, in der dummen Verstocktheit seines alltäglichen Daseyns ohne alle Hülfe fortzuleben. Der Dichter erfaßt diese Unermeßlichkeit eben in diesem ihren Gesetz der Schrankenlosigkeit und liefert uns aus dem Born seiner beschränkenden Kraft die Fülle und den Reichthum einer nie endenden Anmuth und Vielheit. Dem Philosophen kommt es zu, diese Vielheit für nichts zu achten, auf daß er das Eine gewinne. Es ist uns gelungen in der Unendlichkeit der Attribute und Erscheinungen immer nur das Eine zu erblicken und nichts aufzufinden, als die Verschiedenheit der stets gleichen Faktoren. Aber selbst innerhalb des Gebietes dieser Verschiedenheit ist das Seyn unendlichen Zufälligkeiten und Variationen unterworfen, deren Wie für die große, innere historische Einheit der allgemeinen Existenz ganz gleichgültig ist. Es gibt nur zwei Dinge, auf die es bei der Stufensteigerung des Seyns ankommt und welche die unendliche Vielheit auf ein eben so unendlich-Einfaches reduciren: — Zwei Dinge, welche beide für jedes Seyn von höchster Bedeutung in jedem auf gleiche Weise vorhanden sind, aber beide, nie von Allen gleich erkannt, deßhalb auseinander gerissen wurden und eine Spaltung veranlaßten, die noch jetzt die wissenschaftliche Welt trennt. Diese zwei Dinge sind, auf dem Standpunkt der Physik ausgesprochen, die eigentliche physische und die mathematische Betrachtung: — und auf die welthistorische, philosophische Stufe erhoben: die jedesmalige ethisch-physische Wesenheit der Seynsstimmung, welche einer jeden Existenz zu Grunde liegt, und die Erscheinung der Dimensionen im weitesten Sinne, des Verhältnisses, unter welchem die Weltfaktoren zusammengetreten sind. Und diese Zwei, welche so oft in der Wirklichkeit auseinanderfallen, in der Wissenschaft aber fast stets des Verständnisses wegen auseinandergehalten werden müssen, sie sind in Einem und sind Eins. Denn — und es muß uns nach allem Vorhergegangenen erlaubt seyn, uns hier kurz zu fassen — denn das Unerkannte erwacht stets anders, als ein stets Neues aus dem Schlafe des Gewordenseyns, will daher immer als ein anderes, und muß daher stets

eine andere Gerechtigkeit dieſes Wollens erfahren. Dennoch liegt bereits in dieſem ſeinen Wollen ſeine Gränze und das Maaß ſeiner Verhältnißthat. Und es wäre folglich die kühnſte That eines philoſophiſchen Geiſtes, überall die mathematiſche, organiſche, logiſche und hyperlogiſche Verhältnißthat in die Eſſenz des ethiſch-phyſiſchen Grundweſens zu verwandeln, da in der wirklichen Exiſtenz ſelbſt dies ſtets geleiſtet iſt. — Iſt dieſe Zweiheit nun das Einzige, worauf es überall ankommt, ſo müſſen wir das All, welches uns ſeine unendliche Verſchiedenheit entgegenhält, überall finden können, wo wir dieſe Zwei finden und das gute Zutrauen faſſen, daß, ſey es auch der kleinſte Punkt, wo ſie erſcheinen, doch an dieſem kleinſten Punkt eine Concentration und reale Verwirklichung ihrer unendlichen Verſchiedenheit möglich iſt. Es erſcheint uns nun aber die ganze, bis über das Gehirn hinaus aufſteigende Stufenleiter des ſchwärmenden Grundweſens aller Exiſtenz, dieſes ethiſch-phyſiſchen Gährens in dem Stickſtoff der Bruſthöhle repräſentirt, welcher, der atmoſphäriſchen Luft entzogen, in der Bruſt durch die Ankunft des Venenbluts mit allem Elend und allem Glanz blos irdiſcher Tendenz, mit dem Kohlenſtoff bekleidet wird und durch die in ihm wohnende Kraft ſich wieder emporſteigert zu der Exiſtenz eines rein kosmiſchen, klaren Elements, um durch dieſes ſein allgemeines Seyn zur Fähigkeit zu gelangen, Subſtrat jedes Wortes zu werden, mag dies nun die allgemeinſte oder individuellſte Bedeutung haben. Denn die Allgemeinheit beſchließt zwar das Individuelle in ſich, dieſes aber nicht jene, ſo daß alſo zwar durch Genauigkeit einer ſelbſt nur quantitativen Beſchränkung dem Allgemeinen Individualität gegeben werden kann, nicht aber das Individuum durch irgend ein Mittel wieder verallgemeinert zu werden vermag. Um dies jedoch zu Stande zu bringen, iſt dem nur graduell nach der Stärke der Expanſion, aber nicht ſpezifiſch verſchiedenen Subſtrate gegenüber die ganze Kraft der zweiten Dimenſion und einer die zwei Dimenſionen nach allen Seiten hin verſchlingenden und modificirenden Macht in den Organen des Mundes entwickelt, ſo daß jedem Worte die ihm gebührende reale Geſtaltung gegeben werden kann. Es iſt demnach wirkliche Exiſtenz, ihr Denken

und ihr Sprechen Eins. Denn überall wird da eine auf derselben Verhältniß that beruhende, der anderen ganz congruente Gestaltung hervorgerufen. Wie groß, wie prophetisch wahr hat daher schon Joh. Georg Hamann an Jakobi geschrieben: „Verstehst du nun, Herzens-Pollux, mein Sprachprincipium der Vernunft, und daß ich mit Luther die ganze Philosophie zu einer Grammatik mache, zu einem Elementarbuch unserer Erkenntniß, zu einer Algebra und Construktion nach Aequationen und abstrakten Zeichen, die per se nichts und per analogiam alles mögliche und wirkliche bedeuten.“ Jeder Leser unserer Arbeit wird sich jetzt das noch halb Ungenaue und Ungenügende dieses Ausspruches selbst verbessern und ergänzen können. An dieser Stelle liegt auch die eigentliche Ausgleichung der realistischen und nominalistischen Streitigkeiten verborgen: ein Kampf, der sich unter anderen Namen bis in unsere Zeit herein erstreckt hat.

Es ist etwas Eigenthümliches um die reale Gestaltung des Wortes. Aus dem Schooße der höchsten, universellen Allgemeinheit herausgearbeitet und oft in den individuellsten Zustand hineingedrängt, vermag kein Wort lange zu seyn. Kaum sind die beiden Pole seiner Existenz so weit gebracht, daß sie sich endlich entschließen, von ihrer bloßen quantitativen Vereinigung zu lassen, so strömt das eben qualitativ gewordene Wort, indem sich der hoch gesteigerte Stickstoff mit der ihm aufgedrungenen Form nur so eben identisch verbunden hat, wieder auseinander, der Stickstoff verfällt dem stets in der Luft hinreichend vorhandenen Sauerstoff und wäre bereit, sich im nächsten Moment wieder als atmosphärische Luft einsaugen zu lassen. Es ist nöthig, diese reale Gestaltung des Wortes mit der der Wirklichkeit aller Dinge zu vergleichen. Denn die Gestaltung der Gedanken im Innern des Hauptes ist etwas so rein Immanentes, ganz an die Gränze des Ideellen fallend, daß wir sie hier am ehesten bei Seite liegen lassen können. Wollen wir fürs erste einmal die Möglichkeit verfolgen, daß in der That der Mund für alles wirkliche Seyn ein reales Verhältniß besitze. Er hat vor Allem die drei Vertreter der zweiten Dimension, die wir oben bezeichneten: den Schluß des Schlundes, der Zähne und der Lippen. Hier

bietet ſich nun die Möglichkeit dar, die Stimmritze als nicht ſeyend zu betrachten, die Luftröhre bis zum erſten, zweiten, dritten Auftreten der zweiten Dimenſion zu verlängern und hier immer den Ton hervorzurufen. Und dies iſt allerdings die Forderung, die an den Sprechenden ergeht und die wir oben als ein Hinübergießen der Stimme in die Region des Mundes bezeichneten. Hätten wir es uns nicht ſelbſt verſagt, Beiſpiele und Beweiſe aus einzelnen Sprachen anzuziehen, da wir hier nur von dem natürlichen Princip der Sprache, d. h. von der Potenz des Sprechens handeln, ſo würden wir ſagen, daß ſich der Hebräer deßhalb die Bezeichnung der Vokale verſagte, weil er den Vokal, das Tönende, das Ueberſtrömen der Stimme als die conditio sina qua non der Sprache anſah und der Natur der Sache nach glaubte, die Weiſe, den jedesmaligen Vokal auszuſprechen, ſey ſchon in den zuſammentretenden Conſonanten deutlich genug mit allen Modifikationen bezeichnet. Wir und alle occidentaliſchen Völker ſind hier leider zu ſehr in das Meer des Zufälligen gerathen, als daß wir dem Geſetz einer gleich heiligen Nothwendigkeit uns mit den ſemitiſchen Stämmen anvertrauen dürften. — So ſehr ſich aber auch der Organismus anſtrengen würde, das Vorhandenſeyn der Stimmritze zu vernichten und die Luftröhre bis zum erſten Auftreten der zweiten Dimenſion im Munde (im Schlunde) zu verlängern, ſo iſt die Stimmritze einmal da und kann nicht weggeläugnet werden. Suchen wir daher die Stimme völlig in die zweite Dimenſion herüberzuziehen, ſo geht es doch nicht vollſtändig: die Stimme wird verändert, und, da das erſte Auftreten der zweiten Dimenſion die größte Breite hat, weil keine ſolche Trennung ſtatt findet, wie nach vornen, in Zähne und Lippen, ſo wird die Stimme hier als die plattgedrückteſte, d. h. als die gequetſchteſte, am meiſten an das Conſonantſeyn hingerückte, als A erſcheinen. Wird ſie vorgeſchoben bis an die zweite Gränze der zweiten Dimenſion, bis an die Schärfe der Zähne, ſo erſcheint ſie ſelbſt am ſchärfſten und zerſchnittenſten als E und J. Wird ſie endlich vorgeſtoßen bis zur dritten Erſcheinung der zweiten Dimenſion, bis zu den Lippen, ſo erſcheint die Stimme als die gerundetſte, vollendetſte und doch unendlichſte, — ihre Luftröhrenbaſis iſt auch die

längſte — als O und U. — Es iſt merkwürdig, daß der doriſche Dialekt ſich mit ſo großer Vorliebe in α, ο und ω bewegt. Es ſcheint ſich die alte, erſte Zeit des Sprechens hauptſächlich in A, E und O ergangen zu haben. I und U fallen einer ſpäteren Zeit anheim. War aber das Gebiet des Vokals im Alterthum beengter, ſo iſt dies eine weitere Rechtfertigung der ſemitiſchen Sprachen in Beziehung auf ihr Nichtſchreiben des Vokals. — K, T und P mit ihren Modificationen ſind die Erſcheinungsweiſen der Hemmungen, welche an den drei Gränzen der zweiten Dimenſion die Vokalkraft erlitt. Jeder, welcher den Verſuch macht, wird finden, daß von der verſchiedenen Breite dieſer brechenden Regionen die jedesmalige beſondere Erſcheinung und Tönung bedingt iſt. Inmitten dieſer drei Regionen wohnt die Zunge. Theils ihrer Einzelwirkung durch Vibrirung mehr nach hinten (R) oder vornen (L) hin, wodurch ſie den hervorſtrömenden Fluß der erſten Dimenſion in ſich ſelbſt zur zweiten Dimenſion hin zu brechen ſucht, theils ihrem näheren Anlegen an Zähne, Lippen und Gaumen (M, N, S, F) verdanken alle übrigen Conſonantenverhältniſſe ihr Entſtehen.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß die menſchliche Stimme, wenn ſie aus ihren Regionen des bloſen Stimmſeyns hinübergeleitet wird in das Gebiet der eigentlichen Worteriſtenz, während ſie auf der einen Seite den entſchiedenſten Verluſt erleidet, auf der anderen doch zu einer Feinheit des Ausdrucks geſteigert wird, von der die Stimme keine Ahnung hat. Zwar ſcheint es eine Bedingung jeder Exiſtenz zu ſeyn, den Vortheil, welchen ihr die Hauptſteigerung ihres Weſens verſchafft, durch mancherlei Verluſte nach anderen Seiten hin bezahlen zu müſſen; — doch walten hier bei dieſer fallenden und ſteigenden Reciprocität der Stimme und des Wortes noch beſondere Umſtände ob, welche dieſen Verluſt bedingen. Das erſte iſt ein mehr Quantitatives, daß nämlich die Region der Stimme breiter wird, und dieſelbe Maſſe nicht mehr in gleicher Raumconcentration ſich zu bewegen hat. Dieſe Raumerweiterung, der das Wortſubſtrat anheimfällt, iſt umſtellt von Organen größerer Freiheit, die nicht mehr blos nach Geſetzen der Expanſion und Concentration wirken, wodurch das zwar nach außen hin tendirende, aber verfeinerte Subſtrat Einwirkungen unterwor-

fen iſt, die ſelbſt ſein Vokaltönen mit Conſonantſchein behaften. Und hiezu kommt nun noch — daß ich ſo ſage — der immanenteſte Grund, der darin beſteht, daß der Stickſtoff aufhört ein in einer Hülle weſendes zu ſeyn und wie die höheren Organiſationen mit ſeinem Lichte an den Tag hervorbricht, dem Geſetze größerer Verwundbarkeit dahin gegeben. Dafür haben ſich denn aber auch die Gränzungsketten der zweiten Dimenſion größere Freiheit gewonnen, indem ſie nicht mehr als bloſe, todte Hemmungen entgegentreten, ſondern ſich in ihrem Conſonantſeyn einen Vokalſchein angezogen haben. Ueberall ſonſt in der Wirklichkeit iſt die zweite Dimenſion das ſtarre, kalte Geſetz, welches die in ihr entgegentretende erſte nicht in ſich eingehen läßt, ſondern ſie ſtreng und ernſt in ihren eigenen, beſtimmten Kreis zurückwirft. Hier im Munde ſchneidet zwar die zweite Dimenſion die Gränze der erſten jedes Mal ſcharf ab, läßt ihr aber den Anſatz einer zweiten Evolution, die von ihr aus möglich wäre, ſtets fühlen, wenn es auch nicht gerade in jedem Fall zu dieſer neuen Evolution kommen ſollte. Hierin iſt es, worin das Weſen des Conſonanten beſteht. Deßhalb korreſpondirt dem K das A, das E dem T und dem P das O. Und das iſt noch nicht genug. Es ſchließt ſich an dieſe Relationen noch die große Mittlerrolle der Zunge an, welche der Geſchlechtsgegenſatz des Mundverhältniſſes allerdings geſchaffen hat, die aber am Haupte des höheren Geiſtes ſelbſt zur Künſtlerin und zur Hand des Hauptes wird. Eine Verſatilität der Dimenſionverhältniſſe, die, wenn ſie in der Wirklichkeit nicht blos in manches Seyn die höchſte Verwirrung, ſondern dieſem ſelbſt den Tod bringen würde, — ſo wie die Erdbeben die fürchterlichſten ſind, welche mit ihrer horizontalen Wellenbewegung eine vertikale Aufrichtung verbinden — eine ſolche Verſatilität macht es, daß dem Munde die Möglichkeit gegeben wird, in ſeiner ſo beſchränkten Räumlichkeit jedes Verhältniß ſeiner Hauptten-denz nach hervorzurufen, in welchem die Stufeneriſtenz ſeiner Wirklichkeit beſteht.

Und noch nicht genug, vermag ſogar die Gewalt oder Schwäche der Aushauchung und das Ergriffenwerden von der erſten, zweiten oder dritten Fixirung der zweiten Dimenſion die

ethiſch-phyſiſche Grundeſſenz, welche jedem Stufenſeyn inne wohnt, in dem Worte dem Verhältniß der Wirklichkeit gemäß hervorzurufen. Ich ſagte Gewalt oder Schwäche der Aushauchung. Und in der That, die von der Bruſthöhle bis zu den Lippen fortſteigende Contraction iſt es, welche noch als der letzte Faktor anzuſehen iſt, durch deſſen Wirkſamkeit das Wortſubſtrat den Organen des Mundes entgegengetrieben wird und ſo der Beförderer der geſchloſſenen, ſo ſchönen, im Nu verfliegenden Einheit des Wortes wird. Durch keinen gereinigteren, edleren Weg, durch keine geregeltere Kraft kann der Metallſtrom der Eſſe entfließen, um die Form zur Geſtaltung des göttlichſten Kunſtwerkes zu erfüllen. Ueberall kann dem ſtärkeren oder ſchwächeren Strom eine ſtärkere oder ſchwächere Modification entgegentreten. Schon dieſer eine Satz vermag eine ſolche Unendlichkeit von Modificationen durchſcheinen zu laſſen, daß ihre Zahl allein die Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt übertreffen könnte. Aber es kann der Strom des Wortſubſtrates auch ohne zum Wort gebildet zu werden, dem Munde entweichen. Er vermag da ganz einfach einen ſchlichten Naturweg, wie bei dem Einathmen, zu gehen, ohne alle Intention des Menſchen und ſeines Organismus. Oder er wird zur Gewalt des Seufzers geſteigert, deſſen ſtürmiſche Macht oft den ganzen Menſchen ausſchütten zu wollen ſcheint. So ſchildert uns Ophelia den zaudernden Hamlet, der ihr gegenüber ſeine Seele ſo gerne den Lüften dahingegeben hätte, wäre er nicht dem Fluch einer ſchrecklichen Nothwendigkeit verfallen geweſen.

— Long stay'd he so;
At last, — a little shaking of mine arm,
And thrice his head thus waving up and down, —
He raised a sigh so piteous and profound,
As it did seem to shatter all his bulk,
And end his being. —

Und Hamann ſchreibt ſeinem Freunde Herder: „Ein recht tief geholter Seufzer iſt mir jetzt ſtatt eines Spazierganges.“ Das σστενάζειν der Kreatur iſt eine Klage ob des Mangels der Sprache und ein Geburtsſchmerz (συνωδίνειν) der

Worte, mit denen sie einst den Schöpfer preisen wird. Und was ist das „unaussprechliche Seufzen" anderes, als das völlige Aushauchen des Wortsubstrates, dem der geängstete oder jubelnde Geist wegen unendlicher Gedankensimultaneität keine individuelle Form aufzuprägen im Stande ist? — Die griechische Sprache hat diese Grundbedingung des Aushauchens in dem spiritus lenis ausgesprochen. Ihr spiritus asper war ein Vorläufer des H, welches das sich selbst Fassen der Exspiration ist, nachdem das Substrat des Wortes durch die Stimmritze hervorgetreten ist. — Hier ist jener Versuch noch zu erwähnen, das H aus unserer Sprache zu entfernen: ein Versuch, der vielleicht nur durch Hamanns gewaltige Polemik bis auf unsere Tage gekommen. Es ist in der That merkwürdig, von welcher divinatorischen Gabe jede nichtige Aufklärerei zu jeder Zeit gewesen ist, daß sie stets auf die Punkte verfallen mußte, welche allerdings den fraglichen Gegenstand, wenn der Ansatz gelungen wäre, beeinträchtigt hätten. Jener Angriff gegen das H kann als ein wahrer Mordversuch gegen das Lebensprincip der Sprache betrachtet werden. Es ist, als wenn wir einem Manne die Sehne des Fußes entzweischneiden und dann einen Spaziergang zu machen zumuthen würden. —

Vier sind der Hauptorgane des Mundes, wie wir gesehen haben, die drei Vertreter der zweiten Dimension und die Zunge. Trotz aller Sonderung aber, die jedem dieser Organe eigen ist, fließen sie so in einander, daß daß Wortsubstrat auf seinem Wege von unzähligen Möglichkeiten umgeben scheint. Der Grund hievon liegt in der tief gehenden Oekonomie des menschlichen Leibes und der Haupt-Verwandtschaft des Mundes. Es ist schwieriger, als man in dem ersten Augenblicke glauben sollte, dem Grundsatze des Helvetius zu widersprechen, daß alle Menschen mit gleichen Geisteskräften begabt seyen. Man kann aber, in unsere Anschauungen eingehend, behaupten, daß es zwar bei allen Menschen zu einer letzten Einheit des Unerkannten und der Gotteskraft käme, daß aber die Macht des Substrates, welche das Unerkannte für einen jeden hergibt, oft äußerst schwach und gering ist und von einem ebenso unbedeu-

tenden Antheil der Gotteskraft zu einer Gleichheit mit ihr herangesteigert wird. Wir müssen uns hier unwillkührlich an jenen Berliner von niederem Stande erinnern, welcher der Meinung war, daß die wohlfeilere Taufe eines Kindes auch „darnach gewesen seyn" müsse. Was uns auf die höchsten Regionen geistiger Existenz angewandt eine Lächerlichkeit erscheint, muß sich uns da, wo eben durch das letzte Schwinden des Prozesses die Natur enden und der Geist sich aufrichten will, als eine recht wohl denkbare Möglichkeit anbieten. Es wäre daher keine Ungereimtheit zu sagen, daß dem einen bereits schon so viel Verstand und Geist aus dem Auge blitze, als der andere in dem innersten Penetrale seines Gehirnes verborgen halte. Sieh, jener dort, er denkt blos so viel, als mein Mund spricht, und jener dritte — es ist ein Gelehrter — schreibt seine Bücher mit weniger geistigem Bewußtseyn, als des Dichters reiche Brust Athem schöpft. Wenn denn so die Mundorganisation eines hohen Geistes die Thatkraft besitzen kann, welche dem Gehirne des Minder-Vollendeten kaum einwohnt, so erhellt daraus von selbst, welche Macht der Modificationen in der Composition des Mundes ruht: eine Macht, die um so bedeutender ist, je mehr der Untertheil des Hauptes, der Mund, dem Obertheile, d. i. dem Gehirne, verbunden und seiner unmittelbaren Einwirkung ausgesetzt ist. Wehe dem Haupte, in welchem ein vollkommener Riß eingetreten ist, so daß der Unterkiefer fast zu entfliehen und sich selbstständig zu setzen sucht. Denn hier werden die Mundorgane alle steifer, da es dem Haupte nicht gelang, sich selbst unter sich centraler zu stellen und an seine rechtmäßige Centralität festzuketten. Der Apostel spricht davon, daß das Weib eine Macht auf dem Haupte haben soll. Selig ist der Mund, welcher die Macht eines starken Gehirnes über sich schweben hat. Es darf uns nicht wundern, zu welcher hohen Stufe des dialektischen Dialogs sich Sokrates hinaufgeschwungen haben mußte. Schaut nur den überhängenden Felsen seiner Stirne, der alle Potenz des unteren Hauptes unter seine Füsse gethan hatte. Wagt es also nicht, ihr, die ihr nicht durchgedrungen seyd zu den Mysterien menschlicher Gestalt, zu richten über die Schönheit eines Angesichtes. Der, welcher keine Gestalt noch Schöne

beſaß, warf durch das Wort: Ich bins — die Schaaren ſeiner Feinde zu Boden.

Es gibt aber noch einen anderen Grund für den Reichthum der den vier Mundorganen geſchenkten Modificationen: einen Grund, der weniger auf ideellen Beziehungen beruht, als in den Geſetzen des Werdens zu ſuchen iſt. Ueberall, wo uns ein Werden entgegentritt, macht ſich der Conflikt des Seyns auf die offenſte und weichſte Weiſe kund. Jedem Eindruck iſt das Subſtrat des zukünftigen Seyns dahingegeben, und ſelbſt das, was das Werdende zu beſtimmen hat, macht, ſo ſtreng es auch ſonſt ſeine Forderungen durchzuſetzen ſucht, mit ihm den ganzen Weg des Werdens durch, ſo daß alſo ſelbſt dieſer dem Ziel zueilende Wille geſchmeidig wird, an jedem Punkte anzuhalten bereit iſt und, um nur zum Reſultate zu gelangen, ſelbſt da nachgiebt, wo er ſonſt um keinen Preis nachgeben dürfte. Nun aber iſt das Wort, bis es ausgeſprochen verhallt, ein beſtändiges Werden. Es muß alſo der Complex der Mundorgane dieſe abſolute Geſchmeidigkeit in ſich tragen, ſo daß ein völliges Gebrochenſeyn und hinwiederum eine plötzliche Straffheit jedem Punkt des Mundes innewohnt, wenn anders das Wort jene ſchöne, dritte Geſtaltung um ſich werfen ſoll, die es zum homogenen und congruenten Abbild des Gedankens wie der realen Wirklichkeit erhebt.

Es kann ſich der Philoſoph die Anſchauung gefallen laſſen, daß die ganze Thierwelt einen Complex bildet, der nach einem Ideal der Geſtaltung hinanringt und ſein Ziel in dem Menſchen zu finden glaubt, ja er muß ſogar ſelbſt dieſe Anſicht ausſprechen, wenn er nur die Gefahr des Durcheinanderfließens pregnanter Charaktere vermeidet. Dann aber muß er ſich mit dem ganzen Bewußtſeyn ſeines Willens erheben, wenn er andere den Verſuch machen ſieht, die geiſtige Blüthe des Menſchen als ein Auftauchen aus der Baſis ſeines Organismus zu bezeichnen, wenn das Haupt, wie es uns das Gerippe zu zeigen ſcheint, als ein von der Maſſe des Leibes getragenes angeſehen wird, und nicht vielmehr als dasjenige, welches dieſe Maſſe aufrecht hält. „Ebenſo war es, ſchreibt Göthe, mit dem Begriffe, daß der Schädel aus Wirbelknochen beſtehe. Die drei hinterſten erkannte ich bald, aber erſt im

Jahre 1791 gewahrte ich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seyen.“ Das ist so, wie es gegeben wird, nicht wahr. Denn es muß hier gerade die umgekehrte Betrachtung vorgenommmen werden. Soll nämlich das Gehirn durch den Rumpf durchgeführt werden, so kann die Wölbung des Hauptes nur dadurch in die Länge gezogen werden, daß Knochen, wie unsere Wirbelknochen, auftreten. Daß nun selbst der Schädel dem Gesetz der Wirbelknochenbildung zu unterliegen scheint, beweist wiederum nichts gegen uns. Denn wir wissen ja, daß selbst auf das Gehirn die erwachte Linienpotenz des Geistes einzuwirken suchte, so daß wir nun am Schädel sogar diese Auseinanderzerrung wahrzunehmen vermögen, die wir früher nur in der Zersplitterung des Gehirns nach exoterischen Tendenzen zu und in der Fixirung der Sinnespotenzen erkannten. Es mag sich nur die tiefere Naturforschung hüten, aus dem Schisma des Leibes die Einheit des Geistes gewinnen zu wollen, statt das Schisma des Leibes aus dem eingetretenen Schisma der Geisteseinheit zu erklären. Wenn wir nicht in diesen scheinbaren Kleinigkeiten den Lockungen des Materialismus entfliehen, so wird es uns nie gelingen, uns den Armen seiner — man sage, was man will — stets furchtbaren Macht zu entwinden. Aus dieser falschen, der wahren schnurstracks entgegengesetzten Ansicht von der Oekonomie des menschlichen Leibes sind alle jene Verwirrungen hervorgegangen, welche, um den Unterschied menschlicher und thierischer Gestaltung zu finden, stets lauter Attribute an die Stelle des wahren basischen Seyns setzten. Linné vermochte Mensch und Affe durch kein charakteristisches Unscheidungsmerkmal zu trennen. Dann wurde der Unterschied in Fuß, Hand, den Verhältnissen des Intermarillarknochens, der vertikalen Stellung des Leibes gesucht, ohne die eigentliche Bedingung dieser allerdings wichtigen Verhältnisse aufzufinden, ja oft ohne nur nach ihrem Wie und Warum zu fragen. Unser erster, leitender Satz, der schon alles Zweifelhafte und besonders das in seinen Folgerungen Gefährliche umstößt, heißt dagegen gleich so: Alles, was ihr thierische Verwandtschaft des Menschen nennt, hat seinen Grund in dem Sturz des Menschen in thierische Regionen und Dimensionen,

welche die Veranlaſſer ſeiner nunmehr ſchismatiſchen Oekonomie des Leibes wurden. Das Geſetz urſprünglich menſchlicher Geſtaltung war Folgendes: Alles, was Tendenz des einſeitigen Unerkannten heißt, muß durch die Gewalt der dem Menſchen immanenten Gotteskraft in Gleichmaaß und Gleichgewicht geſetzt ſeyn. Dieſes Geſetz manifeſtirt uns noch das ihm am treuſten gebliebene Gehirn. In den Wirbelthieren entbrannte zum letzten Mal die nach allen Seiten hin einen Ausweg ſuchende Gluth des Unerkannten. Dadurch, daß es überall hin und in allen möglichen Direktionen ſeine eigene Maaßloſigkeit zu evolviren ſtrebte, — wobei es ihm einerlei war, ſelbſt in den Schein der Gottestraft hineinzuſchlüpfen, wenn es nur einſeitig exiſtiren konnte — hat es jene unruhvolle Mannigfaltigkeit hervorgebracht, die uns noch jetzt die eigentliche Stufenleiter der Thiergeſchlechter aufzufinden verbietet. — „Du biſt Erde und ſollſt wieder zur Erde werden.“ Die Erde iſt der Ruhepunkt, der letzte Ruhepunkt geweſen, von dem aus die neue, ihrem Abſchluß zueilende Entwicklung der Schöpfung begonnen hatte. Rein irdiſch zu ſeyn, das iſt die Tendenz der meiſten Wirbelthiere. Hoch über allem Irdiſchen, in voller Einheit der Dimenſionen lebend, wohnte der Menſch. Da erwachte in ihm die Einſeitigkeit und riß ihn in die Region der Thiere der Erde zu. Nun war er zwar in den Zuſtand zurückgeſunken, dem er ſich im Schlafe des Werdens bereits entrungen hatte. Es war aber doch nur *eine* Potenz der Einſeitigkeit aus ihm hervorgebrochen und der Gott hatte ſeine Einheit erhalten. Deßhalb ſtrebt der Rumpf der Erde zu. Aber ihm entgegen iſt der aufſtrebende Reſt der Einheit geblieben. Wie ſich daher auch der Rumpf gebärden mag, nie kann er der über ihm ſchwebenden Gewalt der Einheit entfliehen: — und dieſe Einheit thront in der alle Länge des Menſchen unter der Dimenſion der Breite beſchließenden Macht des großen Gehirnes. Das iſt der wahre Grund unſeres auf poſitiven, realen Seynsverhältniſſen beruhenden aufrechten Ganges. Nirgends, in keinem anderen Seyn wird die Linienpotenz des Leibes, die Linienpotenz des kleinen Gehirnes ſo mächtig und unter ſolch' rechtem Winkel von der Macht des großen Gehirnes überſchattet, wie im menſchlichen

Organismus. Denn es wurzelt der Rumpf kraft des ihn dem Haupt verbindenden Halses in dem Centrum des menschlichen Hauptes. Wie weit er auch hinausfliehe, stets bleibt er central und wird von der dominirenden Peripherie des großen Gehirnes in Schach gehalten. Da ist es nun von der höchsten Bedeutung, daß parallel mit den Rückwirbeln die gegliederte Luftröhre läuft und daß der Mund parallel mit den Verhältnissen des Gehirnes seine Lage einnimmt. Es ist ein erneuertes luftiges Setzen der menschlichen Verhältnisse. Es wäre wunderbar, wenn der Mund nicht ebenso reden könnte, wie das Haupt denkt. Haben wir nun oben schon die Zerrissenheit der im Thiere hausenden Dimensionsverhältnisse anerkannt, so müssen wir jetzt eine gleiche Folgerung auf die Kraft der Sprache und Stimme thuen, die sie besitzen. Der Fisch heißt stumm; das Tönen der Amphibien ist im Grunde nichts als ein universelles Tönen, das sich in dem ungesonderten, mit dem alleinigen Trieb eines vorwärts stachelnden Hungers begabten Haupte concentrirt hat. Das Zischen der Schlange ist im Reich des Tones, was in dem der Leiblichkeit ihre treulose, schlüpfrige Zunge ist. In dem Gebiet der Vögel hat die Stimme ihren bezaubernden Wohnsitz aufgeschlagen; — die vierfüssigen Thiere haben diese ihre Stimmenpotenz wieder gebrochen, um sie in das Gebiet der Rede vorzuschieben. Es läßt sich ihr polterndes Tönen eine zerdrückte Stimme nennen.

Vornen und Hinten, Oben und Unten, Rechts und Links setzt Aristoteles als eine Hauptbedingung jedes vollendeteren Seyns fest. Da, wo nur eine oder nur zwei dieser reciproken Bedingungen erfüllt sind, kann aber, abgesehen davon, daß keine höchste Vollendung des erscheinenden Seyns sich ausweist, noch die Frage aufgeworfen werden, welche Verhältnisse vorhanden sind und welche fehlen. Begegnet uns nicht im Geistigen wenigstens oft genug der Fall, daß wir ein Oben für Vornen und ein Unten für Hinten halten? Man ziehe die große und kleine Axe einer Ellipse, so ist es klar, daß alle Verhältnisse derselben sich nur unter einer Dyas und nicht unter der Aristotelischen Trias manifestiren. Wollten wir nun auch zugeben, daß die Pole der kleinen Axe ein

Rechts und Links ſeyen, ſo entſtünde die Frage, ob die der großen Vornen und Hinten oder Oben und Unten wären. Und ſelbſt wenn wir die Hauptrudimente einer analysis situs gefunden hätten, ſo entſtünde die neue Frage, ob nun das, was unter der Dimenſion der Länge erſcheint, wirklich die Dimenſion der Länge iſt und nicht nur eine verkappte Dimenſion der Breite: — oder mit anderen Worten — ob Vornen wirklich Vornen und nicht allenfalls Rechts iſt. Ja erſcheint bei dem Menſchen nicht die Dimenſion der Länge als Oben und Unten, während ſie bei dem Thier als Vornen und Hinten auftritt? — Und um das Letzte auszudrücken, — ſelbſt wenn das Gleiche als Gleiches erſcheint, ſo kann dennoch die Frage, wenigſtens der Zweifel entſtehen: Ob das Gleiche denn doch das eigentliche Gleiche ſey. Hier kann nur ein Zurückgehen auf die äußerſten Anfänge des Werdens zweifelloſe Reſultate geben. Verhältniß und Bewegung des Seyns iſt im Innerſten das Nämliche. Wir wiſſen, daß und wie das Waſſer ein Prius der Erde iſt. In beiden iſt die Evolution der Länge nicht zu verkennen. Dennoch bewegt ſich die erſte Dimenſion im Waſſer in der Tangentialkraft der ſideriſchen und kosmiſchen Ellipſen, während ſie in der Erde als dieſe Tangentialkraft unter rechtem Winkel ſchneidend hervorbricht. Beide Male alſo unter ganz entgegengeſetzter Form erſcheinend, iſt es doch beide Male die gleiche erſte Dimenſion, die Dimenſion der Länge κατ' ἐξοχήν. Daß der Fiſch ein thieriſches Vorgreifen in der Region des Waſſers ſey, wenn auch erſt mit der auftauchenden Erde entſtanden, haben wir ſchon früher noch mit entſchiedenerer Beſtimmung erwähnt. Was iſt natürlicher, als daß er der Tangentialkraft des Waſſers folgt und in ihr ſein Vornen und Hinten findet? Ueberdies trägt er in ſich die vorterreſtriſche Stimmung des Waſſers und die erſt nachterreſtriſche Ausprägung thieriſcher Organiſation. Es iſt nicht anders möglich, als daß dieſe ſo prägnante Zuſammenzwingung eine eigenthümliche Noth des räthſelhafteſten Daſeyns bei ihm hervorruft und ſelbſt ſeine dimenſionellen Verhältniſſe in den entſchiedenſten Zuſtand des Zweifels verſetzt. Auf gleiche Weiſe faſt, wie die Erde, hat das Waſſer die Tendenz eines beinahe völligen Verſtummens. Die höchſte

volle Athemzüge der Freiheit dar: der Freiheit, welche der Lichtstrahl gewinnt, wann er aus dem dichteren Medium in das zartere eintritt. Die Vögel sind Diagonalen, von der Erdtendenz in die der Luft hinausgezogen. Denn die Luft bewegt sich in noch viel gespannteren Tangentialkräften als das Wasser: noch viel lebhafter als aus dem Wasser hervor bewegt sich die Erdlinie in die Luft hinein. Die Stimme des Vogels ist die Offenbarung seines innersten Daseyns. Die Flügel sind nur ein nothwendiges Attribut seiner Stellung. Höchst merkwürdig aber ist es hier, daß da, wo das Vogelseyn am höchsten steigt, es schon eigentlich die ihm angewiesene Stufe überspringt, die Stimme verstummen läßt und das Gehirn mehr nach vornen wirft, so daß der gekrümmte Schnabel des Adlers nur ein Auslaufendes dieser überhängenden Tendenz genannt zu werden verdient. In ihm hat die irdische Natur schon entschiedeneren Bestand gewonnen. Er ist ein Sprößling der Felsen, der Luft und der Sonne. Sein Flug besitzt mehr gewaltige Energie als Ausdauer. Laßt euch nicht täuschen das Reich der Attribute für Manifestationen der Wesenheit zu nehmen. Nicht weil der Adler die Macht seines Schnabels und der Krallen besitzt, ist er ein fleischfressendes Thier: sondern deßhalb weil er die Stufe des Vogelseyns bereits übersprungen hat und der concentrirtesten Speise bedarf, um sich in seiner vorgreifenden Existenz zu erhalten. Ueber das ganze Seyn des Menschen, der die äußersten Schranken des menschlichen Denkens erreicht hat und nun mit stolzer oder verzweifelnder Demuth zögernd im Leben steht, werdet ihr eine stille, ernste, oft erschütternde Melancholie verbreitet sehen. Ein Ehrfurcht gebietender Egoismus, Flucht vor Gesellschaft und Liebe der Einsamkeit, ein hie und da plötzliches Aufflackern des fast verlöschten Auges und selten der gewichtige Ausspruch eines tiefsinnigen Wortes: — das sind die Attribute solcher vorzeitigen Gotteserkenntniß. Wollt ihr ein solches, gleichsam verkörpertes Daseyn schauen? Hier ist der einsame Flug des Adlers um die Felsenriffe der Luft, sein Nest in der Nachbarschaft des Schnees und Eises, sein flammendes, ungestraft in die Sonne blickendes Auge, der schwermüthige Ton seines Krächzens und der verachtende Blick des Gefangenen.

Doch endlich hat die Erde völlig geſiegt. Mit ihr erſcheint das Geſchlecht der vierfüßigen Thiere. Was hier als Länge erſcheint, iſt der Sieg der niederſtreckenden Breite. Aber nicht der aufwärtsgeworfene Kopf des Pferdes, nicht der Schmuck des Hornes und Geweihes iſt der Triumph dieſer Thierwelt. Das erſte ſetzt die zum Kopf geſtaltete medulla oblongata in ein den Winkelverhältniſſen der Vögel ähnliches Verhältniß. Zwar läuft der Repräſentant des großen Gehirnes nicht mehr parallel mit dem Rückgrath. Aber er hat dies auch noch nicht vollkommen unter das Geſetz des rechten Winkels gebracht. Geweih und Schnautze, Horn und Schnautze, — ſie ſind nichts als die wegen ihrer Stärke geſpaltenen, nach vornen hin tendirenden Richtungen des Schweifes. Die Stimme des Thieres iſt hier zerquetſcht und in der Region zwiſchen der Stimmritze und der K-Laute ſtirt. Da iſt die höchſte Vollendung, wo das thieriſche Gehirn der Säule des Rückgraths faſt unter einem rechten Winkel entgegentritt. Es wird daher die verſtändige Klugheit des Elephantenrüſſels hier ihre völlige Erklärung finden. Auch der früher einmal erwähnte Ausſpruch Büffons, daß Schlappohren ein Anzeichen der Zähmung ſeyen, wird nunmehr für den Leſer kein weiteres Räthſel enthalten.

Daß ein Wort werden könne, bedarf es der hohen, Gehirn-ähnlichen Vollendung des Menſchenmundes. Die große Wölbung deſſelben iſt der freie Raum, deſſen jede edlere Geſtaltung zu ihrem Werden bedarf. Wie zwei platte Mühlſteine vernichtet der thieriſche Mund, wie die ihm beſtimmte Nahrung, ſo das Subſtrat des Wortes. Iſt aber die Leidensfähigkeit der Sprache ſo groß, ſo haben wir die natürliche Möglichkeit der Sprachen, ja unendlicher Sprachentwicklung gefunden. Es iſt nöthig, auch hier mit einer zwar flüchtigen, aber doch zugleich gewichtigen Ueberſicht über das Ganze hinzuſtreifen. Denn nur das Prägnante, höchſt Bedeutende iſt es, was bei ſolch' abſchließender Betrachtung hervorgehoben werden kann. Es ſind das jene Fußſtapfen, die von dem Gange einer Rieſin, eines Gottes über dies zwiſchen Natur und Geſchichte ſchwankende Gefild predigen. — Als ein pivot des ganzen, zerſprengten Geſchlechtes ſteht in der Mitte

die kaukaſiſche Race. Zu ihren Seiten als Nord- und Südpol findeſt du die mongoliſche und die äthiopiſche. Die mongoliſche iſt meiſt weizengelb, mit wenigem, ſtraffem, ſchwarzem Haar, enggeſchlitzten, aber aufgedunſenen Augenliedern, plattem Geſicht und ſeitwärts eminirenden Backenknochen. Die äthiopiſche iſt mehr oder weniger ſchwarz, mit ſchwarzem, krauſem Haar, vorwärts prominirenden Kiefern, wulſtigen Lippen und ſtumpfer Naſe. In der einen dieſer Phyſiognomien, der äthiopiſchen, iſt die Richtung des Hauptes in die Dimenſion der Länge vom Unerkannten hineingeriſſen worden: in der anderen hat ſich dieſer Dämon alles Seyns der ihn ſonſt niederhaltenden Breite bemächtigt und das Angeſicht auseinanderzuzerren geſucht. Unter der Laſt dieſes Dimenſionenfluches hat vor Allem die Sprache zu leiden. Bei dem Aethiopier verfällt ſie mehr oder weniger der Dehnung in die Länge und der Gefahr, ſich in ein thieriſches Zerdrücktwerden des Wortſubſtrates zurückgedrängt zu ſehen. Und was allenfalls noch glücklich dieſem Schickſal entronnen, erfährt zuletzt das Unheil der wulſtigen Lippen, die nicht raſch und ſauber genug die Wortgeſtaltung in die Luft hinausſetzen können. Bei dem Mongolen dagegen iſt vor Allem der Mundweg der Sprache zu kurz, die bei dem Kaukaſier ſich ſelbſt gelaſſenen Mundorgane drückt die Spannung der Verzerrung, und ſeine Lippen leiden an einem der äthiopiſchen Verkehrtheit faſt entgegengeſetzten Fehler, da ſie, zu ſehr den Seiten zugeworfen, die dem Wort ſo nöthige Vollendung der Zartheit und Weichheit nicht zu geben im Stande ſind. Beide Racen beſitzen dagegen als ächte thieriſche Verwandtſchaft den Schmuck der glänzendſten Zähne. Nur die Cultur iſt der Corruption der Zähne unterworfen. Ihr zählt das unter die in ihrer Gegenwart hervorgebrochenen Verderben. Doch bedenkt, daß da, wo die höchſte Blüthe des Lebens erſcheint, viele Kräfte in dies Centrum zurückgewandt und dem Leibe entzogen werden. Oft tragen zarte Seelen die zarteſten Körper, die aber auch das Ideal irdiſcher Schönheit verwirft — dann unterliegen ſie wieder der Maſſe eines vom Geiſte aufgegebenen Körpers: — endlich müſſen Glieder oder Rumpf- und Haupttheile den Mangel einer nicht

einmal räumlichen Vollendung an ſich tragen, indem die Kraft zu ihrer völligen Entwicklung aus zu bedeutender ſeeliſcher Contraktion nirgends her aufzubringen war. Der Grieche hätte gewiß oft das, was ein chriſtliches Gemüth als Schönheit bezeichnet, verachtet und verlacht. Daß Körperfehler freilich unzählige Male zwar innere, aber doch nur quantitative Veranlaſſung haben, verſteht ſich für den tieferen Beobachter von ſelbſt. — Wenn Göthe da, wo er in ſeiner Farbenlehre von der Färbung des menſchlichen Leibes ſpricht, zu folgender Stelle ſich veranlaßt findet: „Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweiflerfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menſchenbildung und Farbe gleich ſchön, und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der anderen vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles deſſen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Menſch d. h. derjenige, deſſen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Bräunliche, Röthliche ſpielt, kurz deſſen Oberfläche am gleichgültigſten erſcheint, am wenigſten ſich zu irgend etwas Beſonderem hinneigt, der ſchönſte ſey:" — — ſo dünkt es uns faſt lächerlich, für den Wohllaut der Kaukaſiſchen Sprache ein ähnliches Prärogativ noch beſonders in Anſpruch nehmen zu wollen. Wie derjenige, welcher die armſelige Tanzmuſik des wilden Afrikaners jener faſt unübertrefflichen Macht europäiſcher Muſik vorziehen wollte, Gefahr liefe, für einen Wahnwitzigen zu gelten, ſo, glaube ich, würde derjenige kaum einem ähnlichen Urtheil der Verdammniß entkommen können, der die in ſich gebrochene Melancholie eines Kafferiſchen Geſanges dem Wohllaut homeriſcher oder arioſtiſcher Verſe an die Seite zu ſtellen wagte. Was übrigens die ſprachliche und dialektiſche Verſchiedenheit der Kaukaſen betrifft und deren Haupttendenz in einem Uebergewicht des Vokals bei dem Südländer und bei dem Nordländer in einer ſtets fortſchreitenden Uebermacht des Conſonanten beſteht, ſo erinnere ich nur an die Hauptreſultate iſomorphiſcher Erſcheinungen, daß nämlich bei der verſchiedenſten chemiſchen Compoſition gleiche Kryſtalliſirung eintritt, dagegen aber auch oft die divergirendſten Kryſtallbildungen die verwandteſten Baſen haben, jener Erſcheinung vergleichbar, welche das verderbliche Biperngift und die unſchuldigen

Gummiarten von faſt gleichen chemiſchen Beſtandtheilen ſeyn läßt. Dem, welcher unſerer ganzen Auseinanderſetzung gefolgt iſt, wird es nun nicht mehr auffallend ſeyn, wie die kleinſte Veränderung der Geſtaltung den verſchiedenartigſten Wortlaut hervorzurufen vermag Es kommt nur darauf an, ſich von dem Ebloüirenden mannigfaltiger Tonerſcheinung nicht einſchüchtern zu laſſen. —

So iſt es uns denn endlich gelungen, von allen Seiten bis zu dem Punkte vorgedrungen zu ſeyn, auf dem es uns möglich wird, die letzte abſchließende Erkenntniß des Wortes zu erfaſſen. Nicht genug, den Parallelismus der Sprache mit dem ganzen menſchlichen Seyn erfaßt zu haben, dürfen wir den Ausſpruch thun, daß, wie die ganze Natur konkurrire, um über ſich ihre — mehr als Eſſenz — ihre erneuerte, zur Freiheit geſteigerte Weſenheit im Menſchen zu ſetzen, ſo dieſe innerſte Weſenheit ſich wieder eröffne, um das als ihr eigenſtes Daſeyn erkannte All der Schöpfung in gegliederter Manifeſtation eines natürlichen Staates als Tribut, als Beweis und Einſatz ihres königlichen Rechtes der fixirten Geſtaltung der Wirklichkeit zurückzugeben. Wenn Philo, ebenſo wie Büffon das Geſchlecht, das Wort (γόνιμον φῦτον) zu einem ſechſten Sinn macht, ſo will er das, was ein Effekt nicht nur aller Sinne, ſondern eine Anſtrengung des ganzen Kräftemeers, das im Menſchen wohnt, iſt und ſeyn muß, zu einem einſeitigen Geſellen des Ohres und Auges herabſetzen. So weiß Hegel nur von einer ganz einſeitigen Einheit (μονάς), nichts aber von derjenigen, welche als ein ἓν καὶ πᾶν die wahre iſt. Auch Herder ſpricht ſo, als ſey die Sprache nur eine Tochter der Sinne und des Vermögens, nach Kräften Interjektionen des Schmerzes und der Wonne ꝛc. auszuſtoßen. „Die ganze Natur ſtürmt auf den Menſchen, ſeine Sinne zu entwickeln, bis er Menſch ſey. Und wie von dieſem Zuſtande die Sprache anfängt, ſo iſt die ganze Kette von Zuſtänden in der menſchlichen Seele von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet.“ Und wiederum: „Je älter und urſprünglicher die Sprachen ſind, deſto mehr durchkreuzen ſich auch die Gefühle in den Wurzeln der Wörter. Ich finde nichts als etwas ſehr Menſchliches hierin, nämlich Dürftigkeit und Bequemlichkeit der Erfinder. Sie hatten ein neues

Wort nöthig; und da das müſſige Erfinden aus leerem Kopf ſo ſchwer iſt, ſo nahmen ſie ein ähnliches mit der Veränderung vielleicht nur eines Hauches.“ Es läßt ſich nicht ſagen, was ein ſolches conglomeratähnliches Entſtehen der Sprache den ſchönen olympiſchen Bau derſelben zu einem Wuſte von Schutt entſtellt. Selbſt Joh. Georg Hamann ſtreift einige Male an eine ſolche Darſtellung der Sprachentſtehungsweiſe hin, nur daß die Nothwendigkeit des gewaltigen Geiſtes niemals auf ein ſolches Meer der Zufälligkeit, wie Herder, gerathen konnte. „Da ſich unſere Denkungsart,“ ſchreibt er, „auf ſinnliche Eindrücke und die damit verknüpften Empfindungen gründet, ſo läßt ſich ſehr wahrſcheinlich eine Uebereinſtimmung der Werkzeuge des Gefühls mit den Springfedern der menſchlichen Rede vermuthen. Wie nun die Natur eine gewiſſe Farbe oder Zuſchnitt des Auges einem Volke eigen macht, ebenſo leicht hat ſie uns unbemerkte Modifikationen ihren Zungen und Lippen mittheilen können. Thomas Willis fand in den Aeſten des fünften Nervenpaares die Urſache, warum Liebäugeln und Küſſen der Liebe, dieſer beredten Leidenſchaft, zum allgemeinen Wörterbuch dienen.“ In der That Thomas Willis erinnert uns hier ſehr an Büffons sixième sens. Die Sprache iſt aber kein Attribut, ſie iſt ein Produkt, ein Geſchöpf der menſchlichen Eſſenz. Welche Unnothwendigkeit trägt hier auf unſerem Standpunkt die Frage von dem menſchlichen oder göttlichen Urſprung der Sprache an ſich! —

Alle Dimenſionen, deren unendliche Mannigfaltigkeit der Offenbarung die Natur iſt, erſterben im Menſchen. Hierin beſteht die Unfaßlichkeit und Unſichtbarkeit ſeines Geiſtes. Das Ungenügende dieſer negativen Beſtimmungen ſelbſt hat ſeinen Grund in nichts als in dem Aufhören, Latent-Werden der Dimenſionsverhältniſſe. Wenn Herder den Sinnen jenes große Prärogativ gibt, Sprachſchöpfer zu ſeyn, ſo ſucht er weiter nichts als ein Verhältniß zwiſchen dem Menſchen und der Außenwelt anzuknüpfen, das dem der ſogenannten ſenſibeln und irritabeln Nerven ähnlich iſt. Aber wie es nicht genug war, daß Kant an den Dingen die Formen ſeines Erkenntnißvermögens wahrnahm, ſo hätte Herder die Dinge ſelbſt in den Menſchen hineinrücken und ordnen müſſen, wenn

erkennen geben. Die Sprache muß auffallend und in Etwas ſpezifiſch von den beiden anderen Produktionen des Menſchen, dem Denken und dem Geſchlecht, verſchieden ſeyn. Und dies iſt ſie denn in der That auch. Wir fanden in ihr einen Mangel vollendeter Qualität. Wir ſahen, daß ſie rein quantitativ beginnend zu keinem ſiegreichen Auftreten der Qualität zu kommen vermochte. Denn in dem Moment ihrer qualitativen Geſtaltung erſtirbt ſie wieder, und das ſie in der Beſchränkung beſeelende Subſtrat fällt dem allgemeinen Leben anheim. Deßhalb ſchwingt ſich bei ihr auch das, was nur ein — oft ſo ſehr verborgenes — Attribut jedes andern Seyns iſt, der Ton, auf die Stufe einer bevorrechteten Exiſtenz empor, ſo daß er der Träger der Wortgeſtaltung zu ſeyn ſcheint, während er doch von ihr getragen wird, ja ohne ſie gar nicht zu exiſtiren vermöchte. Da aber nach unſeren frühgeren Expoſitionen der Ton das Seyn des Werdens iſt, ſo läßt ſich jetzt, die qualitative Unvollendetheit der Sprache ſo ausdrücken, daß das Wort ein gerade noch zum Abſchluß kommendes Werden iſt, das eben im Moment ſeiner Vollendung die mit Noth errungene Stufe einer realen Exiſtenz wieder zu verlaſſen genöthigt iſt. Denn wie der Aſtronom werdende Geſtirne, werdende Welten, ſieht, wie nicht nur im Bereich unſerer Atmoſphäre, ſondern auch jenſeits derſelben in den Gegenden, wo nach Plato die unſterblichen Götter wohnen, ein ſtetiges Ringen nach Bildung und Solidescenz wahrzunehmen, ſo ſtrebt auch da, wo wir mit Händen greifen können, alles nach Abrundung einer immer offenen, wunden Exiſtenz, bis dieſe Sehnſucht nach Vollendung in den Thaten einer göttlichen Ethik ihr Ende erreicht. Aber noch nicht genug. Nicht das Wort allein trägt die Spuren jener exotenſiſchen Exiſtenz an ſich. Auch die Organe, die es hervorbringen, nehmen Theil an ſeiner Schwäche. Schon oben zeigten wir die geſchlechtliche Seite der Lautorgane und der Zunge. Auch das tief verborgene Princip geſchlechtlicher Scham haben wir oben nachgewieſen. Da nun der Mund am Haupte die gleiche Stelle einnimmt, welche den Organen des Geſchlechtes am Rumpfe zukommt, ſo könnte vielleicht eine Scham der Sprache vorhanden ſeyn, die den Menſchen nur nicht zu einer ſo tief eingreifenden Schamhaftigkeit zwingt, wie die des Geſchlech-

tes iſt. In dem Momente, da Gott das Verbot ausſpricht, von dem Baume des Erkenntniſſes Gutes und Böſes zu eſſen und dem Menſchen die Bevollmächtigung der Namengebung zuſpricht, erkennt er, daß es nicht gut ſey, daß der Menſch allein ſey, und der erſte Gebrauch, den jener von der Kraft macht, jedes Seyn mit dem ihm gebührenden Namen zu belegen, iſt der, daß er ſeine Gehülfin Männin nennt. Und in der That, es iſt die Sprache auch nahe genug an die Gränze der Scham hinangerückt. Denn darin liegt für den höchſten Organismus das Princip der Scham, daß die Potenz des Werdens, welche erſt nach Vollendung ihres Weges als neues Geſchöpf aus ſeinen bis dahin verborgenen Tiefen ſich eruiren ſoll, ſchon als Werdensanſatz fixirt an das Licht herausgeworfen wird. Und ſo iſt denn auch die Geburtsſtätte des Wortes, das ein kaum zum Ende kommendes Werden iſt, weit genug an die Peripherie des Untertheiles unſeres Haupres hinausgerückt, ſo daß die Lippen, welche durch ein engeres Schließen den Wortweg erſt beendigen, ſchon ganz an das Licht der Außenwelt hinaustreten. Eine noch offenere, nach außen gekehrte Erſcheinung der Innerlichkeit unſeres Mundes könnte die Geheimniſſe, durch welche das Wort wird, den Augen aller Welt bloßſtellen. Auch iſt es eine Aeußerung der wegwerfendſten Verachtung, einem Menſchen die Zunge zu weiſen, und Niemand als nur der Schamloſeſte vermag es, in der Perſon des ihm Gegenüberſtehenden ſich ſelbſt alſo zu entwürdigen.

Es iſt in einer alten Weiſſagung von jener Zeit die Rede, in welcher alle Sprachen aufhören werden. Der von uns bezeichnete Exoterismus unſerer Sprache wird dann zu einer geſteigerten Concentration der wahren, eſoteriſchen Sprache zurückgeführt werden, ſo daß das eigentlich menſchliche Wort ein Alles-in-Allem-Seyn der den Menſchen umringenden Natur darſtellen wird. Dieſe dreifache Congruenz des Denkens, Sprechens und Seyns iſt wohl der Sinn jener Zauberformeln, durch deren Ausſprechung die höchſten Wirkungen hervorgerufen werden ſollten. Wenn die Sprache das Ende, das Ziel, der Gipfel der Natur war, ſo wird auf ſie das Ende, das Ziel, der Gipfel hiſtoriſcher Entwicklung von dem umgeſtaltendſten Einfluſſe ſeyn müſſen. —

„Ἐν ἀγάπῃ ἐῤῥιζωμένοι καὶ τεθεμελιωμένοι ἵνα ἐξισχύσητε καταλαβέσθαι σὺν πᾶσι τοῖς ἁγίοις, τί τὸ πλάτος καὶ μῆκος καὶ βάθος καὶ ὕψος, γνῶναί τε τὴν ὑπερβάλλουσαν τῆς γνώσεως ἀγάπην τοῦ Χριστοῦ, ἵνα πληρωθῆτε εἰς πᾶν τὸ πλήρωμα τοῦ Θεοῦ.“ — πρὸς Ἐφεσίους γ', 18 & 19.

Druckfehler.

Man bittet den Leſer, in der erſten Hälfte des Buches überall Centripetalkraft ſtatt Centripedalkraft zu leſen.

Seite	22	Zeile	4	von oben lies Strom ſtatt Sturm.
—	22	—	15	— — — beſitzt ſtatt ſitzt.
—	32	—	5	v. u. l. objektiven ſt. objektive.
—	38	—	13	v. u. l. einem ſt. einen.
—	39	—	12	v. u. l. Zeugung ſt. Erzeugung.
—	42	—	3	v. o. l. Leſer ſt. Lehrer.
—	58	—	19	v. u. l. Centripetalkraft ſt. Centralpedalkraft.
—	59	—	6	v. u. l. Tangentialkraft ſt. Tagentialkraft.
—	62	—	6	v. u. l. faßt ſt. faſt.
—	65	—	8	v. o. l. Kosmogonie ſt. Kosmogenie.
—	82	—	2	v. o. l. Zwölfflach ſt. Zwölffache.
—	103	—	19	v. u. l. ψυχὴ ζῶσα ſt. ψυχὴ σῶμα.
—	111	—	19	v. u. l. Sömmering ſt. Sömmerling.
—	112	—	5	v. u. l. Hintertreibens ſt. Hintreibens.
—	124	—	6	v. u. l. ihren ſt. ihrem.
—	127	—	7	v. u. l. Es ſt. Er.
—	144	—	16	v. o. l. βλέπῃ ſt. βλέπῃ.
—	144	—	16	v. u. l. Punkt ſt. Punkte.
—	145	—	4	v. u. l. dieſes ſt. dieſe.
—	146	—	10	v. u. l. den Rumpf ſt. der Rumpf.
—	147	—	16	v. u. iſt nach „bewog“ — „unter dem gelehnten Balg“ — einzuſchalten.

Seite 148 Zeile 17 v. u. l. Plato ſt. Plate.

— 154 — 18 v. u. l. von uns ſt. uns.

— 159 — 11 v. o. l. Weisheit ſt. Weiſſagungen.

— 162 — 1 v. u. l. hat ſt. heißt.

— 165 — 5 v. o. l. als ſt. uns.

— 175 — 17 v. o. iſt nach noch ein ſo einzuſchalten.

— 225 — 15 v. u. l. geſättigtſte ſt. geſättigte.

— 236 — 16 v. o. l. Verwandtſchaft ſt. Verwandſchaft.

Von allen philoſophiſchen Wiſſenſchaften hat ſeit dem großen Werk des Ariſtoteles περὶ ψυχῆς wohl keine einzige verhältnißmäßig ſo geringe Fortſchritte gemacht, wie die Pſychologie. Denn theils begegnen wir auf dieſem ganzen und großen Gebiete nur ſogenannten empiriſchen Seelenlehren, welche mit größerem oder geringerem Geſchick, mit mehr oder weniger Geiſt die mannigfachen Phänomene des pſychiſchen Lebens zu beſchreiben, zu analyſiren und möglicherweiſe noch zu konſtruiren ſuchen, ohne des ſubſtantiellen Gehaltes der Seele auch nur mit einem Worte Erwähnung zu thun. Theils ſtoßen wir auf rein abſtrakte, faſt möchte ich ſagen, mathematiſch-logiſche Verſuche, durch Anwendung eines wohlgegliederten Syſtemes dialektiſcher Kategorieen der Seele das wunderbare Geheimniß ihrer Exiſtenz wie durch Liſt zu entreißen. Endlich treffen wir eine kleine Schaar tiefſinniger Männer, bei denen wir zwar keine Anſprüche wahrnehmen, die letzte pſychologiſche Frage gelöst zu haben, die aber — wenn der Ausdruck geſtattet iſt — mit myſtiſcher Zunge nicht Weniges gemeldet haben, was auf die Nähe des Zieles ſchließen läßt. Am meiſten hat den allſeitigen Anſprüchen, die hier erhoben werden können, noch die ältere Schule Schellings genügt. Aber die Annahme, daß das, was nur Seyendes iſt, in ſeiner zeitlichen wie räumlichen Entfaltung ein von dem Wiſſenden nur durch Exiſtenzweiſe, nicht durch ſein Weſen Unterſchiedenes ſey, ſoll zwar durch das unerläßliche Poſtulat der „intellektuellen Anſchauung“ vermittelt werden, zerhaut aber in der That den Knoten mehr, als daß ſie

ihn löst. Denn daß Seyendes und Wissendes im letzten, innersten Grunde ein wesentlich Einheitliches und Gleiches sind, das darf, wenn auch mit noch so großer divinatorischer Wahrscheinlichkeit, nicht vorausgesetzt, sondern muß mit philosophischer Nothwendigkeit in der Art erwiesen werden, daß nur das Seyn oder nur der Geist als gestatteter Ausgangspunkt festgestellt, sodann aber immer das Eine aus dem Anderen oder das Andere aus dem Einen unwiderruflich abgeleitet werde.

Stellt man nun aber die Frage, warum denn die Mehrzahl der übrigen Wissenschaften den Stoff ihres Gegenstandes unmittelbar in Angriff genommen habe, nur aber gerade die Psychologie jenen Disciplinen angehöre, welche die Region des Accidentellen und Peripherischen kaum verlassen, geschweige denn zu überschreiten suchen, so macht sich neben der Schwierigkeit der obschwebenden Frage selbst zunächst namentlich ein Irrthum bemerklich, an welchem mit Ausnahme einiger Weniger bis jetzt noch alle Psychologen Theil genommen haben. Indem man nämlich die Individualität als die mehr nur negative Form, als Schranke und gleichsam als Gefäß des eigentlich psychischen Wesens auffaßte, gewöhnte man sich, die geistige Potentialität des Denkens oder den Gedanken selbst als den vorzüglich substantiellen Gehalt der Seele zu betrachten. Mens est res cogitans, Deus est res cogitans: — diese Worte der Philosophen Carteſius und Spinoza wurden in der abstraktesten Weise vereinseitigt. Die res wurde vollständig eliminirt und nur das cogitare als das ihr allein Wesentliche festgehalten. Es gibt kaum eine Anschauung, die leichter als eine völlig falsche nachgewiesen werden könnte. Worauf es bei dem Denken vor Allem ankömmt, das ist das denkende Subjekt, und in diesem wieder die Qualität der denkenden Substanz. Das Denken selbst ist nur Thätigkeit, Funktion, Aeußerung der sich einigenden und wieder in sich entzweienden Faktoren jener Existenz, welche mit

dem Namen der Seele oder des Geistes*) bezeichnet wird. Der Gedanke selbst aber ist nichts als das Produkt, welches sich aus der inneren Thätigkeit des denkenden Subjektes entwickelt. Ist dem nun aber so — und es ist nicht anders —, so mußte aus dem gerügten Irrthum mit Nothwendigkeit eine höchst eigenthümliche, weil sich selbst widersprechende Folgerung hervorgehen. Da nämlich der Gedanke, das Denken an sich selbst — wie gezeigt — kein Etwas, kein substantieller Kernpunkt, sondern nur ein Effekt seyender Dinge ist, dabei aber doch auf der anderen Seite wiederum als der wesentliche Inhalt, demnach als die spezifische Substanz der Seele angesehen wurde, so lag das kaum zu vermeidende, aber doch nicht gewollte Resultat nahe, daß die Seele ein Etwas und doch zugleich ein Nichts sey, d. h. ein Etwas darstelle, das nur als Produkt, als Funktion erscheine, dessen Faktoren aber, wenn sie existirten, völlig unbekannte Größen blieben. Wollte man daher nicht dem äußerlichsten Materialismus und mit ihm einer trostlos skeptischen Läugnung des Geistes verfallen, so galt es, als Substantialität der Seele ein Drittes zu finden, welches den Geist in seiner funktionellen Eigenschaft unbehindert bestehen ließe, ohne doch seine Faktoren vollständig in die Region der materiellen Natur herabzustoßen.

Der Ausweg, welcher hier ergriffen wurde, war zwar ein eigenthümlicher, aber es war doch ein Ausweg, der wenigstens für einige Zeit vorzuhalten im Stande war. Man ließ den Gedanken und somit auch das ihn Producirende, die Seele, als eine spezifische Existenz bestehen, rückte aber zugleich dies

*) Auf den Unterschied des Geistes und der Seele, welchen die Psychologie sonst und mit Recht zu machen pflegt, kann in der vorliegenden Abhandlung natürlich nicht eingegangen werden. Vielmehr werden in ihr beide Begriffe als völlig gleichbedeutende oder identische gebraucht.

einer unbekannten Größe gleichende Seyn über alle Analogie mit der uns umgebenden sinnlichen Wirklichkeit hinaus. Die Folge hievon war, daß die Seele augenblicklich als eine an verborgenen Eigenschaften überreiche, zweite Substanz angesehen werden mußte, deren Faktoren aller Verwandtschaft mit den uns umringenden Dingen baar und ledig waren. Es liegt auf der Hand, daß die Annahme einer derartigen, über alle Erfahrung erhabenen Substantialität sich zuletzt in die mannigfachsten Widersprüche verlaufen muß. Denn abgesehen davon, daß schon Spinoza den Satz aufgestellt und bewiesen hat: Duae substantiae existere non possunt*), abgesehen davon, daß Leib und Geist unmöglich aufeinander einwirken könnten, wenn nicht zwischen beiden eine substantielle Aehnlichkeit bestünde, oder ein Drittes zwischen ihnen einkäme, das nach beiden Seiten hin eine gleiche Affinität besäße**), — so ist schon an sich keine gefährlichere Hypothese zu denken, als eine solche, welche ein erst zu Erweisendes als Thatsache voraussetzt, um mit seiner Hülfe die Phänomene der Annahme zur Erklärung zu bringen.

Auch ließ ein in dieser Weise kritischer Versuch nicht lange auf seine natürlichen Folgen warten. Diejenigen, deren Aufgabe darin besteht, den Erscheinungen der sinnlichen Natur bis zu den letzten Spuren ihrer Theilbarkeit nachzugehen, konnten sich bei einer Annahme nicht befriedigen, welche ein Seyn aufstellt, das doch wieder keines ist, und deren Beweise sich innerhalb eines beständigen Cirkels bewegen. Ihnen blieb, wenn sie sich nicht in das Gebiet des Nichtwissens zurückziehen wollten, keine andere Wahl, als die Seele für eine — wenn auch noch

*) Spinoza, Ethica. lib. I. prop. 5.

**) δύο δὲ μόνω καλῶς ξυνίστασθαι τρίτου χωρὶς οὐ δυνατόν. δεσμὸν γὰρ ἐν μέσῳ δεῖ τινὰ ἀμφοῖν ξυναγωγὸν γίγνεσθαι. Plato, Timaeus pag. 31. B. aeqq.

so sehr sublimirte und koncentrirte — aber doch immerhin materielle Existenz anzusprechen. Aber so Vieles auch diese Ansicht für sich haben mag, so mannigfache Erscheinungen sich in sehr einfacher Weise auf eine derartige Anschauung zurückführen lassen, Eines bleibt doch immer, welches sich den Erklärungsversuchen dieses Standpunktes hartnäckig versagt. Denn wenn auch ihnen zufolge die Weiterleitung der Eindrücke und Empfindungen nach Innen, also die Einerzeugung der Außenwelt in den Geist ohne erhebliche Schwierigkeiten begreiflich gemacht werden kann, so stellt doch die Umwandlung des Bildes in einen Gedanken, die That der Reflexion, der entzückende Moment des Erkennens, endlich die Selbsterfassung des Bewußtseyns jeder nur noch in etwas mechanischen Betrachtungsweise solche unübersteigliche Hindernisse in den Weg, daß keine Vertröstung auf eine glücklichere Zukunft die gerechten Ansprüche des Geistes für länger niederzuhalten vermag. Kein Mechanismus der Welt kann sich über die gedankenlose Fortpflanzung der ihm eigenthümlichen Bewegung erheben, geschweige denn daß er aus sich selbst das abgeschlossene Bild seiner Thätigkeit zu erzeugen und als bewußten Besitz festzuhalten vermöchte. Selbst die veralteten Standpunkte des Occasionalismus, des influxus physicus und der harmonia praestabilita leisten hier noch mehr als die wenig exakten Hypothesen eines so gearteten Materialismus.

Genügt nun aber nach alledem weder die transcendente Verfeinerung des Geistes zu einer so gut wie nichtseyenden Existenz noch die materialistische Depotenzisirung desselben zu einer stofflichen Realität, den tiefen Graben auszufüllen, welchen unsere Wissenschaft bis heute zwischen Geist und Materie hat bestehen lassen, so darf doch wiederum nicht geläugnet werden, daß beiden zurückgewiesenen Standpunkten eine Berechtigung einwohnt, deren Befriedigung sie beide gleichermassen bean-

ſprechen können. Der Idealiſt kann verlangen, daß die Seele ein nicht blos graduell, ſondern ſpezifiſch von der bruta tellus unterſchiedenes Weſen ſey und als ſolches anerkannt wie nachgewieſen werde. Aber nicht minder kann der materialiſtiſcher geſinnte Realiſt die Forderung ſtellen, daß die allerdings ſchwer begreifliche Subſtantialität der Seele nicht aller empiriſchen Faßbarkeit und Erkennbarkeit vollkommen entrückt, ſondern mit allen jenen Ergebniſſen, welche die gründliche Erforſchung des ſinnlichen Stoffes darbietet, in annehmbaren Einklang gebracht werde. Auch iſt dieſer Anſpruch ein um ſo gerechterer, als ſelbſt dem Idealiſten nicht wenig daran gelegen ſeyn muß, daß der von ihm poſtulirte Geiſt nicht als ſtoff- und gehaltloſer Begriff erſcheine, der ſich nach Werth und Gewicht nur unbedeutend von dem reinen Nichts unterſcheidet, ſondern als Schwerpunkt einer in ſich vollkommen geſättigten Exiſtenz auftrete. Dieſer doppelten Forderung kann aber nur durch die freie und offene Anerkenntniß des Satzes entſprochen werden, daß das weſentlich Seyende (τὸ ὄντως ὄν), das eigentliche ὑποκείμενον kein verſchiedenes, ſondern im wörtlichſten Sinne des Wortes in Geiſt und Materie nur eines und daſſelbe ſey, der Unterſchied zwiſchen Geiſt und Materie demnach allein in einer ſpezifiſchen Artung der gemeinſchaftlichen Grundlage zu materieller und ſeeliſcher Exiſtenz geſucht werden könne. Denn nur zufolge dieſer Annahme entkommt man ebenſo auf der einen Seite den ſonſt faſt unvermeidlichen Gefahren eines alle Einheit der Erkenntniß vernichtenden Dualismus, wie auf der anderen für die reale Exiſtenz des Geiſtes eine Baſis gewonnen wird, welche hinter der der materiellen Subſtantialität an Feſtigkeit und Gewißheit auch nicht um das Mindeſte zurücktritt.

Soll nun aber von der Grundlage des ſo eben aufgeſtellten Satzes hinweg zur ausführlicheren Konſtruktion der geiſtigen Natur vorangegangen werden, ſo ſind es vor Allem zwei Mo-

mente, welche durchaus unwiderſprechlich feſtgeſtellt ſeyn müſſen, ehe die ſpeciellere Beweisführung angetreten werden kann. Einmal nämlich wird es ſich darum handeln, daß das Weſen der Seele in der Weiſe fixirt werde, daß die Theſis zur Möglichkeit wird: Alles, was eine gewiſſe Reihe von konſtitutiven Eigenſchaften an ſich erkennen laſſe, müſſe nothwendigerweiſe ſeeliſcher Natur ſeyn. Der zweite Punkt ſodann, um deſſen Beſtimmung ſich die Unterſuchung wird zu drehen haben, wird der ſeyn, eine unläugbare Grundeigenſchaft ausfindig zu machen, welche ebenſo als das allgemeinſte wie als das einzige Phänomen der ſinnlichen Exiſtenz bezeichnet werden kann. Denn wenn es darauf ankömmt, das der Seele und der Materie gemeinſchaftliche Subſtrat in ſeinem Daſeyn, wie in ſeiner Fortentwicklung zu ſchildern, ſo erſcheint es offenbar als das Erfolgreichere, ſtatt von der zweifelhaften Realität der geiſtigen Subſtanz ſeinen Ausgangspunkt von der unbeſtrittenen Wahrheit der ſinnlichen Wirklichkeit zu wählen.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, welche wohl als die eigenthümlichſte und weſentlichſte Erſcheinung der geiſtigen Thätigkeit aufgefaßt werden dürfe, ſo tritt uns zunächſt jene bemerkenswerthe Spaltung entgegen, in die wir ſelbſt unſere innere Natur einzuführen im Stande ſind. Alle Phänomene des Schlafes, des Traumes, des Somnambulismus und des Irrſinnes, ja ſelbſt die Gegenſätze von Vernunft und Phantaſie, von Gefühl und Gewiſſen wurzeln in dieſem, unſerer ſubjektiven Willkühr anheimgegebenen Dualismus. Sein Weſen beſteht darin, daß wir uns ſelbſt von uns ſelbſt zu ſcheiden, uns ſelbſt als Subjekt und Objekt entgegenzutreten vermögen. Eine ſolche innerliche Zerlegung würde aber fälſchlich nur als verſchiedenartige Richtung einer und derſelben in ſich geſchloſſenen, nicht dichotomiſchen Exiſtenz aufgefaßt werden. Denn da Jeder, welcher nur einige Zeit dem Geſchäfte der Selbſtbeobachtung obgelegen hat,

bald entdecken wird, daß, während z. B. seine subjektive Potenz die vorherrschende ist, die objektive sich nicht selten im Zustand einer unfreiwilligen Niederhaltung befindet und höchst fühlbar gegen den widerstrebenden Druck des eben mächtigeren Faktors ankämpft, so ist hieraus leicht zu folgern, daß es zwei selbstständige, substantielle Kräfte seyn müssen, welche in uns jenes eigenthümliche Widerspiel eines geistigen Dualismus hervorrufen. Aber so ausgeprägt auch in uns diese unläugbare Opposition dualistisch verschiedenartiger Kräfte hervortreten mag, so ist dieselbe doch weit davon entfernt, eine durchgreifend kontradiktorische zu seyn. Vielmehr wird im Gegentheil behauptet werden müssen, daß jene beiden Potenzen, welche in den vollständigsten Gegensatz auseinander zu treten scheinen, doch nach der anderen Seite hin wieder in die tiefste und innigste Identität zusammengehen. Denn so sehr wir — wenn der Ausdruck erlaubt ist — uns selbst widersprechen, so sehr überhaupt unsere ganze Individualität nur als der unglaublichste Dualismus erfaßbar wird, ebenso sehr sind wir auch in uns so vollendete, so tief verschlungene Einheit, daß wir ohne diese Voraussetzung uns selbst ganz unverständlich werden müßten. Der sich zwar bewußte, aber ohne thätige Anspannung in sich ruhende Geist kann nur als ganz vollkommene, sich selbst nicht im Mindesten widersprechende Einheit gedacht werden. Aus diesen Sätzen geht aber alsobald eine nichts weniger als paradoxe, vielmehr mit allen Daten der Selbsterkenntniß durchaus übereinstimmende Folgerung hervor, nämlich diese. Der Geist ist ebenso vollendeter Widerspruch, wie vollendete Einheit in sich. Er wurzelt demnach in zwei konstitutiven, sich toto coelo entgegengesetzten Kräften, welche beständig in die unterschiedloseste Einheit zusammenfließen, um augenblicklich wieder in die divergenteste Opposition auseinander zu springen. Kurz der Geist ist die auf die entgegengesetztesten Basen begründete Identität

der vollendetsten Selbstdurchdringung. Indeß ist hiemit seine allgemeinste Natur noch nicht zum Abschluß gebracht. Wenn nämlich zwei sich vollkommen entgegengesetzte Principien in eine durchaus geschlossene, sich selbst in sich selbst nicht mehr unterscheidende Einheit zusammengehen, so entsteht aus ihnen kein wahrhaft neues, sich selbst bestimmendes Princip, sondern beide lösen sich — wenn es so zu sprechen erlaubt ist — in ein Neutrum auf. Denn da Jedes derselben in der eingeleiteten Einigung genöthigt ist, seine Selbstheit bis zu einem gewissen Maaße aufzugeben, so wird es in der vollzogenen Identifikation nicht anders denn als ein Abgeschwächtes und deßhalb Farbloses*) auftreten können. Wenn daher eine wahrhafte Einigung zweier oppositioneller Kräfte in der Weise eintreten soll, daß die neu entstehende Einheit durchaus teres atque rotunda, ein ganzes vollkommenes Wesen, ein — ich sage absichtlich gleichsam — Persönliches sey, so ist dies nur dadurch denkbar, daß der eine der beiden Pole der wahrhaft stärkere und mächtigere sey, demnach in der That der Einigung als das seine Selbstheit Festhaltende und das Unterjochte Bestimmende auftrete — in der

*) Schon Plato faßt sein in dieser Weise zweigeschlechtliches Absolutes, weil ein Neutrum, ganz richtig nicht anders auf. *διὸ δὴ τὴν τοῦ γεγονότος ὁρατοῦ καὶ πάντως αἰσθητοῦ μητέρα καὶ ὑποδοχὴν μήτε γῆν μήτε ἀέρα μήτε πῦρ μήτε ὕδωρ λέγωμεν, μήτε ὅσα ἐκ τούτων μήτε ἐξ ὧν ταῦτα γέγονεν· ἀλλ' ἀνόρατον εἶδός τι καὶ ἄμορφον, πανδεχές, μεταλαμβάνον δὲ ἀπορώτατά πῃ τοῦ νοητοῦ καὶ δυσαλωτότατον αὐτὸ λέγοντες οὐ ψευσόμεθα.* Tim. pag. 51. A. Auch fährt er später deßhalb also fort: *τῷ δὲ ὄντως ὄντι βοηθὸς ὁ δι' ἀκριβείας ἀληθὴς λόγος, ὡς ἕως ἂν τι τὸ μὲν ἄλλο ᾖ, τὸ δὲ ἄλλο, οὐδέτερον ἐν οὐδετέρῳ ποτὲ γεγενημένον ἓν ἅμα ταὐτὸν καὶ δύο γενήσεσθον.* Tim. pag. 52. C. —

Art, wie Plato in seinem Philebus τὸ μέτρον, τὸ πέρας als den tiefsten und letzten determinirenden Faktor der Gottheit auffaßt. Nun aber erscheint es ganz zweifellos, daß in dem inneren Organismus der Seele eine ähnliche Domination eines einseitigen Principes sich geltend macht. Denn das sondernde, kritische Vermögen in uns, das, was als Vernunft und ordnende Selbstheit den regelrechten Gang des geistigen Lebens aufrecht erhält, das ist eine derartig einseitige Potenz in uns, welche die Zersplitterungslust der Phantasie und des Triebes zur gerundeten Einheit des Individuums zusammenfäßt und die Selbstbestimmungskraft der Persönlichkeit erzeugt. Es genügt deßhalb auch nicht, daß der im Geiste vorhandene Dualismus seiner Kräfte und die mit ihm gesetzte Einheit seiner tiefsten Natur als alleinige Urphänomene seines Lebens aufgestellt werden, sondern es ist durchaus nothwendig, daß die vorwiegende Centralität des einen der beiden dualistischen Pole als dritte Grundeigenschaft des geistigen Wesens den ersten beiden mit völliger Gleichberechtigung zur Seite gestellt werde. Erst wenn dieses, wie hier, geschehen ist, kann die Behauptung ausgesprochen werden, daß nun die allgemeinsten Bestimmungen des Geistes fixirt seyen, aus welchen die gesammte übrige Phänomenologie seiner Natur abgeleitet werden könne.

Ist nun der universellste, weil zunächst rein schematische Inhalt des Geistes, von dessen spezielleren Existenzweisen hier kaum die Rede seyn könnte, kein anderer als der von uns charakterisirte, so kann die Hauptaufgabe der Psychologie einzig darin bestehen, daß sie von dem gemeinschaftlichen Substrate des Geistes wie der Materie hinweg eine Bahn ausfindig mache, auf welcher dies erste ὑποκείμενον aller Dinge sich irgendwie und irgendwann zu den nothwendigen Bedingungen der Geistesfaktoren und ihrer Verhältnisse entwickelt haben kann. Ein derartiger Prozeß wird indeß nur dann einzuleiten seyn,

wenn vorher erſt irgend eine Qualität jener primitiven, allüberall zu Grunde liegenden Subſtanz entdeckt iſt, von der ſodann als von einem Stützpunkt aus die Unterſuchung ſyſtematiſch vorangeführt werden kann. Denn nur das für die Intelligenz ganz zweifellos Ergreifbare kann gewußt und entwickelt werden. Das Eigenſchaftsloſe oder völlig Unſinnliche hat zunächſt keinen anderen Werth, als den: Beſtändiger Gegenſtand der Skepſis bleiben zu müſſen. Den nächſten Ausgangspunkt der Forſchung kann daher an dieſer Stelle auch nur die Erfahrung der ſinnlichen Wirklichkeit darbieten, da dieſe für den Menſchen das einzige Unbeſtreitbare der Exiſtenz bildet. Der vorliegenden Hauptfrage gegenüber kann ſolche Nothwendigkeit überdies kaum ſtörend in den Weg treten. Denn da bereits das innerſte Seyn in Geiſt und Materie als ein dem Weſen nach durchaus Gleichartiges, ja Identiſches aufgeſtellt wurde, ſo muß das Ergebniß ſchließlich immer daſſelbe ſeyn, ſey es nun daß man vom Kern des Geiſtes, ſey es daß man von dem der Materie voranzugehen gedenke. Wie aber — dies iſt zunächſt die Hauptfrage — kann nun eine der weſentlichſten Hauptqualitäten, ja vielleicht die konſtitutivſte von allen, die dem urſprünglich Seyenden inhäriren, gefunden und für die Erkenntniß fixirt werden?

Von allen Eigenſchaften der uns — gleichgültig in welcher Form — umgebenden Materie kann keine einzige, werde ſie nun Undurchdringlichkeit, Dichtigkeit, Elaſticität, Adhäſion oder wie immer genannt, mit der Ausdehnung oder dem Ausgedehntſeyn nur irgendwie auf gleiche Stufe geſtellt werden. Denn zwar ſind alle jene weiteren Qualitäten der Materie allerdings ſehr wichtige, ihrer Natur nach eigenthümliche Phänomene; als Urphänomen der ſinnlichen Wirklichkeit kann aber allein die Ausdehnung oder auch, wenn man lieber will, das Ausgedehnte angeſprochen werden, da die Ausdehnung wohl alle übrigen Eigenſchaften der Materie in ſich einſchließt, nicht

aber wiederum umgekehrt von jenen eingeſchloſſen wird. Iſt dem nun aber ſo, und ſucht man von dieſem Punkte aus näher auf das Weſen der Ausdehnung ſelbſt einzugehen, ſo findet man, daß der Widerſtand, welchen die Ausdehnung in der Materie jeder eindringenden Potenz entgegenſetzt, Jahrhunderte lang und von ſehr bedeutenden Geiſtern und Philoſophen als eine Qualität rein negativer und paſſiver Natur bezeichnet wurde.*) Erſt Carteſius und Spinoza†) haben dieſen radikalen Irrthum eingeſehen und ſind zu einer lebensvolleren Anſchauung der Ausdehnung oder des Widerſtandes vorangegangen. Aber obgleich Beide die ſinnliche existentia aus einer producirenden essentia ſich entwickeln laſſen, ſo wird dieſe letztere von Carteſius wie ſelbſt von Spinoza doch nur ſo lange in weſentlicher Thätigkeit gedacht, bis die existentia als vollendete Thatſache aus ihr hervorgegangen iſt, worauf dieſelbe mehr als caput mortuum denn als eine lebendige Realität zu exiſtiren fortfährt. Indeß erſcheint auch dieſe Anſicht mehr oder minder als eine unhaltbare. Denn ſelbſt abgeſehen davon, daß ein Gewordenes nur kraft der Kraft fortdauern kann, durch die es geworden iſt, ſo erſcheint ſchon der Begriff des Widerſtandes als ein undenkbarer, wenn er nicht als poſitive, demnach aktive Aeußerung irgend einer Exiſtenz betrachtet wird. Leibnitz gebührt das Verdienſt, dieſe Wahrheit zuerſt über

---

*) Cf. z. B. Plato, Tim. pag. 48 E — pag. 52 C und vergleiche hiezu des Verfaſſers Werk: Ueber das natürliche Princip der Sprache. pagg. 25 — 30.

†) Cartesius, principia philosophiae. pars II, 1 — 20. 25 — 27. 36 — 40. Spinoza, Ethices pars I. def. 1. pars II. def. 1. prop. 2. etc. Auch Bako von Verulam bezeichnet de augmentis scientiarum eine materia prorsus spoliata et passiva als ein Undenkbares.

allen Zweifel erhoben zu haben. *) Dieſen Satz aber nun einmal angenommen, ſo folgt aus ihm mit Nothwendigkeit, daß weder Ausdehnung noch Ausgedehntes gedacht werden könne, ohne daß in ihm eine beſtändige Kraft oder Potenz zur Ausdehnung als unerſchöpfliches γόνιμον vorausgeſetzt werde. Auch läßt ſich dieſer Theſis nun ſogleich die Faſſung geben: Ausdehnung ohne ein hinter ihr wirkendes Princip der Kraft ſey nichts, ein weſenloſer Schatten, oder noch beſſer: das Ausgedehnte an ſich iſt nichts, es iſt nur Phänomen, ſinnliche Erſcheinung einer ſich unaufhörlich expandiren wollenden Potenzialität. Als was iſt jedoch dieſe Potenzialität zur Ausdehnung näher zu charakteriſiren? Sie iſt letztlich nichts, als jener nothwendige Egoismus, ohne welchen die wirkliche Exiſtenz irgend eines Dinges unbegreiflich genannt werden muß. Denn die Wurzel jedes Seyns liegt darin begründet, daß Etwas in ihm ſeyn will, daß die pure, nackte Kraft des Seynwollens mit ungeſtümer Leidenſchaftlichkeit der Realiſirung zur Exiſtenz entgegenſtrebt. Die Potentialität zur Ausdehnung oder das Seyn — denn beide ſind für uns identiſche Begriffe geworden —

*) Cujus rei ut aliquem gustum dem, dicam interim, notionem virium seu virtutis, quam Germani vocant Kraft, Galli la force, plurimum lucis afferre ad veram notionem substantiae intelligendam. Differt enim vis activa a potentia nuda vulgo scholis cognita, quod potentia activa Scholasticorum seu facultas nihil aliud est quam propinqua agendi possibilitas, quae tamen aliena excitatione et velut stimulo indiget, ut in actum transferatur. Sed vis activa actum quendam sive ἐντελέχειαν continet, atque inter facultatem agendi actionemque ipsam media est et conatum involvit, atque ita per se ipsam in operationem fertur nec auxiliis indiget, sed sola sublatione impedimenti. — Leibnitii opera ed. Dutens. tom. II. pag. 19 et 20.

iſt nichts als ein poſitiver und realer, aber auch blinder und rückſichtsloſer Drang oder Trieb, kraft eines in ihm verborgenen Vermögens ohne Schranke; wie in das Unendliche, von ſich ſelbſt hinweggehen zu wollen. Demnach darf das Seyn nicht mehr als eine Anhäufung feſter, elaſtiſcher oder nichtelaſtiſcher, Atome, nicht mehr als eine todte Maſſe, als ein ſtupides Gewordenſeyn aufgefaßt werden, ſondern es iſt vielmehr eine fortgeſetzt thätige Kraft, in letzter Inſtanz kein Stoff, aber eine wirkſame, in eine Richtung verſenkte Tendenz, ein mächtiger, unwiderſtehlicher Hauch, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Denn zwar iſt es eine große, der tieferen Philoſophie nicht unwürdige Aufgabe, von dem erreichten Punkte aus noch einen Schritt weiter voranzugehen und den blinden Willen der Ausdehnung einer letzten faktiſchen Kritik zu unterwerfen, aus welcher ebenſo überraſchende wie begründende Reſultate hervorzugehen vermögen.*) Hier aber genügt es vollkommen, den Satz zu unwiderſprechlicher Wahrheit erhoben zu haben, daß die ſinnliche Realität der Exiſtenz, das Seyende κατ' ἐξοχήν nicht, wenn es ſo zu ſprechen erlaubt iſt, ein roher und doch zugleich myſtiſch-räthſelhafter Stoff ſey, ſondern daß in ihm eine Kraft wohne, ein blinder, egoiſtiſcher Wille zur Expanſion und allſeitigen Diſſemination ſeines innerſten Gehaltes, kurz daß das eigentlich Seyende im Seyn nicht als eine todte, verſtockte Stupidität, ſondern als ein Weſen, als eine thätige Lebensenergie, nicht als eine dem Geiſtigen kontradiktoriſch entgegengeſetzte, ſondern nur als eine einſeitig geſchwächte und verhüllte, ihm aber ſonſt wohl möglicherweiſe verwandte Realität und Exiſtenzform aufgefaßt wer-

*) Plato, Tim. pag. 51 et 52. Vergleiche auch des Verfaſſers Werk: Ueber den Gegenſatz des theiſtiſchen und pantheiſtiſchen Standpunktes pag. 165 — 174.

den müſſe. Dies iſt der einzige, ächte, lautere Idealismus, den Leibnitz und Fichte wohl geahnet haben, nicht aber zur Verwirklichung und Darſtellung zu bringen vermochten. Wie viel Verſprechendes und Brauchbares in ihm enthalten ſey, wird ſogleich die folgende Entwicklung lehren.

Wie ſchon weiter oben hinlänglich auseinander geſetzt worden iſt, kann auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft des Geiſtes nicht weiter vorangekommen werden, bevor nicht thatſächlich und nicht blos durch Annahme jener Graben überſchritten iſt, der bis jetzt noch zwiſchen der Subſtantialität der Natur und des Geiſtes beſteht. Dieſer Fortſchritt kann indeß, wie auch gezeigt, nur dadurch gemacht werden, daß man den Nachweis liefere, wie das letzt Seyende in Geiſt und Materie kein Verſchiedenartiges, ſondern nur Eines und Daſſelbe ſey. Ein ſolcher Nachweis iſt aber eine Unmöglichkeit, ſolange die letzte Baſis des materiell Seyenden als ein an ſich Starres, Solides, Lebensloſes aufgefaßt wird. Denn in dieſem Falle muß es als eine fortgeſetzte Unbegreiflichkeit erſcheinen, wie jene durchaus unſinnliche Beweglichkeit, jenes nichtſeyende Seyende, welches wir Geiſt oder Seele nennen, mit dem in ſich ſelbſt gefeſſelten Stoff in irgend tieferer Beziehung oder Verwandtſchaft ſtehen könne. Sobald aber einmal die Bande der materiellen Starrheit gelöst worden ſind, ſobald der ſcheinbare Tod der Materie auf eine Tendenz, einen Trieb, kurz auf ein Weſenhaftes und Lebendiges zurückgeführt iſt, dann iſt auch der Zauber gebrochen, welcher die Materie ſo lange wie unrettbar umſchlungen hielt. Denn auch der Geiſt iſt ja Tendenz, Trieb, Wille, Weſen und Leben. In ihm, wie in der Materie, wohnt zuletzt jenes Princip des Widerſtandes, jene egoiſtiſche Selbſtheit*), welche da, wo ſie ſelbſt

*) „Ein Geiſt thut nichts, denn daß er aufſteige, walle, ſich bewege und ſich ſelbſt immer gebäre. — Denn ein Geiſt iſt wie ein

iſt, jedes Andere zurückweiſt; demnach den κόσμος des eigenen Daſeyns feſthält und hiedurch die Realität wirklicher Exiſtenz an den Tag legt. Iſt dem nun aber ſo, und nach allem Vorangegangenen ſcheint es unzweifelhaft, ſo kann jetzt die Annahme als eine unbeſtreitbare angeſehen werden, daß kein Hinderniß mehr entgegenſtehe, den blinden Drang des materiellen Seyns, ohne Schranke von ſich ſelbſt weggehen zu wollen, auch als die letzte und innerſte Baſis der geiſtigen Exiſtenz zu erfaſſen. Sonach kann auch die weſentlichſte Frage, deren Beantwortung jetzt hauptſächlich noch übrig bleibt, nur die ſeyn: ob es möglich iſt, aus jenem letzten blinden Trieb zur Expanſion, der nach Abzug aller ſonſtigen, mehr zufälligen Eigenſchaften des geiſtigen wie materiellen Seyns als das Innerſte und Tiefſte zurückbleibt, jene drei ſpezifiſchen Modalitäten abzuleiten, welche ſchon oben als die weſentlichſten Unterſchiede der geiſtigen Exiſtenz von aller übrigen aufgeſtellt worden ſind. Die nachfolgenden Entwicklungen ſollen in möglichſter Kürze allerdings den Beweis liefern, daß dieſe Möglichkeit nicht nur Möglichkeit, ſondern Wirklichkeit und ſelbſt Nothwendigkeit ſeyn könne.

Alles wahrhaft Seyende, das wirklich iſt und nicht allenfalls blos den Schein der Exiſtenz trägt, iſt ein ewig Seyendes, Subſtantia nec augeri nec minui potest, — ſagt ſchon Baco von Verulam*). Denn mag man auch gleich dem Monotheiſten den letzten Grund alles Seyenden nur in Gott und ſeiner weſenhaften Exiſtenz oder, wie der Materialiſt, in der Stofflichkeit der erſcheinenden, handgreiflichen Materie ſuchen, darin ſtimmen

---

Wille oder Sinn, der aufſteiget, und ſich ſelbſt in ſeinem Aufſteigen ſiehet oder gebieret." Jakob Böhme, von den drei Principien göttlichen Weſens. cap. I.

*) Omnia mutantur, nil interit. Quantum naturae nec minuitur, nec augetur. Baco, de augm. scient. lib. III. cap. I.

zuletzt Alle überein, daß an dem Seyn dasjenige, was in ihm das eigentlich Existente ist, unter welchen Formen es sonst auch immer existirt haben möge, in keiner Weise als ein niemals irgendwie Gewesenes aufgefaßt werden könne, es müßte denn seyn, daß man die berühmte, nur um negativer Zwecke willen aufgestellte Lehre einer Schöpfung aus Nichts*) in dem undenkbaren Sinne denken wollte, als habe sich Gott des wirklichen Nichts als des realen Substrates bedient, aus welchem er die substantielle Welt producirt habe. Ist nun nach allgemeinem Zugeständniß das rein Seyende unter welcher Form auch immer ein ewig Seyendes, so wird ein Gleiches von der Wurzel oder dem Grunde des rein Seyenden, dem blinden Triebe zur Ausdehnung, ausgesagt werden müssen. Denn alles Seyende ist ja seiner Wesenheit nach eben nichts als dieser blinde Trieb zum Seyn. Dieser rücksichtslose Drang selbst aber ist für uns an dieser Stelle zugleich das erst Seyende, da er unsere faktische Voraussetzung ist, die Niemand läugnen kann, und von der wir zunächst auf ein hinter ihr Liegendes zurückzugehen durch die Erfahrung nicht genöthigt sind. Die bezeichnete Stellung nun aber des blinden Triebes als des erst und ewig Seyenden muß nothwendig auf eine dreifache Behauptung führen, deren Wahrheit bereits in den gewonnenen Ergebnissen liegt. Der blinde Trieb oder das Princip der Ausdehnung ist erstlich unendlich der Qualität nach. Denn als das Erste und Ewige muß es eine gradlose und unerschöpfliche Potentialität der stofflichen Möglichkeit oder des Seynkönnens in sich enthalten: — ein

*) Der Spruch Hebr. 11, 3: *πίστει νοοῦμεν κατηρτίσθαι τοὺς αἰῶνας ῥήματι θεοῦ εἰς τὸ μὴ ἐκ φαινομένων τὰ βλεπόμενα γεγονέναι* besagt zuletzt doch nichts anderes, als daß unsere sinnliche Welt ein Product unsinnlicher Potenzen und *στοιχείων* sey.

Zuſtand, der mit dem Begriff der unendlichen Qualität vollkommen koincidirt. Dann muß das Princip der Ausdehnung zweitens unendlich ſeyn der Zeit nach. Denn abgeſehen davon, daß ſo eben das rein Seyende als ein ewig Seyendes bezeichnet wurde, abgeſehen auch davon, daß ohne ſolch innerlichen Trieb und Stachel der Unendlichkeit jede ſtoffliche Exiſtenz jeden Augenblick in ein völliges Nichts, zu einem weſenloſen Schatten zuſammenbrechen könnte, ſo folgt ſchon aus der unendlichen Qualität, welche der Potenz der Ausdehnung beigelegt wurde, ihr ſchrankenloſe Zeitwährung. Endlich iſt aber, wenn nicht allenfalls noch ein bis jetzt nicht gekanntes Princip der Hemmung hinzutritt, der blinde Drang zur Expanſion auch dem Raum wie der Quantität nach unendlich. Denn Alles, was der Qualität, die hier nur als reiner Wille zur Ausdehnung erſcheint, wie der Zeit nach unbedingt iſt, das muß, wenn auch noch nicht als unendliche Größe, doch mindeſtens als ein zur unendlichen Größe Erwachſendes und ſomit den unbegränzten Raum Erfüllendes auftreten. Es iſt demnach die Potentialität der Ausdehnung nichts als ein unendliches triebreiches Chaos, welches nur ausgedehnt ſeyn will, und welchem — wenn es ſo zu ſprechen erlaubt iſt — ſeiner Natur nach die Gefahr nahe liegt, zu einer zwar erhaben-großen, aber unbeweglichen und todten Stofflichkeit zu erſtarren: — eine Gefahr, der auch die ſpinoziſtiſche Subſtanz, der ſpinoziſtiſche Gott nur durch eine glückliche Inconſequenz ihres Urhebers entgangen iſt*). Man darf indeß ſeinen Blick nur in Etwas ſchärfen, um augenblicklich einen Ausweg gewahr zu werden, welcher der bezeichneten Gefahr gegenüber in der bis jetzt gegebenen Schilderung der exten-

*) Per causam sui intelligo id, cujus essentia involvit existentiam, sive id, cujus natura non potest concipi nisi existens. Spinoza, Ethice I. definitio 1.

siven Potenz selbst liegt. Seinem Wesen nach ist nämlich der Trieb zur Ausdehnung nichts als eine beständige Selbstflucht, da in dem Begriff der Ausdehnung auch gar nichts liegt, was nur entfernt einer Zurückbeziehung auf sich selbst ähnlich sähe. Aller Mangel an Zurückbeziehung oder Bindung in sich selbst ist aber Centrumlosigkeit oder Decentralisirung, alle Decentralisation aber Zersplitterung der eigenen Substantialität. Denn wenn, wie z. B. in dem vorliegenden Fall, bei gänzlicher Abwesenheit aller Reflexion nach einem eigenen Centrum zu der Trieb zur Ausdehnung nach allen Richtungen hin rücksichtslos walten kann, so wird die Folge hievon keine andere seyn, als die unendliche Abstoßung oder Repulsion des extensiven Triebes in sich selbst. Solche unendliche Repulsion wird aber nur mit dem Namen der Atomisirung belegt werden können. Aus dem unendlich triebreichen Chaos der Extension geht demnach mit unläugbarer Consequenz der Satz hervor, daß es in der Natur der schrankenlosen Ausdehnung liege, sich alsobald wie in eine Welt unendlicher Atome zu zersplittern*). Die Frage ist jetzt nur die: Wie von dem bis jetzt gewonnenen Ziele aus weiter voran zu kommen sey? Denn das leuchtet auf den ersten Blick ein, daß aus den bisherigen Ergebnissen noch kein erfolgreicher Schluß gezogen werden könne.

Die erste mögliche Folgerung, welche aus den gegebenen Prämissen unläugbar hervorgeht, ist die, daß die durch die Zer-

*) Die mit dieser Stelle erreichte Stufe der Untersuchung charakterisirt den Standpunkt, von dem aus die materialistische Atomistik eines Demokrit, Epikur, Gassendi, Lesage ꝛc. ꝛc., wie die ideelle eines Jordano Bruno, Leibnitz und Fichte ihre, wenn auch nur relative, Rechtfertigung findet. Auch was Leibnitz Unterschied, Individuation oder Spezifikation nennt, kann von dem Kenner an diesem Orte als in dem ersten Stadium seiner genetischen Entfaltung befindlich aufgefaßt werden.

ſplitterung der Ausdehnung erzeugte Atomenmaſſe eine der Zahl nach unendliche ſey. Denn wollte man auch die Thatſache unberückſichtigt laſſen, daß die principielle Zerſpaltung des Unendlich-Großen unmittelbar, wie das Unendlich-Kleine, ſo auch das Unendlich-Viele zur Folge haben müſſe, ſo wird man doch das Zugeſtändniß nicht umgehen können, daß jeder kleinſte Theil der Ausdehnung wiederum die ganze Ausdehnung in ſich enthalte. Denn Kraft iſt Kraft, und erſcheint als ſolche völlig untheilbar, zumal ſo lange noch kein entgegenſtrebendes Moment zur Sprache gebracht worden iſt. Aber ſo wichtig eine derartige Konſequenz ſeyn mag und in der That auch wirklich iſt, ſo iſt mit ihr im Grunde doch nur ein quantitatives Verhältniß hervorgehoben worden, welches den bisherigen Geſichtskreis im Weſentlichen um gar Nichts erweitert. Um ſo bedeutender wird ſich dagegen der nun folgende Satz herausſtellen, da in ihm die Möglichkeit eines höchſt qualitativen Zuwachſes zu allen vorangeſchickten Theſen verborgen liegt. Es wird nämlich geſagt werden müſſen, daß jedes auch noch ſo kleine Atom der Ausdehnung der heftigſten Gegenwirkung von Seite der geſammten übrigen Maſſe ausgeſetzt ſeyn wird. Denn da es in der Natur eines jeden Theiles der Ausdehnung liegt, ſich in das Unendliche expandiren zu wollen, die extenſive Maſſe aber ſelbſt eine unendliche iſt, ſo iſt durch dieſe Thatſachen ſelbſt ein unendlicher Konflikt geſetzt, zufolge deſſen Ausdehnung nicht von Ausdehnung läßt, ſondern vielmehr ein unendlicher kooperativer Prozeß und Komplex erzeugt wird, welcher den Charakter eines anfänglich diſſonirenden, nach und nach aber, wie ſich zeigen wird, immer mehr konſonirenden Organismus erkennen laſſen wird. Geſteht man nun aber alle bis jetzt gewonnenen Ergebniſſe zu, ſo wird man auch nicht in Abrede ſtellen können, das jedes kleinſte Atom der unendlichen Atomenmaſſe ein Unendlich-Großes, weil die geſammte übrige Welt der Atome, als ſeinen reagirenden Faktor beſitze.

Zugleich aber wird auch zugestanden werden müssen, daß dies entgegenwirkende Unendlich-Große sich im Wesentlichen an Umfang und Inhalt nur gleich bleiben kann, da von seiner unendlichen Größe immer nur das Kleinste, demnach nur jenes unendlich-kleine Atom in Abzug kommen kann, auf welches das Unendlich-Große, da man ein Moment der Aktion unserer diskursiven Sprache wegen doch immer nur hervorheben kann und muß, gerade reagirt. Findet nun aber die erwiesene, an Kraft und Existenz sich im Ganzen stets gleichbleibende Reaktion des Unendlich-Großen, das wir deßhalb auch das Maximum κατ' ἐξοχήν nennen können, auf jedes unendlich-kleine Atom oder Minimum statt, so ist damit nichts weniger ausgesagt, als daß sich das Minimum augenblicklich jeder möglichen Gegenwirkung von seiner Seite begeben werde. Vielmehr ist hievon das direkte Gegentheil anzunehmen. Denn da das Minimum, so klein es auch seyn mag, doch hinwiederum die ganze Potenz der Ausdehnung in sich umschlossen hält, so bringt es schon seine Natur mit sich, dem Druck des Unendlich-Großen einen höchst entschiedenen und intensiven Gegendruck entgegenzusetzen. Nur wird sich die Reaktion des Minimums, wie nicht anders möglich, von dem Beginn seiner oppositionellen Tendenz an in der ausgesprochensten Negative befinden. Denn da sich das Minimum zum Maximum wie das Unendlich-Kleine zum Unendlich-Großen, demnach nicht nur gewissermassen, sondern in der That wie Nichts zu Allem verhält, so wird zwischen der Expansions- oder Reaktionskraft des Maximums und der des Minimums eine gleiche Wechselstellung kaum abgeläugnet werden können. Folglich wird sich auch der komprimirende Andrang des Maximums zu dem Widerstand des Minimums wie das Unendliche zum Nichts oder Null herausstellen. Welche Folge sich aber hieraus ergeben muß, kann keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Daß nämlich jede, namentlich sinnliche, Existenz — und das

Ausgedehnte iſt doch ein Sinnliches — elaſtiſch, ſelbſt in unbeſtimmbarem Grade elaſtiſch oder doch mindeſtens in irgend einer Weiſe zuſammendrückbar ſey, wird Niemand zu beſtreiten einfallen. Inſofern nun alles Elaſtiſche ein Komprimirbares iſt, wird — zunächſt ganz abgeſehen von der ſtofflichen Eigenheit des zu Komprimirenden — der Grad ſeiner Kompreſſion als durchaus von der komprimirenden Kraft abhängig erſcheinen. Je größer alſo dieſe letztere iſt, um ſo größer und gewaltiger wird auch der Grad der Kompreſſion angenommen werden müſſen. Iſt demnach die komprimirende Potenz eine unendliche, ſo wird — wenn die Kraft des Widerſtandes nicht gleichfalls eine unendliche iſt — auch der Grad der Kompreſſion als ein unendlicher erſcheinen. Nun aber iſt Exiſtenz wie Kraft des Maximums ein Unendlich-Großes, das Minimum dagegen aber in jeder Rückſicht ein Unendlich-Kleines. Folglich wird auch das Minimum durch das Maximum in unendlicher Weiſe komprimirt, oder mit anderen Worten: das Minimum iſt für das Maximum abſolut penetrabel und permeabel *). Indeß iſt hiemit die nächſte Conſequenz noch nicht einmal vollkommen erſchöpft. Vielmehr wird noch folgendes Moment in Betracht gezogen werden müſſen. Da nämlich das Unendlich-Große in ſeinem Gegenſatz zum Unendlich-Kleinen das in jeder Beziehung abſolut Unendliche iſt, ſo iſt auch ſeine komprimirende Potenz ſolch' ein Unendliches. Folglich iſt auch die Schnelligkeit ſeiner komprimirenden Thätigkeit

*) Possibilis est penetratio dimensionum. Leibnitii opera omnia ed. Dutens. tom. II. pars I. pag. 499. Anders freilich, für die blos ſinnliche Region der uns umgebenden Natur ganz richtig, ſagt Ariſtoteles περὶ ψυχῆς B., 6: οὐδὲ γὰρ δύο σώματα ἅμα δυνατὸν ἐν τῷ αὐτῷ εἶναι. Vgl. Kant, Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft. Dynamik. Erklärung 3. Lehrſatz 3.

eine unendliche oder eine zeitlose*). Nun iſt aber, wie gezeigt, die unendliche Kompreſſion gleich der abſoluten Penetrabilität oder Durchwohnung. Demnach erſcheint auch das Unendlich-Große oder das Maximum als das das Minimum in jedem Zeitmoment ohne alle Succeſſion vollſtändig Penetrirende oder Erfüllende. Es findet daher zwiſchen dem Maximum und Minimum auch das Verhältniß einer völlig ſucceſſionsloſen und immanenten Simultaneität ſtatt. Jedoch iſt dies Alles noch keineswegs genug. Denn noch iſt eine Frage übrig, deren Beantwortung nichts weniger als überflüſſig erſcheint. Was wird denn — ſo kann und muß man fragen — aus dem durch das Unendlich-Große bis zum Nichtſeyn komprimirten und penetrirten Minimum? Fährt daſſelbe noch fort zu exiſtiren oder geht es in der That in den Zuſtand des vollkommenen Nichts über? Auf dieſe Frage gibt es nur eine Antwort. Das Minimum an ſich iſt, wie auch das Maximum, nichts als Ausdehnung. Alle Ausdehnung aber iſt, wie bewieſen, ihrer tiefſten Wurzel nach nicht Ausgedehntes, ſondern Kraft der Ausdehnung. Wird daher das Minimum durch das Unendlich-Große in unendlicher Weiſe komprimirt, ſo hört es zwar auf, als Ausgedehntes zu exiſtiren, Nichts aber hindert es, daß es

*) Dans l'instant du choc la force répulsive s'exercera, les molécules se fuiront en tout sens avec une vîtesse presqu' infinie, laquelle néanmoins n'est qu'égale à leur vîtesse acquise au moment du contact: car la loix de l'attraction étant d'augmenter comme l'espace diminue, il est évident, qu'au contact l'espace toujours proportionel au carré de la distance devient nul, et que par conséquent la vîtesse acquise en vertu de l'attraction doit à ce point devenir presqu' infinie; cette vîtesse seroit même infinie etc. etc. Buffon, histoire naturelle. tom. VI. de la lumière, de la chaleur et du feu pgg. 20 et 21.

Kraft der Ausdehnung, alſo Kraft ſchlechtweg, ſomit aber Potenz, reale Möglichkeit, ἐντελέχεια zu ſeyn fortfahre*). Mit einem Wort: — Das Minimum tritt durch die Reaktion des Maximums aus dem status des actus in den der potentia zurück. Hiemit iſt aber ein nicht Geringes gegeben. Denn nach unſeren Unterſuchungen kann jetzt zwar nicht mehr Seyn ohne Kraft, aber wohl Kraft ohne Seyn gedacht werden. Das Minimum als Ausgedehntes hört allerdings auf zu exiſtiren. Aber indem es in die Region des materiellen Nichts hinübertritt, iſt es dadurch keineswegs zu einem abſoluten oder logiſchen Nichts geworden. Vielmehr muß man von ihm ſogar ausſagen, daß es an Fülle und Reichthum der Exiſtenz gewonnen hat. Denn während das beiſpielsweiſe von uns iſolirte Minimum in ſeiner früheren Exiſtenzform als Ausgedehntes nur eine Art des Daſeyns beſaß, wird ihm nun eine doppelte; — einmal ſeine wirkliche Exiſtenz als Kraft und dann die in ihm verborgene, nur durch das Maximum niedergehaltene, aber reale Möglichkeit, im gegebenen Falle ſich den status des actus als wirkliche Ausdehnung anziehen zu können. Es erſcheint demnach der Satz als ausgemachte Wahrheit, daß das Potentielle nicht nur

*) Alles, was Leibnitz über die Monade als Seyendes, nicht als Denkendes, vorbringt, findet auf der Stufe der Unterſuchung, bei der wir hier angelangt ſind, ſeine vollſtändige, wenn auch nur relative, Rechtfertigung. Denn daß die Monade substantia simplex ſey, quae in composita ingreditur, daß ſie als simplex auch keine Theile habe, daß ſie nichts als reine ἐντελέχεια ſeyn könne, daß ſie weder extensio, noch figura, noch ſelbſt divisibilitas habe, daß ſie elementum rerum ſey und weder entſtehen noch vergehen könne, nisi per creationem et annihilationem, et qu'elle ne sauroit être discernée d'une autre que par les qualités et actions internes, — das Alles gilt auch wörtlich von dem Minimum, ſomit daſſelbe bis jetzt zur Entwicklung gekommen iſt.

etwa ein mit dem Seyn gleich Inhaltvolles und Substanzreiches sey, sondern daß es an innerlicher Fülle und Lebenskraft die bloße, nackte Existenz noch um ein Bedeutendes, man kann wohl sagen um das Doppelte überbiete. Und zwar ist die Untersuchung an dieser Stelle durchaus nicht genöthigt, nur bei dem hier hervorgehobenen Minimum oder Ausdehnungsatom stehen zu bleiben. Vielmehr wird von allen übrigen unendlichen Momenten der Ausdehnung dasselbe gelten, und schließlich selbst das im Wesentlichen sich immer gleiche Maximum nur als eine unendliche Macht potentieller Kraft aufgefaßt werden können. Denn da sich, wie weiter oben gefunden, die ganze unendliche, doch centrumlose Wucht der Ausdehnung natura sua in unendliche Momente (oder Augen) der Ausdehnung, demnach in zahllose Minima auflöst, so wird dasselbe, was von dem beliebig hervorgehobenen Minimum gilt, auch mit Nothwendigkeit von allen übrigen bis hin zu dem undenkbaren letzten gelten müssen. Tritt daher auch nur ein einziges Unendlich-Kleines (Minimum) in Potenz, so wird dies wie auf einen Schlag auch mit allem anderen der Fall seyn. Wo aber bliebe dann noch Raum und Existenz für ein Maximum, das in seiner starren, stofflichen Ausdehnung beharren könnte? Jedes Maximum, das im Grunde immer nur Eines und Dasselbe bleibt, da der Zu- oder Abgang eines Unendlich-Kleinen am Unendlich-Großen stets dem Nichts gleichkommt, jedes Maximum ist ja nur die harmonische, koncinnende Einheit aller übrigen Minima einem einzigen gegenüber, und jeder Theil des Maximums ist somit nichts als ein durch sein Maximum, welches das allgemeine ist, in den Zustand der Potenz oder Entelechie erhobenes Minimum. Sobald daher nur ein einziges Minimum zu einer potentiellen Kraft wird, so folgt ihm nicht nur die ganze Schaar der übrigen Minima in diesen neuen Seynszustand, sondern es ist hiedurch auch alsobald dem gemeinschaftlichen Maximum jede

[illegible] entzogen, und seine [illegible] vollendet. Schluß wie [illegible] kann daher auch nur [illegible] der Umgestaltung [illegible] folgt und [illegible] verschwindet, das sein ero- [illegible] als esoterisches ver- [illegible]

[illegible] seyn mö- [illegible] damit noch immer [illegible] Hervorhebung eines [illegible] das zwar bereits in den [illegible] dessen nähere Ver- [illegible] Behandlung be- [illegible] vorliegenden Untersu- [illegible] apodiktischen Sicherheit ge- [illegible]

[illegible] durch einen in seinen [illegible] Dualismus, dessen innerliche Kon- [illegible] die Thatsache des Lebens vollziehen [illegible] keine reale Existenz gedacht zu [illegible] in ihr ein Grund, eine Wurzel, eine Sub- [illegible] des Daseins angenommen werde, welche durch eine höhere, [illegible] Kraft oder Potenz zu jener Form bestimmt [illegible], welche das Eigenthum ihrer speziellen Individualität [illegible] Auch in Geist wurde schon oben jener Dualismus nach- gewiesen, dessen hier, wie überall, besondere Artung eben den Geist zum Geist erhob. Ist nun aber diese Voraussetzung, wie [illegible] es denn ist, eine richtige, so entsteht alsobald die Frage, ob [illegible] der zufolge des beschriebenen Prozesses ihrem ganzen Inhalt [illegible] in den status der potentia zurückgetretenen Ausdehnung [illegible] das Phänomen eines derartigen Dualismus nachge-

wieſen werden könne? Und in der That bietet die bisherige Entwicklung der Anhaltspunkte genug, um dieſe Frage mit Ja beantworten zu dürfen. Denn einmal liegt es auf der Hand, daß das Ausgedehnte oder, was mit ihm völlig identiſch iſt, die Kraft der Ausdehnung nach allen Richtungen hin nichts anderes als den ſubſtantiellen Pol des vorausgeſetzten Dualismus darſtellen könne. Dann aber iſt auch gar kein Grund zu irgend einer Verlegenheit vorhanden, wenn es ſich darum handelt, die zweite oder formelle Kategorie eines derartigen Dualismus ausfindig zu machen. Denn durch den geſammten Verlauf der Unterſuchung ſtellt ſie ſich gleichſam wie von ſelbſt dar, ohne daß ſie, wie anderen Orts nicht ſelten, gleich einem deus ex machina irgend woher herbeigeholt werden müßte, „da ohne eine ſolche zweite Annahme nicht voranzukommen wäre.“ Das beſchränkende Princip der Form iſt nämlich von der Art, daß es dem blinden Trieb der Subſtanz allüberall, wo derſelbe in ſeiner wüſten Schrankenloſigkeit unaufhaltſam hervorbrechen will, ſich hemmend entgegenſtellt und ihn entweder vollkommen in ſein potentielles An ſich zurückwirft oder nur ſo weit zur Manifeſtation gelangen läßt, als es an der jeweiligen Stelle geſtattet ſeyn ſoll. Iſt dies nun aber die gewieſene Aufgabe des beſchränkenden oder formellen Princips, ſo kann es für uns auch keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, daß das Unendlich-Große oder das in Potenz getretene, ſeinem Weſen nach faſt unveränderliche Maximum dieſe Aufgabe auf das Unzweideutigſte vollkommen erfüllt. Denn es iſt ja die ſchon mit der Natur des Unendlich-Großen gegebene That deſſelben, alle Minima aus dem status des actus in den der potentia zurückzuverſetzen und ſich dadurch als das Maaß, als die Schranke derſelben κατ' ἐξοχήν zu erweiſen. So gewiß nun aber auch dies nach den bisherigen Prämiſſen iſt und ſeyn muß, ſo kann hiemit die vorliegende Frage doch noch nicht als abgeſchloſſen erklärt werden. Vielmehr wird

der Geneſis des Maximums als Formprincips aus der allgemeinen Potenz der Ausdehnung hervor noch einige ſpecielle Aufmerkſamkeit geſchenkt werden müſſen, indem ſich hiebei noch mehrere ausgezeichnete Verhältniſſe zu erkennen geben werden. Das Maximum iſt nämlich kein Zweites oder Neues, welches als ſelbſtſtändig wirkende Potenz zur Kraft der Ausdehnung hinzutritt, ſondern es iſt ſelbſt nur wieder dieſelbe extenſive Thätigkeit, welche auch den Inhalt der Minima oder der Subſtanz bildet. Nur die Richtung in der Thätigkeit des Maximums iſt die gerade entgegengeſetzte zu der der Minima, und nur hiedurch erhebt ſich das Maximum zu einer neuen und zweiten Kategorie. Ganz analog mit dem alten Spruche: Nema contra deum nisi deus ipse wird daher auch von der Potenz der Ausdehnung oder der Subſtanz behauptet werden müſſen: Nemo contra substantiam nisi substantia ipsa. Aus dieſem Reſultate wird deßhalb auch ohne alle Paradoxie die Folgerung gezogen werden müſſen: daß Subſtanz und Form oder Schranke an ſich — trotz ihrer oppoſitionellen Tendenzen — rein identiſche Potenzen ſeyen*) Ja, es iſt weiter oben ein Satz ausgeſprochen worden, welcher die Natur ſolcher Identität noch um ein Weſentliches ſteigert, und dieſelbe ſogar als eine geradezu potenzirte anſprechen läßt. Indem nämlich das Maximum auf die Minima als das Unendlich-Große in unendlicher Weiſe reagirt, werden, wie oben entwickelt, die Minima abſolut komprimirt und penetrirt, damit aber zugleich vollkommen in das Maximum aufgenommen und von dieſem gleichſam gänzlich abſorbirt. Demnach kann dieſer Prozeß nicht mit Unrecht

*) Ce sont (scil. la force attractive et la force expansive) pour la nature deux instruments de même espece, ou plutôt ce n'est que le même instrument qu'elle manie dans deux sens opposés. Buffon, histoire naturelle. tom. VI. de la lumière, de la chaleur et du feu. pag. 20.

als eine durchgreifende Umwandlung der Minima in die Natur des Maximums angesehen werden. Wenn aber irgend eine Metamorphose, so wird eine derartige als die vollständigste Identifizirung bezeichnet werden müssen. Wie daher Maximum und Minima schon ihrer Genesis nach als höchst identische Kräfte anzusehen sind, so werden sie dies noch in unendlich gesteigerter Weise durch den wechselseitigen Prozeß, den sie mit einander durchlaufen. So innig nun aber die charakterisirte Identifikation auch seyn mag, niemals wird sie bei den vorliegenden Verhältnissen so weit vorangehen, daß sie sich bis zur absoluten Einerleiheit und Dieselbigkeit — wie man will — steigerte oder verflachte. Denn die Basis, aus welcher die beschriebene Identität des Maximums und der Minima hervorgegangen ist, ist und bleibt fortwährend der Gegensatz, der heftigste, erbittertste Gegensatz, und in dem Moment, mit welchem diese tiefe, prinzipielle Opposition der beiderseitigen Wurzel erlahmte, würde auch die Identität zur völligen Leerheit und Bedeutungslosigkeit herabsinken. Demnach steht unter dem Vorausgang der gegebenen und genetisch entfalteten Prämissen der für uns so wichtigen Schlußfolgerung auch gar nichts mehr entgegen: — daß nämlich, je tiefer und durchgreifender in der Potenz der Extension die Gewalt des Gegensatzes hervortritt, auch die Innigkeit der Identität eine um so intensivere und mächtigere werde, wie sich umgekehrt mit dem Wachsthum der Identität auch die Macht des Gegensatzes als eine um so lebendigere und gigantischere entfaltet.

Die Schranke, das Maaß, die Form erscheint in der Potenz der Ausdehnung zunächst als eine rein nur negative Kraft, und dies Phänomen wird jedenfalls allen denen sehr willkommen seyn, welche in aller Begränzung nur Vornirtheit zu finden vermögen und deßhalb der nur so höchst einseitig wahren Thesis Spinozas: determinatio est negatio ihren vollsten Beifall nicht

verſagen zu können glauben. Aber dieſe negative Natur der Schranke iſt eben nur Schein, iſt nichts als das nackte Phänomen ihrer Manifeſtation: ihr weſentlicher Charakter giebt ſich vielmehr als die höchſte unzweifelhafteſte Poſition zu erkennen. Denn abgeſehen von der allerdings nur allgemeinen Bemerkung, daß die Kraft der Beſchränkung natura sua die mächtigere ſeyn müſſe, da ihr ſonſt das zu Beſchränkende ſtets ſiegreich widerſtehen würde, daß demnach alle determinatio nur inſoweit negatio ſeyn könne, als ſie einer ſehr poſitiven Quelle entſtrömt, ſo ſind es namentlich in dem vorliegenden Fall neben geringeren Punkten drei höchſt wichtige Momente, welche den durchweg poſitiven Charakter der Schranke auf das ſchlagendſte beſtätigen. Einmal nämlich iſt die Wirkung des Unendlich-Großen zunächſt allerdings nur eine negative, indem es die in ihm vorhandenen wie außer ihm ſeiner Thätigkeit entgegenſtehenden Minima in den Zuſtand der Potenz zurückdrängt. Aber dieſe verneinende Leiſtung vermag es eben nur dadurch zu Stande zu bringen, daß in ihm als dem Unendlich-Großen eben die expanſive Potenz in unendlicher Weiſe, demnach als das Poſitivſte alles Poſitiven vorhanden iſt. Dann iſt zweitens das Maximum als ein über alle Frage erhabenes Poſitives aufzufaſſen, weil ſeine unendliche Größe der unendlichen Kleinheit der Minima gegenüber durchaus als das Uebermächtige und Beherrſchende erſcheint, ſo daß ſeine Natur, welche nur die der Form oder des Maaßes iſt, geradezu als Herrin und Königin der Ausdehnung angeſprochen werden muß. Endlich darf drittens auch nicht der Grad und der Werth der Wirkung überſehen werden, welche das Maximum als Schranke auf ſich und die Minima ausübt. Oder ſollte eine Thätigkeit nur als negativer Effekt aufgefaßt werden dürfen, welche die Extenſion von der eiſernen Nothwendigkeit befreit, nur als ſtarre, todte Stofflichkeit zu exiſtiren, und ſie damit in die lauteren, luftvollen Regionen der

Potenz und der Kraft zu erheben vermag? In der That, nichts iſt wohl poſitiver als die Schranke.

Das Unendliche, das Maaßloſe, wenn es überhaupt als Realität und Wirklichkeit, nicht blos als qualitativer Trieb und stimulus oder nisus, exiſtirt*), erſcheint als ein Weſen höchſt zweideutiger Natur. Schon die Pythagoreer haben es deßhalb als δυὰς ἀόριστος charakteriſirt. Denn ſeine planloſe, wüſte Unermeßlichkeit müßte über kurz oder lang jeden Unterſchied, jede Gliederung, jede objektive Vernunft, alle Schönheit zerſtören, und abſolute Erſtarrung, ſtupide Stofflichkeit und allgemeiner Tod würden allein als nicht aufgehender Reſt noch übrig bleiben. Gegen dieſen abſtrakten und fleiſchloſen Kronos ſchützt allein das holde Maaß, die ſanfte Gewalt der Form und die Magie der Schranke. Denn durch ihre Ueberredung

*) Arrêtons-nous un peu sur ces idées de progrès et de développement à l'infini; d'où nous viennent-elles? que représentent-elles? L'idée de l'infini ne peut venir que de l'idée du fini: c'est ici un infini de succession, un infini géométrique; chaque individu est une unité, plusieurs individus font un nombre fini, et l'espèce est le nombre infini: ainsi de la même façon que l'on peut démontrer que l'infini géométrique n'existe point, on s'assurera que le progrès ou le développement à l'infini n'existe point non plus; que ce n'est qu'une idée d'abstraction, un rétranchement à l'idée du fini, auquel on ôte les limites qui doivent nécessairement terminer toute grandeur, et que par conséquent on doit rejeter de la philosophie toute opinion qui conduit nécessairement à l'idée de l'existence actuelle de l'infini géométrique et arithmétique. Buffon, tom. III. des animaux. pag. 31 et 32. — Les forces de la Nature paraissent infinies, lorsqu'on la contemple en gros et d'une vue générale; mais lorsqu'on la considère de près et en détail, on trouve que tout est limité. Buffon, Oiseaux. de l'autruche. tom. II. pag. 164.

und Beſprechung*) wird das Unfaßliche faßlich gemacht, das Lebensrad entzündet und beſchleunigt und der νοῦς zum βασιλεὺς τοῦ οὐρανοῦ καὶ τῆς γῆς**) erhoben. Allein weil er im Maaß das Höchſte, Gewaltigſte, Erhabenſte, Edelſte und Vollendetſte erkannte, hat der göttliche Plato die Schranke als das erſte und tiefſte Attribut der Gottheit verkündet.†)

Mit dieſen Bemerkungen und Folgerungen iſt die letzte und ſchwierigſte der zunächſt vorliegenden Unterſuchungen zu zu ihrem Abſchluß hindurch geführt worden. Wie ſich aber der Leſer erinnern wird, ſo ſind alle dieſe ſo räthſelhaften Probleme nicht um ihrer ſelbſt willen an dieſer Stelle in Angriff genommen worden. Vielmehr handelte es ſich darum, von der damals erſt zu findenden, nun längſt gefundenen erſten und alleinigen Prämiſſe des Seyenden aus das ὑποκείμενον aller Dinge, der ſinnlichen wie der geiſtigen, einen philoſophiſch nothwendigen Weg durchlaufen zu laſſen, an deſſen Ende in der ὑποδοχὴ καὶ τιθήνη τοῦ ὄντος durch Selbſtentfaltung alle jene weſentlichen Eigenſchaften aufgetaucht ſeyn würden, welche als die nächſten und tiefſten ſpezifiſchen Qualitäten der geiſtigen Natur müſſen angeſprochen werden. Zu dieſem Zwecke wurde alsbald die Seele oder der Geiſt einer vorläufigen Kritik

*) Plato, Timaeus pag. 48. A.

**) Plato, Philebus pag. 28. C.

†) ἡδονὴ πτῆμα οὐκ ἔστι πρῶτον νοῦ δ' οὐ δεύτερον, ἀλλὰ πρῶτον μὲν πῃ περὶ μέτρον καὶ τὸ μέτριον καὶ καίριον καὶ πάντα ὁπόσα χρὴ τοιαῦτα νομίζειν τὴν ἀΐδιον ῥῆσθαι φύσιν. Plato, Philebus pag. 66. A. Νοῦς καὶ φρόνησις (l. c. B.) nehmen erſt die dritte Stelle ein. Denn die zweite beſitzen τὸ σύμμετρον καὶ' κάλὸν καὶ τὸ τέλεον καὶ ἱκανὸν καὶ πάνθ' ὁπόσα τῆς γενεᾶς αὖ ταύτης ἔστιν (l. c. B.). Wenn unſer Maximum dem μέτρον entſpricht, ſo entſprechen unſere Minima, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, dem σύμμετρον καὶ καλόν.

unterworfen, und neben ihrer bekannten unsinnlichen, aber doch so höchst kräftigen und thätigen Potentialität traten auch sogleich drei bedeutsame Momente als ihre konstitutiven Principien hervor. Einmal nämlich machte sich in der Seele der energischste Gegensatz eines in ihr vorhandenen Dualismus bemerklich. Dann aber wurde erkannt, daß dieser dualistische Gegensatz des Geistes jeden Augenblick in uns zu der innigsten und vollkommensten Einheit (Identität) zusammengehe, um alsobald wieder mit ganzer und ungeschwächter Intensität hervorzubrechen, so dasselbe Spiel unzählige Male wiederholend, so oft es nur die herrschende Selbstheit gebieten möchte. Endlich aber ergab sich zum Dritten die unerläßliche Forderung, daß innerhalb des aufgestellten dualistischen Organismus der Seele eine gegliederte, wollende und vernünftige Ordnung undenkbar wäre, wenn nicht der eine der beiden konstituirenden Pole als der mächtigere und kräftigere erscheinen und somit als der bestimmende Herrscher des geistigen Inhalts sich darstellen würde. Nur da, wo alle die hier bezeichneten Eigenschaften sich immanent zeigten, nur da könne gesagt werden, daß das Leben des Geistes, selbst wenn nur in seinen ersten Lineamenten, aufgegangen sey. Nach dem Verlauf der von uns an der Extensionspotenz entwickelten, durch ihre eigensten Eigenschaften bedingten Genesis ist es nun aber bereits über allen Zweifel erhaben, daß in dem Selbstproceß des ersten ὑποκείμενον sich nach und nach alle jene Momente entwickeln, welche als die letzten konstitutiven Principien der geistigen Essenz betrachtet werden müssen. Zuerst nämlich tritt in dem Gegensatz des Maximums und der Minima oder — wie wir jetzt nach unseren schließlichen Entwicklungen besser sagen können — in dem der Form und der Substanz der entschiedenste, in dem Wesen der Extensionspotenz begründete Dualismus auf. Dann führt der durch den Dualismus von Form und Substanz zwischen diesen beiden eingeleitete Kampf durch innere Nothwendigkeit zu dem weiteren

Ergebniß, daß die Subſtanz, wie nicht minder die Form oder Schranke, aus dem Zuſtand der realen Exiſtenz ſich in den der Potentialität umwandelt, wodurch beide zu einer ebenſo kraftvollen wie unſinnlichen Wirklichkeit werden. Drittens geht der Gegenſatz der Subſtanz und Schranke fortwährend in eine ſo geſchloſſene und abſolute Identität zuſammen, daß beide Gegenſätze durchaus als die ungetrübteſte und unterſchiedloſeſte Einheit angeſehen werden müſſen. Dies hindert jedoch viertens nicht, daß ihr beiderſeitiger Gegenſatz immer ihre tiefſte und letzte Baſis zu ſeyn fortfahre, welche jeden Augenblick die erneute Möglichkeit beſitzt, in ihre alte und erſte Spaltung auseinander zu brechen. Endlich aber geht aus unſeren Unterſuchungen über das Weſen der Extenſionspotenz noch als das abſchließende höchſte Ergebniß die Thatſache wie Folgerung hervor, daß in der Einheit von Form und Subſtanz die letztere immer als das überwundene und dienende Princip erſcheint, während ſich die Schranke oder das Maaß als der unzweifelhafte und andauernde Herr und Meiſter des geſammten Inhalts der Extentionspotenz manifeſtirt. Hiemit iſt aber das vollkommen erreicht, was wir als die Hauptaufgabe der Pſychologie für die Gegenwart hingeſtellt haben. Die weſentliche ſubſtantielle Einheit der geiſtigen und ſinnlichen Exiſtenz iſt nicht nur aufgefunden, ſondern auch erwieſen, oder doch zum Mindeſten die Möglichkeit gezeigt worden, wie durch dialektiſche Deduktion von der ſtofflichen Baſis des Seyenden aus in die ſubſtantielle Selbſtſtändigkeit des Geiſtes oder der Seele hinüber zu gelangen ſey. Auch iſt hiebei kaum dem Zweifel eine Stätte gelaſſen, daß durch den von uns eingeſchlagenen Weg die erhabene Freiheit und Geiſtigkeit der Seele zuletzt dennoch in Gefahr gerathe, zu einem bloßen Accidens, zu einem nackten Attribut oder Modus der Materie herabzuſinken. Denn zwar haben wir uns bemüht, allen gerechten Anſprüchen, welche der

Materialist oder Atomistiker allenfalls erheben könnte, Genüge zu leisten, damit auch der letzte, von dieser Seite drohende Angriff als überwunden erscheine.*). Aber zugleich ist auch, wie wir glauben, der gesammte Prozeß des Seyenden bis hinauf zu der geistigen Existenz in einer Weise durchgeführt worden, welche deutlich erkennen läßt, daß die Seele zuletzt als eine von der Materie durch differentia specifica wohl getrennte und toto coelo verschiedene Freiheit und Selbstständigkeit der eigenthümlichsten Existenz hervorgehen mußte. Der Idealist, Spiritualist oder Theist wenigstens, der seine skeptischen Anforderungen noch höher schrauben wollte, würde dadurch nur zu erkennen geben, daß er kaum die unendlichen Schwierigkeiten, welche hier in Frage kommen, zu ermessen versteht und deßhalb mit nicht geringem Leichtsinn alle jene Stützen zurückzustoßen bereit ist, welche seiner ohnedies genug gefährdeten Sache neue Haltung und Dauer zu geben vermögen. Auf der anderen Seite ist es freilich natürlich, daß in so dornvoller Frage der erste bedeutendere Schritt noch nicht der letzte ist, und daß ein glücklicherer Nachfolger das noch zu einer ganz anderen Höhe und Gewißheit wird erheben können, was jetzt erst in den ersten, wenn auch richtigen, Lineamenten vorhanden ist.

Aber obgleich durch die jetzt erledigten Untersuchungen die Hauptaufgabe, welche dieser Schrift gesteckt wurde, wenigstens

*) Wenn Buffon (histoire naturelle. tom. III. des animaux. p. 21. fin) sagt: Le vivant et l'animé, au lieu d'être un degré métaphysique des êtres, est une propriété physique de la matière, so ist von seiner Seite dieser Ausspruch allerdings nicht ohne einen Anflug von Pantheismus, ja selbst Materialismus. Wir dagegen können dies Wort jetzt ganz wohl zu dem unsrigen machen, ohne befürchten zu müssen, daß uns dieser oder ein ähnlicher Vorwurf treffen werde.

den allgemeinen Umriſſen nach ihr Ende erreicht hat, ſo iſt doch eine Frage übrig, welche hier zum Mindeſten noch eine kurze Beſprechung finden muß, wenn von der vorliegenden Behandlung auch nur der geringſte Anſpruch auf Vollſtändigkeit erhoben werden ſoll. Die Frage, welche wir meinen, iſt die nach dem Wiſſen, Denken, Begreifen, Erkennen: — Worte, welche, wie andere ähnliche, an dieſer Stelle nur als identiſche Begriffe aufgefaßt werden können. Zwar iſt von uns gleich anfangs der Satz aufgeſtellt worden, daß, wie leicht zu erweiſen, das Denken nicht als producirender Faktor der geiſtigen Exiſtenz aufgefaßt werden könne, ſondern ſich nur als höchſte und tiefſte Funktion unſeres geiſtigen Inhalts herausſtelle, und deßhalb hätte von ihm an dieſem Orte wohl Umgang genommen werden können. Aber der Gedanke und die ihn erzeugende Kraft iſt eine ſo tiefe, ſo innerliche, ſo eigenthümliche und unmittelbare Aeußerung der menſchlichen Seele, und man iſt ſeit Jahrhunderten — möchte ich ſagen — ſo ſehr gewöhnt, ihn als den weſentlichſten, ja alleinigen Inhalt des Geiſtes aufzufaſſen, daß es faſt als Unmöglichkeit erſcheint, ihn da unerwähnt zu laſſen, wo die konſtruktiven Elemente der Seele in Unterſuchung genommen werden. Wenden wir uns nun aber deßhalb dieſer ſo ungemein ſchwierigen Frage nach dem Gedanken und der denkenden Potenz zu, ſo iſt bereits durch die bisherigen Unterſuchungen der Weg feſtgeſtellt, auf welchem wir uns dieſem bedeutungsvollen Probleme zu nähern haben. Da ſich uns nämlich die Nothwendigkeit herausgeſtellt hat, das Denken nicht als Seyendes, ſondern nur als reine Thätigkeit und Funktion zu erfaſſen, ſo wird unſere Aufgabe nicht dahin gehen, den Gedanken, die Potenz des Wiſſens und Erkennens, als ein ſubſtantielles Etwas zu ergreifen, zu beſchreiben und zu beſtimmen. Denn er iſt dies nun einmal nicht für uns. Vielmehr wird nach unſeren Vorausſetzungen die Frage ganz einfach

dahin lauten: In welcher wechſelſeitigen Thätigkeit ſind die dualiſtiſchen Faktoren des Geiſtes, die Subſtanz und die Form, zu denken, wenn ein dem Wiſſen und Erkennen ähnliches Produkt aus ihnen hervorgehen ſoll? Sehen wir zu, ob wir dieſe Frage noch in möglichſter Kürze zu beantworten im Stande ſind.

So viele Grade des Wiſſens und Erkennens es auch geben mag, ſo viel ſcheint gewiß, daß in ihnen allen, ſo groß ihre Unterſchiede auch ſeyn mögen, immer dieſelbe Potenz des Erkennens, wenn auch unendlich modificirt, anweſend ſeyn wird und muß. Was wir daher Erinnerung, Meinen, Fühlen, Einbildung und wie noch immer zu nennen pflegen, das wird zwar wohl nicht Alles als Eines und Daſſelbe angeſprochen werden können, aber ebenſo wenig wird an ihm irgend eine differentia specifica zu bemerken ſeyn. Iſt dem nun aber ſo, dann wird das Gleiche auch von der Wahrnehmung gelten, und demnach kein weſentlicher Grund entgegenſtehen, die Unterſuchungen über das Denken mit der Wahrnehmung zu beginnen. Soll nun über dieſe zunächſt ein möglichſt unbeſtreitbares Minimum ausgeſagt werden, ſo werden wir nicht allzuſehr fehlgreifen, wenn wir alle Wahrnehmung als eine mehr oder minder intenſive Berührung*) bezeichnen. Denn das innerliche Beben zweier im Fluge aufeinander treffender und ſich dadurch wechſelſeitig begränzender Körper kann ebenſo ein unendlich kleiner Beginn der Wahrnehmung genannt werden, wie man die Einerzeugung des Bildes von einem außer uns liegen-

*) L'homme sera aussi réfléchi que le sens du toucher paraît grave et profond. Buffon, Oiseaux. tom. I. pag. 48. — ἀλλ' ἀκριβεστέραν ἔχομεν τὴν γεῦσιν διὰ τὸ εἶναι αὐτὴν ἁφήν τινα, ταύτην δ' ἔχειν τὴν αἴσθησιν τὸν ἄνθρωπον ἀκριβεστάτην· ἐν μὲν γὰρ ταῖς ἄλλαις λείπεται πολλῷ τῶν ζώων, κατὰ δὲ τὴν ἁφὴν πολλῶν τῶν ἄλλων διαφερόντως ἀκριβοῖ. Aristoteles, περὶ ψυχῆς. B, 9.

den Gegenſtand in unſer Auge als eine Berührung anſprechen kann. Beſteht demnach eine derartige Beziehung zwiſchen Wahrnehmung und Berührung, ſo wird auch nichts gegen die Folgerung eingewandt werden können, daß, je iſolirter und oberflächlicher eine Berührung ſeyn wird, auch die ihr entſprechende Wahrnehmung eine um ſo nichts ſagendere, verworrenere und demnach ungewiſſere ſeyn muß, während dagegen eine allſeitige, tief eindringende und umfaſſende Berührung immer eine Wahrnehmung von ähnlicher bedeutſamer Qualität zur Folge haben wird*). Denn eine Berührung eines Gegenſtandes mit irgend einem anderen Theile unſeres Körpers will nichts beſagen gegen eine Berührung mit der Hand, und der lebendige Reiz des Geſchmackes wie des Geruches beruht großentheils in der tieferen Penetration, die mit beiden geſetzt iſt. Hiemit iſt aber alſobald eine weitere Conſequenz gegeben, welche

*) La substance ne saurait subsister sans quelque affection qui n'est autre chose que sa perception: mais quand il y a une grande multitude de petites perceptions, où il n'y a rien de distingué, on est étourdi; comme quand on tourne continuellement du même sens plusieurs fois de suite, où il vient un vertige qui nous peut faire évanouir et qui ne nous laisse rien distinguer. — Donc puisque réveillé de l'étourdissement on s'apperçoit de ses perceptions, il faut bien qu'on en eut eu immédiatement auparavant, quoiqu'on ne s'en soit point aperçu; car une perception ne saurait venir naturellement que d'une autre perception, comme un mouvement ne peut venir naturellement que d'un mouvement. L'on voit par là que si nous n'avions rien de distingué et pour ainsi dire de relevé et d'un plus haut goût dans nos perceptions, nous serions toujours dans l'étourdissement, et c'est l'état des monades toutes nues. Leibnitii opera philos. ed. Erdmann. tom. I. Monadol. §§ 21, 23, 24. pag. 707.

dahin lauten wird, daß nur da eine höhere und tiefere Wahrnehmung zu erwarten seyn wird, wo eine mächtige Berührung zur allgemeinsten und gleichzeitigen Umspannung wie Penetration hindurchgedrungen ist. Eine derartige vollkommene Berührung ist jedoch in der Sinnenwelt nicht möglich. Wohl aber ist sie es in der sich selbst so absolut permeabel gewordenen Region des Geistes. Denn dort besteht ja zwischen Form und Substanz kein Gegensatz mehr. Beide, obwohl ihrem Princip nach in der gespanntesten Kontradiktion, durchwohnen einander vollständig und sind in die unauflöslichste Einheit übergegangen. Was daher auch durch die äußere Substantialität des Leibes in die immanente der Seele hinüber geleitet werden mag, das ist auch augenblicklich das vollständig assimilirte Eigenthum des ganzen Geistes wie dem in ihm herrschenden Princip der Schranke subjicirt. Doch ist dies noch nicht einmal genug. Denn nicht nur das sinnlich übergeleitete, äußerliche Bild geht seinem ganzen Umfang und Inhalt nach in die vollkommenste Berührung mit der Einheit des Geistes über. Auch das, was sich selbstständig als Bild, oder sonst wie im Geiste regt, sey es nun primitiv im Princip der Form oder in dem der Substanz, auch das wird, wie das äußere Bild, als ein Zweites und Neues von der tiefen, sogar gegen sich selbst ganz freien Gewalt der psychischen Einheit ergriffen und zu ihrer eigensten Eigenheit umgestaltet. Auch ist die Fülle der äußeren wie inneren Gegenstände der unergründlichen Potentialität des Geistes niemals zu gewaltig noch zu zahlreich. Denn die zur klarsten und freiesten Einheit in sich gewordene Seele ruht ja als immanente Potenz des Seyenden κατ' ἐξοχήν auf der überwundenen Unendlichkeit des Unendlich-Großen wie der Unendlich-Kleinen. Die unerschöpfliche Vielheit ist ihr daher so wenig zur Last, daß sie gerade umgekehrt nach der zahllosen Mannigfaltigkeit strebt, um sich um so triumphirender als die wandellose und ungetrübte

Einheit aus ihr wiederherſtellen zu können.*) Ja, Wahrnehmung iſt ohne Zweifel Berührung, aber nur dann iſt ſie wahre, ächte und vollſtändige Wahrnehmung, die lautere Platoniſche δόξα ἀληθής oder διάνοια†), wenn auch die Berührung jenen univerſellen, eindringenden und durchgreifenden Charakter hat, wie er allein in jener dualiſtiſchen, aber hiedurch nichts weniger als in ſich gehemmten Einheit des Geiſtlebens Platz greifen kann.

So wahr und richtig aber auch bis hieher die geſammte Entwicklung nicht nur ſeyn mag, ſondern in der That auch wirklich iſt, ſo iſt dennoch das Ziel, welches durch dieſe Auseinanderſetzungen erſtrebt wird, erſt nur bis zur Hälfte erreicht. Da nämlich, wo am Anfang dieſer Abhandlung die Unzulänglichkeit alles Pantheismus wie Materialismus behauptet wurde, dem Denkakt nur in Etwas in ſeinen geheimen Organismus zu folgen, da haben wir ſelbſt dieſe Unfähigkeit beider Stand-

---

*) Opus etiam est, ut praeter principium mutationum detur quoddam schema ejus, quod mutatur, quod efficit, ut ita dicam, specificationem ac varietatem substantiarum simplicium. Involvere istud debet multitudinem in unitate aut simplici. Omnis enim mutatio naturalis cum per gradus fiat, aliquid mutatur et aliquid remanet, consequenter in substantia simplici datur quaedam pluralitas affectionum et relationum, quamvis partibus careat. Status transiens, qui involvit ac repraesentat multitudinem in unitate seu substantia simplici, non est nisi istud, quod perceptionem appellamus, quam probe distinguere debemus ab apperceptione seu conscientia, quemadmodum in sequentibus patebit. Leibnitii opera omnia. ed. Dutens. tom. II. pars I. pag. 21. — ἡ μὲν γὰρ αἴσθησις ἀλλοίωσίς τις εἶναι δοκεῖ. Aristot. περὶ ψυχῆς. B, 4.

†) Plato, Theaetet. pgg. 200. seqq. Plato, de republ. VI. p. 511. D et E.

punkte namentlich dadurch zu beweiſen geſucht, daß wir die eigentliche That der Reflexion, die Erfaſſung und Ausſcheidung eines Gegenſtandes oder Bildes als Idee als das für ſie ſtets unüberſteigliche Hinderniß auch aller ihrer Erklärungsverſuche darſtellen zu müſſen glaubten. Gerade aber die Interpretation dieſer Reflexion, alſo jenes Momentes, in welchem das aufgenommene Bild zu einem bewußt Angeſchauten und demnach relativ Selbſtſtändigen wird, iſt auch in der vorliegenden Geneſis höchſtens nur erſt angelegt, noch aber nicht bis zur Löſung ihres letzten Problems hindurchgeführt. Denn eine nothwendige Prämiſſe, deren es bedarf, wenn der Akt der Wahrnehmung und ſomit der des vollendeten Wiſſens und Nachdenkens erkannt werden ſoll, iſt zwar durch alles Bisherige mit der nöthigen Klarheit und Evidenz feſtgeſtellt worden, indem es kaum möglich ſeyn wird, die That der Einſicht und des Begreifens nur einigermaſſen zum Verſtändniß zu bringen, wenn nicht vorher die Nachweiſung geliefert worden iſt, daß das zu Erkennende vollkommen von dem denkenden Subjekt aufgenommen, amalgamirt, umſponnt, durchdrungen und demnach wie zu einem Theil ſeiner individuellen Selbſtheit erhoben worden ſey. Aber ſo wichtig dieſes Faktum der Zubildung, durch welches das zu begreifende Objekt der Seele immanent geſetzt und gleichſam mit ihr identiſch gemacht wird, für die befriedigende Löſung der Aufgabe auch ſeyn mag, immerhin iſt damit noch nicht erklärt, wie es wohl komme, daß das von mir Durchdrungene, mit mir identiſch Gewordene von mir als ein Anderes und Neues wahrgenommen, gewußt und erkannt werde. Zur Hebung des an dieſer Stelle noch herrſchenden Dunkels bedarf es demnach noch eines Weiteren, das in den bis jetzt entwickelten Momenten wohl enthalten ſeyn mag, mit ſeiner beweiſenden Kraft indeß noch nicht hervorgetreten iſt. Auch iſt dem durchaus nicht anders. Es wird vielmehr nur eine neue

Wendung längſt von uns gekannter Elemente einzuleiten ſeyn, um von der letzten, hier noch drohenden Verlegenheit befreit zu werden. Sehen wir nämlich zur größeren Klarheit der Unterſuchung zunächſt von den im Geiſte ſelbſt entſtehenden Gedanken ab, da die Anwendung der gleichen Grundſätze auf ſie ſich von ſelbſt ergeben wird, und beſchäftigen uns allein mit den uns von Außen zugeführten Gegenſtänden und Bildern, ſo iſt fürs erſte nach dem Bisherigen gewiß, daß dieſelben durch die Leitung der leiblichen Subſtantialität vor Allem mit vollkommenſter Identität der Subſtanz der Seele einerzeugt werden, erſt von da gehen ſie weiter, und zwar ohne alle Schwierigkeit, an das Princip der pſychiſchen Form, da dies ebenſo der dominirende Herr des Geiſtes wie mit der ſubſtantiellen Baſis der Seele vollſtändigſte Einheit iſt. Aber die Form oder Schranke der Seele iſt in ihrem Verhältniß zur pſychiſchen Subſtanz mit dieſer nicht nur vollkommene Einheit, ſie iſt ihr gegenüber vielmehr auch der ausgeſprochenſte und heftigſte Gegenſatz. Es iſt dies ja eine von uns, wie wir glauben, zur Genüge bewieſene Theſis. In demſelben Augenblick daher, in welchem das mit der pſychiſchen Subſtanz identiſch gewordene Bild eines Aeußeren (oder auch eines in der Seele ſelbſtſtändig aufgetauchten Gegenſtandes) mit Heftigkeit zur Einheit mit dem Formprincip übergeht, in demſelben Augenblick wird es auch mit gleicher Heftigkeit von der Natur der Schranke als ein ihr Fremdes und wenig Homogenes wieder ausgeſchieden. Durch dieſe zwiefache, faſt in einen und denſelben Zeitmoment zuſammengedrängte Thatſache wird nun aber ein Doppeltes erreicht. Einmal nämlich wird dadurch, daß das in ſich unendliche Princip der Form ſich das fragliche Bild vollkommen amalgamirt, die Subſtantialität der Form ſelbſt, ſo weit es nöthig iſt, in die Gleichheit und Ebenbildlichkeit mit dem zu begreifenden Gegenſtand umgewandelt, damit aber auch zugleich die Erhebung des zu erfaſſenden Gegenſtandes zur

relativen Ebenbildlichkeit mit dem geiſtigen Formprincip zu Stande gebracht. Dann aber wird auch zweitens zufolge des tiefen Gegenſatzes, welcher zwiſchen dem Formprincip der Seele und der geiſtigen Subſtanz beſteht, das zu wiſſende Bild durchaus wieder von der pſychiſchen Schranke getrennt und damit der totale Unterſchied fixirt, welcher zwiſchen der die unendliche Möglichkeit enthaltenden Natur der geiſtigen Form und der durchaus einſeitigen und beſchränkten Geſtalt des in die Seele aufgenommenen Bildes vorhanden iſt. In dieſem merkwürdigen, ſo gut wie ſimultanen Akt der Zubildung, der Einerzeugung eines Fremden in den Geiſt oder deſſen Formprincip und der zugleich geſetzten Ausſcheidung (Unterſcheidung) deſſelben aus dem Geiſt entſteht nun jener entzückende Moment, in welchem Das, was auf tiefſter Stufe Fühlen und Wahrnehmung, dann Wiſſen, Denken und Erkennen heißt, als Produkt der thätigſten und mannigfaltig verſchlungenen Faktoren in der Seele ausgeboren wird*). Denn durch die Zubildung des fremden,

*) Wie richtig ſchon Plato, obwohl nach ihm auf dieſer von ihm betretenen Bahn kaum einige weitere Verſuche gemacht worden ſind, alle hier des Näheren entwickelten Verhältniſſe, wenn auch noch nicht vollſtändig erkannt, aber doch geahnt hat, erlauben wir uns durch wörtliche Mittheilung einer der intereſſanteſten Stellen ſeines Timäus für den Kenner wenigſtens anzudeuten. Der große Mann ſagt nämlich: *ἅτε οὖν ἐκ τῆς ταὐτοῦ καὶ τῆς θατέρου φύσεως ἐκ τε οὐσίας τριῶν τούτων συγκραθεῖσα (scil. ἡ ψυχὴ) μοιρῶν, καὶ ἀνὰ λόγον μερισθεῖσα καὶ ξυνδεθεῖσα, αὐτή τε ἀναπυκλουμένη πρὸς αὑτήν, ὅταν οὐσίαν σκεδαστὴν ἔχοντός τινος ἁφάπτηται καὶ ὅταν ἀμέριστον, λέγει κινούμενη διὰ πάσης ἑαυτῆς, ὅτῳ τ' ἄν τι ταὐτὸν ἢ καὶ ὅτου ἂν ἕτερον, πρὸς ὅ τί τε μάλιστα καὶ ὅπῃ καὶ ὅπως καὶ ὁπότε ξυμβαίνει κατὰ τὰ γιγνόμενά τε πρὸς ἕκαστον ἕκαστα εἶναι καὶ πάσχειν καὶ πρὸς τὰ κατὰ ταὐτὰ ἔχοντα ἀεί. λόγος δὲ ὁ κατὰ ταὐτὸν ἀληθὴς*

ſinnlichen und äußerlichen Bildes in die Subſtantialität des Geiſtes iſt in jenem nichts, was nicht auch im Geiſte wäre, keine verſchiedene Dignität herrſcht mehr zwiſchen Bild und Seele, ja das erſtere iſt ſogar zu einem ſubſtantiell unterſchiedloſen Theil der letzteren geworden. Indem aber alſobald wieder das aufgenommene äußere Bild und der Identität mit dem Formprincip des Geiſtes lodgeriſſen wird, wird der Geiſt ſowohl des mit ihm identiſch geweſenen Theiles, ſo wie des in ihn als ſein individuelles Eigenthum zurückbleibenden innerlichen Inhaltes inne, er fühlt, was das Seinige und was nun nicht mehr das Seinige iſt, aber nichts deſtoweniger war und deßhalb doch auch noch iſt, Alles nimmt er wahr, was an dem nun wieder von ihm getrennten Bild als Gleichheit mit ihm und was als Unterſchied erſcheint, und endigt damit, daß der geſammte Inhalt des erſt äußerlichen, nun ihm vollkommen innerlich gewordenen Bildes, ſein anderweitiger Zuſammenhang und ſchließlich dem fraglichen Gegenſtand gegenüber das eigene pſychiſche Weſen ſich für ihn zur höchſten Blüthe der lauterſten und beſonnenſten Erkenntniß eröffnet.

Obgleich nun aber durch dieſe letzte Entwicklung auch die geiſtige Funktion des Denkens auf die in der vorliegenden Abhandlung gegebene Konſtruktion des Geiſtes zurückgeführt und vielleicht nicht ganz unwahrſcheinlich erklärt worden iſt, ſo iſt doch noch Eines zurück, was zwar an ſich als eine Sache von

---

γιγνόμενος, περί τε θάτερον ὢν καὶ περὶ τὸ ταὐτόν, ἐν τῷ κινουμένῳ ὑφ' αὐτοῦ φερόμενος ἄνευ φθόγγου καὶ ἀχῆς, ὅταν μὲν περὶ τὸ αἰσθητὸν γίγνηται καὶ ὁ τοῦ θατέρου κύκλος ὀρθὸς ὢν εἰς πᾶσαν αὐτοῦ τὴν ψυχὴν διαγγελῇ, δόξαι καὶ πίστεις γίγνονται βέβαιοι καὶ ἀληθεῖς· ὅταν δὲ αὖ περὶ τὸ λογιστικὸν ᾖ καὶ ὁ τοῦ ταὐτοῦ κύκλος εὔτροχος ὢν αὐτὰ μηνύσῃ, νοῦς ἐπιστήμη τε ἐξ ἀνάγκης ἀποτελεσθείη. Plato, Timaeus 37. A — C.

geringerer Bedeutung erſcheint, aber doch noch einer kurzen Auseinanderſetzung bedarf, da ſonſt für den Leſer noch eine kleine Unklarheit mit unterlaufen könnte. Als wir uns nämlich anſchickten, von dem Begriff der abſolut umſpannenden und durchdringenden Berührung zu der ſucceſſiven Geneſis der Erkenntniß voranzugehen, da war es zunächſt die Wahrnehmung, welche wir mit der Kategorie der Berührung in Verbindung ſetzten. Da wir nun von der Wahrnehmung hinweg ohne Einſchaltung verſchiedentlicher Mittelglieder alſobald zu den höheren Stufen des Begreifens vorangingen, ſo könnte gegen uns der Vorwurf erhoben werden, daß wir gerade an der Stelle dieſes wichtigen Incidenzpunktes allzu unvermittelt und deſultoriſch verfahren ſeyen. Indeß wird es uns nur eine geringere Mühe koſten, unſere Unterſuchungsweiſe gegen dieſen Tadel einer ſcheinbaren Oberflächlichkeit ſicher zu ſtellen. Um nämlich die aufgeſtellte Beziehung zwiſchen dem Princip des Denkens und der ſinnlichen Berührung gleich anfangs als eine nicht zu auffallende Behauptung erſcheinen zu laſſen, zogen wir es vor, jene Kategorie der geiſtigen Perception für unſere Entwicklung zu wählen, welche ihrer Natur nach ſelbſt die meiſte Verwandtſchaft zur Sinnlichkeit beſäße. Dann glauben wir auch, daß der Gegenſatz zwiſchen dem völlig Unbewußten, daher ganz Sinnlichen und der Wahrnehmung ein unendlich größerer und klaffenderer ſey, als der zwiſchen der Wahrnehmung und der höchſten Höhe des tiefſinnigſten oder kritiſchſten Erkennens. Iſt daher nur einmal der gewichtige Schritt geſchehen, welcher überhaupt aus der Sphäre der Sinnlichkeit heraus in die irgend eines Fühlens oder Wiſſens hinüberführt, ſo iſt dann geradezu alles Andere, was noch zu thun übrig bleibt, für eine relative Kleinigkeit zu achten. Endlich ſind wir auch im Allgemeinen nicht der Meinung Platos, daß die Erkenntnißſtufen der *αἴσθησις* oder *εἰκασία*, der *δόξα ψευδής* oder der *πίστις*, der *δόξα ἀλη-*

δόξ oder der *διάνοια* auf der einen und der *ἐπιστήμη* oder *νόησις**) auf der anderen Seite wesentliche Differenzen darböten oder gar an die spezifischen Unterschiede des *ὄν ἀεί* und des *γιγνόμενον* gebunden wären**). Vielmehr müssen wir die Leibnitzische Ansicht allein als die richtige erklären, zufolge deren das unterste, kaum einer Ahnung oder Rührung vergleichbare Fühlen oder Sinnen und der deutliche sonnenklare Begriff des höchsten Scharfsinnes sammt allen dazwischen liegenden Mittelstufen nicht wesentlich und spezifisch, sondern nur graduell und übergangsweise von einander geschieden sind †). Denn „was im Menschen wacht, träumt im Thier und schläft in der Pflanze." Wir glauben demnach, den in unserer Deduktion scheinbar vorhandenen saltus in demonstrando, vermittelst dessen wir auf den ersten Anblick zu abrupt von der Wahrnehmung zur vollendeten Erkenntniß übergegangen zu seyn scheinen, nicht nur gerechtfertigt, sondern im Grunde als gar keinen derartigen nachgewiesen zu haben.

Hiemit ist die vorliegende Abhandlung bei ihrem Ende angekommen. Denn so bedeutsame Fragen und Einwürfe bezüglich ihres Gegenstandes auch noch erhoben zu werden vermögen, das Wichtigste und Principielle, kraft dessen dieselben beantwortet und zurückgewiesen werden können, ist in den nun

---

*) Plato, Theaetet. pag. 198. seqq. Plato, de republ. VI. p. 511. D et E.

**) *ὅτι περ πρὸς γένεσιν οὐσία, τοῦτο πρὸς πίστιν ἀλήθεια.* Plato, Timaeus pag. 29 C. — Vergleiche hiemit noch Timaeus p. 37. A — C. p. 51. D — 52. C. etc.

†) C'est peut-être, qu'on a cru que les pensées confuses diffèrent toto genere des distinctes, au lieu qu'elles sont seulement moins distinguées et moins développées à cause de leur multiplicité. Leibnitii opera omnia ed. Dutens tom. II pars I. pag. 87. med.

abgeschlossenen Untersuchungen durchaus nach allen Richtungen hin zur Sprache gekommen. Erschöpft können diese bedeutungsvollen Probleme der Seelenlehre allerdings nur werden durch die vollständigste Verarbeitung der gesammten Geschichte der Philosophie wie mehrerer Theile der mathematischen und physikalischen Disciplinen zu einem großen, zusammenhängenden und gegen alle Angriffe gerüsteten System der psychologischen Wissenschaften. Auch müßten in ein solches durchaus jene Disciplinen aufgenommen werden, welche sich mit der leiblichen Seite des Menschen und namentlich mit der Nerven- und Gehirnlehre desselben beschäftigen: — ein Gebiet, auf welchem vom empirischen Standpunkte aus unser trefflicher Förg so ausgezeichnete Vorarbeiten geliefert hat. Vielleicht gelingt es noch einst dem Verfasser, diesen freilich unerschöpflichen Stoff wenigstens in Etwas zu bewältigen und auf eine Stufe zu fördern, welche als eine, wenn auch nur um ein Minimum, höhere, als die bis jetzt erreichte, wird angesehen werden können. Er wünscht dies um so mehr, als dadurch Gegner zum Verstummen gebracht würden, welche ihm schon öfter wie in einem Athemzug ebenso hyperidealistische wie hylozoistische Vorstellungen zum Vorwurf gemacht haben. Wenigstens einige der wesentlicheren dieser Einwürfe zurückzuweisen, dazu wird eine umfangreichere und deßhalb auch noch tiefer eindringende Arbeit vielleicht baldige Gelegenheit geben.